G.Gr.
C5474

Dispositionen und Materialien

zu

deutschen Aufsätzen

über

Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten.

Von

Dr. L. Cholevius,

Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Erstes Bändchen.

Zehnte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1887.

15947
30/9/91

Vorwort zur ersten Auflage.

Es wäre unpassend, einer so kleinen Sammlung von Dispositionen eine weitläufige, theoretische Abhandlung über den deutschen Aufsatz beizufügen, zumal da es uns keineswegs an gründlichen und belehrenden Schriften der Art fehlt. Wie in allen Dingen, so ist es auch hier für den Lehrer die schwierigste Aufgabe, die Praxis mit der Theorie, welche stets zu einer schnelleren Entwickelung gelangt, auf eine gleiche Höhe zu bringen und meine Arbeit hat ja ausschließlich einen praktischen Zweck, indem ich in ihr meinen Kollegen, welche in den beiden obersten Klassen höherer Lehranstalten den Unterricht im Deutschen erteilen, ein Hilfsmittel anbiete. Ich will mich daher nur mit einigen Worten über die ungewöhnliche und vielleicht befremdende Gestalt mancher von den Dispositionen, die ich hier aus meinen Sammlungen zur allgemeinen Benutzung mitteile, erklären und damit man erkennt, welcher Gebrauch von ihnen nach meiner Absicht gemacht werden soll, noch angeben, wie ich selbst (seit siebzehn Jahren) die Übungen der Schüler zu leiten pflege.

Wir stimmen in unserm Urteile über die Brauchbarkeit der Themata selten überein. Von Hunderten, die uns in älteren und neueren Sammlungen dargeboten werden, gefallen jedem nur wenige und nicht einmal jedem dieselben. Dies liegt nicht immer an den Thematen. Denn natürlich werden uns stets nur Aufgaben über solche Gegenstände besonders ergiebig scheinen, welche bereits unser eigenes Nachdenken beschäftigt haben, so daß sie in unserm Bewußtsein nach der einen oder nach der andern Seite hin eine Reihe von Gedanken anregen; und andere verwerfen wir wieder als untauglich, obgleich sie nur den Fehler haben, daß das Gebiet, zu welchem sie gehören, uns bis dahin fremd geblieben ist.

Dies hat mich bestimmt, meinen Dispositionen eine andere Form zu geben, als ich sie eigentlich liebe. Meine Schüler gewöhne ich daran, in dem Schema nur die Hauptpunkte zusammenzustellen und sich dabei auf wenige bezeichnende Worte zu beschränken. Hätte ich indessen hier das gleiche Verfahren für mich selbst gewählt, so würde, wie ich fürchtete, auch die hinzugefügte kurze Disposition noch nicht genugsam dargethan haben, was in dem Thema enthalten ist. Deshalb habe ich bald die Hauptpunkte noch durch eine fortgesetzte Division zerlegt, bald durch einiges Material die weitere Ausführung eingeleitet.

Wenn es nun aber uns Lehrern selbst so ergeht, daß der eine mit diesem, der andere mit jenem Thema nichts anzufangen weiß, was soll dann der Schüler machen, dem man keine Wahl läßt und dem es schon schwer werden muß, die Gedanken, die er wirklich in seinem Innern hat, zur Erörterung eines bestimmten Objektes zu verwenden.

Es ist nicht nötig, daß wir zu den geringen Forderungen der alten Schule zurückkehren und den Primaner über den Nutzen des Feuers oder des Wassers schreiben lassen; denn in dem Geiste unserer Jünglinge findet sich nicht eine so trostlose Leere. Wo nur einige Sinnigkeit, das angestammte Erbe der deutschen Jugend, vorhanden ist, da setzt jeder Zweig des Unterrichts und die Lektüre alter und neuer Schriftsteller eine Menge von Anschauungen ab, ja die Erlebnisse des Jünglings selbst, die nur nach den Dimensionen, aber keineswegs nach ihrer Wirkung auf Geist und Herz so unbedeutend sind, geben ihm von der menschlichen Natur, von Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften, von dem Streite höherer und niederer Interessen ꝛc. eine Kenntnis, die weit umfassender ist, als man glauben sollte. Es kommt nur darauf an, daß er die aufgenommenen Anschauungen beherrschen und gebrauchen lernt, daß sich die Eindrücke der Außenwelt in eine Betrachtung derselben verwandeln, und der deutsche Aufsatz soll hauptsächlich den Jüngling fähig machen, sich auf diese Stufe der bewußten Reproduktion zu

erheben. Der Übergang ist aber keineswegs eine Sache, die sich von selbst macht, und der Schüler bedarf hier einer mit vielfachen Übungen verbundenen Anleitung; hauptsächlich der Sekundaner, welcher eben aus dem unreifen Puppenstande des Knabenalters heraustritt und dem der Boden unter den Füßen schwankt, weil in allen Gegenständen die elementare Weise der Behandlung in einen wissenschaftlichen Unterricht übergeht und das neue Licht seinen Geist noch eine gute Weile mehr blendet als erleuchtet. Das Thema sei noch so leicht, in welche Verlegenheit wird er geraten, wenn er ganz selbständig arbeiten soll? Er weiß alles, was er zu sagen hat, aber er findet keinen Anfang und sieht kein Ende ab. Er schreibt einige Sätze hin, aber gleich quält ihn der Zweifel, ob dieser Gedanke auch hier am rechten Platze steht, ob nicht eine andere Einleitung schicklicher wäre. Nach langer Überlegung wird alles wieder weggestrichen. Er versucht es mit einem neuen Anfange und läßt denselben stehen, mehr aus Not als aus Überzeugung, daß er jetzt das Richtige getroffen. Mit dem nächsten Absatze wiederholt sich die Pein. Es scheint sich weniger um eine Stilübung als um eine Bußübung zu handeln: man geht regelmäßig zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Endlich kommt man allerdings auch so zum Ziele und der Aufsatz ist fertig, aber das Resultat der qualvollen Bemühung ist kein anderes als die Gewißheit, daß man ein sehr unvollkommenes Werk zu stande gebracht. Der Lehrer findet bei aller Nachsicht (turba peccantium tollit sapientis iram, Seneca) den Aufsatz in der That äußerst mangelhaft. Hier ist das Wichtigste übersehen und ganz Entlegenes aufgenommen, dort hat die fehlerhafte Anordnung Wiederholungen veranlaßt, die Darstellung hat keinen festen Gang, sie spinnt sich an Zufälligkeiten fort, überall finden sich Lücken: kurz, die ganze Arbeit zeigt die dumpfe Ratlosigkeit, mit der sie unternommen und ausgeführt wurde. Es ist klar, daß man wenigstens auf dieser ersten Bildungsstufe dem Schüler zu Hilfe kommen muß. Diktiert man ihm, wie

es wohl üblich ist, eine Disposition, so geschieht zu viel und auch zu wenig; denn er gelangt zu derselben ohne eigenes Nachdenken und weiß nun doch nicht, wie er das einzelne ausführen soll. Mir hat sich für Sekunda folgendes Verfahren als das beste bewährt.

Wenn das Thema zu einer Monatsarbeit aufgegeben wird, verwende ich wohl eine ganze Stunde auf die Besprechung desselben und beobachte dabei durchaus die heuristische Methode, außer wo stoffliche Mitteilungen notwendig sind. Die Schüler müssen zuerst den Inhalt und Sinn des Themas feststellen. Dann werden sie aufgefordert, ein Ganzes in seine Teile aufzulösen, Gründe für die Wahrheit eines Satzes oder die Folgen der Mißachtung einer Lehre zu ermitteln, in beiden Fällen zu dem Allgemeinen bestimmte Beziehungen auf die Erscheinungen des Lebens, wie sie ihnen aus der eigenen Erfahrung, aus der Geschichte und aus den Bildern der Dichtkunst vorschweben, aufzusuchen. Man verhilft ihren Vorstellungen zur Klarheit, ihren Urteilen zur Bestimmtheit, man lehrt sie das Wesentliche festhalten, das Nebensächliche und Ungehörige als solches erkennen und ausscheiden. Man verknüpft das einzelne. Man läßt sie die Hauptpunkte zerlegen, um eine mehrseitige Betrachtung und gründlichere Entwickelung des Gegenstandes einzuleiten. Auf diese Weise wird endlich ein ausreichendes Material zusammengebracht. Nun folgt die Ordnung desselben, auf welche schon vorhin einige Winke vorbereitet haben. Die Einzelnheiten werden unter bestimmte Gesichtspunkte gebracht, sie schließen sich zu Gruppen aneinander, bis sich alles dem Bewußtsein als ein einheitliches und abgerundetes Ganzes darstellt. Zum Schlusse diktiere ich den Schülern die Disposition, so wie sie eben von ihnen entworfen ist, damit sie für die Ausarbeitung einen ganz festen Anhalt haben.

Bei dieser Erörterung des Themas ist vor allem darauf zu halten, daß eine möglichst allgemeine Beteiligung stattfindet. Es gibt natürlich immer und überall Schüler,

die in solchen Fällen lieber zuhören oder gar nachschreiben, als selbst denken und sprechen. Es gelingt aber gewiß, die Mehrzahl zu einem muntern Mitarbeiten zu bewegen, wenn man sie nur einsehen lehrt, daß eine lebhafte Teilnahme an diesen Übungen beinahe noch mehr fördert, als die nachherige schriftliche Abfassung des Aufsatzes. Dem kleinen Reste, der in seinem Phlegma verharrt, ist freilich nicht zu helfen.

Fordert man nun nach dieser Vorbereitung, der Schüler solle das, was in der Klasse besprochen worden, mit Klarheit wiedergeben und in lückenlosem Zusammenhange darstellen, so daß man sieht, er hat bei allen Einzelheiten das Ganze überblickt und in jedem Teile der Arbeit gewußt, wovon er ausging und wohin er wollte, so macht man damit keine zu hohen Ansprüche, denn auch der Schwächere darf nun nicht an der Feder kauen, und wiederum sind die Ansprüche gewiß auch nicht zu niedrig, da der Schüler, selbst wenn er mit dem Sachlichen im reinen ist, noch genug zu thun hat, um das Sprachliche so weit zu überwältigen, daß seine Ausdrucksweise neben der Korrektheit und Deutlichkeit eine leichtere Bewegung und ein gefälliges Kolorit erlangt. In der zweiten Hälfte des Kursus kürzt man die Besprechung mehr und mehr ab, jedoch ohne zu eilen, damit der Schüler den Beistand, welchen ihm der Lehrer versagt, nicht auswärts sucht*).

*) Man hat mir entgegnet, daß eine völlige Selbständigkeit den Schüler doch vielleicht mehr fördert. Ich lasse jedem seine Ansicht und habe hier nur die meinige zu verteidigen. Zu dieser Selbständigkeit scheint mir kaum der ältere Sekundaner die nötige Reife zu besitzen, man müßte denn ganz leichte Aufgaben wählen, die tief unter dem Bildungsziele stehen, welches wir bei der Lektüre der Schriftsteller und bei dem sonstigen Unterrichte nach dem Lehrplane ins Auge zu fassen haben. Was solche Anfänger, wenn man sie sich selbst überläßt, niederzuschreiben vermögen, ist für sie nichts Höheres, woran sie sich heraufbilden könnten; jeder neue Aufsatz geht dann nur aus der Mittelmäßigkeit und Unreife der früheren Arbeiten hervor. Die Besprechung des Themas soll den Schüler auf einen Stand-

Dem Primaner muß man eine größere Selbständigkeit zumuten. Eine solche umständliche Vorbereitung auf die Arbeit wäre hier unstatthaft und nur ausnahmsweise gebe ich, wenn eine Unsicherheit bei der Auffassung zu befürchten ist, einige Andeutungen über den Gesichtspunkt und die Hauptteile. Mir scheint es besser, daß auch der Primaner in diesem Falle einige Unterstützung erhält, als daß er mit dem Zweifel, ob er auf dem rechten Wege ist, an die Arbeit geht und zuletzt die Erfahrung macht, daß sein Fleiß vergeblich gewesen ist. Denn ein unverschuldetes Mißlingen macht, da es sich ja um keine Kleinigkeit handelt, einen äußerst niederschlagenden Eindruck, während andererseits wohl nichts so sehr zu einer sorgfältigen Ausarbeitung des einzelnen ermuntert als die Gewißheit, daß man die Sache auf die rechte Weise angefaßt hat und ein günstiger Erfolg allein von unserm guten Willen abhängt.

Dagegen wird nun nachher, wenn die Klasse ihre Aufsätze zurückerhält, das Thema auch in Prima ganz auf die obige Art besprochen und dabei vor allem auch eine Disposition entworfen. Eine rege Beteiligung erfolgt hier von selbst, weil jeder über die Sache nachgedacht hat und mit Interesse bemüht ist, die Auffassung des Gegenstandes und den Gang der Darstellung, welche er selbst gewählt hatte, zu verteidigen. Hier ist nun ein gutes Gedächtnis für den Lehrer eine sehr erwünschte Gottesgabe. Wenn die Frage des

punkt versetzen, der sein bestes Wissen und Können in Anspruch nimmt; dies geschieht, wenn man ihn auf bedeutendere Gesichtspunkte hinweist und die Ausführung mit gehaltvolleren Gedanken einleitet. Er hat jetzt ein Vorbild, dem er sich bei der Arbeit gleichzustellen sucht. Die scheinbare Konzession, die man seiner Bequemlichkeit macht, wird dadurch aufgewogen, daß er jetzt genötigt ist, nicht mit einer zu trivialen Auffassung der Sache hinter seinen eigenen Kräften zurückzubleiben und die Vorzeichnung eines Planes hat außerdem das Gute, daß die, welche sich für besonders begabt halten, und daher auch mit einer vorgeschriebenen Disposition nicht recht zufrieden sind, während sie selbst noch keine machen können, vor dem Phantasieren bewahrt bleiben.

einen, der Einwand des andern eine Belehrung erfordert, muß er nicht erst in den Heften nachschlagen dürfen, um sich zu orientieren. Mit einiger Übung kommt man leicht dahin und die Sache ist auch nicht so schwierig. Sind etwa 40 Schüler in der Klasse, so wird es nicht 40 verschiedene Dispositionen geben. Ohne daß eine Unredlichkeit die Übereinstimmung zuwege gebracht, bilden die Aufsätze natürlich immer nur eine kleine Zahl von Gruppen und bei einer irgend aufmerksamen Korrektur werden sich uns die verschiedenen Arten der Behandlung, sollten sie auch ein halbes Dutzend ausmachen, gewiß von selbst so einprägen, daß wir sie aus der Erinnerung zensieren, ja mit einzelnen Schülern über besondere Varietäten verhandeln können. Bei diesem Verfahren erlangt man noch den Vorteil, daß nun viel Zeit erspart wird, wenn man die einzelnen Aufsätze durchgeht; denn das Sachliche ist meistens schon bei jener allgemeinen Verhandlung erörtert und man hat es nur noch mit den stilistischen Fehlern zu thun.

Mit dieser Auseinandersetzung beabsichtige ich nicht, eine gewiß sehr verbreitete Methode für eine neue Erfindung auszugeben; ich wünschte nur, mich mit einigem Nachdruck gegen die Meinung zu verwahren, als wären meine Dispositionen geschrieben, um den Schülern, ohne daß man ihr Nachdenken und ihren Formsinn in Anspruch nimmt, diktiert zu werden. Bei manchen Thematen ist die Anleitung noch mehr zu beschränken. Erhalten die Schüler eine bestimmte Vorlage, so daß es ihnen an Material nicht fehlen kann und bezweckt man, sie hauptsächlich im Sammeln und Ordnen zu üben, ist also z. B. die Charakteristik eines dramatischen Helden zu entwerfen, so wird selbst in Sekunda eine umständliche Besprechung des Gegenstandes oder des Planes der Abhandlung nicht am Platze sein. Man zeigt ihnen höchstens durch einzelne Bemerkungen, worauf sie zu achten haben. Ähnlich ist es, wenn man sie in einem Vortrage mit dem Gegenstande bekannt machen muß (vergl. die Aufgaben über die Birke, die Gottesgerichte); hier bindet man sich bei

der Mitteilung absichtlich nicht an eine strenge Ordnung und läßt sie nachher selbst die rechte Form finden. Manches wieder, z. B. die Chorgesänge in der Schilderung des Fischerbegräbnisses, würde ich vorlesen, damit sie für die Sache und den Ton einen Anhalt haben, dann aber eine ganze freie Nachbildung fordern.

Der Lehrer muß nicht nur bei der schriftlichen und mündlichen Korrektur der Aufsätze, sondern selbst in dem Falle, wenn keine vorhergehende Besprechung des Themas stattfindet, schon bei der Aufgabe desselben eine bestimmte Disposition im Kopfe haben. Es ist nicht genug, daß er über diesen oder jenen Punkt, der zur Sache gehört, etwas Wichtiges oder Interessantes zu sagen weiß; er muß, um vorher davon überzeugt zu sein, daß er die Schüler mit einer ausführbaren und angemessenen Arbeit beschäftigen will, bereits im Geiste den ganzen Aufsatz nach seinen Hauptteilen überblicken. Ich scheue mich nun nicht, von mir selbst zu bekennen, daß ich bei dieser Vorbereitung sehr gerne in Sammlungen von Dispositionen blättere. Es kostet oft mehr Zeit, als man zur Verfügung hat, gleichsam die Exempel, welche man sich zur Auswahl notiert, vorher alle selbst auszurechnen und gewiß machen auch andere die Erfahrung, daß es ihnen nicht selten trotz alles Nachsinnens schwer wird, auf ein geeignetes Thema zu kommen. Wir alle bewegen uns mit unseren Gedanken stets in einem gewissen Kreise von Gegenständen; unsere Aufgaben werden mit der Zeit einander zu ähnlich und da unsere Anschauungsweise auf die Schüler übergeht und übergehen soll, hören wir uns in den Aufsätzen zu häufig über dieselben Dinge reden, was die Korrektur so ermüdend macht. Daher ist mir jede, selbst eine übelgeratene Sammlung von Thematen, Entwürfen und Materialien willkommen. Muß man gleich die Dispositionen, weil uns auch die besten nie ganz zusagen werden, umschreiben, so erhalten wir doch von Außen eine angenehme Anregung; wir sehen manches nicht nach der uns geläufigen Auffassung behandelt, wir stoßen wohl gar auf Gegenstände, die uns bis dahin fern

lagen und doch so viel Interesse haben, daß es für uns erfrischend ist, sie mit der Jugend zu entwickeln.

Dies hat mich bestimmt, zu den bereits vorhandenen Hilfsmitteln der Art einen kleinen Beitrag hinzuzufügen; ich thue es mit bescheidenen Ansprüchen, doch natürlich in der Meinung, nicht etwas ganz Untaugliches zu liefern. Sollte mich einiger Beifall aufmuntern, so könnte eine zweite Sammlung folgen. Die Dispositionen habe ich alle selbst ausgearbeitet; nur äußerst wenige enthalten Entlehntes. Manche Themata mögen wohl noch nie in der Schule behandelt sein. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß kein einziges außerhalb des Gesichtskreises heranreifender Jünglinge liegt. In den meisten lehnt sich ein abstraktes Moment an eine konkrete Grundlage, so daß der begabtere Schüler Gelegenheit hat, sich in der Auseinandersetzung des Gedankens zu versuchen, und andere, welche gern zur schildernden Darstellung realer Beziehungen ihre Zuflucht nehmen, auch nicht leicht in Not geraten können. Allgemeine Aufgaben aus der Moral sind nicht ganz gemieden, wiewohl ich weiß, was man gegen sie einzuwenden hat. Es ist immer mißlich, den Abiturienten einen Gegenstand, dessen Entwickelung eine besondere wissenschaftliche Sachkenntnis voraussetzt, zur extemporalen Behandlung vorzulegen. Wir können daher die allgemeinen Sätze aus der Praxis und Betrachtung des sittlichen Lebens nicht entbehren und die Schüler müssen auch in Aufsätzen dieser Art einige Übung haben. Ferner bin ich darauf bedacht gewesen, solche Themata zu wählen, die nach meinem Urteil gehaltvoll und anziehend genug sind, um einiges Nachdenken zu verdienen, dabei aber auch so viel Einzelheiten in ihrem Umfange haben, daß sie selbst für einen längeren Aufsatz einen hinreichenden Stoff darbieten. Selbst der Schüler mag seinen Fleiß nicht gern an ein nichtssagendes Thema wenden und hat ein immerhin bedeutender Satz zu wenig Umfang, so verführt die Scheu vor dem Vorwurfe der Dürftigkeit zu ungehörigen Abschweifungen.

Endlich habe ich in meine Dispositionen einige Sen-

tenzen, meistens Verse aus Dichtern aufgenommen. Unsere Väter konnten ihren Horaz auswendig und hatten die Lebensregeln und Aussprüche desselben immer bei der Hand. Später lehnte sich die Moralphilosophie der Gebildeten mehr an Schiller und Goethe. Warum sollte nicht auch die Jugend in ihren Aufsätzen einen solchen Anhalt suchen. Es hat seine Vorteile, wenn sie sich bei ihrem Denken und Schreiben mit den größten Dichtern unseres Volkes in einigem Zusammenhange fühlt. Gewöhnlich knüpft sich auch an die Sentenzen eine dramatische Situation und es ist oft von Nutzen, dieselbe in die Erörterung des Themas hineinzuziehen. Endlich glaube ich bemerkt zu haben, daß Schüler, welche gerne ihren Aufsatz mit Dichterstellen schmücken, sich auch selbst an eine mehr gehobene Sprache und Anschauungsweise gewöhnen. Man muß ihnen die Verse diktieren; freilich ist es besser, wenn sie aus ihrem Gedächtnisse oder aus einer von ihnen selbst angelegten Sammlung schöpfen können.

Doch ich breche hier ab. Es ist unmöglich, alles anzuführen, was bei einer zweckmäßigen Benutzung meiner Arbeit zu beobachten wäre und der vernünftige Lehrer findet sich von selbst zurecht. Es ist auch unmöglich, allen Mißverständnissen und unbilligen Anforderungen vorzubeugen. Wenn man Dispositionen auch etwas weitläufiger einrichtet, so enthalten sie doch immer nur Andeutungen, welche die ergänzende Auslegung nach Belieben in Vernunft und in Thorheit verwandeln kann. Wer also Lust hat zu tadeln, der wird hier Gelegenheit genug finden, seine Neigung zu befriedigen; wer dagegen von meiner Arbeit wirklich Gebrauch machen will, dem wird sie auch manches Brauchbare darbieten. Ein durchaus tüchtiger Schulmann, dem es gewiß nicht an Geschick fehlt, selbst eine Aufgabe zu ersinnen und zu ordnen, sagte mir einmal in seiner liebenswürdigen plastischen Redeweise, er gebe für ein hübsches Thema gern zwei gute Groschen. Wenn nun auch dem Käufer meines Büchleins nicht sämtliche 100 Dispositionen gefallen, so

viel Taugliches enthält die Sammlung für jeden, daß er nach jener Taxe zu seinem Gelde kommt.

Königsberg, im Februar 1860.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Beifall, welcher meinem Büchlein zu teil geworden ist, hat mich veranlaßt, noch eine Reihe von Dispositionen auszuarbeiten, die sich nun an die neue Auflage der älteren Sammlung als ein zweites Bändchen anschließt. Die Themata sind in dem letzteren nicht ganz auf die frühere Art behandelt; ich will mich darüber jedoch nicht hier, sondern in einer besonderen Einleitung zu der neuen Sammlung erklären, um auch die Besitzer der ersten Auflage, welche jetzt die Fortsetzung allein kaufen, von den Ursachen jener Veränderung in Kenntnis zu setzen. Möge das Neue und das Alte, dessen Wert ich durch eine sorgfältige Durchsicht zu erhöhen bemüht gewesen bin, von meinen Herren Kollegen mit Freundlichkeit aufgenommen werden! Der rasche Verkauf der ersten Auflage läßt mich glauben, die Mängel meiner Arbeit seien nicht so erheblich, daß ihnen nicht bei einem verständigen Gebrauche durch eine dem jedesmaligen Bedürfnisse angemessene Nachbesserung abgeholfen werden könnte.

Königsberg, im Dezember 1861.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

In dankbarer Freude über die zunehmende Verbreitung meines Hilfsbuches habe ich sämtliche Dispositionen wiederum mit Aufmerksamkeit durchgesehen und dieselben um eine Zugabe von 25 kleinen Aufsätzen vermehrt, die der Gleichmäßigkeit wegen dem ersten Bändchen, welches bisher

einen geringeren Umfang als das zweite hatte, unter Nr. 101—125 beigefügt sind. Möchte meine Arbeit auch in dieser neuen Gestalt eine wohlwollende Aufnahme finden!

Königsberg, im März 1864.

Der Verfasser.

Vorwort zur fünften Auflage.

Wie bei der vierten Auflage (1866) glaubte ich auch diesmal mit meinem Buche keine erhebliche Veränderung vornehmen zu dürfen; ich habe daher wiederum nur Einzelheiten verbessert und die Materialien durch einige Zusätze ergänzt.

Inzwischen ist eine von mir ausgearbeitete Praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze, in Briefen an einen jungen Freund (B. G. Teubner 1868) im Buchhandel erschienen und besondere Umstände veranlassen mich, hier einige Worte über diese kleine Schrift zu sagen.

Man hat nämlich seltsamer Weise in derselben eine feindliche Stellung gegen die wissenschaftliche Rhetorik und gegen diejenigen stilistischen Hilfsbücher, welche sich einen derselben entsprechenden Standpunkt erwählten, finden wollen.

Hierzu bemerke ich zunächst, daß man mir doch einiges Verständnis für den Wert solcher Werke hätte zutrauen sollen. Außerdem bestreite ich auch keineswegs die Brauchbarkeit derselben für die Jugend, wenn der Lehrer Zeit hat, sie mit vorgeschrittenen Schülern in der Klasse durchzuarbeiten. Wie die in den Programmen abgedruckten Lehrpläne bekunden, findet man sich jedoch, da zwei Stunden in der Woche für den deutschen Unterricht ausreichen sollen, mit der Rhetorik meistens auf die Weise ab, daß man nur gelegentlich die notwendigsten Belehrungen an die praktischen Übungen im Aufsatze anknüpft, und mutet man gleichwol den Schülern zu, daß sie solche Bücher, die ein umfassendes und eindringendes Studium erfordern, für sich durchnehmen, so wird nach meiner Überzeugung das Ergebnis nicht eine wesentliche Förderung, sondern nur Rat-

losigkeit und eine durch allerlei Mißverständnis verursachte Verworrenheit sein.

Ich beschloß daher ein Hilfsbuch zu schreiben, welches bei seiner schlichten Haltung den Schülern auch ohne den Beistand ihrer Lehrer verständlich wäre, welches auf jede systematische Vollständigkeit verzichtend, der Theorie nur das Hauptsächlichste entlehnte, die Anwendung der Gesetze an Beispielen zeigte, vornehmlich jedoch einerseits an die Benutzung von Bildungsmitteln mahnte, deren Wert gewöhnlich von den Schülern nicht erkannt wird, und ferner auf sehr mannigfache, keineswegs anstrengende, aber gleichwol erfolgreiche Übungen hinwies, die jeder für sich vornehmen kann. Natürlich schwebten mir hiebei nicht Primaner vor, die dereinst als Redner und geistreiche Schriftsteller glänzen würden; es kam mir allein darauf an, schwächeren Schülern auf eine faßliche Weise anzugeben, wie sie selbst sich in stand setzen könnten, einmal als Abiturienten einen genügenden Aufsatz zu liefern.

In dieser Hinsicht bildet meine Anleitung allerdings zu den theoretischen und gelehrten Rhetoriken, nicht zu dieser oder jener, sondern zu allen den vollkommensten Gegensatz. Darin aber darf ganz gewiß noch nicht die Verkennung oder gar eine Anfeindung tüchtiger Werke, die sich eine ganz andere Aufgabe stellten, eingeschlossen sein.

Ob die Schulwelt geneigt sein wird, meinem nach einem solchen anspruchslosen Gesichtspunkte entworfenen Büchlein einigen Wert beizulegen, wird die Zeit lehren. Einstweilen verlasse ich mich auf die Erfahrung, daß man sich in besonderen Fällen von kleinen Mitteln eine günstigere Wirkung versprechen darf, als von großartigen Veranstaltungen.

Königsberg, im April 1869.

Der Verfasser.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Gerne hätte ich die längere Reihe von Vorreden, mit welchen dies Bändchen bereits versehen ist, in der neuen

Auflage abgekürzt; ich mußte sie jedoch fast alle wieder abdrucken lassen, weil ihr Wegfall zu irrtümlichen Annahmen verleiten könnte, so würde man ohne die sachlichen Mitteilungen, die sie enthalten, nicht wissen, wie diese Sammlung, die ursprünglich nur aus hundert Dispositionen bestand, sich allmählich so erweitert hat und aus welchem Grunde die Behandlung der Themata nicht in allen Teilen des Buches dieselbe ist. Erhebliche Nachträge sind auch bei diesem neuen Abdrucke nicht hinzugekommen.

Königsberg, im Juli 1871.

Der Verfasser.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Um gleichsam die Geschichte meines Buches fortzusetzen, gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, daß ich diesmal elf Dispositionen der älteren Auflagen gestrichen habe, weil mir einige Themata durch eine öftere Bearbeitung schon abgenutzt schienen und weil ich von anderen, die ich in keinem Schulprogramme unter den Aufgaben verzeichnet fand, annehmen mußte, daß man sie für zu schwer halte. Was ich zum Ersatze einschalte, meistens ganz neue Themata, wird man, wie ich hoffe, brauchen können. Es handelt sich um die Nummern 13, 15, 22, 24, 43, 53, 63, 69, 70, 77, 114; dieselben sind meinen Schülern sämtlich willkommen gewesen.

Königsberg, im August 1873.

Der Verfasser.

Vorwort zur achten Auflage.

Das erste Bändchen der Dispositionen erscheint diesmal beinahe in unveränderter Gestalt, da ich nur einige Nachträge zu den Materialien hinzugefügt habe.

Königsberg, im Januar 1876.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Natur ist Gottes Buch, Doch ohne Gottes Offenbarung Mißlingt der Leseversuch, Den anstellt menschliche Erfahrung	1
2.	Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft?	4
3.	Worauf beruhte das große Ansehn der Geistlichen im Mittelalter?	5
4.	Man empfiehlt einem kranken Freunde eine Gebirgsreise	7
5.	Das Auswandern von seiner Lichtseite betrachtet . .	8
6.	Über Hagen im Nibelungenliede	9
7.	Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer gemeinen Seite	12
8.	Weshalb das Christentum leichter bei den Griechen und Römern als bei den Juden Eingang fand . .	14
9.	Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist	17
10.	Ende gut, alles gut	19
11.	Über die Blindheit Homers	21
12.	Erblicher Grundbesitz und Güterhandel	24
13.	Inwiefern sich das Gedicht von Schiller: Ach, aus dieses Thales Gründen — auf die Geschichte seiner eigenen Jugend anwenden läßt	27

Seite

14. Schule und Leben 28
15. Über die Worte, welche Brutus nach der Schlacht bei Philippi gesprochen haben soll: O Tugend, ich glaubte, daß du etwas seiest, jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist 32
16. Ein alter Schiffskapitän erzählt im Kreise der Seinen, mit welchen Gedanken und Empfindungen er einst seine erste Seereise angetreten habe 32
17. Die Vorstellungen von dem Tode, welche in üblichen Ausdrücken und Wendungen unserer Sprache enthalten sind 34
18. Über den *Πόντος ἀτρύγετος* bei Homer 36
19. Welche nachteilige Folgen es für uns hat, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden 38
20. An einen Freund, welcher darüber klagt, daß er seinen Beruf verfehlt hat 40
21. Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne scheinen einander zu widersprechen, gründen sich jedoch auf denselben Zug der menschlichen Natur 41
22. Woraus hervorzugehen scheint, daß Alexander sich wirklich den Achill zum Vorbilde genommen, und welche wunderbare Ähnlichkeit sogar ihre Lebensverhältnisse und Schicksale zeigen 43
23. Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen, sittlichen Grund hätte. 44
24. Weshalb sich Zoroaster neben dem guten auch ein böses Prinzip an der Spitze der Weltordnung gedacht haben mag 47
25. Die Birke, der Lebensbaum der Letten in Livland und Kurland 49
26. Inopi beneficium bis dat, qui dat celeriter . . . 51
27. Die Folgen der Unordnung 52
28. Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten 54
29. In welchen verschiedenen Bedeutungen das Wort Volk gebraucht wird 56

Seite

30. Wodurch die Gräfin Terzky Wallenstein bewegt, sich mit den Schweden zu verbinden. (Nach Schiller) . . 59
31. Meer und Wüste 61
32. Ach, wenn in unſ'rer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin 62
33. Weshalb spricht man bei der Unterhaltung so oft von dem Wetter? 66
34. Daß uns das Memento mori und das Memento vivere in gleichem Grade verderblich sein können, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt 68
35. Die Kunst zu vergessen 70
36. Die Waldmühle 71
37. Das Elfenreich, nach Shakespeares „Sommernachtstraum" 73
38. Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben? 77
39. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott 79
40. Ob wohl noch in unseren Zeiten Kreuzzüge nach Palästina stattfinden könnten? 80
41. Die Frauen in Schillers „Wilhelm Tell" 82
42. Über die Behauptung, daß man aus Romanen das Leben besser kennen lerne als durch die Geschichte . 86
43. Duo cum faciunt idem, non est idem (Terent.), angewendet auf Diogenes von Sinope und einen christlichen Anachoreten 88
44. Über Robinson Crusoe 89
45. Über die Ursachen und den Wert der Nacheiferung 92
46. Wie es kommt, daß sich manche Menschen so bald überleben, mit Beispielen aus der Geschichte der deutschen Dichtkunst 94

Seite

47. Warum nennt Homer den Odysseus Stadtzerstörer (πτολίπορθος)? 96
48. Ist es vorteilhaft, eine allgemeine Lebensregel zu seinem Wahlspruche zu machen? 97
49. Das Fischerbegräbnis 99
50. Die Redekünste des M. Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar" III, 2 102
51. Fatum und Vorsehung in Schillers erzählenden Gedichten 104
52. Es wird Krieg 106
53. Wie sich die Berufsthätigkeit des Forstmannes in neueren Zeiten geändert hat 109
54. Ob Schillers „Maria Stuart" Beweise dafür enthält, daß der Dichter einen Hang zur Grausamkeit gehabt 110
55. Quintus Fabius und Papirius Cursor, nach Livius VIII, 30—35 112
56. Ob Goethe (im 2. Teile des „Faust") das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht hat? 114
57. Ob nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein könne 116
58. Die Kunst zu schweigen 118
59. Du bist ein Mensch! erwäge und bedenk' es stets. (Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἰσθι καὶ μέμνησ' ἀεί) . . . 121
60. Weshalb der Verrat des Pausanias so auffallend ist 123
61. Weshalb ist eine Feuersbrunst für viele ein so anziehendes Schauspiel? 124
62. Zwischen Lipp' und Kelches Rand
Schwebt der dunkeln Mächte Hand 125
63. Die Verurteilung der Sieger bei den Arginusen. . 127
64. Bemerkungen über das Sprichwort nebst einem Beispiele (Eine Schwalbe macht keinen Sommer) . 128
65. Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein. (Goethe) . . 130

Seite

66. Ob der Oberst Buttler von Schiller so dargestellt ist, daß sich in seinem Charakter keine Widersprüche finden 131
67. Über die Totengerichte der Ägypter 135
68. Ob man jedem sein Steckenpferd lassen müsse? . . 137
69. Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues 139
70. Weshalb es den Griechen nie in den Sinn kommen konnte, gleich den Ägyptern Pyramiden zu bauen 140
71. Die Kirchhöfe auf dem Lande 142
72. Volksstimme, Gottes Stimme, mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen". Interdum vulgus rectum videt, est ubi peccat 144
73. Die Übersetzungen der ersten Worte des Evangeliums Johannis in Goethes „Faust" 146
74. Die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand 148
75. Die Heimkehr des Vaters aus dem Kriege. Entwurf zu einem Gemälde 150
76. In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren . . 151
77. Weshalb aus den Kriegen der neueren Zeit keine Ilias hervorgehen kann 154
78. Die ersten Entschließungen sind nicht immer die klügsten, aber gewöhnlich die redlichsten 156
79. Was erleichterte es den nordamerikanischen Freistaaten, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen 158
80. Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten. (Chrie) . . 159
81. Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung 161
82. Über den Wert der Gesundheit 165
83. Wie sehr Goethes Harfner in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" 2c. die 'himmlischen Mächte' verkennt 166
84. Des Menschen Engel ist die Zeit 170

Seite

85 Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde 171
86. Die Lehre des Ovid: Principiis obsta, nach den Gesichtspunkten der Chrie und durch die Geschichte Wallensteins erläutert 173
87. Hoffnung und Erinnerung 175
88. Über Achills Benehmen gegen Hektor 177
89. Über die Gottesurteile im Mittelalter 180
90. Weshalb ist hauptsächlich Italien für die Deutschen das Land der Sehnsucht? 183
91. Das Kind der Sorge 185
92. Welche Folgen es hat, wenn man sich bei der Vorbereitung auf die Schriftsteller einer Version bedient 186
93. Erklärung des Gedichtes von Goethe: „Gesang der Geister über den Wassern" 188
94. Der Weise schickt sich in die Zeit 190
95. Die Romantik der Landschaft 192
96. Die Gestrandeten. Eine Trostrede 196
97. Armut und Reichtum nach ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit 197
98. Ob wirklich Undank der Welt Lohn ist 201
99. Die deutsche Lindenpoesie 202
100. Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unseres Geistes? 210
101. Drei Kiele kenn' ich, die gewaltig sind 213
102. Vergleichung der Jahreszeiten mit den Temperamenten 218
103. Über Rubenz in Schillers „Wilhelm Tell" . . . 226
104. Fortes fortuna adiuvat und Gott ist in dem Schwachen mächtig 227
105. „Der gelähmte Kranich" von Ewald v. Kleist . . 231
106. Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag: Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag 234

Seite

107. Studia res secundas ornant 240
108. Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent 245
109. Die Kriege, welche Europa und Asien mit einander geführt haben, nebst ihren wichtigsten Ursachen 249
110. Der Charakter und das Benehmen des Seemannes im Zusammenhange mit seinem Gewerbe 253
111. Die Schwermut und die Genesung des Orestes, nach Goethe 255
112. Durch das Pulver ist, wie der Krieg grausamer und unmenschlicher, die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden 261
113. Weshalb Schillers „Räuber" (1781) für die Zeitgenossen eine so anziehende Dichtung gewesen sein mögen 267
114. Mit welchen verschiedenen Empfindungen Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben scheiden 272
115. Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht. (Schiller) . . . 275
116. Blinder Eifer schadet nur. (Chrie) 280
117. Die orientalische Lokalfarbe der Darstellung in Lessings „Nathan der Weise" 283
118. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen . . 291
119. Weshalb meine Reiselust durch Athen weit weniger erregt wird als durch Rom 294
120. Das Vaterhaus 299
121. Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck 303
122. Über den Tierdienst 307

Seite

123. Welchen Wert für einen Landwirt ein guter Nachbar hat 314
124. Welche Gehilfen den Menschen bei seinen Arbeiten durch ihre Kraft unterstützen 316
125. In welche Stimmung der Winter, hauptsächlich in Norddeutschland, das Gemüt zu versetzen pflegt 320

1.

Die Natur ist Gottes Buch,
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung.

Rückert.

Einleitung. Die Naturforscher haben sich in neuerer Zeit bei ihren Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen dem geistigen Leben und dem sinnlichen Organismus verleiten lassen, an der Vernunftfreiheit des Menschen zu zweifeln und sogar dem Atheismus das Wort zu reden. Man vergißt, daß die Natur weder die einzige noch die höchste Quelle der religiösen Erkenntnis ist und sein kann, daß ihre Bilderschrift erst durch die Bibel Licht erhält und ihre Belehrungen durch die Offenbarung ergänzt werden.

Thema. Daß die Natur uns nicht einmal zu einer richtigen Vorstellung von Gott, dem Schöpfer und Vater der Menschen, verhelfen kann.

1) Sie weist auf einen höheren Ursprung der Dinge hin, aber sie führt, wie alle heidnischen Religionen darthun, den Menschen nicht weiter als bis zum Polytheismus.

2) Die Natur leitet uns nicht an, sondern hindert uns vielmehr, in der Gottheit ein rein geistiges Wesen zu erkennen. Wie die Naturreligion ihre Götter nur durch eine Apotheose des Sinnlichen erschafft, so bleibt in ihr das

Göttliche vielfach mit dem Sinnlichen vermischt, ja an dasselbe gebunden. Selbst die Olympier sind nur Menschen einer höhern Ordnung. Alle heidnischen Religionen haben einen materialistischen Pantheismus zur Grundlage und kleiden denselben in anthropomorphische und anthropopathische Bilder.

3) Die Naturreligion schreibt selbst ihren höchsten Göttern keine unbedingte Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit zu. Schon der Polytheismus bringt es mit sich, daß die Götter sich in diese Eigenschaften teilen und in dem Besitze derselben gegenseitig einschränken.

4) Die Heiligkeit des göttlichen Wesens kann gar nicht aus der Natur gefolgert werden, da in dieser selbst kein Sittengesetz waltet. Die Raubtiere sind nicht Verbrecher.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Tiedge.

Die Götter haben Leidenschaften und Fehler wie die Menschen; selbst der Grieche suchte sie nur dadurch höher zu stellen, daß er sie im allgemeinen von der Zurechnung freisprach, weil eine Straffälligkeit nicht mit ihrer Macht und Seligkeit vereinbar schien. In der Natur liegt nicht einmal die Nötigung, den Göttern eine richtende Gewalt über die Menschen beizulegen; eine solche Annahme trat in den heidnischen Religionen erst als die Forderung des sittlichen Gefühles, als ein Postulat der Vernunft hinzu, nicht infolge einer Anschauung des Naturlebens.

Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!
Tiedge.

5) Die Natur giebt uns nicht die Überzeugung, daß ein allmächtiger Vater voll Liebe und Gnade über den

Geschlechtern der Menschheit waltet, daß es dem Schuldigen gestattet ist, sich durch die Hoffnung des Heiles aufzurichten. Denn wie in der Schöpfung selbst neben dem Entstehen ein ewiges Zerfallen fortgeht, wie neben dem Segensreichen so vieles Schädliche in ihr zum Vorschein kommt, so bewirkt die Naturbetrachtung, daß man neben die erhaltende eine zerstörende Macht, neben gütige Lichtgötter düstere und menschenfeindliche Dämonen stellt. Ein solcher Dualismus ist den meisten Naturreligionen eigen, oft mit besonders scharfer Ausprägung des bösen Prinzipes.

Schluß. Trotz dieser dunkelen Sprache bleibt die Natur Gottes Buch; denn wir finden in ihr die erhabensten und lieblichsten Symbole für die Glaubenswahrheiten der Bibel.

Wenn Gott in dir nur ist, so wird in Höh'n und Gründen
Der Schöpfung überall sein Wirken dir sich künden.
Rückert.

Alle wahrhaft frommen Menschen haben deshalb von jeher mit der Natur in der innigsten Befreundung gelebt. Selbst Naturforscher wie Newton, G. H. Schubert, Oersted, fanden in ihrer Wissenschaft keinen Grund, mit dem Christentum zu brechen, während andere, die das Geistige nach dem Sinnlichen konstruieren, notwendigerweise in Zweifel und Unglauben verfallen müssen. „Denn bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht" (Psalm 36).

Ein Säugling ist der Geist, Natur ist seine Amme;
Sie lehrt ihn, bis er fühlt, daß er von ihr nicht stamme.
Rückert.

Die Verse von Herder: „Natur und Schrift. Gleichnisse" (Litt. und Kunst III, 146) enthalten noch manches, was hierher gehört, z. B.:

Natur ist heller Zeitungstaat
Fürs Volk auf allen Gassen,
Das Wort ist Freund- und Vaterrat —
Nur Kinder können's fassen.

2.

Weshalb ist das Jugendalter die Blütezeit der Freundschaft?

Einleitung. Der Greis lächelt wehmütig über das dicke Stammbuch seines Enkels. Wie bald hatten ihn seine eigenen Schulfreunde vergessen!

Thema. Weshalb man in der Jugend so viele Freunde hat, oder zu haben glaubt.

A. Jeder Jüngling besitzt eine Menge Freunde.

1) Er will sein Leben genießen und die Geselligkeit erhöhet jede Freude. Der Mann denkt an ernstere Dinge und hat an dem Umgange mit den Seinigen genug.

2) Man erweist in der Jugend andern gern kleine Gefälligkeiten; größere Opfer werden nicht gefordert. Der Mann hat zunächst für seine Familie zu sorgen.

3) Die Jugend liebt es sich mitzuteilen und teilzunehmen. Den Mann machen die größere Innigkeit des Gefühles, Selbständigkeit, Vorsicht und die Scheu vor fremden Sorgen zurückhaltender.

4) Die Verschiedenheit der Ansichten, Grundsätze, Neigungen, Sitten dient der Jugend vielleicht zu anregender Unterhaltung; später, bei einer ernsteren Lebensauffassung, hindert sie oft sogar den geselligen Verkehr.

B. Doch mag auch der Jüngling wohl zusehen, ob seine Freunde nicht gar seine Feinde sind,

1) indem sie ihn zu Müßiggang und Leichtsinn verführen;

2) indem sie ihn aus Gutmütigkeit oder gar aus Eigennutz in seinen Fehlern bestärken.

Schluß. Wahre Freundschaft ist ein hohes Gut und jeder erinnert sich gern solcher Freunde, wie David und Jonathan, Orest und Pylades, Damon und Phintias.

(An einer passenden Stelle könnten einige Strophen aus Balde's Ode „Die Jugend-Freundschaft" [bei Herder „Litt. und Kunst" XII, 13] aufgenommen werden.)

3.

Worauf beruhte das große Ansehen der Geistlichen im Mittelalter?

Einleitung. Die Hierarchie ist eine sehr verbreitete Erscheinung in der Geschichte der Völker; sie entwickelte sich überall aus ähnlichen Ursachen.

Thema. Die Geistlichen wurden geehrt:

A. Als Geistliche.

1) Sie waren die Religionslehrer des Volkes, welches außer ihrem Unterrichte keine Quelle der Erkenntnis besaß. Selbst eine deutsche Bibel hätte dem Volke wenig genützt; sollte der Bauer oder der Bürger Handschriften kaufen und lesen?

2) Sie galten für die Stellvertreter Gottes. Die Macht zu binden und zu lösen. Die Erteilung des Segens, haupt-

sächlich bei den Sakramenten. Ohrenbeichte, Kirchenstrafen. Die Pracht des Gottesdienstes.

3) Ihr asketischer Lebenswandel. Strenge Gelübde, Kranken- und Armenpflege. „Dies waren die Gesinnungen jener Männer (des Columbanus, heiligen Gallus, Magnoald), und dieselben Hände, die das Gold von sich wiesen, schämten sich nicht der harten Feldarbeit und anderer Geschäfte, welche die Wohlthat geselliger Bildung für diese finsteren Gegenden verbreiteten. Mönche trieben Viehherden aus, Mönche gingen am Pfluge, Mönche pflanzten Obstbäume, spannten die Segel auf und zwangen den stürmischen See, Mönche standen am Ufer mit dem selbstgeflochtenen Netze und teilten den Hungrigen den Fang aus" (J. Löwenberg „Schweizer Bilder" [1834] 73).

B. Als Gelehrte.

1) Sie waren die Sekretäre, Notare und Ratgeber der Herren. Die Familienbriefe, Kontrakte, Testamente und andere Urkunden wurden gewöhnlich von ihnen verfaßt.

2) Man bedurfte ihrer Kentnisse in der Mathematik. Vermessung der Äcker, Wasserleitungen, Bauten (Gerbert, Kopernikus).

3) In der Physik. Kalender, Heilkunde (Zauberer, Albertus Magnus).

C. Wegen ihrer größeren Geschicklichkeit und Erfahrung im Acker- und Gartenbau.

Durch die Errichtung des Bistums Bamberg (von Heinrich II. 1007) wurde die bis dahin mit Wäldern bedeckte Gegend in ein Land umgewandelt, das seitdem seines Obstes und seiner Gartenfrüchte wegen weit und breit berühmt geworden ist (Schlosser).

Schluß. Warum ihr Ansehen im 15. Jahrhunderte sank. 1) Verfall der Sitten und der Studien in den Klöstern und auf den Universitäten. 2) Ausbildung eines weltlichen Gelehrtenstandes. 3) Beschränkung der kirchlichen Autorität durch die Bibel. „Die Nützlichkeit des geistlichen Standes für das ganze Mittelalter ableugnen zu wollen, wäre Frevel und Thorheit" (Schlosser).

4.

Man empfiehlt einem kranken Freunde eine Gebirgsreise.

Einleitung. In jedem Sommer führt die Aussicht auf Gewinn und Vergnügen unzählige Menschen in das Gebirge; Naturfreunde, Maler, Botaniker, Geologen ꝛc.

Thema. Auch diejenigen, welche in Gefahr sind, an Leib und Seele zu verkommen, sollten eine Gebirgsreise unternehmen.

A. Günstiger Einfluß auf die Gesundheit des Körpers.

1) Aufenthalt in der reinen Bergluft.
2) Gewöhnung an eine anstrengende Bewegung;
3) an eine einfache, naturgemäße Diät.

B. Auf die Sitten.

1) Man entgeht der Versuchung zu erschlaffenden Unterhaltungen.
2) Man lernt edlere Genüsse lieben.
3) Das Schaffen der Natur und die Arbeitsamkeit der Bergbewohner erwecken den Trieb zur Thätigkeit.

C. Auf das religiöse Gefühl.

Die Gesellschaft zerstreut und hält uns im Umkreis des menschlichen Treibens zurück; in der Einsamkeit sammelt sich der Geist und man hat nur die Werke Gottes vor Augen.

Schluß. Freude über das ganz veränderte Wesen eines Bekannten, der von demselben Heilmittel Gebrauch gemacht hatte. „Schon der bloße Anblick der Natur in ihrer immer wechselnden Gestalt muß, wenn wir es nur geschehen lassen, die Leidenschaften beruhigen, all die widerstrebenden Neigungen unserer Natur aussöhnen und mit friedlicher und tröstlicher Stimme uns die Liebe, die Weisheit dessen verkündigen, der unser Geschick gestaltet, wie roh wir auch daran herumzimmern." (G. P. R. James „Morley Ernstein" [deutsch, Stuttg. 1843] VII, 50. — Vergl. auch Goethe „Werke" [1829] XXX, 228, wo er von seinem Besuche bei dem jungen Plessing erzählt.)

5.

Das Auswandern von seiner Lichtseite betrachtet.

Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Goethe.

Einleitung. Gewöhnlich fallen uns nur die nachteiligen Folgen des Auswanderns und die schlechten Beweggründe zu demselben ins Auge. Welche sind es?

Thema. Manches gereicht ihm jedoch auch zur Empfehlung.

1) Viele Auswanderer erlangen ihre besonderen Zwecke; Unabhängigkeit, Wohlstand, Rückkehr zum einfachen Naturleben 2c.

2) In der neuen Welt wird mehr Land angebaut; die Erde wird mehr und mehr für den Menschen erobert.

3) Rohe Nationen werden zivilisiert.

4) Das Heimatland kann seine Bevölkerung leichter ernähren.

5) Die Kolonisation befördert den Austausch der Rohprodukte und der Fabrikate.

6) Die nationale Abneigung der Völker vermindert sich.

7) Das Interesse für den fremden Erdteil belebt die wissenschaftliche Forschung.

Schluß. Wer sein Vaterland verläßt, ist nicht immer ein Feind desselben, aber die allgemeinen guten Folgen rechtfertigen auch nicht in jedem Falle die Auswanderung und (nach der Bibel) spricht nur der Thor: Lasset uns Böses thun, damit daraus Gutes entstehe.

6.

Über Hagen im Nibelungenliede.

Einleitung. Das Epos pflegt nur wenigen Helden lauter vortreffliche Eigenschaften beizulegen (Hektor, Diomedes; Siegfried, Rüdiger). In den übrigen stuft sich das Ideal allmählich ab, bis es in seine Kehrseite umschlägt. Manche Heroen thun es in gewissen Dingen den Besten zuvor, aber sie haben auch bedeutende Fehler (Achilleus und Hagen), während wiederum niemand so tief sinkt, daß ihn nicht dieser oder jener idealische Zug erhöbe.

Homer erzählt selbst von Thersites etwas Gutes. Dieser ist nämlich der Einzige, welcher den Mut hat, Agamemnon das an Achilleus verübte Unrecht vorzuhalten. Die Fürsten

hatten, außer daß Nestor zum Frieden mahnte, die Gewaltthat ruhig geschehen lassen (Ilias I, 275; II, 239).

Thema. Wodurch uns Hagen verletzt, die Größe seines Charakters und was uns außerdem einigermaßen mit ihm aussöhnt.

A. Seine schlimmen Thaten.

1) Der Verrat an Siegfried, da doch die Treue eine Kardinaltugend der deutschen Helden war. Er fährt fort Kriemhild zu kränken, indem er ihr den Hort entzieht und im Hunnenlande Siegfrieds Schwert vor Augen bringt.

2) Er schleudert den Kaplan ins Wasser, bloß um die Wahrheit einer Weissagung zu erproben.

3) Er schlägt dem jungen Hunnenkönige das Haupt ab, obgleich ihn wenigstens Etzel und der Knabe mit nichts beleidigt haben.

B. Seine großen Eigenschaften.

1) Er ist der erfahrenste und klügste der Helden. Er erkennt Siegfried, als dieser zum erstenmal nach Worms kommt. Ihm sind alles fremde Land und alle Wege kund. Er allein durchschaut Kriemhildens rachsüchtige Pläne.

2) Durch das ganze Gedicht hin zieht sich die Verherrlichung seiner Stärke und Tapferkeit; seine entschlossene Todesverachtung, als er den Königen ins Hunnenland folgt, als er die Entdeckung des Hortes verweigert 2c.

3) Seine unwandelbare Vasallentreue. Brunhildens wegen belastet er sich selbst mit der Schmach des Meuchelmordes.

4) Es empfiehlt den grimmen Helden, daß die Könige lieber sterben als ihn ausliefern, daß die besten Männer

ihn ehren und der edle Volker sich an ihn als Freund und Schwertbruder anschließt.

C. Weshalb uns Hagens Frevelthaten minder abschreckend erscheinen.

1) In rauheren Zeiten findet sich wohl die Meinung, daß nur der Schwache an das Gesetz gebunden sei. Der Starke setzt seinen Stolz darein, daß niemand Kühnheit genug hat, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

2) Der Verrat ist besonders als ein Zeichen der Feigheit verächtlich. Doch Hagen war nicht feige. Siegfried mußte sterben und es war ihm nur durch Hinterlist beizukommen. Hagen überfällt ihn und kümmert sich in seinem Trotze nicht darum, was Kriemhild und die ganze Welt dazu sagt.

3) Als man nach dem Hunnenlande aufbricht, ist ihm der Untergang aller gewiß. Mehr und mehr erfüllt ein bitterer Grimm sein Herz, eine kalte Verachtung der Menschen und des Lebens. „Seine Gewaltthaten sollen nur den Ausgang des furchtbaren Spieles beschleunigen."

4) Der Tod übt eine heiligende Kraft, und Hagens schmachvolles Ende erweckt unser Mitleid. Der tapferste Held ist gebunden und empfängt den Todesstreich von der Hand eines Weibes.

Schluß. Nächst den Griechen hat kein Volk in seinen alten Dichtungen solche mächtige Charaktere und solche ergreifende Lebensbilder aufgestellt wie das deutsche.

7.

Die Neugier von ihrer edlen und von ihrer gemeinen Seite.

Einleitung. Die Neugier ist im allgemeinen der Trieb, etwas zu ermitteln oder zu erfahren, wovon man noch keine Kenntnis hat, in das Wesen, den Grund und den Zusammenhang der Dinge Einsicht zu erhalten. Die Neugier ist dem Menschen angeboren. Schon das geweckte Kind hat stets zu fragen. Wie alle Triebe kann auch dieser Trieb vorteilhaft ausgebildet werden oder eine falsche Richtung nehmen. Der dritte Fall, daß er unentwickelt bleibt, kommt hier nicht in Betracht; es handelt sich also um

Thema: den Wissenstrieb und die gemeine Neugierde.

A. Der Wissenstrieb

1) nach seinem Umfange. Das Interesse des Menschen erstreckt sich auf das ganze All: die Heimat und die Lande jenseit des Ozeans, der Himmel und der Meeresgrund, die Vorwelt und die Mitwelt, Natur und Leben, das Sinnliche und das Geistige: alles und jedes ist ein Gegenstand der Forschung, und ohne diesen Trieb wären die Wissenschaften, das Reich der Gedanken, die edlere Hälfte des Daseins nicht entstanden;

2) nach seiner Kraft. Nur die unechten Söhne der Musen machen aus der Wissenschaft um äußerer Vorteile willen ein Brotstudium. Für den reiferen Menschen haben die Erkenntnis, das Wahre, wie das Gute und Schöne ihre eigenen Reize; er fordert von der Wissenschaft keine Bezah-

lung, sondern er bringt ihr Opfer (vgl. Cicero De fin. V, 18). Der Gelehrte bekümmert sich nicht um die lärmenden Vergnügungen, um die Ehren und Güter der Welt; er vergräbt sich mit stiller Befriedigung in seine Bücher. Auch ihm ist jedoch die Freude nicht fremd.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Schiller.

Die Wissenschaft hat ihre Pilger wie die Religion; sie durchwandern die schrecklichen Wüsten Afrika's und erklimmen die Eisberge der Kordilleren ꝛc.

Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant: adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

Cicero.

B. Die gemeine Neugierde.

Sie richtet sich gewöhnlich auf wertlose Dinge, entbehrt des Interesses an der Bildung und verbindet sich meistens mit schlechten Neigungen.

1) Oft entspringt sie aus Müßiggang und Langerweile. Man kann morgens kaum die Zeitungen erwarten, Barbier und Stiefelputzer statten ihren Bericht ab, man plaudert bis Mittag auf dem Markte mit allen Bekannten und geht abends bei Zeiten in den Klub.

2) Manche haben den Hang, sich in alles zu mischen, oder sie wollen angenehme Gesellschafter sein und dazu gehört eine genaue Kenntnis des Neuesten in Stadt und Haus.

3) Eine wahre Plage der Menschheit wird die Neugierde durch den Bund mit der schadenfrohen Klatschsucht.

Schluß. Niemand wird deshalb, weil die Neugier lächerlich oder verderblich sein kann, es tadeln, daß die Mutter Natur einen solchen Trieb in unser Herz gelegt.

Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten?

Goethe.

Cook berichtet von den Pescherähs: „Als sie bei uns an Bord stiegen, verrieten sie keine Freude, nicht einmal Neugier" und von den Eingeborenen von Vandiemensland: „Wie stumpf der Geist dieser Armen sei, verriet ihre Gleichgültigkeit bei dem Anblick Fremder, die von ihnen so himmelweit verschieden waren." („James Cook" von Frdr. Steger [1858] II, 49 u. 75). Müssen wir uns nicht oft eine gleiche Stumpfheit vorwerfen? Wie viele Dinge, die merkwürdiger sind als ein Schiff, lassen uns gleichgültig und können uns nicht dem Hange zur Bequemlichkeit und zu müßigen Träumereien entreißen?!

8.

Weshalb das Christentum leichter bei den Griechen und Römern als bei den Juden Eingang fand.

Einleitung. Es ist sehr merkwürdig, daß die Griechen so viele Jahrhunderte hindurch mit den Israeliten und der monotheistischen Religion derselben unbekannt blieben. Nicht minder merkwürdig, jedoch eher zu erklären ist die Thatsache, daß die Heiden das Christentum williger aufnahmen, obgleich dasselbe sich doch auf der mosaischen Religion aufbaute und Christus selbst unter den Juden auftrat.

Thema: Gründe für diese seltsame Erscheinung.

A. Die Juden sträubten sich gegen das Christentum.

1) Ihre Religion galt ihnen als eine geoffenbarte für vollkommen.

2) Jeder Abfall und jede Änderung war von Moses und den Propheten mit schweren zeitlichen und ewigen Strafen bedroht. Christus griff überdies Fundamentallehren an.

a. Er gestattete Ausnahmen von der strengen Sabbathfeier. Beispiele.

b. Der gewohnheitsmäßige Opfer- und Zeremoniendienst, welcher es dem Volke so leicht machte, sich mit der Gottheit abzufinden, sollte seine Geltung verlieren.

c. Das Gebot der allgemeinen Menschenliebe untersagte den durch die Religion geheiligten Feindeshaß und verletzte das stolze Nationalgefühl des von Gott erwählten Volkes.

3) Die Schriftgelehrten und die vornehmen Priester kämpften gegen die Reform in geschlossener Phalanx.

4) Die Hoffnung auf das Erscheinen eines weltlichen Königs aus dem Hause David und auf die Herstellung der politischen Freiheit und Macht war dem Volke angenehmer und mehr faßlich als die Idee von einem geistigen Reiche Gottes.

B. Das Heidentum leistete weit weniger Widerstand.

1) Die gebildeten Griechen und Römer verachteten seit langer Zeit die Märchen ihrer Volksreligion.

2) Die Philosophen suchen etwas Höheres, doch gelangten die Ansichten keiner Schule zur Klarheit oder zu

allgemeiner Geltung, bis das Christentum die Auflösung des Rätsels brachte.

3) Dem Volke war die Religionsphilosophie fremd geblieben und es verlor endlich bei dem furchtbaren politischen Drucke und bei dem Anblicke der ungestört triumphierenden Laster den letzten Glauben an die Macht und an die Existenz seiner Götter.

4) Der Polytheismus hatte von vorn herein den Priesterstand zerstückelt, der Despotismus der Kaiser dem theokratischen Ansehen desselben ein Ende gemacht und so konnte von den Priestern in dem weiten römischen Reiche erst, als es zu spät war, etwas Gemeinsames gegen die neue Religion unternommen werden.*)

5) Ebensowenig hatte das Christentum hier einen nationalen Gegensatz zu überwinden. Die unterworfenen Städte und Länder wurden immer mehr romanisiert und Rom selbst wandte sich bei seinem moralischen und politischen Verfall nicht an die väterlichen, sondern an barbarische Götter (Isisdienst).

6) Der verarmten und zertretenen Masse des Volkes war das Evangelium ein Stab und Trost, denn es erweckte den Sinn für die höheren, unverlierbaren sittlichen Güter und machte die Ahnungen von einem beseligenden Jenseits zur Gewißheit.

---

*) Bei den ersten Verfolgungen der Christen waren politische Gründe vorwiegend; nicht die heidnischen Priester, sondern die Juden schürten das Feuer. Sie verbreiteten unter dem Volke das Gerücht, daß man (bei den Liebesmalen) ein Kind schlachte, Blut und Fleisch desselben genieße und Orgien feiere. Nero's Gemalin Poppäa Sabina war eine Jüdin geworden, ein jüdischer Tänzer ihr Günstling. Jüdische Magier und Wahrsager umgaben den Kaiser. C. Wandinger „Pomponia Graecina“ (Schulschrift, München 1873) 29.

Schluß. Es giebt noch heute über fünf Millionen Juden, welche mit der halben Offenbarung auskommen, indem sie es einesteils, gleich so vielen Christen, mit der Religion nicht ernstlich meinen und andererseits selbst die Heilslehren und die Verheißungen des Evangeliums im alten Testamente zu besitzen glauben, weil sie ohne ihr Wissen gewohnt sind, die Wahrheiten desselben nach christlichen Anschauungen aufzufassen. Mit einer ähnlichen Selbsttäuschung hat Lessing im Nathan seinen Helden zu einem Christen gemacht, während die Christen selbst ihres Namens unwürdig sind.

9.

Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.

Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist.

Goethe.

Einleitung. Sich selbst kennen heißt hauptsächlich, mit seinen Neigungen und seiner Empfindungsweise, mit seinen sittlichen Grundsätzen und mit seinen Kräften bekannt sein. „Erkenne dich selbst" war der Wahlspruch des weisen Chilon, eine Inschrift in der Vorhalle des delphischen Tempels. Wichtigkeit der Selbsterkenntnis.

Thema. Wie man zu der Kenntnis seiner selbst gelangt.

A. Durch Betrachten niemals.

Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.

Goethe.

1) Edle Neigungen und Empfindungen, als bloße Regungen des Willens und des Gemütes, haben

keinen Wert, wenn sie nicht zu edlen Handlungen führen. Mancher, der im Schauspiel Thränen vergießt, kann gegen seine Nebenmenschen sehr hart sein. Weichheit und Grausamkeit vermischen sich in dem Charakter vieler Tyrannen. Der Gedanke, daß von den vielen Tausenden, die er nach Europa führte, nach hundert Jahren niemand leben werde, rührte Xerxes zu Thränen. Als aber Pythius, durch das Wohlwollen des Königs ermutigt, ihn um die Zurücklassung seines ältesten Sohnes bat, war es ihm nicht genug, dem Vater die Bitte abzuschlagen, sondern er ließ den Sohn niederstoßen und in Stücke zerhauen (Herodot). Eulogius Schneider († 1794) schrieb sentimentale Gedichte und wütete im Elsaß mit der Guillotine.

2) Edle Grundsätze sind oft nur ein Schmuck der geistigen Bildung. Man hat sie sich vielleicht aus den Werken der Dichter angeeignet und führt sie im Munde, ohne von ihnen durchdrungen zu sein. Ihre Anwendung im Gespräche beweist vielleicht, daß man das Edle zu schätzen aber noch nicht, daß man es zu thun vermag.

3) Das Maß unserer geistigen und sittlichen Kräfte können wir am wenigsten durch Betrachtungen ermitteln; denn die Kraft bewährt sich allein im Handeln.

Ungeprüft giebt's tausend Epiktete.

Wieland.

B. Unsere Handlungen zeigen uns, was wir wert sind.

Zwar sind auch hier Täuschungen möglich, denn viele pflegen ihre unrühmlichen Thaten zu entschuldigen und zu beschönigen; doch fehlt es nicht an einem sichern Maßstab.

1) Handlungen lassen sich mit objektiven, feststehenden Gesetzen vergleichen. Schon der Versuch, uns vor ihnen zu rechtfertigen, weiset auf eine Schuld hin.

2) Handlungen unterliegen dem Urteile anderer Menschen.

Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen.
Goethe.

3) Die Probe der Kraft ist der Erfolg. Was wir nicht ausführen, das sind wir meistens nicht im stande auszuführen.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt.
Goethe.

Schluß. Ein tüchtiger Arzt sucht vor allem eine Krankheit zu erkennen, dann aber bemüht er sich auch, sie zu heilen. Lasset uns streben, wirklich das zu werden, was zu sein wir uns nur einbildeten.

10.

Ende gut, alles gut.

Einleitung. Sprichwörter haben als erprobte Urteile des Volkes auf eine unbedingte Geltung Anspruch, doch täuschen wir mit ihnen uns und andere, wenn wir sie nicht im rechten Sinne anwenden.

Thema. Über die Bedeutung des obigen Sprichworts.

A. Leichtfertige Menschen überlassen sich ihren thörichten und schlimmen Neigungen in der Meinung, alles werde gut gemacht, wenn sie nur zuletzt den rechten Weg einschlagen.

1) Niemand weiß jedoch, wie lange ihm die Vorsehung Zeit lassen wird, sich zu bessern.

2) Die Gewöhnung an das Böse könnte ihn leicht ganz unfähig machen, ein anderer Mensch zu werden.

3) Vergehen kann man nie ungeschehen machen. Selbst wenn man sich ganz geändert hat, hinterlassen sie oft sehr üble Folgen und stets eine schmerzliche Erinnerung.

B. Das Sprichwort will sagen, daß wir uns mit allen Gefahren und Leiden aussöhnen, wenn es uns nur zuletzt wieder gut ergeht.

1) Das Andenken an eine traurige Vergangenheit macht uns die Gegenwart angenehmer.

Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
Goethe.

2) Wir freuen uns, daß wir Gelegenheit hatten, Mut und Einsicht zu beweisen. So sagt Äneas zu seinen Gefährten, als sie einen Sturm überstanden:

Revocate animos, moestumque timorem
Mittite. Forsan et haec olim meminisse iuvabit.
Vergil (Aen. I, 102).

Ἡδὺ σωθέντα μεμνῆσθαι πόνων.
Eurip.

Suavis est laborum praeteritorum memoria.
Cicero.

3) Wir denken gerne daran, daß uns eine liebreich waltende Vorsehung und teilnehmende Freunde unterstützten.

Schluß. Die Erinnerung an die Jugendzeit soll uns einst das Alter versüßen; wie muß dem zu Mute sein, welcher auf eine Wüste zurückblickt, die sich in dem Frühlinge seines Lebens nur mit Disteln und Dornen bekleidete. „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen" von Jean Paul.

11.

Über die Blindheit Homers.

Einleitung. Die Sage erzählt auch von anderen blinden Sängern und Sehern: Thamyris, Demodokus, Phineus, Tiresias, Ossian.

Thema. Ob Homer blind gewesen oder weshalb man sich ihn blind gedacht hat.

A. Homer könnte höchstens im Alter blind geworden sein.

Seine Erzählungen und Schilderungen bekunden die schärfste Beobachtung und er stellt alles für das Auge dar, während blinde Dichter höchstens Nebelbilder zeichnen (wie Ossian) oder gerne reflektieren und Gefühle malen, (wie Milton). At eius picturam, non poesin videmus. Quae regio, quae ora, qui locus Graeciae, quae species formae, quae pugna, acies, quod remigium, qui motus hominum, qui ferarum, non ita expictus est, ut, quae ipse non viderit, nos ut videremus effecerit (Tuscul. quaest. V, 114). Cicero folgert hieraus nur, daß Homer keine Ursache gehabt, den Verlust des Auges zu beklagen; wir müssen jedoch annehmen, daß er nur als Sehender so anschaulich darstellen konnte.

B. Wie ist die Sage entstanden.

1) Die Griechen liebten etymologische Spielereien; man brachte vielleicht ἀοιδός mit α priv. und dem alten Verbum εἴδω in Zusammenhang, wie auch ὅμηρος in einem Dialekte blind heißen soll.

2) Nach der Ansicht der Griechen mußte man eine

Gabe der Götter mit dem Verluste eines andern Gutes bezahlen.

Abstulit clarum cita mors Achillem,
Longa Tithonum minuit senectus.

Horat.

Polykrates wirft seinen Ring ins Meer. Der Seefahrer rettet sein Schiff, indem er einen vollen Wurf von der reichen Ladung den Fluten opfert (Äsch. Agam.). Kassandra erblickt die Zukunft, aber niemand hört auf ihre warnende Stimme. Peleus, sonst von den Göttern mit allem Überflusse gesegnet, hat nur einen Sohn, welcher früher sterben muß (Ilias XXIV, 535). Die Kenntnis der Vergangenheit ist ein Geheimnis der Musen. Dieses enthüllt sich dem Sänger, doch er muß dafür leiblich erblinden. Homer über Demodokus*).

3) Zwar sind nicht alle Dichter blind, aber die Blinden lieben Musik und Dichtkunst und die Lieder eines blinden Sängers, der schon durch sein Gebrechen das Gefühl erregt, ergreifen uns tiefer. Es mag im alten Griechenland wirklich manchen blinden Homeriden oder Rhapsoden gegeben haben. „Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes, unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hörnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtnis blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden

*) Odyss. VIII, 63 mit Nitzsch „Anmerkungen zu Homers Odyssee" (1826).

Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren; wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der kostbaren Lieder des schottischen Hochlandes beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallene Ruhm, offenbart sich nicht in ihm allein nicht nur der hohe Wert des Alters selbst, sondern auch die allerreichste Vergeltung des verlornen äußeren Lichts?" (Jakob Grimm: „Rede über das Alter".)

C. Welche symbolische Beziehung die Sage zuläßt.

1) Beim Sinnen und Dichten vertieft sich der Geist in die innere Welt und ihm entschwindet die Umgebung.

Der Alte drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen.
Goethe.

Die grausame Sitte den Singvogel zu blenden. Der Philosoph Demokrit soll sich selbst des Augenlichtes beraubt haben, ut quam minime animus a cogitationibus abduceretur (Cicero).

2) Der Dichter ist blind für die Güter dieser Welt. Anakreon wollte keinen Schatz hüten, aus welcher Sage die Erzählung von Johann dem muntern Seifensieder entsprungen ist. Sophokles soll sein Hauswesen schlecht verwaltet haben. Goethes Sänger verschmäht die goldene Kette. Nach Schiller kommt der Poet zu spät, als die Güter der Erde verteilt werden.

3) Viele Dichter haben überhaupt keinen praktischen Sinn und können sich in der Welt nicht zurecht finden. Die naive Verkehrtheit des Idealismus in Goethes Tasso.

Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Dritteil seiner Sachen fehlt. —

Goethe.

Schluß. Die griechischen Sagen haben oft, auch wenn sie ein bloßes Spiel zu sein scheinen, eine tiefere Bedeutung.

12.

Erblicher Grundbesitz und Güterhandel.

Einleitung. Ein reger Handelsverkehr ist für die Völker eine hauptsächliche Quelle des Wohlstandes. Es scheint daher vorteilhaft, daß auch die Landgüter, welche sonst Jahrhunderte lang bei derselben Familie blieben, sich in eine bewegliche Ware verwandeln, zumal da der Boden fortfährt seinen Ertrag zu liefern, während er zugleich Anlaß giebt, daß Käufer und Verkäufer sich mit bedeutenden Kapitalien an dem Geldumsatz beteiligen. Indessen darf man fragen, ob nicht dieser Gewinn durch erhebliche Nachteile sehr verringert wird.

Thema. Weshalb es in mancher Hinsicht schädlich ist, daß man die Landgüter in den Handelsverkehr hineingezogen hat.

A. Die Güter werden verschlechtert.

1) Der Käufer ist meistens kein Landwirt, er hat keine Sachkenntnis, was zugleich den Eifer der Dienstleute

schwächt; er will auch weniger durch die Ernte als durch einen raschen Verkauf des Gutes gewinnen.

2) Während der Erbbesitzer sich nicht vor Verbesserungen scheut, von denen erst die Kinder oder die Enkel einen Vorteil haben, während er das Wohnhaus, die Gärten, die Umgebung verschönert, wird der Güterhändler die Marktgans rupfen. Die Äcker werden ausgesogen, der Wald gelichtet, das Vieh nur notdürftig gefüttert. Die Unterhaltung eines schönen Wohnhauses, weitläufiger Gartenanlagen schmälert nur den Ertrag; sie werden von einem neuen Käufer nicht mitbezahlt und sind vielleicht nicht einmal nach dem Geschmack desselben.

B. Das patriarchalische Verhältnis zwischen dem Grundbesitzer und den Dienstleuten wird aufgelöst.

1) Die angesessenen Dienstleute schließen sich mit treuer Anhänglichkeit an eine Familie, die mit ihnen dieselbe Heimat hat, durch viele Geschlechter hindurch heitere Tage und schwere Schicksale geteilt und sich viele durch Wohlthaten verpflichtet hat. Der Güterhändler bleibt ihnen fremd, er ist vielleicht aus einer fernen Gegend, er hat kein Verständnis für ihre Sitten und nimmt keinen Teil an ihren persönlichen Erlebnissen.

Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zu Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Schiller, „Jungfr. v. Orl.", Prolog 3.

2) Der Erbbesitzer ist ihr natürlicher Beistand in Krankheit und Not; der Güterhändler schafft gebrechliche und

dürftige Leute, wenn es irgend angeht, über die Grenze. Jener sorgt für Kirche und Schule, welche eine Stiftung seiner Vorfahren sind; diesem sind sie eine Last, und der moralische Zustand der Leute an einem Orte, den er in möglichst kurzer Zeit zu verlassen gedenkt, ist ihm gleichgültig.

C. Mit der Schwächung des Heimatsinnes und dem Verfall des Gemeindelebens verliert das konservative Element im Staate an Kraft.

1) Für den erblichen Besitzer hat sein Wohnort eine Geschichte und die Schicksale seiner Familie knüpfen sich an diesen Wohnort. Die Kirche mit Taufstein, Altar, Erbbegräbnis, die Gebäude, Gärten, ja manche Haustiere erinnern ihn an seine Voreltern. Die Erde hat keine Stätte, die ihm teurer wäre.

2) Die ansässigen Familien einer Gegend, durch nachbarlichen Verkehr, Jugendfreundschaft, Verschwägerung vielfach verbunden, haben ein gemeinsames Interesse an den Angelegenheiten ihres Kreises, deren Gestaltung für sie von dauernden Folgen ist, und die Beratungen ihrer Häupter werden durch örtliche Sachkenntnis und Eintracht gefördert.

3) Wer sich mit seiner Habe an den Boden bindet, dessen Sicherheit und Wohlstand sind bei politischen Stürmen am meisten bedroht; er scheut sich daher vor gewaltsamen Bewegungen und liebt eine ruhige Entwickelung des Staatswesens.

4) Der Güterhändler hat weder ein Heimatgefühl, noch kümmert er sich um Gemeindeangelegenheiten, welche keinen augenblicklichen Vorteil versprechen und flüchtet, wenn eine Explosion droht, zu der er vielleicht selbst einiges Zündkraut geliefert, mit seinem Gelde an einen sichern Ort, allenfalls ins Ausland.

Schluß. Die Güter sind in den letzten Jahren nicht mehr ein so beliebter Modeartikel des Handels gewesen. Eine weitere Ausbreitung des Übels würde bald bewiesen haben, daß sich der Materialismus auch hier seine Gaben mit sittlichen Opfern bezahlen ließ.

Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.
Vergil.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund,
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.
Schiller.

13.

Inwiefern sich das Gedicht von Schiller: Ach, aus dieses Thales Gründen — auf die Geschichte seiner eigenen Jugend anwenden läßt.

Einleitung. Die Allegorie betrifft im allgemeinen die Sehnsucht und den Entschluß, durch den Wechsel des Berufes einem unerträglichen Drucke zu entfliehen und paßt daher auch auf ganz andere Lebensverhältnisse (Beispiele).

Thema. Daß Schiller doch wohl dabei seine eigene Jugend im Sinne gehabt hat.

1) Die ersten Strophen schildern die beengende Wirklichkeit und das freie, ideale Gebiet der Poesie. Für Schiller setzte sich der Zwang der Karlsschule in einem beschränkten Berufe fort. Sein Verlangen, sich ganz der Dichtkunst zu widmen.

2) Der tobende Strom und der Nachen ohne Fährmann. Eine Flucht in das Ausland war äußerst bedenklich.

a. Der Dichter gab eine gesicherte Existenz auf und setzte seine ganze Zukunft aufs Spiel.

b. Der Herzog konnte seine Eltern den Ungehorsam und die Undankbarkeit des Sohnes empfinden lassen.

c. Er war berechtigt, Schiller als Deserteur zu verfolgen.

3) Du mußt glauben, du mußt wagen u. s. w. Schiller durchbrach die Schranken und warf sich der Nation in die Arme. Die Götter und die Menschen verließen ihn nicht, doch war es ihm noch vorbehalten, viele Drangsale zu überstehen.

Schluß. Nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland. Wir dürfen aber auf kein Wunder rechnen. Höchstens kann ein ganz entschiedener Trieb, die gründlichste Prüfung der Anlagen, ein redlicher Sinn und eine starke Willenskraft den Menschen berechtigen, einen so verhängnisvollen Schritt zu thun.

14.

Schule und Leben.

Einleitung. Vielen Jünglingen währt ihre Schulzeit zu lange. Sie sind es müde, noch immer zu lernen und Zöglinge zu sein, sich bei ihren Arbeiten und in ihrem Betragen an den Zwang der Schulordnung zu binden. Sie sehnen sich nach dem Zeitpunkt, wenn es ihnen vergönnt sein werde, ins Leben einzutreten, in einem bestimmten Berufe zu wirken und tandem custode remoto sich selbst zu leiten. Diese Ungeduld lähmt vielleicht ihren Eifer in dem letzten und wichtigsten Abschnitte ihres Schullebens; daher ist es für sie heilsam, darüber nachzudenken, ob Schule und Leben wirklich ganz verschiedene Dinge sind.

Thema. Zwischen Beiden findet in wesentlichen Punkten gar kein Unterschied statt.

A. Auch das Leben ist eine Schule.

1) Wir dürfen nie aufhören zu lernen. Der Mensch und das Leben lassen sich nicht ausstudieren, sie stellen sich uns stets von einer neuen Seite dar. Ebenso darf niemand seine besondere Berufsbildung mit dem Examen abschließen. Der Arzt, der Geistliche, ja der Kaufmann oder der Landwirt hat zu lernen, so lange er lebt.

2) Ferner giebt es in unserer Erziehung keinen Stillstand. Besondere Erlebnisse und der Wechsel der Verhältnisse legen uns immer neue Pflichten auf, in deren Erfüllung wir noch nicht geübt waren und mannigfache Prüfungen nötigen uns, unser sittliches Wesen nach allen Seiten hin auszubilden. Wer es verstand, mit seinem Bruder in schöner Eintracht zu leben, der wird vielleicht noch lernen müssen, mit Fassung an seinem Grabe zu stehen; wer die Kunst besitzt, mit Güte zu befehlen und wohlzuthun, dem ist es vielleicht noch vorbehalten, mit Ergebung gehorchen und mit Würde bitten zu lernen.

3) Du hörst nie auf abhängig zu sein.

Freiheit ist nur im Gebiet der Träume.
Schiller.

Dem Beamten vergeht ein Tag wie der andere nach des Dienstes immer gleich gestellter Uhr.

Gehorsam heißt die Tugend,
Um die der Niedre sich bewerben darf.
Schiller.

Der Landwirt, scheint er auch der freieste Mensch im Staate, hat doch das Wetter über sich, den launischsten aller Despoten. Wir alle sind dem Gesetze unterthan, welches nicht mit der väterlichen Zucht der Schule waltet, sondern als eine res surda, inexorabilis (Livius) mit rauher, mitleidsloser Strenge seine Rechte eintreibt. Im Leben wie

in der Schule fühlt allein der, welcher sich dem Gesetze unterwirft, nicht den Druck desselben.

Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht.
Schiller.

Legum denique idcirco omnes servi sumus, ut liberi esse possimus.
Cicero.

Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.
Goethe.

B. Die Schulzeit ist ein Teil deines Lebens und du bist schon als Schüler in dasselbe eingetreten.

1) Du lernst in der Schule nicht allein, um dich auf einen künftigen Beruf vorzubereiten. Die Entwickelung des Nachdenkens, der Erwerb von Kenntnissen, die Erhebung der Seele in das Gebiet der Ideen gehören zu den allgemeinen Lebenspflichten des Menschen und indem du sie zu erfüllen suchst, beschäftigst du dich nicht mit einer untergeordneten Schulaufgabe, sondern mit einer hohen Forderung des Lebens selbst.

2) Dein Leben beginnt nach seiner sittlichen Seite nicht erst mit dem Eintritt in einen Beruf. Du bist Sohn, Bruder, Schüler, Freund und aus diesen mannigfachen Verhältnissen entspringt eine Reihe der schwersten und schönsten Pflichten, die dich täglich nach dem ganzen Gewicht ihrer Bedeutung und oft mit Folgen für dein ganzes Leben in Anspruch nehmen. Selbstbeherrschung, Dankbarkeit, Treue, Wohlwollen, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit, Wahrheit, Fleiß, Gehorsam und andere Tugenden, in denen sich der Jüngling während seiner Schulzeit hervorthun

soll, sind dieselben, welche auch der Mann und der Greis zu üben hat.

Schluß. Wer sich nicht daran gewöhnt, schon die Schulzeit zu seinem Leben zu rechnen, der wird nie recht zu leben anfangen. Der Kandidat arbeitet als Hauslehrer mit halbem Ernste, denn er ist ja noch nicht im Amte. Man wählt ihn zum Rektor einer Stadtschule. Nun sagt ihm das Unterrichten nicht mehr zu; er will nicht immer bloß mit Kindern zu thun haben und es ist ja auch nicht sein eigentlicher Beruf, Lehrer zu sein. Er wird Geistlicher auf dem Lande. Bald sehnt er sich nach einer Stelle in der Stadt. Abgesehen davon, daß er auf dem Dorfe eines anregenden und erfrischenden Umganges mit gebildeten Leuten entbehren muß, fehlt ihm daselbst auch alle Aufmunterung zu einer freudigen und eifrigen Berufsthätigkeit. Die Bauern verstehen es nicht, eine geistreiche Predigt zu würdigen; wie soll er auf Menschen wirken, welche ganz verworrene Begriffe, einen halsstarrigen Eigensinn und so ungeschlachte Sitten haben. Endlich, nachdem er viele Jahre in Mißmut und im Schlendrian zugebracht, erhält er die Pfarre in der Stadt. Doch jetzt macht er die Entdeckung, daß er schon zu alt ist, daß er nicht mehr genug Geistesfrische besitzt, um das religiöse Leben der Gemeinde nach seinen Ideen umzubilden. Er wird sich noch einige Jahre quälen und dann einen Adjunktus annehmen.

15.

Über die Worte, welche Brutus nach der Schlacht bei Philippi gesprochen haben soll: „O Tugend, ich glaubte, daß du etwas seist, jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist."

Einleitung. Cäsars Ermordung. Die Doppelschlacht bei Philippi.

Thema. Betrachtung dieser Worte.

1) Welches ist ihr Sinn?

2) Daß der Ausspruch sich im allgemeinen auf einen Irrtum stützt, denn welchen Wert hätte die Tugend, wenn sie in jedem Falle eines lohnenden Erfolges sicher wäre?

3) Konnte Brutus überhaupt auf einen glücklichen Ausgang rechnen? Ist es so gewiß, daß er die Sache der Vernunft und der Tugend verfocht?

a. War es gerecht, einen Mann zu töten, dem Rom den Frieden und so viele Wohlthaten verdankte?

b. War es für den Staat vorteilhaft? Die Bürgerkriege brachen von neuem aus. Rom konnte als Republik nicht länger bestehen und die, welche jetzt nach der Herrschaft strebten, waren ihrer nicht so würdig, wie Cäsar.

Schluß. Die bittere Täuschung muß es entschuldigen, daß ein so redlicher, hochgesinnter Mann zuletzt an dem Werte der Tugend irre wurde. (Vgl. Herder „Phil. u. Gesch." VI, 322.)

16.

Ein alter Schiffskapitän erzählt im Kreise der Seinen, mit welchen Gedanken und Empfindungen er einst seine erste Seereise angetreten habe.

Einleitung. Frühe Neigung zum Seeleben. Hindernisse. Günstige Änderung der Umstände. Aufnahme unter

die Mannschaft eines Westindienfahrers. Leichter Abschied. Zerstreuung. Sammlung bei der ersten Nachtwache.

Thema. Welche Gedanken und Empfindungen in dem jungen Seemann rege wurden.

A. Niedergeschlagenheit.

1) Sehnsucht nach der Heimat. Wie mag es den Eltern, den Geschwistern und Freunden ergehen. Ob sie mit Liebe an dich denken. Wirst du sie alle wiedersehen?

2) Die rauhe Lebensweise und der Umgang mit rohen Menschen.

3) Beschwerden und Gefahren mancher Art.

B. Ermutigung.

1) Die Schiffahrt ist ein nützlicher und würdiger Beruf.

2) Es geziemt sich und hat seine Reize, Kühnheit, Kraft und Ausdauer zu beweisen.

3) Das Seeleben gewährt dem Geiste die mannigfachste Belehrung und Unterhaltung.

4) Vertraue auf Gott, der auch den tobenden Wellen gebietet. „Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brause. Deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott, meines Lebens Hort" (Psalm 42*).

Schluß. Viele Jahre sind seitdem vergangen. Nicht selten gab es Gefahren und Ungemach aller Art. Gleich-

*) Mit diesem Gebete nahm der niederländische Admiral Michael de Ruiter (der Reiter), als er 1676 bei Catanea tödlich verwundet wurde, von der Erde Abschied. Heinrich Smidt „Seeschlachten und Abenteuer berühmter Seehelden" (Berlin, Janke, ohne Jahr) S. 272.

wohl bedauert der Kapitän nicht, daß er Seemann geworden.

17.

Die Vorstellungen von dem Tode, welche in üblichen Ausdrücken und Wendungen unserer Sprache enthalten sind.

Einleitung. Der Stil ist der Mensch, in der Sprache eines Volkes spiegelt sich seine Denkart ab.

Thema. Geordnete Zusammenstellung von Ausdrücken und Vorstellungen, welche sich auf den Tod beziehen.

A. Sinnliche Vorstellungen.

1) Die Nähe des Todes. Er wird es nicht lange mehr machen. Sein Haus bestellen. Seinen letzten Willen erklären. Sein Testament machen. Sein Stündlein ist gekommen. Seine letzte Stunde hat geschlagen. Seine Uhr ist abgelaufen. Er wird ein Raub des Sensenmannes.

2) Stillstand der organischen Lebensthätigkeit. Das Auge bricht, ist geschlossen. Er ist verblichen. Das Herz, der Puls steht still. Der Atem stockt. Er regt sich nicht mehr. Er ist verstummt. Er ist verschieden.

3) Beerdigung. Man begleitet ihn auf seinem letzten Gange. Man erzeigt ihm die letzte Ehre. Er schläft auf dem letzten Kissen, unter dem Rasen. Ihn deckt der Hügel.

4) Verwesung. Er zerfällt in Staub, ist eine Beute der Würmer, ein Häuflein Asche.

5) Abschied von der Erde und Trennung von den Angehörigen. Das Zeitliche segnen, der Welt Valet sagen. Er hat uns verlassen, ist geschieden. Er ist

nicht mehr. Den wirst du nie wieder sehen. Trennung unser Los.

B. Der Tod im Gegensatze zu Ansichten von dem diesseitigen Leben.

1) Das Leben ein Gut. Der unerbittliche Tod hat ihn dahingerafft.

2) Das Leben ein Leiden. Er hat ausgelitten, ausgeweint. Ihm ist wohl. Ihm thut nichts mehr wehe. Diesem Jammerthale entrückt sein.

3) Das Leben ein Kampf. Er hat ausgekämpft. Er ist zur Ruhe eingegangen. Er schläft sanft, in Gottes Namen. Er ruht in der kühlen Gruft. Er ist im Hafen.

4) Das Leben ist zur Thätigkeit bestimmt. Er hat vollbracht, seine Laufbahn vollendet. Er ist abberufen.

5) Das Leben ein unvollkommener Zustand. Aus dem Lande der Zeitlichkeit (Vergänglichkeit) scheiden. Die morsche Hütte verlassen. Die sterbliche Hülle, das irdische Gewand ablegen.

6) Das Leben eine Fremde, in der wir Gäste sind. Er ist heimgegangen. Er hat seine Wallfahrt, seine Pilgerfahrt beschlossen.

C. Der Tod im Hinblick auf das Jenseits.

1) Das Jenseits nach Ort und Zeit. Er ist in jenen Räumen, im Himmel, im Lande des Unvergänglichen. Er ist verewigt.

2) Das Jenseits als Land des Friedens, nachdem der Tod alle Schuld getilgt. In Frieden schlafen. Frieden mit seiner Asche. (De mortuis nil nisi bene.) Laßt die Toten ruhn. Friedhof.

Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.

Tiedge.

3) Das Jenseits als das Land der Vollkommenheit. Verklärt sein. Im Lichte wandeln.

5) Das Jenseits als Stätte des Gerichts. Vor Gottes Thron stehen, vor seinen Richterstuhl berufen sein.

5) Das Jenseits als Land der Glückseligkeit, als Heimat und Vaterhaus. In ein besseres Land gegangen sein. Zu einem schöneren Leben erwachen. In das Land vorausgehen, wo wir uns wiedersehen und wiederfinden, wo keine Trennung ist, wo keine Thräne mehr geweint wird. Er ist unter den Seligen. Er ist in der ewigen Heimat. Gott hat ihn zu sich genommen. Er ist zum Vater heimgegangen. Er ist bei Gott.

Schluß. Eine kleine Zahl von Ausdrücken ist witzig oder scherzhaft. Man braucht sie, wo eines Gestorbenen oder des Todes selbst mit Gleichgültigkeit gedacht wird. Nach ihm kräht kein Hahn mehr (nämlich, um ihn am Morgen aufzuwecken). Er ist um die Ecke gegangen. (Die Nachbarn blicken dem Leichenzuge nach, bis er in eine andere Straße einbiegt.) Im ganzen hat die Sprache dem Tode den Stachel genommen. Es herrscht unter dem Volke die milde und trostreiche Vorstellung, daß der Tod nur dem unvollkommenen Zustande ein Ende macht und den Dulder zu einem bessern Dasein hinüberführt.

18.

Über den *Πόντος ἀτρύγετος* bei Homer.

Einleitung. Homer giebt Personen und Gegenständen meistens sehr bezeichnende Beinamen. Das Meer nennt er grau, salzig, rauschend, fischreich ꝛc.

Thema. Ob es auch unfruchtbar heißen könne?

A. Das Beiwort scheint nicht angemessen.

1) Das Meer hat seine Produkte. Salz, Korallen, Bernstein, Perlen, Purpur, die Seidenmuschel, welche ein kostbares Gewebe liefert, das zahllose Heer der Fische, die Eidergänse, die Seeschwalben mit eßbaren Nestern, Schildkröten, Krebse, der Walfisch und viele nutzbare Säugetiere. Nach Humboldt ist es sogar zweifelhaft, ob auf dem Lande oder im Meere eine größere Lebensfülle verbreitet ist.*)

2) Es ist uns auch sonst sehr nützlich: erfrischende Seewinde, Regenwolken, Schiffahrt.

B. Geichwohl trifft den Dichter kein Tadel.

1) In Homers Zeit waren jene Produkte unbekannt oder, außer Salz und Purpur, nicht geschätzt, Fische wurden nur im Notfall gegessen.

2) Selbst die Schiffahrt galt nur für ein notwendiges Übel.

3) Der Dichter schildert die Dinge nach dem sinnlichen Eindruck und mit dem Lande verglichen ist das Meer eine unfruchtbare Wüste. *Ἀτρύγετος* bezieht sich auch hauptsächlich auf die mangelnde Vegetation.

Schluß. Man muß die Dichter als Dichter lesen und sich mit ihnen auf den Standpunkt der phantasievollen Anschauung versetzen.

*) Philipp Körber „Kosmos für die Jugend" (1860) S. 380.

19.

Welche nachteilige Folgen es für uns hat, wenn wir den Umgang mit anderen zu sehr meiden.

Einleitung. Viele fromme Menschen suchten vormals die Einsamkeit des Waldes oder die Stille der Klöster auf, um unberührt von weltlichen Zerstreuungen und Begierden, ihre Herzen nur Gott zu weihen. Noch heute stehen die Sprüche λάθε βιώσας (Epicur.) und bene qui latuit, bene vixit (Ovid.) in Ansehn. Die Zurückgezogenheit ist auch sehr empfehlenswert, sie muß nur nicht zu einer völligen Absonderung von den Menschen ausarten.

Thema. Die nachteiligen Folgen der Einsamkeit.

A. für unsere geistige Bildung.

1) Man fühlt sich nicht angeregt, Kenntnisse zu sammeln, wenn man nicht die Absicht hat, von ihnen Gebrauch zu machen. Man verfolgt höchstens ein einseitiges Interesse, wobei die Auffassung, da kein Austausch der Gedanken hinzutritt, ebenfalls einseitig ist. Viele verfallen in ein leeres Grübeln und Träumen.

2) Zur Raschheit und Sicherheit des Urteils und zur Redefertigkeit kann man nur im Verkehr gelangen.

B. für unsern sittlichen Charakter.

1) Die Einsamkeit steigert das Mißtrauen, die Menschenscheu, die Gleichgültigkeit gegen alle höheren allgemeinen Interessen.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Goethe.

Alteri vivas oportet, si vis tibi vivere.
Seneca.

Ad Archytam scripsit Plato, non sibi se soli natum meminerit, sed patriae, sed suis, ut perexigua pars ipsi relinquatur.
Cicero.

2) Wer sich dem Urteile anderer entzieht und nicht auf ihre Vorzüge und Verdienste achtet, verirrt leicht zu einer hochmütigen Selbstüberschätzung.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sei.
Goethe.

Die Welt kennen heißt wissen, daß man wenig in ihr bedeutet.
F. v. Schlegel.

3) Niemand kann einer anregenden Unterhaltung entbehren. Für den geselligen Umgang sucht man einen Ersatz in leeren Spielereien (das Angeln, das Abrichten von Vögeln ꝛc.), in dem entnervenden Romanlesen, in den groben Reizen des Lasters (Geiz, Trunksucht).

C. Die Abgeschiedenheit ist oft eine Klippe für die Frömmigkeit.

1) Sie begünstigt den Aberglauben, die Schwärmerei, sie erzeugt eine schwermütige Selbstpeinigung oder auch Hochmut

Bleib' nicht allein, denn in der Wüste trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.
Schiller.

2) Der wahrhaft fromme Mensch begnügt sich nicht mit Empfindungen und quietistischen Betrachtungen; er hat ein Herz für seine Brüder, er will für sie und mit ihnen wirken.

D. Äußere Nachteile.

1) Wer auf Geselligkeit und Freundschaft verzichtet, beraubt sich der reinsten Freuden des Lebens.

Mir gäb' es keine größere Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Goethe.

2) Er findet in der Not weder Trost noch Unterstützung.

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach, der ist bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Goethe.

Schluß. Meide die Einsamkeit, aber lasse dich auch nicht von dem Verkehre zu einer selbstvergessenen Zerstreutheit fortreißen.

20.

An einen Freund, welcher darüber klagt, daß er seinen Beruf verfehlt hat.

Einleitung. Mit seinem Berufe unzufrieden zu sein, ist ein großes Unglück. Die Arbeit erfordert eine doppelte Anstrengung und gelingt nicht, man wird des Lebens nicht froh, man verletzt die Seinigen durch ein unfreundliches Betragen, man hadert mit der Vorsehung.

Thema. Bedenke, daß die Ursache der Unzufriedenheit nicht in der Beschaffenheit deines Berufes liegt.

1) Jeder Beruf, jede Beschäftigung verliert bald ihre ersten Reize und der Unzufriedene empfindet nur ihre Last. Du kannst von Handwerkern, Kaufleuten, Ärzten, Lehrern, ja von Geistlichen dieselben Klagen hören.

2) Du hast zu wenig Einkommen, Ansehn, Muße. Für die Bedürfnisse und Ansprüche des Ungenügsamen giebt es keine Grenze.

3) Halte dich an die moralische Seite deines Wirkens. Die Hauptquelle unseres Glückes ist die Zufriedenheit mit uns selbst und die Achtung anderer. Beides ist nicht von der Art des Berufes abhängig und man kann in jedem Stande ein tüchtiger Mensch sein. Epaminondas, zum Aufseher über die Straßenreinigung ernant, erklärte, daß er das Amt, welches ihn entehren sollte, zu Ehren bringen werde (Plutarch).

4) Der besondere Beruf füllt nicht das ganze Dasein der Menschen aus. Sie sind Söhne, Brüder, Väter, Freunde; alle diese Verhältnisse gewähren eine reichliche Entschädigung für die Beschwerden des Berufes.

Schluß. Erinnerung an „die Kreuzschau", eins der schönsten Gedichte von Chamisso. Oder scherzhafte Schilderung der idealen Wünsche und der Täuschungen eines unzufriedenen Pferdes, welches auf seine Bitte von einem Zauberer in einen Stier, dann in einen Hund, ein Schaf, einen Wolf ꝛc. verwandelt wurde.

Optat ephippia bos piger optat arare caballus.
Horat.

21.

Die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach der Ferne scheinen einander zu widersprechen, gründen sich jedoch auf denselben Zug der menschlichen Natur.

Einleitung. Es giebt noch andere Gegensätze, die mit einander verwandt sind und eine gemeinsame Quelle

haben. Der makedonische König sagte: er möchte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Darin liegt: wenn ihn das Schicksal nicht zu einem Volksbeherrscher gemacht hätte, so möchte er wenigstens von niemand abhängig sein. Auf den leidenschaftlichen Eifer folgt in kurzem eine völlige Gleichgültigkeit, wenn es an wahrem Interesse für die Sache fehlt. So berühren sich die Extreme.

Thema. Was haben die Heimatliebe und die Sehnsucht nach der Ferne mit einander gemein?

A. Die Heimatliebe entspringt aus den idealen Vorstellungen von der Vergangenheit.

1) Man liebt die Heimat als den Ort, wo man umgeben von lieben Eltern und Geschwistern, eine schuldlose, sorgenfreie und heitere Kindheit verlebt hat.

2) Man liebt das Vaterland, weil uns große Erinnerungen erheben und weil wir gern an die Sitten, Gesetze, Kriegsthaten, Dichtungen unserer Vorfahren denken.

B. Die Sehnsucht nach der Ferne entspringt aus idealen Vorstellungen von der Zukunft. Man glaubt, in der neuen Welt und in ihrem Naturzustande könne sich das Leben in völliger Freiheit, gemäß den ursprünglichen Trieben, Bedürfnissen und Rechten des Menschen gestalten.

1) Man werde frei von dem Zwange der verjährten bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände.

2) Man könne ohne das Studium, welches eine Vergangenheit von 3000 Jahren mitschleppt und die frische Natur von allen Seiten durch Regeln einschränkt, zur reinsten Ausbildung des Geistes und Herzens gelangen.

Schluß. Die Vorsehung hat beide Gefühle in das Herz des Menschen gelegt. Das konservative Element und

die Bewegung sollen einander im Zaume halten und zusammenwirken.

Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höhern nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten
Und sich dessen zu freu'n, was jeder lange gewohnt ist.

Goethe.

22.

Woraus hervorzugehen scheint, daß Alexander sich wirklich den Achill zum Vorbilde genommen, und welche wunderbare Ähnlichkeit sogar ihre Lebensverhältnisse und Schicksale zeigen.

Einleitung. Alexanders Liebe zu Homer. Das Opfer am Grabe des Achill. Sein Wahlspruch.

Thema. Vergleichung beider Könige und ihrer Geschichte.

A. Ähnliche Eigenschaften des Charakters und Gemütes.

1) Ruhmliebe und Heldensinn.

2) Edelmut.

3) Die tiefe Reue nach einer leidenschaftlichen Übereilung.

4) Liebe zur Mutter.

5) Innige Freundschaft.

B. Ähnliches in ihren Lebensverhältnissen und Schicksalen.

1) Alexander wird von Aristoteles erzogen; die Sage kennt Chiron und Phönix, die Lehrer Achills, als Meister der Musik und Redekunst.

2) Thetis lebt von Peleus getrennt; der Unfriede zwischen der Olympias und Philipp.

3) Alexander zieht wie Achill nach Asien, um Europa die Hegemonie zu erkämpfen.

4) Beide bezahlen einen unsterblichen Ruhm mit einem kurzen Leben und sterben in der Fremde.

5) Kurz vor ihrem Tode verlieren sie ihre liebsten Freunde (die Leichenspiele des Patroklos und das prachtvolle Begräbnis des Hephästion).

6) Alexanders Söhne gelangten nicht zum Besitze ihres Erbes und wurden grausam getötet. Auch Neoptolemus fiel durch Meuchelmord.

Schluß. Achill der erste, Alexander der letzte Repräsentant griechischer Heldengröße und Humanität.

23.

Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte.*)

Goethe.

Einleitung. Höflichkeitsbezeigungen, häufig allerdings sehr seltsamer Art**), sind bei allen Völkern in Gebrauch. Die bei uns üblichen drücken gewisse sittliche Beziehungen aus. Doch finden sich selbst unter gebildeten Leuten auch Verächter der Höflichkeit, während andere sich durch eine Virtuosität in derselben hervorzuthun suchen.

Thema. Klassifikation und Verhaltungsregeln.

---

*) Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte. Goethe.

**) Der Nasengruß der Südsee-Insulaner. Vgl. G. Klemm „Allgemeine Kultur-Geschichte", (1845) IV, 308. In China fallen Bekannte, wenn sie sich lange nicht gesehen, mehrmals vor einander auf die Kniee, VI, 119.

A. Was man mit den Höflichkeitsbezeigungen kundgeben will.

1) Achtungsvolle Bescheidenheit. Man ordnet sich einem andern unter durch Entblößen des Kopfes (der Hut — das alte Symbol für die Freiheit) und durch eine Verneigung. Man läßt ihm den Vortritt. Man fällt keinem ins Wort, äußert die eigene Meinung ohne verletzenden Widerspruch. Bei Besuchen zeugt die Kleidung, in Briefen die sorgfältige Schrift von Aufmerksamkeit ꝛc.

2) Zuvorkommende Dienstfertigkeit. Man hilft dem Gaste beim Ausziehen des Überrockes, nimmt ihm den Hut ab, bringt ihm einen Stuhl. Man sucht der Matrone die verlegte Brille, rückt ihr die Lampe näher, erhascht den fortrollenden Knäuel ꝛc.

Menschen von feinem Gefühle bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern; durch ein Erraten seiner leisesten Wünsche; durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen; durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflechte sich fester und sanfter um unser Herz legt, als das schneidende Haarseil einer großen Wohlthat.

Jean Paul.

3) Anteil an Leid und Freude. Man fragt nach dem Befinden, erkundigt sich nach den Angehörigen, nach dem Fortgange eines Unternehmens. Man macht einen Besuch, um zu gratulieren oder sein Beileid zu bezeigen. Man leitet das Gespräch auf Dinge, an die sich der andere gern erinnert und umgeht, was ihn schmerzt oder verstimmt ꝛc.

B. Die Unhöflichkeit und die übertriebene Artigkeit.

1) Grobianus, nach seinem Betragen geschildert. Den Hut im Nacken, grüßt er nur mit Kopfnicken.

Er tritt mit Geräusch ins Zimmer, pflanzt sich auf dem bequemsten Platze hin und bemächtigt sich des Gespräches. Er greift tapfer zu, wenn es ihm schmeckt, oder erklärt als ehrlicher Mann, daß man ihm hie und da etwas Besseres vorgesetzt. Er freut sich, von seinem Tischnachbar selbst erfahren zu können, wie viel ihm der letzte Prozeß gekostet und beweist ihm, daß seine Ansprüche ganz gegen Recht und Billigkeit verstießen 2c. Alle Höflichkeit ist ihm schale Form, sein rücksichtsloses und plumpes Benehmen nur der Ausdruck der Biederkeit und männlichen Selbstachtung.

2) Der Komplimentenmacher überschüttet jeden mit übertriebenen und geschnörkelten Versicherungen der Hochachtung und Zärtlichkeit. Man weiß, daß er sich nichts dabei denkt, daß er nur geistreich und gewandt erscheinen will und daß man nur zu einem Wettkampfe in der Phrase herausgefordert wird. In dieser Kunst sind die Chinesen Meister.*)

C. Regeln für unser Verhalten.

Verbinde mit den Formen der Höflichkeit die Freundlichkeit des Herzens. Dann wird selbst die gebräuchliche Phrase kein leeres Wort sein. Dienstfertigkeit und Teilnahme sind wir jedem Menschen schuldig. Mit Achtungsbezeigungen gegen verächtliche Menschen darfst du dich nicht erniedrigen; ist aber dein eigener Wert so groß,

---

*) Die Visitenkarten, oft ein ungeheurer Bogen roten Papieres, enthalten Anmeldungen in folgendem Stile: N. N. der zärtliche und aufrichtige Freund Eurer Herrlichkeit und der beständige Schüler Eurer Gelehrsamkeit zeigt sich als solcher, um seine Schuldigkeit abzustatten und seine Unterthänigkeit auch durch eine Verbeugung bis zur Erde darzuthun.

Klemm a. a. O.

daß du das Recht hast, jemand öffentlich und gar, wenn ihr beide Gäste seid, deine Nichtachtung zu erkennen zu geben?

Es giebt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Goethe.

Schluß. Worauf gründet sich die Erscheinung, daß manche sich eher einen sittlichen Fehler als einen Verstoß gegen den Anstand verzeihen? Darauf, daß (nach dem Obigen) diese Verstöße selbst sittliche Fehler sind und außerdem den Mangel an Gewandtheit und geistiger Bildung verraten.

24.

Weshalb sich Zoroaster neben dem guten auch ein böses Prinzip an der Spitze der Weltordnung gedacht haben mag.

Einleitung. Zoroaster, der Stifter der persischen Religion, lebte vermutlich um 600 vor Chr. Ormuzd, der Gott des Lichtes und Ahriman, der Gott der Finsternis.

Thema. Woher die Annahme dieser beiden Urwesen.

A. Zoroaster hielt es für unvereinbar mit der Liebe und Weisheit des Lichtgottes,

1) daß in der Natur so viele zerstörende Kräfte den schaffenden entgegenwirken;

2) daß der Mensch nicht durchaus verständig und gut handelt, sondern oft zu groben Fehlern verirrt;

3) daß uns nicht allein die Natur, sondern auch die Menschen und das Schicksal so viel Unheil bereiten können;

4) daß überhaupt so häufig das Gute unterliegt und das Böse triumphiert.

B. Seine Ansicht war dennoch ein Irrtum.

1) Unsere geistigen Kräfte und viele Tugenden entwickeln sich nur im Kampfe mit Widerwärtigkeiten.

2) Des Menschen Wert und Glück beruht darauf, daß er trotz der Macht des Bösen vernünftig und rechtschaffen handelt.

Schluß. Die Unvollkommenheit der Welt rührt also nicht von dem bösen Dämon der Finsternis her, sondern sie erklärt sich aus der besonderen Bestimmung des Menschen, und dem Guten müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Gott sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsʼrer Erde selbst sich alle Teile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was böʼ und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.

J. P. Uz „Theodicee".

O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bistʼs, die alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnisvoll
Der Pfad, den jeder wandeln soll!
Doch in deine Nähe
Führst du alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

A. Mahlmann.

25.

Die Birke, der Lebensbaum der Letten in Livland und Kurland.

(Nach J. G. Kohl „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen" [1841] II, 71.)

Einleitung. Manche Bäume liefern einem Volke fast seinen ganzen Lebensbedarf, so der Brotfruchtbaum auf den Inseln der Südsee, die Dattelpalme, Kokospalme ꝛc. Den Letten gewährt ein so unscheinbarer Baum, wie die Birke den mannigfachsten Nutzen. Die Birke hat in dem mittleren und nördlichen Rußland ihre Heimat. Sie bildet große Waldungen und wird überall in Dörfern, an Wegen, auf Kirchhöfen angepflanzt. Berisow am Ob heißt Birkenstadt, Bersen an der preußischen Grenze Birkenhof, Beresina Birkenfluß.

Thema. Was die Birke dem Letten darbietet.

A. Das Laub.

1) Die Sprossen und Knospen dienen als Heilmittel in gichtischen Krankheiten. Bäder, Thee, Rigaischer Balsam.

2) Im Mai und Juni geben die Blätter eine gelbe Farbe, mit der man Zeuge färbt.

3) Im Juli und August sammelt man die Laubbüsche zu Badequasten, mit denen man sich peitscht. (In Rußland gehören Bäder zu den ersten Lebensbedürfnissen.)

4) Im Herbste besorgt man sich einen Vorrat von welken Blättern zur Füllung der Bettgestelle und Polster.

B. Das Holz. Es ist hart und elastisch, nicht spröde, wie das der Eiche und Buche.

1) Als Schirr- und Nutzholz. Man macht aus ihm die Wagenräder, die Schlittenkufen, die auch ohne Eisenbeschlag vorhalten, Haus- und Küchengeräte.

2) Als Brennholz. Die Kohle hat eine bedeutende Heizkraft.

C. Die Wurzel der Birke liefert einen bessern Teer als die Fichte.

D. Rinde und Bast, vielfach ein Ersatz für das teure Leder.

1) Der Lette verfertigt aus dem Baste zierliche Schläuche, Körbe, Krüge, Flaschen und Trinkgefäße.

2) Seine Schuhe. Die Deutschen im Lande heißen Stiefelträger, die Letten nennen sich Sandalenträger (Pastelneeken). Ebenso Matten und Decken.

3) Man deckt die Häuser mit Tafeln von Birkenrinde.

4) Die Rinde enthält einen kräftigen Gerbestoff. Juchten.

5) Aus der weißen Haut brennt man den feinsten Ruß zur schwarzen Farbe.

E. Der Saft. Man versorgt das Haus mit ganzen Fässern. Im Frühling wird er allgemein getrunken, zu Ostern und Pfingsten ist er für den Armen der Festwein. Man konserviert ihn mit Gewürzen, oder kocht ihn zu Sirup ein, oder läßt ihn zu Essig säuren.

F. Die krankhaften Auswüchse.

1) Aus den Schwämmen schneidet man Korke und Zunder.

2) Aus den Knorren kleine künstliche Gerätschaften.

G. Der Birkenwald als Vergnügungsort der Letten.

1) Die Schönheit des Waldes. Helles, nicht zu dichtes Laub, frischer, sonniger Grasboden, Bäche und Teiche, Singvögel, der Birkhahn, Hasen, Rehe, Elen.

2) Jung und alt zieht an Festtagen in den Wald.

Gesang und Tanz zur Geige. Menge und Lieblichkeit alter Volkslieder.

3) Zwei herabhängende Äste dienen, unten zusammengebunden, zur Schaukel. Nationalvergnügen in Rußland. (In der Schlafkammer hängt die Wiege an Birkenästen, die man über den Balken an der Decke gezogen. Wer vorbeigeht, giebt ihr einen Stoß, worauf sie lange fortschwingt.

Schluß. Zu bewundern ist neben der vielfachen Brauchbarkeit des Baumes die unerschöpfliche Erfindungskraft des Menschen.

Anmerkung. Aus Birkenrinde verfertigen auch die Indianer am Oberen See ihre Hütten, Kähne, Schreibtafeln, Flaschen 2c. Siehe J. G. Kohl „Kitschi-Gami" (1859). Am Himalaya soll die Birke noch schöner sein als bei uns. Ihre sehr weiße Rinde gebraucht man da auch als Schreibmaterial. Harnisch „Weltkunde" (1855) XIV, 415.

26.

Inopi beneficium bis dat, qui dat celeriter.

Publ. Syrus.

Einleitung. Nicht allein der materielle Wert, sondern auch die Art, wie eine Wohlthat erwiesen wird, macht dieselbe groß oder klein. Mancher Menschenfreund hat die schlimme Gewohnheit, den Hilfsbedürftigen erst durch Poltern und durch Vorwürfe zu demütigen, ihn eine Zeit lang hinzuhalten 2c.

Thema. Doppelt giebt, wer gleich giebt.

1) Der Notstand kann sich verschlimmern. Der Handwerker, dem erst nach acht Tagen geholfen wird, gerät inzwischen in größere Schulden. Eine augenblickliche Hilfe konnte den Kredit eines Kaufmanns aufrecht erhalten 2c.

2) Die Hilfe kommt bisweilen ganz zu spät. Der Arme ist der Versuchung zu einem Verbrechen erlegen. Der Kranke ist nicht mehr zu retten ꝛc.

3) Für den, welchem mit Bereitwilligkeit geholfen wird, ist die Dankbarkeit keine Last, denn er behält das Vertrauen zu den Menschen und zur Vorsehung.

4) Sein erhöhter Lebensmut ermuntert ihn, sich selbst wieder aufzuhelfen, während der Erniedrigte die Wohlthat vielleicht nicht einmal auf die rechte Weise benutzt. Beispiel: Zwei Handwerker waren in derselben Lage; die verschiedene Wirkung des günstigen und des üblen moralischen Eindrucks.

Schluß. „Ein freundliches Wort ist oft mehr als eine große Gabe, aber ein holdseliger Mensch giebt sie alle beide."

Bibelspruch.

Anmerkung. Die Art, Geschenke zu machen, ist der Schlüssel zum geheimsten Herzenskämmerlein. Der eine drückt in die Hand, der andere legt es unvermerkt auf den Tisch, dieser giebt in Papier gewickelt, der in Geld, der in Geldeswert, dieser wird rot, der blaß — der sieht freundlich aus, der, als ob er im Spiel verloren, der andächtig, als wenn er etwas in den Gotteskasten legte und vom lieben Gott einen Wechselbrief entgegen nimmt, oder ihn bezieht; der, als wenn er die Musikanten bezahlt und von ihnen erwartet, daß sie ihm den Dank vorgeigen möchten. Jeder Griff bei allen diesen Arten ist aus dem Herzen genommen. Wenn ich einen Menschen gesehen ein Geschenk geben, so müßt' ich mich sehr irren, wenn ich seinen Charakter nicht auf ein Haar treffen sollte. v. Hippel „Lbsl." (1778) I, 442.

27.

Die Folgen der Unordnung.

Einleitung. Manche Fehler scheinen, sittlich betrachtet, nicht so erheblich zu sein, aber sie können gleich-

wohl die nachteiligsten Folgen haben. — Ordentlich nennen wir denjenigen, welcher jeder Sache ihren rechten Platz giebt, alles zur rechten Zeit thut und stets mit Sorgfalt zu Werke geht.

Thema. Die Unordnung ist kein grobes Laster, aber sie verursacht schon in den gewöhnlichsten Fällen mancherlei Verdruß und Schaden.

A. Gieb jedem seinen bestimmten Platz.

1) Du hast sonst nicht bei der Hand, was du gerade am nötigsten brauchst. (Der ärgerliche Zeitverlust, wenn der Handwerker ein Gerät, die Hausfrau einen Schlüssel, der Kaufmann eine Quittung 2c. verlegt hat.)

2) Die Sachen verderben und gehen verloren. (Es ist dem Sonntagsrock bald anzusehen, daß er die Woche über im Staube hängt. Die unverwahrte Art lockt den Dieb an.)

B. Thue alles zur rechten Zeit.

1) Aufgeschoben ist oft gänzlich aufgehoben. (Wie mancher alte Kandidat wird nie mit dem letzten Examen fertig und stößt sich zeitlebens als Hauslehrer umher.)

2) Das Versäumte läßt sich bisweilen nicht mehr nachholen. (Das Heu, welches jetzt fortschwimmt, hätte man noch vor einigen Tagen einfahren können. Die neue Ofenröhre würde einen Brand verhütet haben.)

C. Gewöhne dich an Sorgfalt.

1) Nachlässige Arbeiten gewähren nur eine Übung in der Nachlässigkeit. (Der Klavierschüler, welcher vor dem Notenblatte gleich ermüdet und lieber phantasiert, bringt es nie zu einem korrekten Spiel.)

2) Sie haben auch sonst keinen Wert und keinen Nutzen. (Ein schlecht gebautes Haus ist von Anfang an eine halbe

Ruine; schon nach wenigen Jahren reicht der Mietzins eben nur hin, die ewigen Reparaturen zu bezahlen.)

Schluß. 1) Der unordentliche Schüler. Wie es auf seinem Schreibtisch aussieht, wo das Tintenfaß unter einen Berg von Büchern und ein Stück vom gestrigen Butterbrot unter die Hefte geraten ist, wie er seine Zeit anwendet, wie er zu arbeiten pflegt 2c.

2) Zur Unordnung pflegen sich noch andere Fehler, z. B. Trägheit und Unredlichkeit zu gesellen; unter Umständen richtet sie so viel Schaden an, wie eine vorsätzliche Bosheit. (Der unordentliche Apotheker vergiftet einen Kranken. Der Jäger, welcher sein geladenes Gewehr sorglos an die Wand hängt oder in den Winkel stellt, veranlaßt die Tötung eines Menschen.)

28.

Die Heiligkeit des Herdes bei den Alten.

Einleitung. Religionsgebräuche können leere Formen werden, indem sich ihre Bedeutung aus dem Bewußtsein des Volkes verliert, ursprünglich gründen sich jedoch alle auf eine bestimmte Vorstellung. Erläuterung einiger Gebräuche bei den Opfern der Griechen. (Den oberen Göttern bringt man weiße Tiere dar, läßt ihr Blut in die Höhe spritzen und bereitet sich von ihrem Fleische ein Festmahl. Den unterirdischen Göttern werden schwarze Tiere geopfert, ihr Blut fließt in eine Grube, das Fleisch wird nicht genossen.)

Thema. Weshalb galt den Alten der Herd für heilig und woraus ergiebt sich, daß sie ihn für heilig hielten?

A. Sie ehrten den Herd aus folgenden Gründen:

1) Weil sie die Wichtigkeit des Feuers erkannten.

a. Die Zubereitung milderer Speisen gehört zu den Anfängen der Gesittung. Homer nennt die Raubtiere Rohfresser (ὠμηστής, ὠμοφάγος, ὠμοβόρος).

b. Alles, was der Mensch bildet und schafft, verdankt er der Himmelskraft des Feuers. Hephästos, die Gottheit des vulkanischen Feuers, ist zugleich Meister in der Schmiedekunst.

2) Weil der Herd der natürliche Mittelpunkt des häuslichen Lebens war. „Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner." Hestia waltet von uralten Zeiten her bei Göttern und Menschen des Hauses und niemals halten die Sterblichen ein Gastmahl, ohne daß ihr jeder am Anfange und zuletzt süßen Wein spendet (Homerischer Hymnus auf Hestia und Hermes).

B. Woraus ergiebt sich ihre Ehrfurcht vor der Feuerstätte.

1) Die Sage von Prometheus betrachtet das Feuer nicht als ein Geschenk der Götter, sondern sogar als einen Raub, der wider ihren Willen den Menschen zu teil wurde.*)

2) Der Hausherd war zugleich ein Altar für die Hestia und für die „geschwärzten" Penaten. Manchen Etymologen gelten culina und colere für verwandt. Hestia bedurfte keiner eigenen Tempel, da sie, als die Beschützerin aller Altäre, an allen Opfern teil hatte.

---

*) Ein homerisches Rätsel ist es, auf welche Weise sich die achäischen Heroen Feuer verschafften. So umständlich sonst der Dichter von unwichtigeren Dingen spricht, findet sich hierüber keine Angabe; nur in einem Gleichnisse (Odyss. V, 488) ist davon die Rede, daß sich jemand auf dem Felde glühende Kohlen verwahrt. In späterer Zeit bedienten sich die Griechen nach bestimmten Nachrichten zweier Hölzer oder des Feuerstahls.

3) Der Herd war gleich dem Altar ein Asyl. Odysseus bei Alkinous, Themistokles bei Admet.

4) Auch in den Prytaneen hatte man einen Herd, auf welchem ein ewiges Feuer unterhalten wurde. Ἑστία πρυτανῖτις; der römische Vestadienst.

5) Die auswandernde Kolonie nahm einen Feuerbrand aus dem Prytaneum mit.

Schluß. In unserer Sprache deutet manches auf ähnliche Vorstellungen. Der Herd bezeichnet als Symbol den selbständigen Haushalt, die Heimat, den Mittelpunkt des Segens und des Verderbens: eigener Herd ist Goldes wert; zu seinem Herde zurückkehren; die Schule ist ein Herd des Lichtes, eine Stadt der Herd des Aufruhrs. Wir sind keine Feueranbeter, aber es ziemt sich auch für uns, das Feuer und den Herd mit dankbarem Nachdenken zu betrachten. An dem häuslichen Herd, auf dem das Feuer brennt, empfängt Hedwig mit ihren Knaben den heimkehrenden Tell, welcher der Kinder liebes Haupt verteidigt, des Herdes Heiligtum beschützt hat.

29.

In welchen verschiedenen Bedeutungen das Wort Volk gebraucht wird.

Einleitung. Entwickelte Sprachen zeigen ihren Reichtum darin, daß sie denselben Begriff, wenn gewisse Nebenvorstellungen zu bezeichnen sind, auf die mannigfachste Weise ausdrücken können. Vergl. die Synonyme Furcht, Sorge, Angst, Schrecken ꝛc. Dagegen haben sie auch wieder für sehr verschiedene Dinge ein und dasselbe Wort, worin eine auffallende Armut zu liegen scheint.

Thema. Die Bedeutung des Wortes Volk.

A. Es benennt eine größere Gesamtheit nach dem Merkmale der Stammverwandtschaft.

Das Volk (gens) besteht gewöhnlich aus einer Anzahl verwandter Stämme (nationes; Tacitus Germ. 2). Der Volkscharakter gründet sich auf angestammte Eigenschaften. Volkssagen sind oft Stammsagen. Ähnlich bei den Jägern: ein Volk Rebhühner, Haselhühner. Der Vater nennt seine Kinder: mein Völkchen. Die Schüler einer Anstalt sind ein munteres Völkchen, weil sie nach Art einer Familie zusammenhalten. Ähnlich heißt es von den Studenten, jedoch mit einiger Geringschätzung, in Goethes Faust:

Dem Volke hier wird jeder Tag zum Fest.

B. Volk bezeichnet nach dem Merkmal der politischen Vereinigung zu einem Staate (civitas) den Fürsten und die Unterthanen, alle Stämme und Stände, als ein für sich bestehendes Ganzes im Gegensatze zu fremden Staaten*). Völkerrechte sind natürliche Rechte, welche die Staaten bei ihrem Verkehr gegenseitig in Anspruch nehmen.

---

*) Dies ist auch vermutlich die eigentliche Bedeutung von populus. Wie manches Volk mehrere Stämme in sich vereinigt, teilt sich wieder mancher Stamm in mehrere Völker. So heißt es bei Ovid Metam. II, (216):

Cumque suis totas populis incendia gentes
In cinerem vertunt.

Nach Vergil (X, 202):

Gens illi triplex, populi sub gente quaterni,

bildeten die Mantuaner ihrer verschiedenen Abstammung gemäß drei gentes und jede gens umfaßte vier populi, Gemeinden. Dagegen hätte Niobe ihre Kinderschar vielleicht richtiger gens genannt (Metam. VI, 198):

Fingite demi
Huic aliquid populo natorum posse meorum.

Seit 1840 konnte das chinesische Volk (samt der Regierung) sein Sperrsystem nicht mehr durchführen.

C. Das Volk ist die Gesamtheit der Untergeordneten.

1) Es bedeutet die Unterthanen im Gegensatz zu dem Regenten. Fürst und Volk sind einig, sie haben dasselbe Interesse.

Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Schiller.

2) Es bedeutet die mittleren und unteren Klassen, im Gegensatze zu dem bevorzugten Herrenstand. Volksfreund, Volksführer, Mann des Volkes, Volksrechte, Volksgunst.

3) Den niedrigsten Stand (plebs) schon im Gegensatze zu dem wohlhabenderen und gebildeteren Bürger. Das arme, gemeine, niedere Volk. Die Volksschule. Die Volksmassen. Vergl. Landleute und Landvolk.

4) Das Wort bezeichnet überhaupt die Untergebenen in bezug auf Anführer und Dienstherren. Der Kapitän hält das Schiffsvolk in Ordnung. Das Kriegsvolk sammelt sich um den Feldherrn. Das Fußvolk war ursprünglich das Gefolge des berittenen Adels, welches zu Fuß kämpfte. Mannsvolk und Weibsvolk, auf dem Lande für eine Gesamtheit von Männern und Weibern gebräuchlich, sind eigentlich die Dienstleute des Gutsherrn.

D. Endlich stellt das Wort die mittleren und unteren Stände nach ihrer dem Stammcharakter getreuen Bildung und Sitte den höheren Ständen gegenüber, deren Kultur viel Fremdes aufnimmt und sich mehr auf das allgemein Menschliche und Abstrakte, als

auf das Nationale und Individuelle richtet. Volksdichter, Volkslieder, Volksmelodien, volkstümliche Sprache, Tracht ꝛc., Volksfest.

Schluß. Es ergiebt sich, daß das Wort nach seiner Grundbedeutung eine Menschenmenge durch zwei Merkmale charakterisiert, nämlich dadurch, daß sie nach Abstammung und Stellung zusammengehört und dadurch, daß sie einer höher stehenden Minderzahl entgegengesetzt ist. Noch viele andere Sprachen haben das Wort: es heißt griechisch ὄχλος (bei den Kretern πόλχος), lateinisch vulgus, angelsächsisch folc, nordisch folk, altfranzösisch foulque (Heerde), litauisch pulkas, slavisch polk. Das deutsche, dessen Stamm man nicht kennt, darf darum noch nicht entlehnt sein. Vielleicht ist Volk als das Dienstgefolge, der Heerbann, auf folgen zurückzuführen*). Vergl. die althochdeutschen Formen folk, folch (turba, populus, plebs) und folgen (sequi, comitari), Graff, „Althochdeutscher Sprachschatz" (1837), III, 505. Andere bringen Volk mit πολύ und οἱ πολλοί in Zusammenhang; so Weigand „Wörterbuch der deutschen Synonymen" (1852) III, 1046.

30.

Wodurch die Gräfin Terzky Wallenstein bewegt, sich mit den Schweden zu verbinden.

(Nach Schiller.)

Einleitung. Bei seiner redlichen Natur konnte Wallenstein lange zu keinem Entschlusse kommen. Die Gräfin war weniger gewissenhaft und ehrgeiziger als er

*) Ähnlich braucht Vergil (Aen. I, 189) ductores und volgus von den Hirschen, welche Äneas erlegt.

selbst; es gelang ihr, Wallenstein zu dem entscheidenden Schritte zu überreden.

Thema. Welche Momente sie geltend macht.

1) Es zeuge von Feigheit, Pläne zu entwerfen und dieselben nicht auszuführen.

2) Man könne auf einen glücklichen Erfolg rechnen und dieser entschuldige alles.

3) Es sei lächerlich, die große Laufbahn mit einer idyllischen Zurückgezogenheit zu beschließen.

4) Der Abfall geschehe nur aus Notwehr.

5) Der Kaiser habe seine Undankbarkeit zur Genüge bewiesen.

6) Er habe Wallenstein nur aus Not an die Spitze des Heeres gestellt.

7) Wallenstein täusche kein Vertrauen und werde nicht seinem Charakter untreu, da er sich stets dem Kaiser als einen Mann gezeigt, der zu fürchten sei, und keine Freundschaft geheuchelt.

8) Der Kaiser habe durch Wallenstein viele Frevel verübt und dürfe sich nicht beklagen, wenn die zerstörende Macht, die er ins Leben gerufen, sich jetzt gegen ihn selbst wende.

9) Die Sterne seien günstig; Wallenstein müßte seinen Glauben an sie für ein Possenspiel erklären, wenn er ihnen nicht folgte.

Schluß. Schiller pflegt jeden Wendepunkt der Handlung mit einer bewundernswerten Sorgfalt zu motivieren. Natürlich war es hier nicht seine Absicht, den Verrat zu rechtfertigen. Es wird mit wenigen Worten nachgewiesen, daß einiges von dem, was die Gräfin vorbringt, Wallenstein entschuldigt, das meiste jedoch nur den Schein der Wahrheit hat.

31.

Meer und Wüste.

Einleitung. Nur ein kleiner Teil der Erdoberfläche ist für den Menschen bewohnbar. Eisfelder, Prärieen, Urwälder, Meer und Wüste. Die letzten beiden haben vieles mit einander gemein; nicht wenige Wüsten sind vermutlich alter Meeresgrund.

Thema. Die Ähnlichkeit des Meeres und der Wüste nach ihrer allgemeinen Beschaffenheit und in Rücksicht der Beschwerden und Gefahren für den Reisenden.

1) Beide sind unbegrenzte, unfruchtbare und unbewohnte Ebenen. Ihre Namen werden vertauscht in den Ausdrücken Sandmeer und Wasserwüste. Einen gleichen Gegensatz zu Meer und Wüste bilden die Inseln und die Oasen, welche auch für den Reisenden denselben Wert haben.

2) Das Meer hat keine Straßen, auf dem Schiffe der Wüste zieht man ebenfalls durch eine weglose Einöde. Die Fata morgana täuscht in beiden die Reisenden über die Nähe eines bewohnten Landes.

3) Die Einförmigkeit der Reise. Man ist auf den kleinen Raum des Schiffes beschränkt und verläßt den Tag über kaum den Rücken des Kameles, dessen schaukelnder Gang ebenfalls die Seekrankheit erzeugt. Man ist von aller Welt abgeschieden, hat stets nur dieselben Gefährten um sich. Die Aussicht ist großartig, aber ohne Abwechselung und zuletzt ermüdend. Die Lebensweise ist täglich dieselbe und daher jedes Abenteuer, z. B. die Jagd auf einen Haifisch oder auf Hyäne und Löwe eine angenehme Unterbrechung.

4) Der Mangel an frischen Lebensmitteln. Der Skorbut ist auch eine Plage der Wüste. Die Gefahr, durch

Hunger und Durst umzukommen, wenn eine Windstille eintritt oder wenn man verirrt.

5) Auf dem Meere wie in der Wüste bedrohen den Reisenden Stürme, Raubtiere und Räuber.

Schluß. Die See hat einige Vorzüge, hauptsächlich den, daß sie durch die Bequemlichkeit des Wassertransportes bewohnte Länder verbindet, während die Wüste eigentlich dieselben trennt.

32.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Goethe.

Einleitung. Wen der Verdruß über unverdiente Kränkungen, über die Verkennung und Vereitlung seiner Absichten und dergl. niederbeugt, so daß er an dem Leben keine Freude hat und in tiefer Verstimmung zu jeder Thätigkeit, die ihn aufrichtete und anregte, unfähig ist, der sucht umsonst die Ruhe und Spannung seiner Seele durch die Teilnahme an den rauschenden Vergnügungen der Welt herzustellen. Sie können ihn für den Augenblick seine Lage vergessen machen, aber weder dieselbe verbessern noch sein Gemüt heilen.

— Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.
Goethe.

Thema. Nach den obigen Versen führt der Rückzug in die Stille zur Genesung.

A. Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

1) Die hereinbrechende Nacht verschattet die Straßen, das Geräusch des Tages verstummt. In deiner engen Zelle kehre jetzt bei dir selbst ein. Deine Geräte, deine Bücher umgeben dich mit gewohnter Traulichkeit. An dem Pulte, wo du „unter Büchern und Papieren so manche Mitternacht mit Sinnen und Forschen herangewacht", wo du in stiller Befriedigung die Welt vergaßest, fühlst du dich heimisch. Du bist in deinem Eigentum, dir selbst genug. Das milde, anspruchslose, unermüdlich dienstbare Licht verstärkt den besänftigenden Eindruck deiner Umgebung.

2) In deinem Busen wird es helle. Dir entschwinden deine Beziehungen zur Außenwelt. Es umfängt dich wieder das ideale Reich der Wissenschaft, der Gedanken, in welchem Friede und Freiheit walten, in welchem nur Interessen herrschen, die über das Irdische hinausgehen und dich über die dumpfige Region erheben, wo die selbstsüchtigen Leidenschaften der Menschen mit einander um vergängliche Güter der Erde ringen.

3) Dein Herz erkennt sich selbst. Du fühlst, daß ihm die Empfänglichkeit für diese höheren Interessen angeboren, daß es geschaffen sei, für andere Dinge zu schlagen,

als die sind, welche dich in Kummer versetzen. Du hast es wieder —

Das Liebste, was dein Herz genossen,
Den holden Reiz der Menschlichkeit.

Hölderlin.

B. Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n.

1) Der Trübsinn schweigt mit seinen verworrenen Klagen und läßt die Vernunft zum Worte kommen. Hast du wirklich alles und für immer verloren? Ist das Leben um dich her wirklich so entartet, daß du überall nur Unverstand, Lieblosigkeit und bösen Willen fändest? Bist du selbst ohne Schuld? Hast du das Gute mit rechter Einsicht und rechtem Eifer erstrebt? Hast du nicht selbst Irrtümer veranlaßt, zu einem leidenschaftlichen Widerstande herausgefordert?

2) Die Hoffnung blühet wieder auf. Man versucht es eben noch einmal; man geht auf eine andere Weise zu Werke, oder man wählt ein anderes Ziel.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wird's kennen.

Klopstock.

Und liegt nicht in den Hindernissen selbst ein Reiz zur Thätigkeit?

Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.

Schiller.

C. Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

1) Du fühlst es, du kannst nicht mit dem Leben brechen. Vom Anbeginn der Welt her durchdringen große Gedanken die Bestrebungen, die Geschicke der Völker. Von der Zähmung des ersten Zugstieres bis zur Bewegung des

Schwungrades durch Wasserdämpfe — welche unendliche Reihe von Erfindungen, von Siegen des Geistes über die Materie. Rastlos ringt die Wissenschaft nach Klarheit auf allen Gebieten der Natur und des Übersinnlichen. Ein echter Menschensinn sucht mehr und mehr die Formen des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens zu erfüllen. Zu immer reineren Anschauungen läutert sich die Vernunft in den idealischen Gebilden der Phantasie. Solche Lebensbäche tränken den Boden, welchen die Menschheit von Geschlechtern zu Geschlechtern anbaut, daß es allenthalben fröhlich sproßt und grünt; willst du in kleinlicher Bekümmernis verzagend, schon lebend aus dem Bunde der Lebendigen austreten und müßig zusehen?

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Goethe.

2) Doch deine Sehnsucht geht weiter, denn noch schweigen nicht alle Zweifel. Wo ist in diesem Wechselspiele des Schaffens und Zerstörens, in dem unruhigen Strudel des Entstehens und Vergehens, den uns die Geschichte der Menschheit aufdeckt, wo ist da Einheit, Ordnung, Zweck, die Gewißheit des Fortschrittes und des endlichen Gelingens? (Vgl. Herder „Ideen zur Geschichte der Menschheit", Anfang des 15. Buches.)

Schluß. Die Lebensbäche alle entströmen der einen, reichen, ewigen Quelle des Lebens; zu ihr pilgere hin, erfasse das eine, welches das All' durchdringt, und du findest draußen Klarheit und Frieden, wie sie in dir selber wohnen.

Dein Auge kann die Welt trüb' oder klar dir machen,
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen.
Rückert.

Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Goethe.

33.

Weshalb spricht man bei einer Unterhaltung so oft von dem Wetter?

Einleitung. Man belächelt ein Gespräch über einen so trivialen Gegenstand und wer über nichts Besseres zu reden weiß, mag auch wenig Geist haben. Indessen eignet sich zur Anknüpfung einer Unterhaltung, namentlich mit fremden Personen, nur ein Gegenstand von allgemeinem Interesse und ein solcher ist das Wetter.

Thema. Gründe.

1) Die Rücksicht auf Wärme und Kälte, Sonnenschein und Regen leitet den Landmann bei der Bestellung des Ackers; sie bedingen das Gedeihen seiner Saaten und Früchte und erschweren oder erleichtern das Einbringen der Ernte.

2) Der Kaufmann berechnet mit dem Landmanne nach dem Wetter den möglichen Ausfall der Ernte. Ein früher Winter, ein spätes Frühjahr, Wassermangel in den schiffbaren Flüssen, aufgeweichte Landwege, verschneite Chausseen hindern oder verteuern den Transport der Waren und verringern den Verkehr. Selbst der Kleinstädter hat Ursache zur Klage, wenn das Landvolk, welches den Wochenmarkt versorgt und dagegen seine Einkäufe macht, der bösen Wege halber ausbleibt.

3) Das Wetter hat noch auf viele andere Gewerbe Ein-

fluß. Der Müller wartet bei einer anhaltenden Dürre und Windstille sehnsuchtsvoll auf das Knarren der Wetterfahne und auf eine Veränderung an dem unbewölkten Himmel. Unzeitige Tauwinde bedrohen ihn mit den Gefahren des Eisganges und der Überschwemmung. Anhaltende Stürme entziehen dem Fischer den Erwerb manches Tages. Häufige Regengüsse erschweren dem Zimmermann und Maurer auf dem Bauplatze die Arbeit und verderben die Materialien. Ein Haus, das in einem nassen Sommer erbaut ist, wird bald schadhaft.

4) Der Stand des Wetters ist für jeden Haushalt wichtig. Der Blumen- und Gemüsegarten. Wäsche und Bleiche. Der Holzbedarf. Die frühere oder spätere Anschaffung geeigneter Kleidungsstücke und unter Umständen ihr zu rascher Verbrauch. Die Billigkeit oder der hohe Preis der Lebensmittel.

5) Die Vergnügungen, namentlich im Sommer, sind vom Wetter abhängig. Spaziergänge, Konzertgärten, Landpartieen. Heiteres Wetter erzeugt eine heitere Stimmung; rauhe Luft und Regentage, die uns in die Zimmer einsperren, machen alles verdrießlich.

6) Das Wetter ist eine physikalische Merkwürdigkeit. Der Wechsel ist regellos, die Ursachen sind dunkel. Alle haben sonderbare Erfahrungen gemacht, die man gerne austauscht und sich zu erklären sucht.

Schluß. Spotte nicht voreilig über Gewohnheiten, aber laß dich auch nicht von ihnen beherrschen.

34.

Daß uns das Memento mori und das Memento vivere in gleichem Grade verderblich sein können, wenn sich nicht das eine durch das andere ergänzt.

Einleitung. Die finstern Bußübungen der Kamaldulenser, Karthäuser und Trappisten, die heitere Lebensphilosophie der Hedoniker (Epikur, Horaz, Wieland).

Thema. Von den beiden Denksprüchen ist jeder das Korrektiv des andern.

A. Das Memento mori für sich erzeugt:

1) Eine düstere Schwermut. Das Herz erstirbt selbst für die höhern Freuden des Lebens, welche uns ein freundschaftlicher Umgang, die Familie, die Natur, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft darbieten und man hindert seine Umgebung, des Daseins froh zu werden.

2) Es verführt zur Unthätigkeit.

a. Man hat keinen Sinn für die Interessen des Lebens.

b. Man hat keinen Mut, etwas Bedeutendes zu beginnen.

B. Das Memento vivere soll ergänzend hinzutreten:

1) Wir sind nicht geboren, um zu sterben, um uns in einem fortwährenden Todeskampfe aufzuzehren. Die Welt ist kein Jammerthal.

2) Auch die erhabenste und lauterste Gesinnung stiftet keinen Nutzen, wenn sie nicht in Handlungen ausstrahlt.

C. Das Memento vivere für sich

1) verführt zu einem Genußleben, welches an sich des Menschen ganz unwürdig ist und oft zu einer niederen, egoistischen und herzlosen Sinnenlust ausartet.

2) Es ermahnt uns zwar auch, thätig zu sein, aber diese Thätigkeit, ein weltliches Geschäftsleben, entbehrt jedes höhern sittlichen Zweckes und verliert sich in niedern Interessen.

D. Das Memento mori, das Bewußtsein unserer höheren Bestimmung, soll dem Leben die Weihe geben,

1) damit wir edlere Freuden kennen lernen und nicht in einem tierischen Sinnenrausche untergehen;

2) damit wir stets dem würdigsten Ziele nachstreben und mit allen Kräften schaffen, so lange es Tag ist.

Das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes und den Tod aus dem Gesichtspunkte der Unsterblichkeit betrachten, das ist die Summe der Philosophie.

Platner.

Schluß. Wo du auch wandelst im Raum, es knüpfet ein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Are der Welt.
Wie du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Are der Welt gehe die Richtung der That.

Schiller.

35.

Die Kunst zu vergessen.

Einleitung. Nach der Sage von dem Lethestrom war das Vergessen eine Bedingung der Glückseligkeit im Elysium; wir bedürfen schon auf der Erde dieser Kunst, um würdig und glücklich zu leben.

Thema. Was sollen wir vergessen?

1) Irrtümliche Meinungen, die sich in uns festgesetzt haben (primus sapientiae gradus est falsa intelligere, Lactant.), namentlich Vorurteile gegen Personen, welche Argwohn, Verleumdung, Stand, Religion in uns erzeugt haben.

2) Beleidigungen, besonders wenn sich ein Freund oder ein Mann, dem wir Achtung schuldig sind, übereilt hat.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
Thu', als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Goethe.

Freude dir, Vater und Gast! und ward ein kränkendes Wort ja Hingeschwatzt, schnell mögen hinweg es raffen die Stürme.

Homer.

3) Wohlthaten, die wir andern erwiesen haben. „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut."

4) Getäuschte Hoffnungen und übertriebene Vorstellungen, von dem, was wir im Leben leisten und erlangen würden. Nur wenige Menschen haben nicht Ursache, von ihren Jugendträumen zu sagen:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg.
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Schiller.

5) Vormalige bessere Zeiten, damit wir uns leichter in eine minder günstige Lage finden. Für Ovid war es in seiner Verbannung das größte Unglück, daß er Rom nicht vergessen konnte.

In omni adversitate fortunae infelicissimum genus est infortunii fuisse felicem.

Boethius de cons. phil. II, 4.

6) Unglücksfälle und Leiden, wenn uns die Erinnerung an sie zu trübe stimmt und unsere Kräfte lähmt.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.

Schiller.

Schluß. Noch schwerer, aber auch noch heilsamer als die Kunst zu vergessen, ist die Kunst, jeder Erinnerung einen Vorteil für unsere Einsicht und Veredelung abzugewinnen.

36.

Die Waldmühle.

Einleitung. Besuch eines Schulfreundes, dessen Vater Mühlenbesitzer ist. Früher Morgen. Wanderung durch den Bergwald.

Thema. Die Waldmühle und ihre Umgebung.

1) (Austritt aus dem Walde, Blick über den Thalgrund von Westen her.) Ein ziemlich steiler, mit Weiden bepflanzter Weg schlängelt sich zur Mitte hinab, wo die Mühle liegt. Das Klappern und das Rauschen des Wassers sind vernehmbar. Jenseits wieder eine Hügelkette

mit Wald. Im Norden eine breite Öffnung des Thales mit dem See. Der Abfluß desselben, welcher die Mühle treibt, durchzieht in Krümmungen den Grund und verliert sich südlich in einer Schlucht. Auf den Abhängen Saatfelder, Weideplätze, hie und da eine Baumgruppe oder ein Gesträuch.

2) (Ankunft — das Haus.) Der vordere Teil enthält die Mühle, der untere, dessen hohes steinernes Fundament die Schrägheit des Bodens ausgleicht, die Wohnung. Braunroter Anstrich. Mehlstaub auf dem Dache, an Wänden und Fenstern.

3) (Begrüßung und Unterhaltung im Familienzimmer — Aussicht auf den Hof an der Ostseite.) Begrenzung des Hofraumes durch einen hohen Staketenzaun und durch die Wirtschaftsgebäude. Wagen, Ackergeräte, Bauholz, Bretter (die Müller bauen gerne), Mühlsteine. Der Pferdestall, durch dessen offene Thür man zwei Rappen sieht. Der Taubenschlag. Türkische Enten, Perlhühner, ein Pfau. Zwei große Kettenhunde. Einige Landleute, die von ihren Wagen Getreidesäcke abladen. Bestäubte Müllerburschen. Brettschneider neben ihrem Gerüste, welche die Säge schärfen.

4) (Bewirtung im Garten.) Lage an der Südwestseite, diesseit des Flusses. Blumen- und Obstgarten. Ein zierlicher Lattenzaun. Breite Kiesgänge. Auf hohen Stangen Reiter, Schiffer mit Rudern, eine Mühle, die sich im Winde drehen: Kunstwerke, welche die Müllerburschen an den Winterabenden schnitzten. Weiter nach hinten der Gemüsegarten mit dem Backhause und der Weidegarten mit Pferden, Kühen, Kälbern.

5) (Nachmittags eine Wasserfahrt — der See.) Die Ufer teils sandig, teils mit Binsen eingefaßt. Mummeln. Eine kleine Insel mit Bäumen, auf der eine Einsiedelei.

Badehäuschen und Fischkasten. Enten, Reiher. An dem Ufer angelnde Kinder.

Schluß. Heimkehr zu Pferde in Begleitung des Freundes. Von der Höhe ein Rückblick auf das Thal, über welches sich das Abendrot ergießt.

37.

Das Elfenreich, nach Shakespeare's Sommernachtstraum.

Einleitung. Shakespeare liebte die Kontraste. Die plumpen Handwerker und die luftigen Elfen. Seine Auffassung der letzteren entspricht dem Volksglauben. Sie sind vielseitig und mit ziemlicher Bestimmtheit gezeichnet, wiewohl manches von dem Dichter nur angedeutet werden konnte.

Thema. Welches Bild uns das Drama von den Elfen giebt.

1) Ihr Wesen. Sie sind Elementargeister, wie es scheint, durch Personifikation aus der Blumenwelt hervorgegangen. Sie unterscheiden sich als schuldlose, gutartige und glückliche Lichtelfen von den Geistern der Verdammten (und den Schwarzelfen).

> Und die verdammten Seelen alle haben
> (Am Kreuzweg, oder in dem Meer begraben)
> Bereits sich in ihr Würmerbett verborgen ꝛc. —
> Doch Geister einer andern Art sind wir.
>
> (III, 2.)

2) König und Königin. Mutmaßung über ihre Namen: Oberon, altfranzösische Form für Alberich (Elf);

Titania, Sonnenkind. Jedes hat ein dienendes Gefolge. Puck, der erste Diener und lustige Geselle des Königs. Das fürstliche Paar lebt in Unschuld und Treue, doch stören bisweilen eifersüchtige Grillen den Frieden und die Lustbarkeit des Hofes. Die Diener verbergen sich dann ängstlich.

Sie streiten dann, daß jeder Elf erschreckt,
In Eichelnäpfe kriechend, sich versteckt.
(II, 1.)

3) Ihre Gestalt. Sie sind klein, zierlich, zart. (Vergl. Shakespeare's „Romeo und Julie" I, 4.)

4) Ihre Macht. Sie wirken auf den Gang der Natur ein, die ihnen in sympathetischer Abhängigkeit dient. Sie erfrischen und schmücken die Blumen mit Tau.

Jetzt such' ich Tropfen Tau's hervor,
Häng' eine Perl' in jeder Blume Ohr!
(II, 1.)

Als das Königspaar sich bei seinem Zwiste nicht um die Natur kümmert, erkrankt dieselbe und alles Schädliche dringt hervor.

Nur darum sog der Wind, der uns umsonst
Gepfiffen, wie zur Rache, aus der See
Pestvollen Dunst empor ꝛc.
(II, 1.)

Ihr Flug übertrifft an Schnelligkeit den Pfeil und den Lichtstrahl.

In vierzig Augenblicken hab' ich rings
Die Erd' umgürtet.
(II, 1; IV, 1.)

Sie können sich unsichtbar machen und beliebige Gestalten annehmen.

Jedoch wer kommt da, ich bin unsichtbar,
Und horch' auf ihre Unterredung so.
(II, 1.)

Bald will ein Roß ich sein und bald ein Rüde,
Als Eber, Bär und Feuer euch erschrecken.
(III, 1.)

Sie sind der Zauberei kundig. Tiere und Menschen werden verblendet. Boden erhält seinen Eselskopf. Oberon bethört selbst die Königin.

5) Ihr Aufenthalt. Es giebt ein eigenes Elfenland in Indien, wo ewiger Sommer herrscht.

Da fordert' ich von ihr ihr Wechselkind.
Sie gab es gleich mir und ihr Elfe trug
Mir's in die Laube in das Elfenland.
(II, 1; IV, 1.)

Der Sommer ziert stets meines Reiches Land.
(III, 1.)

Doch weilen sie auch anderswo im lieblichen Waldschatten, bei Blumen und Quellen.

6) Ihre Lebensweise. Bei ihrer zarten Natur ertragen sie nicht den Strahl der Sonne. Sie schwärmen nachts bei Mondlicht und Sternenschein umher und verbergen sich mit Tages Anbruch.

Elfenkönig! Horch, es klang
Schon der Lerche Morgensang.
(IV, 1.)

Ihre Nahrung sind Näschereien.

Mit Aprikos' und Himbeer pfleget sein,
Mit grüner Feige und der Traube Wein.
Der Biene raubt die Waben aus dem Schrein.
(III, 1.)

Ein kühner Elfe bringe aus dem Nest
Des Eichhorns frische Nüsse dar.
(IV, 1.)

Schlangenhaut und Fledermausflügel sind der Stoff zu ihren Kleidern.

Die Schlange dort aus bunter Haut sich wand,
Die weit genug ist für ein Feengewand.
(II, 1.)

Ihr kämpft um Flügel mit der Fledermaus
Zu Röcken für die kleine Elfenschar.
(II, 2.)

Sie schmücken sich gern mit Blumen. Der Schmetterlingsflügel dient ihnen zum Fächer.

Doch sie behält ihn in der Pagen Schar,
Und kränzt mit Blumen ihm sein lockig Haar.
(II, 1.)

Ich kränz' dein Haupt mit Moschusrosen nett.
(IV, 1.)

Dem bunten Falter raubt die Schwingen fein,
Um damit fächelnd ihm von Mondenschein
Das Aug' in seinem Schlummer zu befrei'n.
(III, 1.)

Sie schlafen auf Blumen gebettet.

Ich weiß den Strand, wo wilder Thymian steht,
Wo Maßlieb, das gebeugte Veilchen weht,
Ganz überwölbt mit Geißblatt, jenem losen,
Mit Hagedorn und süßen Moschusrosen.
(II, 1.)

Die Elfen und Philomele lullen mit ihren Liedern die Königin ein. Die Eule und das häßliche Gewürm, Schlangen, Igel, Spinnen, Käfer, Schnecken, werden von ihrem Lager verscheucht (II, 2).

Ihre Unterhaltung sind Mondlichtspiele, Ringelreihen, Gesänge.

— auf Höh'n, im Thal, in Wies' und Wald,
Am silberklaren Quell, am schilf'gen Bach,
Und an des Meeres klippenvollem Strand.
(II, 1.)

Oberon und sein männliches Gefolge liebt auch die Jagd.

Fürst Oberon Begehren nach ihm trug,
Wollt ihn zum Knappen in den Jägerzug.
(II. 1.)

7) Verkehr mit den Menschen. Sie sind wohlthätige Genien und spenden gern Segen (II, 1; V, 2).

Titania lebt mit einer indischen Königstochter in Freundschaft und erzieht den Sohn ihrer Gespielin, als diese stirbt. Vortreffliche Menschen werden mit einer fast zärtlichen Zuneigung begünstigt.

Wie kannst du nur, o Scham, Titania,
Vorrücken mir die Gunst Hippolyta's,
Da du doch weißt, daß deine Liebe ich
Zu Theseus kenne?

Puck spielt den Menschen gern einen Schelmenstreich und lacht über den Ärger der großen Leute.

Dann erst bin ich froh und munter,
Gehet alles drauf und drunter.
(III, 2.)

Bist du's nicht, den man Gutgeselle heißt,
Der oft die Mädchen auf dem Dorfe schreckt ꝛc.
(II, 1.)

Doch wenn man ihn ernstlich und artig um Beistand bittet,

So hilft er stets und kommt als guter Geist.
(II, 1.)

Schluß. Die Elfen- und Tölpelszenen in dem Drama sind beinahe anziehender als die Haupthandlung. Kunstvolle Verknüpfung der drei Fabeln.

Anmerkung. Man giebt den Schülern nur einen Wink über die Gesichtspunkte und läßt sie die Materialien selbst suchen und ordnen.

38.

Welche Vorzüge scheinen die Tiere vor den Menschen erhalten zu haben?

Einleitung. Die Menschen lieben es, sich über das Schicksal zu beklagen; man hört wohl die Äußerung, sie seien schlechter daran als das Tier.

Thema. Inwiefern die Tiere von der Natur mehr begünstigt scheinen und weshalb diese Vorzüge doch nur scheinbar sind?

A. Welche Vorzüge die Tiere erhalten haben?

1) Viele Tiere sind stärker als der Mensch. Sie haben eine dauerhaftere Gesundheit und schärfere Sinne. Den Menschen bedroht ein Heer von Krankheiten und selten fühlt sich jemand recht gesund.

2) Das Tier hat weniger Bedürfnisse und kann dieselben leichter befriedigen. Unzählige Menschen leben nur für den Erwerb des täglichen Brotes. Die Sorge reibt sie auf und verführt wohl gar manchen zu Verbrechen.

3) Dem Tiere erspart der unfehlbare Instinkt alles Lernen und Nachsinnen, während der Mensch seine Jugend in der Schule verbringt, um nicht ein unwissendes, hilfloses Geschöpf zu bleiben.

4) Es giebt keine schwerere Pein, als das Bewußtsein der Schuld. Wie beseligend ist der Friede des Herzens und welche Kämpfe kostet es, denselben zu gewinnen und zu behaupten. Das Tier weiß in seiner glücklichen Unschuld nichts von dem bittern Gefühl einer Verschuldung.

B. Daß der Mensch gleichwohl nicht stiefmütterlich behandelt worden sei.

1) Der Mensch ist nicht von Natur ein Schwächling. Noch Homer kennt kaum eine innere Krankheit.*) Der Indianer hat die schärfsten Sinne. Die Stärke des Elefanten, die Schnelligkeit der Schwalbe, der scharfe Blick des Adlers bleiben hinter dem zurück, was die Erfindungen der Technik leisten.

---

*) Einige Male erwähnt er ein Fieber.

2) Die vielen Bedürfnisse haben wir uns ebenfalls selbst aufgebürdet. Lerne entbehren. Der Ärmste besitzt mehr, als Diogenes brauchte. Auch die Sorge hat ihre Reize. Sie erfreut durch den Erfolg, durch ihre sittlichen Wirkungen und es ist ein schönes Gefühl, für die zu sorgen, welche man lieb hat.

Erst dann genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu' erbeute.
Schiller.

3) Wer möchte mit dem unbewußten, allein auf das nächste Bedürfnis beschränkten Instinkte des Tieres die freie Entwickelung des Geistes vertauschen, Wissenschaft und Kunst als eine Bürde, nicht als die Verklärung des Lebens betrachten?

4) So wird auch niemand die Schuldlosigkeit und den innern Frieden der Tiere mit dem Verluste der sittlichen Freiheit erkaufen wollen; denn das Bewußtsein, recht zu handeln, ist unser höchstes irdisches Gut und wir würden auf dasselbe verzichten.

Wär's der Glocke eigen nicht zu springen,
So wär' es ihr auch eigen nicht zu klingen.

Schluß. Unsere ganze Kultur gründet sich darauf, daß die Natur dem Menschen diejenigen Vorzüge versagte, welche sie scheinbar dem Tiere verliehen.

39.

Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Einleitung. Von dem Vertrauen auf Gott ist ein thörichter Wunderglaube sehr verschieden. Viele Menschen sind in der Not unthätig oder stürzen sich sogar leichtsinnig in Verlegenheiten und Gefahren, weil sie mit blinder Zuversicht auf Gottes Beistand hoffen.

(Vgl. die letzten Bände der Autobiographie v. Jung-Stilling.)

Der Mensch versuche die Götter nicht.
Schiller.

Thema. Weshalb uns Gott nur hilft, wenn wir uns selbst zu helfen suchen?

1) Jedes Leiden soll unsere geistigen und sittlichen Kräfte entwickeln und dieser Zweck wird nicht erreicht, wenn wir unthätig bleiben.

2) Wollte Gott uns selbst unmittelbar aus jeder Not helfen, so möchte er uns gar nicht in eine Bedrängnis geraten lassen. Er macht nur den Acker fruchtbar und läßt nicht das Mehl vom Himmel schneien.

3) Betragen wir uns jedoch im Leiden so, daß die Absicht Gottes sich an uns erfüllt, so wird seine ewige Liebe unerwartet und oft auf wunderbare Weise unser Schicksal wenden; denn „Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle" (Psalm 65.)

Schluß. Hüte dich aber auch vor dem entgegengesetzten Irrtum, daß du dir selbst helfen kannst und der Hilfe Gottes nicht bedarfst. Auf dieses übermäßige Selbstgefühl führt Sophokles (766—75) den Untergang des Ajax zurück. „Das Werk muß den Meister loben, doch der Segen kommt von oben." „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen" (Psalm 127.)

40.

Ob wohl noch in unsern Zeiten Kreuzzüge nach Palästina stattfinden könnten?

Einleitung. Große Unternehmungen werden nicht allein durch eine Zeitstimmung, sondern auch durch die Umstände bedingt. Wenn man eine Mutmaßung aufstellen will, muß man daher beides ins Auge fassen.

Thema. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß man noch jetzt solche Kreuzzüge unternehmen möchte.

1) Sollte man auch heute einer so tiefen und anhaltenden Begeisterung fähig sein, so legt man doch auf den Besitz des heiligen Grabes nicht mehr so viel Wert, da uns gelehrt wird, man müsse, minder abhängig von sittlichen Symbolen, Gott im Geist und in der Wahrheit verehren.

O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha!

Rückert.

2) Der Haß gegen die Sarazenen ist der Toleranz gewichen. Wie man im Mittelalter geneigt war, an jedem Juden die Kreuzigung Christi zu rächen, so betrachtete man damals die Muhamedaner in Palästina als Tempelräuber und Feinde Christi.

3) Der Papst ist nicht mehr das Haupt der ganzen Christenheit. Selbst in katholischen Ländern hätten Bann und Ablaß nicht mehr den vormaligen Einfluß. Die Kirche könnte daher dem Unternehmen nur in weit geringerem Grade Weihe, Einheit und Nachdruck geben.

4) Die Muhamedaner bedrohen nicht mehr Europa mit einer gewaltsamen Ausbreitung des Islam. Damals war eine Gegenbewegung natürlich und man hatte Konstantinopel zu schützen.

5) Da an die Stelle des Ritterstandes und seines waffenkundigen, kriegeslustigen Gefolges der friedliche Landmann getreten ist, würde der Kreuzzug nicht mehr ein Volkskrieg sein und damit gänzlich seinen Charakter verlieren.

6) Die Völker stehen nicht mehr in ihrem Jugendalter. Das praktische Interesse überwiegt die phantastische Lust an Abenteuern. Der Trieb, mit der Ferne bekannt zu werden, ist schon durch die vielen Reisebeschreibungen und die Schilderungen der Dichter gesättigt. Damals lernte man in dem wunderreichen Orient zum erstenmal einen Gegensatz zur Heimat kennen.

Schluß. Die Kreuzzüge im Mittelalter hatten ganz andere Folgen, als man erwartete. Gleichwohl bleiben sie nach der idealen Richtung, die sich in ihnen aussprach, und nach den beispiellosen Opfern und Anstrengungen, zu welchen sie begeisterten, eine erhebende Erscheinung. Möchte durch die europäischen Kolonieen und durch die Missionen, welche mit ihnen einige Ähnlichkeit haben, Größeres erreicht werden.

41.

Die Frauen in Schiller's „Wilhelm Tell".

Einleitung. Zur Schönheit des Dramas gehört auch die Mannigfaltigkeit der Charaktere. Das Gemüt neigt sich nach seinen Grundtrieben entweder zu dem Energischen oder zu dem Schmelzenden, Weichen. Einen solchen Gegensatz bilden Gertrud und Hedwig. Bertha ist mehr der ersten ähnlich. Gertrud tritt nur in einer Szene auf und verschwindet dann leider aus dem Drama. Hedwig ist von dem Dichter am reichsten ausgestattet.

Thema. Charakteristik der drei Frauen.

A. Gertrud.

In ihrem Wesen liegt ein heroischer, verständiger Sinn, den ihr das Vaterhaus mitgegeben.

Des edlen Iberg's Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahr'nen Manns.

1) Ihr Interesse beschränkt sich nicht auf das ohnehin kinderlose*) Haus; ihr Herz schlägt für das Vaterland und ist empört über die Mißachtung der alten Freiheitsbriefe.

Unbilliges erträgt kein edles Herz —
Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

2) Ihr Heldenmut.

Vertrau' es mir, ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams. —
Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

3) Ihre Einsicht und Überlegung. Sie faßt die Verhältnisse richtig auf; sie empfiehlt ihrem Manne, dem Angriffe des Landvogts zuvorzukommen und mit redlichen Freunden still zu Rate zu gehen, wie man des Druckes sich möchte entledigen.

B. Hedwig.

In ihr erscheint die sanftere Natur der Frauen und das Vorherrschen des Gefühles, welches sich daher auch mit Leidenschaftlichkeit äußert.

1) Vaterland und Freiheit sind nicht ihr wichtigstes Interesse.

---

*) Schiller scheint diesen seinen Zug, der das Zurücktreten des Familiensinnes bei Gertrud so vortrefflich motiviert, später vergessen zu haben. Vergl. Melchthals Worte (I, 4):

Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses,
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre ꝛc.

Nach ihrer Meinung hätte Tell das Unbillige ertragen sollen.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie setzen in der blinden Wut des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Sie freut sich zwar über die Erlösung des Landes von der Knechtschaft, doch hauptsächlich, weil ihr Mann dabei solche Ehre erworben.

Heut' kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und alles!
Und euer Vater ist's, der's Land gerettet.

2) Sie liebt nicht einen kühnen, unternehmenden Sinn.

Die Knaben fangen zeitig an zu schießen. —
Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht ꝛc.

Tell sollte nicht nach Altorf gehen, sich von dem Bunde gegen die Vögte fern halten, er habe bei der Rettung des Unterwaldners Gott versucht ꝛc. Wilhelm, der hübsch daheim bei der Mutter bleibt, ist ihr liebes Kind.

3) Ihr Mann und ihre Kinder sind ihr alles. Um ihretwillen kann sie außer sich geraten.

Walter ist in Lebensgefahr gewesen, Tell gefangen. Sie bricht in leidenschaftliche Klagen aus, obgleich sie in das Sterbehaus eingetreten ist. Sie macht dem Vater ungerechte Vorwürfe, weil er auf des Kindes Haupt gezielt, Baumgarten und den andern, weil sie Tells Gefangennehmung geduldet. Vor ihrem erregten Gefühle verdoppeln sich die Schrecken des Kerkers.

Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen.

Als der Betrauerte heimkehrt, versagen ihr die Kräfte.

Da steht sie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert sie vor Schrecken und vor Freude.

4) Durch wenige, aber großartige Züge bezeichnet der Dichter ihren zarten sittlichen Sinn. Wie Margarete im Faust vor Mephistopheles und die Jungfrau von Orleans vor dem schwarzen Ritter, empfindet sie instinktmäßig ein Grauen in der Nähe Parricidas. Sie zögert einen Augenblick, Tells Hand zu fassen, nachdem dieselbe Blut vergossen.

5) Der Reizbarkeit ihres Gefühles entspricht eine dunkele Vorempfindung der Gefahr.

Wie kannst du dich so ohne Ursach' quälen?
Weil's keine Ursach' hat — Tell, bleibe hier!

C. Bertha.

1) Achtung vor dem Rechte und Liebe zu dem Lande der Unschuld und der Freiheit.

Mich denkt Ihr auf der Seite des Verrats
Zu finden.

Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?

Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In Euern Bund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.

2) Entschlossenheit und Mut. Sie giebt Rudenz die gefährliche Weisung:

Was auch d'raus werde — steh' zu deinem Volk!

und wagt es in Altorf, dem Landvogt Vorstellungen zu machen.

3) Ihr Mitleid mit dem verunglückten Schieferdecker und mit der Angst des Vaterherzens.

Schluß. Weshalb zeugt es von Weisheit, daß Schiller dem Befreier nicht eine Gattin wie Gertrud an die Seite gestellt? Ihre Mitwirkung hätte Tells Selbständigkeit verringert. Das Große wird durch den Gegensatz erhöht.

Erst bei einer starken Betonung des Familiensinnes fühlt man recht das Schreckliche, welches in der Gefährdung des eigenen Kindes liegt.

42.

Über die Behauptung, daß man aus Romanen das Leben besser kennen lerne als aus der Geschichte.

Einleitung. Man möchte zweifeln, ob Romane uns überhaupt das wirkliche Leben kennen lehren, da doch in ihnen Personen, Ereignisse, Umstände gewöhnlich erdichtet sind. Indessen behält der Satz in gewisser Hinsicht seine Wahrheit.

Thema. Gründe.

A. Romane lehren uns die Menschen genauer kennen.

1) Die historischen Quellen widersprechen einander oder sind oft nicht ausreichend. Der Historiker kann nur aus Handlungen der Personen auf ihr Inneres schließen. Ihre Gesinnung, ihre Ansichten, die Beweggründe zu ihren Handlungen sind vielleicht ganz anders gewesen als wir vermuten. Wie schwer ist es, über Alexander, Sulla, Cäsar ein bestimmtes Urteil zu fällen!

2) Der Dichter, welcher die Charaktere schafft, kann uns gründlich und vollständig zeigen, wie dieselben sich gemäß den Anlagen, der Erziehung und den Umständen entwickelt haben. Er kann jede Handlung auf ihren ersten Ursprung in der Seele, auf das Zusammenwirken der Neigungen, Grundsätze und Ansichten zurückführen; wir kennen dann den Helden oft besser als er sich selbst kennt.

B. Die Lebensbilder der Romane sind wahrer und vollständiger.

1) Von vielen Erscheinungen kann uns die Geschichte weder die Ursachen noch die Wirkungen und den Endzweck angeben. Niemand weiß, wie das Rittertum mit seiner Romantik entstand oder warum die Ureinwohner in manchem Lande vernichtet werden mußten. Sie hat Verbrecher zu schildern, denen alles gelang und die ohne Reue starben; sie muß uns unzählige Menschen vorführen, denen die edelsten Bestrebungen nur Haß, Verfolgung und ein blutiges, schmachvolles Ende eintrugen.*)

Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt.
Schiller.

2) Der Dichter konstruiert die Begebenheiten nach den ewigen Ideen des Rechtes und der Weisheit. Er zeigt uns alles nach seinen natürlichen Ursachen und Wirkungen. Stets erscheint bei ihm das Böse zuletzt als verderblich und nichtig, das Gute und Wahre als beglückend und siegreich. Er stellt den Willen des Menschen und das richtende und alles mit weiser Güte ordnende Schicksal als die beiden Faktoren hin, welche in beständiger Wechselbeziehung das Leben gestalten, und erst ein solches Leben, in welchem kein Zweifel ungelöst bleibt, kann für das wahre Leben gelten. „Das Geschick ist blind, doch der Poet ist gerecht."

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Schiller

*) Herder „Ideen zur Geschichte der Menschheit", 15. Buch Anfg.

Schluß. Man hüte sich jedoch vor Irrtümern. 1) Nur wenige Romane leisten das, was sie versprechen. 2) Die Kenntnis dessen, was sich wirklich begeben, hat an sich einen hohen Wert. 3) Die Geschichte ist nicht überall so lückenhaft und in dem, was sie feststellen kann, liegt weit mehr Wahrheit und Kraft der Überzeugung und Anregung, als in allen bloß erdichteten Lebensbildern.

43.

Duo cum faciunt idem, non est idem (Terent.), angewendet auf Diogenes von Sinope und einen christlichen Anachoreten.

Einleitung. Vieles scheint den Satz zu bestätigen, daß es unter der Sonne nichts Neues gebe; bei genauerer Betrachtung stellen sich jedoch meistens erhebliche Verschiedenheiten heraus (Heroen und Ritter, griechische Kampfspiele und Turniere).

Thema. Der Cyniker und der Anachoret.

A. Ähnliches.

1) Beide entsagen der Welt, ihren Bestrebungen, Ehren und Freuden.

2) Sie sondern sich von den Menschen ab, haben nicht Weib und Kind, wissen nichts mehr von Verwandten und Freunden.

3) Sie beschränken sich in Wohnung, Speise und Trank auf das Unentbehrlichste.

4) Sie gleichen einander in der äußeren Erscheinung (ein langer Bart, ein rauhes Gewand, keine Schuhe, bei einer Wanderung der Brotsack und ein langer Stab).

B. Abweichendes.

1) Der Anachoret erwählt aus Schuldgefühl und

Demut ein Büßerleben, der Cyniker stellt sich aus Hochmut den Göttern gleich, die keine Bedürfnisse haben.

2) Gebet und fromme Betrachtungen machen das Leben des Einsiedlers zu einem Gottesdienste, während der Philosoph sich schwerlich um die Götter kümmert, die er durch seine Selbstverherrlichung zu sich herabgezogen.

3) Der Anachoret begegnet den Leuten, die ihn aufsuchen, mit Bescheidenheit und mildem Sinne; er dient ihnen freundlich mit Rat und That. Diogenes wollte seine Mitbürger nicht einmal als Menschen anerkennen, und entfremdete sie sich durch Hohn und Verachtung.

4) Der Einsiedler ist dankbar für jede milde Gabe, Diogenes wies das Wohlwollen eines mächtigen Fürsten mit unartigem Spotte zurück.

5) Viele Einsiedler versagten sich wenigstens nicht die Freude an der Natur; sie bauten sich in einem Walde an, pflegten ein Gärtchen ꝛc. Von Diogenes hören wir nur, daß er sich gern hinstreckte, wo ihn die Sonne beschien.

Schluß. Trotz der äußeren Ähnlichkeit sind beide so diametral verschieden, wie Demut und Hochmut, wie ein frommer und ein gottvergessener Sinn.

44.

Über Robinson Crusoë.

Einleitung. Bücher, welche Zeitideen abspiegeln und eine moderne Form haben, gelangen rasch, jedoch nur vorübergehend, zur Berühmtheit (z. B. die Romane von Sealsfield, die Geheimnisse von Paris, die politische Lyrik der vierziger Jahre ꝛc.); sollen sie dauernd gefallen, so müssen sie allgemein menschliche Interessen darstellen und zwar so, daß sie für Personen und Begebenheiten einen innern Anteil erwecken und die Phantasie

durch ein treues, bewegtes und reiches Lebensbild beschäftigen. Defoe, der Verfasser des Robinson, starb 1731. Campes Bearbeitung ist, die Nachdrücke ungezählt, an sechzigmal aufgelegt und in alle europäische Sprachen übersetzt. Es giebt für das erste Jugendalter kein angemesseneres Lesebuch*.)

Thema. Was macht diese Erzählung so anziehend?

1) Robinsons Geschichte ist ein Abbild von der Geschichte der Menschheit auf den ersten Kulturstufen. Die echt menschliche Frage des Kindes: wie war es am Anfange? findet hier eine passende Antwort. Man erkennt die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dessen, was uns alltäglich ist. — Nahrung, Obdach und Kleidung in rohester Form. Bestellung des Ackers, erste Werkzeuge und Geräte, das Feuer, Erfindungen mancher Art für die Bedürfnisse des Haushaltes. — Die Haustiere als Freunde und Gehilfen. — Zeitrechnung. — Das unaussprechliche Glück des Zusammenlebens mit anderen Menschen. Dagegen auch der Krieg, rohe Waffen, Pulver. Anfang der

*) Der Schotte Alexander Selkirk, dies ist der eigentliche Name Robinsons, wurde auf der Insel Juan Fernandez im September 1704 halb mit seinem Willen, weil er seinem Kapitän nicht gehorchen wollte, zurückgelassen. Im Februar 1709 nahm man ihn bei einer Landung wieder mit. Er war ein ganz anderer Mensch geworden. — Schon vor ihm hatte ein Moskito-Indianer, den englische Seeleute vergaßen, 1680 bis 84 auf derselben Insel als Einsiedler leben müssen. Als man wieder einmal daselbst landete, bezeigte ein anderer Moskito die größte Freude über die Auffindung seines Landsmannes, der sein Freund war. Dieser zweite Wilde hieß Robin, woraus vielleicht die Umwandlung des Namens Selkirk in Robinson zu erklären ist. Th. Dielitz „Lebensbilder" (5. Aufl. 1852), Robinsons Insel S. 37.

Staatenbildung. Der Schutzherr und der dankbare Untergebene. Die Kolonie der Matrosen, Gesellschaftsvertrag.

2) Die innere Geschichte Robinsons veranschaulicht uns auch die sittlich-religiöse Erhebung des Menschen. Er war als Knabe leichtsinnig, unstät, lieblos und folgte nur seinen Gelüsten. Dann nimmt ihn das Leiden in die Schule. Fleiß, Ausdauer, dankbare Erinnerung an die Eltern, Milde gegen die Tiere, Liebe zu dem Freunde. — Frömmigkeit, Ergebung in der höchsten Not (Krankheit), Gottvertrauen, Dankbarkeit, Furcht vor Selbstüberhebung in der Zeit des Glücks. Der Götzendienst der Menschenfresser und das Christentum.

3) Die Romantik der Ferne. Schiffbruch, einsame Insel im Ozean, fremde Gewächse und Tiere, Erdbeben, Wilde. Die neuere Jugendlitteratur ist in diesem Punkte unendlich reicher, doch hat die Dürftigkeit hier gewiß den Vorzug vor dem Übermaß.

4) Der spannende Verlauf der Begebenheiten und der befriedigende Ausgang. Die Vorsehung rettet endlich den Vielgeprüften und belohnt sein Vertrauen. Warum noch zuletzt ein Unfall, der ihn seiner Schätze beraubt? Arm war er in die Welt gegangen, arm kehrte er zurück, jedoch mit dem unvergänglichen, innern Schatze eines geläuterten und gereiften Wesens. Wie wird es mit dir sein, wenn dich dein Schicksal in das ewige Vaterhaus heimführt?

Schluß. Die Liebhaber des Naiven tadelten an Campes Bearbeitung die moralischen Hinweisungen und die eingestreuten Kindergespräche. Es ist nur Weniges unpassend. Welches Schullesebuch enthielte nicht moralische Anwendungen und Exkurse? Kein Vater oder Lehrer wird sich scheuen, den sittlichen Eindruck einer Erzählung durch sein Wort zu beleuchten und zu ver-

stärken. Daß der Hausvater die Geschichte in dem Kreise der Seinen erzählt, giebt dem Buche einen neuen Reiz. Das lesende Kind tritt in eine Familie ein, an deren Unterhaltung es teilnimmt. Es empfindet im Gegensatze zu dem heimatlosen, verlassenen Einsiedler, welche Sicherheit des Daseins und welches Glück ihm die Liebe im Elternhause gewährt. Rousseau wollte, daß sein Emil lange kein anderes Buch läse als dieses und ihm stets in seiner Sammlung einen Ehrenplatz einräumte. Keine neuere Nachbildung (z. B. der schweizerische Robinson, der neue Robinson, Robinson der Wildnis, Sigismund Rüstig 2c.) hat die Aufgabe so tief erfaßt und mit so viel Sinn für die menschliche Natur und die Grundlagen des Lebens ausgeführt.

45.

Über die Ursache und den Wert der Nacheiferung.

Einleitung. Das Verlangen, einem Vorbilde gleich zu kommen, gründet sich im allgemeinen auf den Trieb zur Vervollkommnung, in welchem sich hauptsächlich der Adel der menschlichen Natur kund giebt. Indessen sind diesem Triebe auch oft unreine Regungen beigemischt oder er entbehrt der rechten Richtung und Stärke.

Thema. Die Nacheiferung hat verschiedene Ursachen und ihr Wert ist durch dieselben bedingt.

1) Die Rücksicht auf materielle Vorteile. Die Wissenschaft ist dem einen die hehre Göttin, dem andern die milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt. Vergl. Schillers Antrittsrede in Jena. Der Lohnsüchtige widmet

sich dem Laster oder der Tugend; es kommt darauf an, wer mehr bietet.

2) Die Eitelkeit. Man kann das Würdige weder fassen noch ausführen und ahmt dem Vorbilde in kleinlichen Dingen nach. Der junge Gelehrte folgt J. Grimm in der Orthographie. Der halbe Poet witzelt mit Shakespeare oder schwärmt wie Jean Paul.

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

Schiller.

3) Der Ehrgeiz. Große Zwecke werden mit Energie verfolgt, doch kennt die Selbstsucht keine Pflichten und Rechte. Alexander verheert Asien, um wie Achill einen Homer zu finden.

4) Die Liebe zur Sache. Ein edles Beispiel erweckt das Verlangen, einem Interesse zu dienen, von dessen Wert und Wichtigkeit man überzeugt ist.

Schluß. „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt."

Goethe.

Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet.

Derselbe.

Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde
Sie haben auch auf dich gezählt!

Derselbe.

46.

Wie es kommt, daß sich manche Menschen so bald überleben, mit Beispielen aus der Geschichte der deutschen Dichtkunst.

Einleitung. Sich überleben heißt länger leben als wirken und beachtet werden. Nicht nur Personen, sondern auch wissenschaftliche Institute, Sitten, Einrichtungen, ganze Staaten überleben sich.

Thema. Es liegt teils an den Personen selbst, daß sie veralten, teils an der Umgebung.

A. An den Personen selbst.

1) Manche gründen ihr Ansehn auf die wandelbaren Meinungen und Interessen der Menge; sie steigen und sinken mit der Mode. So bezahlten Grillparzer und andere Schicksalsdichter einen kurzen Ruhm mit der Geringschätzung der jüngeren Generationen.

2) Sie verstehen nur anzuregen und es fehlt ihnen an Thätigkeit oder Kraft, ihre Pläne durchzuführen. Die Kritik der Romantiker überflügelte (um 1800) den Klassizismus Schillers und Goethes, aber sie konnten sich wegen der Einseitigkeit und Unklarheit ihres Systems und wegen der Schwäche ihrer eigenen Dichtungen nicht behaupten.

3) Andere halten an ihrem Standpunkte fest, auch wenn die fortschreitende Zeit höhere Ideen und neue Bedürfnisse zur Geltung bringt. Gottsched war berechtigt, die Oper und das Volksschauspiel seiner Zeit mit dem französischen Drama zu bekämpfen, aber er hätte die unlebendige Schulpoesie nicht mehr gegen

Klopstock verteidigen sollen. Nikolai, der geachtete Freund Lessings, zog sich später den Spott der Xenien zu. Der Dichter des Oberon kehrte im Aristipp wieder zu dem veralteten Hedonismus des Agathon zurück.

4) Sie lassen sich durch eine bedeutende Leistung verführen, Dinge anderer Art zu unternehmen, denen sie nicht gewachsen sind. Bodmer büßte als Dichter den Ruhm ein, welchen er sich als Kritiker erworben. Voß gelang keine Übersetzung mehr in dem Grade, wie die der Odyssee, dennoch wagte er sich, den Romantikern zum Trotze, sogar an Aristophanes und an Shakespeare. Platen hätte nie als Dramatiker auftreten sollen.

5) Sie lassen sich durch die Ungelehrigkeit der Menge oder durch eine undankbare Verkennung verstimmen und treten zurück. Leisewitz entsagte für immer der Dichtkunst, als sein Drama nicht den Preis erhielt.

B. An der Umgebung.

1) Die Menge ist bald übersättigt. Sie hat Auerbach mit seinen Dorfgeschichten, Freiligrath mit seiner deskriptiven Lyrik ꝛc. über Gebühr gepriesen und zu rasch vergessen.

2) Sie ist nicht immer fähig, neuen Ideen zu folgen. Man hätte Hamann aufgegeben, und nur die Interpretationen Herders verjüngten seinen Ruhm.

3) Man hegt zu große Erwartungen. Bürger sollte, weil ihm die Leonore gelungen, ein Volksdichter sein, wie ihn die Welt noch nicht gesehen. Die übertriebenen Ansprüche machten ihn unsicher und verleiteten ihn zu den gröbsten Verirrungen.

Schluß. Länger zu wirken, als man lebt, ist ein schönes Los. Nur wenigen wird dies Glück zu teil.

Wem die Kraft zu weiteren Fortschritten gebricht, der sollte wenigstens nicht durch verfehlte Unternehmungen seinen Ruhm verdunkeln. Es ist ihm keine Unehre, aus der Öffentlichkeit zurückzutreten, wenn er nur in seiner Blütezeit etwas wahrhaft Bedeutendes geschaffen.

Denn, wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Was der Mensch einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Ein geistreich aufgeschloss'nes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Goethe.

Vergl. Herder „Tithon und Aurora" in „Philosophie und Geschichte", III, 1.

47.

Warum nennt Homer den Odysseus Stadtzerstörer (πτολίπορθος)?

Einleitung. Zwar weisen nicht alle Beinamen der homerischen Helden auf charakteristische Eigenschaften derselben, auf ihr Schicksal oder ihre rühmlichsten Thaten hin; so klingt z. B. der „glänzende" oder der „helmschüttelnde" Hektor ziemlich nichtssagend; manche dagegen zeugen auch von Wahl und Absicht, wie Achilleus vermutlich im Hinblick auf seinen Zweikampf mit Hektor der „schnellfüßige" genannt ist. Es lag sehr nahe, Odysseus als „vieldulden, sinnreich, erfinderisch" zu bezeichnen, warum heißt er aber vorzugsweise der Stadtzerstörer, d. i. der Zerstörer Trojas, da doch andere Helden tapferer waren und sich lebhafter an dem Kampfe beteiligten?

Thema. Die Einnahme Trojas war hauptsächlich das Verdienst des Odysseus. (Vergl. Ovid. Metam. XIII, 128—381.)

1) Er bewog Achilleus, an dem Zuge teilzunehmen;
2) Agamemnon in Aulis, Iphigenien zu opfern.
3) Er ließ es nicht zu, daß die Achäer unverrichteter Sache heimkehrten (Hom. Ilias II).
4) Er ist der Vermittler zwischen Agamemnon und Achilleus (Hom. Ilias IX. u. XIX).
5) Er holte die Pfeile des Herakles von Lemnos.
6) Er raubte mit Diomedes das Palladium.
7) Er gab den Rat, das Pferd zu bauen.
8) Er war auch in der Schlacht ein tapferer Held. (Ovid, a. a. O. 255 ꝛc.)

Schluß. Homer erzählt nicht alle diese Begebenheiten, hat sie jedoch vermutlich gekannt, und Odysseus verdient jenen Beinamen schon wegen des Rates, die Troer durch das hölzerne Pferd zu täuschen. Goethe meint, Homer habe damit, daß er in Achilleus die Tapferkeit, in Odysseus die Klugheit verherrlichte, für die neueren Epiker eigentlich kein Ideal übrig gelassen, doch verträgt sich die List des Laertiaden (z. B. bei seinem Benehmen gegen Palamedes) nicht immer mit unsern sittlichen Anschauungen.

48.

Ist es vorteilhaft, eine allgemeine Lebensregel zu seinem Wahlspruche zu machen.

Einleitung. Wahlsprüche und Devisen sind von jeher gebräuchlich gewesen. Die Sprüche der griechischen

Weisen. Alexander der Große entnahm dem Homer das Wort:

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den andern.

Augustus hatte den Wahlspruch: Festina lente; Joseph II.: Virtute et exemplo; Blücher: Vorwärts. Die Ritter des Mittelalters, die gelehrten und die poetischen Gesellschaften, ganze Völker (mit ihren Fürsten) erwählten sich Sprüche und Devisen, z. B. Suum cuique, Concordia res parvae etc., Nec aspera terrent. In der Gallerie der deutschen Kaiser findet man unter jedem Portrait einen Wahlspruch.

Thema. Vorteile und Nachteile.

A. Der Wahlspruch gewährt Festigkeit und Sicherheit im Urteilen und Handeln.

1) Man verfällt nicht in ein unentschiedenes Schwanken, in ein ratloses Abwägen, widersteht egoistischen Sophismen ꝛc.

2) Mit einer Verleugnung des Wahlspruches würden wir von unserm Selbst abfallen und uns in unsern eigenen Augen erniedrigen.

3) Mit dem Bekenntnisse zu einem Wahlspruch bestellen wir die öffentliche Meinung zur Aufseherin und Richterin unserer Handlungen; wir würden uns durch eine Inkonsequenz lächerlich machen.

B. Der Wahlspruch kann jedoch auch eine Quelle der Einseitigkeit und Verkehrtheit sein.

1) Die diktatorische Regel verleitet uns, die Dinge schief anzusehen oder von der eigenen Einsicht keinen Gebrauch zu machen.

2) Man bindet sich mit ihr die Hände, unternimmt oder unterläßt manches gegen seine bessere Überzeugung.

Schluß. Erwähle dir ein Wort, welches, wie die Wahrheit und Gerechtigkeit, wie die Tapferkeit und die Mäßigkeit, eine Ausnahme nicht zuläßt, geschweige denn fordert, und mache es zu deinem Führer, aber nicht zu deinem Tyrannen. Auch der Marschall Vorwärts ging bisweilen rückwärts (z. B. im Februar 1814 von Montmirail nach Chalons).

49.

Das Fischerbegräbnis.

Einleitung. Der Reisende. Er erklimmt die Klippe. Unten das dumpf murmelnde Meer. Die unabsehbare Fläche in der stillen Mondnacht. Es naht ein Zug von Ruderkähnen. Schwarze Gestalten. Der düstere Schein der Fackeln.

Thema. Das Begräbnis.

1) Landung der Fischer an einer nahen Waldinsel. Der Sarg im vordersten Kahne. Vor wenigen Tagen hat ein Lotse seine Berufstreue mit dem Leben besiegelt. Der Sarg und das Gefolge verschwinden hinter den Bäumen. Die Fackeln leuchten von dem Grabe her.

2) Trauerlieder (nach Mignons Exequien in „Wilhelm Meister")

Chor der Frauen.

(Inhalt ihres Gesanges).

Klage um den in frischer Manneskraft Verblichenen. Die Verlassenheit des jungen Weibes und des Knaben

der ohne den Schutz, die Unterweisung und den freundlichen Anblick eines Vaters, in dem Hause der Trauer und der Armut erwachsen soll. Der müßige Fischerkahn, die Netze an den Wänden, der leere Platz am Tische, alles sagt: er ist nicht mehr.

Chor der Männer.

Doch, wer so stirbt, der stirbt wohl. Nehmet die Verlassenen in eure Mitte als liebreiche Mütter und Schwestern. Das Andenken eines braven Vaters ist für die Kinder stets ein reiches Erbgut. Lebe wohl, der du so frühe einliefst in den Hafen des stillen Landes, von wannen niemand wiederkehrt. Wie oft werden wir den kühnen Führer, den freundlichen Gefährten vermissen. Habe Dank für deine Treue. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Chor der Frauen.

Wehe über dieses kummervolle Leben, das uns den Bissen Brot nicht um Geld, nein, um die Gefahr des Todes verkauft. Wehe über diesen Bund mit der wilden, tückischen See. Warum verstieß uns die Erde aus ihren grünen, gesegneten Fluren; warum blieb für unsere Hütten nur der letzte, öde Saum ihres weiten Reiches? Doch weiter noch mußt du, hinweg vom festen Boden auf das schwankende Brett. In der Felskluft lauert der Sturm, unter dir der Abgrund und das gefräßige Tier. Ach, wie glücklich sind die Toten!

Chor der Männer.

Lasset ruhn die Toten. Auf, kehret ins Leben zurück. Der die Wälder sprossen läßt auf den Bergen, daß sie den festen Kiel und den schlanken Mast erzeugen, der in der

Flur die Pflanze grünen läßt, die das Schiff mit Flügeln bekleidet, er senkt den kühnen Mut in das Herz des Menschen und spricht: gürte deine Lenden als ein Mann. Sein Auge wacht auch über dem armen Volke, aus dem er sich einst die Menschenfischer erwählte. Er bricht den Lauf des Meeres mit einem Damm und setzet ihm Riegel und Thür, und spricht: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.

Beide Chöre.

Ja, lasset ruhn die Toten. Sie ruhn von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Auf, kehret ins Leben zurück, zum Schaffen und Walten, zu Freuden und Leiden, wie es dem Herrn dort oben gefällt! Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Schluß. Der Reisende rudert am folgenden Morgen nach der einsamen Insel hinüber. Der Grabhügel, über dem sich ein Anker und ein Ruder kreuzen. Schon ist ein frischer Kranz auf den Hügel gelegt, obgleich die Sonne eben erst emporsteigt. Seine Gedanken verweilen bei dem schönen Fischerliede von Salis, namentlich bei dem letzten Verse:

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Flut.

50.

Die Redekünste des M. Antonius in Shakespeares „Julius Cäsar" III, 2.

Einleitung. Die Kraft der Rede wird in diesem und in ähnlichen Fällen sich darin zeigen müssen, daß eine gründliche Beleuchtung der Thatsachen die volle Überzeugung gewährt, eine Handlung sei weder gerecht gewesen noch heilsam, und ferner darin, daß sie durch diese Überzeugung die Zuhörer zu einem festen, doch besonnenen Entschlusse bewegt. Shakespeare hat sich und seinem Helden die Aufgabe nicht so schwer gemacht.

Thema. Ob diese Szene uns wahre Beredsamkeit oder nur Redekünste vorführt.

A. Antonius spricht nicht im Geiste der alten Staatsredner.

Eine Versammlung von politisch gebildeten Männern würde von dem Ankläger der Verschworenen den Beweis gefordert haben,

1) daß Cäsar nach seinen bisherigen Unternehmungen und trotz so mancher verdächtigen Anzeichen in Wahrheit nicht die Absicht gehegt, der Republik ein Ende zu machen;

2) wenigstens, daß keine so dringende Gefahr das Einschreiten der unberufenen Richter rechtfertigte, besonders da es einem Manne von so großen Eigenschaften galt, der das Vaterland durch seine Kriegsthaten und durch seine Gesetze erhoben;

3) daß Rom nimmermehr in den völligen republikanischen Zustand der alten Zeit zurückversetzt werden könne, und daß daher die Beseitigung Cäsars vielleicht nur einem andern, minder würdigen Usurpator den Weg bereite.

4) Mit solchen Gründen hätte Antonius darthun sollen, daß dieser Meuchelmord eine ungerechte, voreilige, unnütze, ja schädliche Frevelthat gewesen und daß das Vaterland sich von den Verschworenen lossagen müsse, welche „dem wankenden Gebäude die Stütze genommen, ohne sie durch eine andere ersetzen zu können". Acta illa res est animo virili, consilio puerili, Cicero. Vergl. G. Sauppe „Themen zu lat. Aufsätzen" (1858) 92.

B. Antonius' Redekünste.

Shakespeare erniedrigt das römische Volk zum unverständigen, wütenden Pöbel und macht den Redner gleicherweise zu einem verschmitzten und falschen Demagogen.

Erster Teil der Rede.

1) Cäsar habe den Staatsschatz bereichert, mit den Armen geweint, die Krone dreimal zurückgewiesen (ein Gaukelspiel): Dies soll zur Genüge darthun, daß er keine Herrschsucht besessen.

2) Dabei werden die Befreier zehnmal ehrenwerte Männer genannt, um bei dem schlechten Volke den neidischen Widerwillen gegen das Gute zu erwecken.

Zweiter Teil.

1) Mit der Erwähnung des Testamentes bringt Antonius die Habsucht des Pöbels ins Spiel.

2) Mit der simulierten Furcht vor Unruhen will er eben zum Aufruhr anreizen.

3) Er zögert mit der Vorlesung des Testamentes, um die Ungeduld der ungeschlachten Menge anzustacheln und ihr Blut zu erhitzen.

Dritter Teil.

1) Er hält jedem Riß in Cäsars Mantel eine eigene Leichenrede, um die rohen Zuschauer durch die klägliche

Mordgeschichte zu rühren, dann zeigt er ihnen die nackten Wunden.

2) Dabei wird der Undank der Verschworenen, namentlich des Brutus, nachdrücklich betont;

3) das Mitleid der Zuhörer, „der guten Seelen", gerühmt;

4) mit unverschämter Heuchelei um Mäßigung gebeten und doch hinzugefügt, daß das Wort eines wahren Redners sie ganz anders ergreifen möchte.

Vierter Teil.

Endlich liest Antonius das Testament vor.

Das Volk, welches eine solche Rede wert ist, wird natürlich mit jedem Absatz wilder und die Aussicht auf eine Geldspende, auf Obstgärten und Spaziergänge thut das Übrige.

Schluß. Diese Szene ist oft von Unverständigen bewundert worden; sie gereicht aber dem Drama nicht zur Zierde; denn sie setzt Antonius, der sonst weit höher steht, in unserer Achtung herab. Cicero oder Demosthenes hätten eine solche Rede nicht gehalten. Shakespeare hat sich in der Schätzung des römischen Volkes vergriffen, welches nach seiner Mehrzahl auch damals nicht so tief gesunken war.

51.

Fatum und Vorsehung in Schillers erzählenden Gedichten.

Einleitung. Die anderen Dichter begnügen sich in ihren Balladen und Romanzen meistens damit, eine interessante Begebenheit zu erzählen, Schiller pflegt seinen Erzählungen einen gehaltvollen, religiösen oder sittlichen

Gedanken zu Grunde zu legen. Er zeigt uns gern das Walten der Gottheit und zwar je nachdem der Stoff dem Altertum oder der neueren Zeit angehört, als Fatum oder als Vorsehung. Natürlich finden sich zwischen beiden Momenten auch einige Berührungspunkte.

Thema. Die drei Gruppen der Gedichte.

A. Gemeinsames.

1) Die Vorstellungen von dem Fatum und von der Vorsehung stimmen darin überein, daß jedwedes durch eine wunderbare Verkettung der Umstände die Freveltaten ans Licht bringt und den Verbrecher bestraft. „Die Kraniche des Ibykus" und „Der Gang nach dem Eisenhammer".

2) Beweise von dem Schutze der Gottheit dürfen nicht zu einem tollkühnen Mißbrauch ihrer Güte verführen.

„Hero und Leander":

Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.

„Der Taucher":

Und der Mensch versuche die Götter nicht.

B. Das Fatum.

1) Die Gottheit beraubt den Menschen eines Gutes, wenn sie ihm ein anderes gewährt, denn ein vollkommenes Glück ist das Vorrecht der Himmlischen. Amasis im „Ring des Polykrates":

Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Kassandra":

Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch' Geschenk zurück!

2) Die Götter sind daher neidisch und verderben den, welcher sich in seinem Glücke sicher fühlt. Sie nehmen sogar das freiwillige Opfer des Polykrates nicht an; vermutlich hatte er sich zu spät oder zu wenig gedemütigt.*)

C. Die Vorsehung.

1) Sie ist als segnende Macht ein Schirm der Unschuld,
„Der Gang nach dem Eisenhammer":

Mit dem ist Gott und seine Scharen.

2) und erhöhet die, welche sich erniedrigen.
„Der Graf von Habsburg".

Schluß. Schiller hätte im „Wallenstein" nicht die Begriffe verwirren sollen. In der „Braut von Messina" ist der Fatalismus durch den heidnischen Hintergrund (Eteokles und Polyneikes) zu entschuldigen.

52.

Es wird Krieg.

Einleitung. Von früher Kindheit an lesen wir von Schlachten und Plünderungen, aber den Ernst solcher Ereignisse begreifen wir erst, wenn wirklich ein Krieg bevorsteht. In den Schulbüchern fallen auf jedem Blatte Tausende von Menschen, zuletzt hat es nur unser Gedächtnis mit Zahlen zu thun und selten bedenkt jemand, wie viel Lebensglück durch ein einziges kleines Gefecht vernichtet wird.

---

*) Amasis selbst will (bei Schiller) das Schicksal durch den Verlust seines einzigen Sohnes begütigt haben. Wir sollen uns also nicht daran erinnern, daß Psammenit, der erst später durch Kambyses Reich und Leben verlor, der Sohn des Amasis war.

Thema. Wahrnehmungen bei dem Ausbruch eines Krieges.

A. Die unruhige Thätigkeit bei den Rüstungen.

1) Einberufung der Reserven.
2) Ankauf von Pferden.
3) Beschaffung und Vervollständigung der Geräte und Waffen.
4) Kontrakte über Lieferungen von Getreide, Schlachtvieh ꝛc.
5) Armierung der Festungen und Schiffe.
6) Übungen und Märsche.

B. Besorgnisse.

1) In betreff des Handels und der Gewerbe, da der Kredit sinkt und die Wertpapiere fallen. Steuern und Anleihen.
2) Verstümmelung oder Tod der Brüder, Freunde ꝛc., von denen man mit Schmerzen Abschied nimmt.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letzten Mal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt und alles weint,
Todblaß von uns gewandt.

Schubart.

3) Greuel bei einer Invasion. Die ruchlose Gleichgültigkeit, mit der Cäsar Gallien, Ludwig XIV. die Pfalz verwüstete.
4) Der mögliche Ausgang. Man vergleicht das Vaterland mit der feindlichen Macht: Truppenzahl, Übung, Tapferkeit, Bündnisse.

C. Beruhigung.

1) Die gerechte Sache.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland.
Schiller.

2) Selbst die Übermacht wurde schon oft besiegt. Der Heldenmut eines begeisterten Volkes (Griechen, Schweizer, Niederländer).

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund.
Schiller.

3) Mindestens kann der Untergang ruhmvoll sein (Karthago).

Cum tempus est necessitasque postulat, decertandum manu est et mors servituti turpitudinique anteponenda.
Cicero.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.
Schiller.

Schluß. Es ist ein schlimmes Zeichen für den sittlichen Zustand der Menschheit, daß Fürsten und Völker noch immer nicht ihre schlechten Leidenschaften bezähmen und ihre Streitigkeiten mit Vernunft schlichten können, selbst wenn Leben und Wohlfahrt so vieler Tausende auf dem Spiele stehen.*)

*) Aus einem Briefe Friedrichs des Großen (1759): Ich stehe auf dem Punkte, mich mit den Russen zu setzen. — Mein Herz hat mich diesen Gang thun heißen, ein Gefühl der Menschlichkeit, das gern die Ströme Blutes versiegen machen möchte, die beinahe unsere ganze Sphäre überschwemmen, das gern den Mördereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menschen gegen einander ausüben und durch die unglückliche Gewohnheit, sich im Blut zu baden, Tag für Tag wilder werden. Dauert dieser Krieg fort, so muß Europa in die Finsternis der Unwissenheit zurückfallen und unsere Zeitgenossen werden wilde Tiere. Es ist Zeit, diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen.

Ein furchtbar wütend Schrecknis ist
Der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten.
Schiller.

Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzuban'n?
Tiedge.

53.

Wie sich die Berufsthätigkeit des Forstmannes in neueren Zeiten geändert hat.

Einleitung. Das frische, freie Leben des Jägers, das Durchstreifen der grünen Wälder, das kriegerische Jagdvergnügen mit Hörnerschall und Rüdengebell, wie es die Lieder schildern, sind jetzt nur noch ein Phantasiebild.

Thema. Der Forstmann nach seinem heutigen Berufe.

A. als Jäger.

1) Die größeren Raubtiere, in deren Bekämpfung mit mangelhaften Waffen man sich ehemals als Held bewähren konnte, sind ausgerottet.

2) Das Wildbret ist seltner geworden; das Feuergewehr und Lichtung der Wälder.

3) Der Wildstand fordert vielmehr Schutz und Pflege.

a. Beschränkung der Jagd, strenge Einhaltung der Schonzeit.

b. Der Schutz gegen Raubtiere und Wilddiebe.

c. Salzlecken, im Winter Wetterschuppen und Futter.

B. als Gärtner.

1) Einteilung der Forsten zum planmäßigen Fällen und Anpflanzen der Bäume.

Alle dies Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Österreichs und Frankreichs. Siehe Herder „Philosophie und Geschichte" XIII, 50.

2) Möglichst hohe Verwertung der Stämme. Auswahl zu Bau-, Schirr- und Brennholz. Kohlen und Teer.

3) Nutzung der Wiesen und Torflager.

4) Schutz des Waldes gegen verheerende Insekten und Holzdiebe.

Schluß. Diese Thätigkeit ist sehr mannigfach und gewinnbringend; sie gewährt aber freilich nicht mehr einen Stoff zu fröhlichen Liedern.

54.

Ob Schillers „Maria Stuart" Beweise dafür enthält, daß der Dichter einen Hang zur Grausamkeit gehabt.

Einleitung. Goethe bemerkt, daß seinem Freunde dieser Hang eigen gewesen. Nun soll die Tragödie überhaupt nicht das Leiden an sich, sondern die Erhebung der Seele durch das Leiden darstellen. An Marter- und Blutszenen findet nur die rohe Menge Gefallen; es wäre ein Vorwurf für den Dichter, wenn er einen solchen Geschmack geteilt oder begünstigt hätte. Betrachten wir eine Tragödie, in welcher sich das Mißgeschick bis zum Äußersten steigert.

Thema. Ob sich in „Maria Stuart" ein Hang des Dichters zur Grausamkeit kundgebe?

A. Das Unglück scheint die Königin auf das Bitterste zu verfolgen.

1) Sie suchte Schutz und wurde eingekerkert; ja man gab ihr einen Puritaner zum Wächter, der ihr mit rauher Strenge die Vergehungen ihrer Jugend vorhielt und sie geflissentlich selbst dafür büßen ließ, daß sie einmal im Überflusse gelebt hatte.

2) Sie hatte ihre Hoffnung auf eine Unterredung mit Elisabeth gesetzt; diese Unterredung war es gerade, welche ihr Verderben beschleunigte und ihr Schicksal entschied.

3) Sie hört in der Nacht vor ihrem Tode „einen Auflauf, ein Pochen, vieler Hämmer Schlag"; sie glaubt, die Freunde erbrechen ihren Kerker und es wird das Schafott aufgeschlagen.

4) Derselbe Leicester, an dessen Hand sie noch einmal ins Leben zurückzukehren hoffte, übernimmt das Amt, ihrer Hinrichtung beizuwohnen.

So scheint es dem Dichter nicht genug gewesen zu sein, daß die Königin den düstern Todesweg wandelt, sondern schroffe Gegensätze, der Wechsel von Hoffnungen und bittern Täuschungen, müssen die Wirkung des Unglücks verstärken und das Herz für jeden neuen Schlag recht empfänglich machen.

B. Daß wir dennoch den Dichter nicht grausam nennen dürfen.

1) Eine Grausamkeit ist nur dann vorhanden, wenn die Leiden unverschuldet oder weit größer sind, als es sittliche Zwecke erfordern.

2) Maria hatte sich durch die völlige Verweltlichung des Sinnes und zuletzt durch eine schwere Missethat versündigt. Eine wahrhaft tiefe Reue hätte es ihr unmöglich machen müssen, die blutbefleckte Hand einem vierten Gatten zu reichen, noch ferner auf den Genuß der irdischen Hoheit auszugehen und auf ein neues Lebensglück zu rechnen. Erst im Angesicht des Todes entsagt sie allen irdischen Interessen und wendet ihr entweihtes Herz allein dem Himmlischen zu.

Schluß. Ein so titanisch gestimmter Dichter wie Schiller konnte nicht mit weichen Gefühlen und lieblichen

Bildern spielen. Er zeigt uns den furchtbaren Ernst des Lebens, um unser sittliches Bewußtsein im tiefsten Grunde zu erschüttern und jede Kraft zu einer entschlossenen, auf das Höchste gerichteten Thätigkeit anzuregen.

„Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen und verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis."

Schiller, Werke (1826) XVIII, 386.

55.

Quintus Fabius und Papirius Cursor, nach Livius VIII, 30—35.

Einleitung. Im zweiten Samniterkriege reiste der Diktator Papirius der Auspizien wegen aus dem Feldlager nach Rom und verbot seinem Magister equitum, Q. Fabius, sich in seiner Abwesenheit in einen Kampf einzulassen. Den ehrgeizigen, feurigen Jüngling reizten günstige Umstände zum Ungehorsam. Er erfocht einen glänzenden Sieg (322 v. Chr.). Der Diktator verurteilte ihn jedoch zum Tode. Fabius suchte beim Heere Schutz, indem er dem Diktator Neid und eine alles bedrohende Gewaltthätigkeit zur Last legte. Sein hochverdienter Vater, der Senat, die Tribunen, das Volk nahmen für ihn Partei. Es ist anziehend zu sehen, wie der Römersinn diesmal zwischen der Strenge und der Billigkeit die rechte Mitte fand und behauptete.

Thema. Der Prozeß und die Entscheidung.

A. Die Legaten und der Vater entschuldigen das Vergehen und warnen vor Härte.

1) Fabius sei damit genug bestraft, daß eine Anklage seinen Sieg beflecke.

2) Seine Jugend habe ihn verleitet.

3) Der Vater und die Familie verdienen Rücksicht.

4) Das Heer drohe mit Aufruhr.

5) Andere Diktatoren hätten in schlimmeren Fällen Milde geübt.

6) Es sei ein ruhmvoller Sieg errungen und während man dafür den Göttern Dankopfer darbringe, könne der Sieger unmöglich zur Freude der Feinde hingerichtet werden.

B. Wie der Diktator die Anklage begründete und aufrecht erhielt.

1) Das Ansehen der Diktatur, welcher sich die höchsten Behörden unterordneten, sei von einem Magister equitum verletzt.

2) Fabius habe trotz der zweifelhaften Auspizien den Kampf gesucht und damit die Religion entweiht.

3) Einem echten römischen Vater gelte der Staat mehr als der Sohn (L. Brutus, Manlius Torquatus).

4) Auch ein Jüngling müsse die Wichtigkeit der Kriegszucht kennen. Der Ungehorsam gebe das Beispiel zur Mißachtung aller Obrigkeit und mit der Nachsicht lade man die Schuld an dem Verfalle des Staates auf sich, der nicht ausbleiben könne.

C. Der Ausgang des Prozesses.

Papirius giebt nicht nach, so lange man mit Eifer entschuldigt und ihm Vorwürfe macht. Erst als sich alles demütigt und nur bittet, wird Fabius begnadigt.

Schluß. Der Tod des jungen Manlius (18 Jahre früher) hinterläßt einen peinlichen Eindruck, der selbst unser Rechtsgefühl beunruhigt. Hier ist es anders. Fabius verdiente den Schreck, wurde jedoch nicht zu hart bestraft. Die volle Anerkennung der Schuld gab dem Amte und der Kriegszucht das Ansehn zurück. Einen gleichen Konflikt hat H. v. Kleist auf eine ergreifende Weise in dem „Prinzen von Homburg" (1821) dargestellt.

Anmerkung. Da die Aufgabe eine Übung in der Analyse bezweckt, muß der Schüler die Disposition ohne Anleitung entwerfen.

56.

Ob Goethe (im 2. Teile des „Faust") das Papiergeld mit Recht zu einer Erfindung des Mephistopheles gemacht hat?

Einleitung. Das Papiergeld ist ein Schuldschein, dem nur ein hinreichendes Unterpfand (Kredit) Wert giebt. Tresorscheine, verzinsliche Kurspapiere der Handelsgesellschaften, der Gemeinden, des Staates, Hypotheken, Wechsel ꝛc. Die ersten Geldscheine (Anweisungen) sollen im 13. Jahrhundert die Lombarden ausgegeben haben. Goethe macht das Papiergeld zwar nur im Scherz zu einer Erfindung des Mephistopheles, doch kann man immer fragen, ob dasselbe nicht wirklich, wie nach dem Volksglauben alle Gaben des Teufels, nur einen scheinbaren Wert hat.

Doch da erleb' ich neue Pfiffe!
Was einer noch so emsig griffe,
Des hat er wirklich schlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.

Es löst sich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand.

Thema. Welche Vorteile das Papiergeld gewährt und welche Nachteile mit seinem Gebrauche verbunden sind.

A. Vorteile.

1) Man kann große Summen mit Bequemlichkeit bei sich tragen und verschicken. Das eiserne Geld der Spartaner.

Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen.

2) Die Geldmittel werden außerordentlich vermehrt. Der Gutsbesitzer, der Kaufmann verdoppelt durch eine Hypothekenschuld sein Betriebskapital und gewinnt vielleicht das Dreifache der Zinsen, welche er für die Anleihe giebt. Die großen Unternehmungen der Aktiengesellschaften, der Staaten, sind nur durch die Ausgabe von Schuldscheinen möglich geworden. Die Kurspapiere bringen das Vermögen der Privatleute in den Handel. Der größte Teil des liegenden Besitztums ist für kaufmännische Geschäfte flüssig gemacht.

B. Nachteile.

1) Geldpapiere können leichter verloren gehen. Eine Brieftasche und ein schwerer Kassenbeutel. Durch Feuer wird nur das Metallgeld nicht ganz vernichtet.

2) Es ist anlockend, die Scheine nachzumachen. Der Betrüger begnügt sich nicht einmal mit Scheinen zu einem Thaler. Wechselfälschung. Nachgemachtes Metallgeld ist leichter zu erkennen.

3) Mit der größeren Ausdehnung ist in den Handel auch eine größere Unsicherheit gekommen. Wer alles ein-

setzt, muß gewärtig sein, alles zu verlieren. Die Schwindeleien der Börsenmänner. Seltenheit der Bankrotte, so lange man hauptsächlich mit barem Gelde handelte. Jetzt heißt es:

Ein Aschenhaufen einer Nacht,
Liegt morgen reiche Kaiserpracht.

4) Ungünstige Umstände und eine schlechte Verwaltung verringern den Wert der Kurspapiere und verursachen schwere Verluste. Laws Mississippi-Bank (1718). In Frankreich galten zur Zeit der Revolution 500 Frank Assignate 1 Frank Silber, in Nordamerika verhielt sich 1780 der Papierdollar zum Silberdollar wie 11,000 zu 1 (Schlosser).

Schluß. Da mit der Vermehrung des Geldes der Luxus steigt und eine Verteuerung der Waren eintritt, so ist der Geldschein größtenteils ein Scheingeld; wenigstens hebt sich der wirkliche Reichtum der Völker nicht in gleichem Grade, denn bei Finanzoperationen macht zweimal zwei in der Regel nur drei. Doch hat die Belebung des Handels die wichtigsten Folgen für die Kultur und schon aus diesem Grunde hätte Mephistopheles, wenn er den Menschen mit seiner genialen Erfindung schaden wollte, seinen Zweck verfehlt. Er erscheint auch hier als

ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

57.

Ob nicht die Hoffnung für den Menschen auch eine Quelle von Übeln sein könne.

Einleitung. Die griechische Sage von der Büchse der Pandora ist offenbar verdorben oder nicht mit Klarheit

ausgebildet. Jupiter hatte die Büchse mit lauter Übeln angefüllt, wie kam dann die Hoffnung hinein? Oder, wenn die Hoffnung den aus der Büchse strömenden Übeln als ein Gegengift beigesellt sein sollte, wie konnte sie dann auf dem Boden zurückbleiben und verhindert werden, sich unter den Menschen auszubreiten? Vermutlich enthielt die Büchse nach der ursprünglichen Anlage der Dichtung alle Freuden und Güter des Lebens. Als sie geöffnet wurde, entfloh alles Segensreiche von der Erde in den Olymp und allein über der Hoffnung schlug man noch den Deckel zu.*) Die Übel mochten in einem zweiten Gefäße gewesen sein. (Vergl. Hom. Ilias XXIV, 527.) Oder liegt in der Sage die Andeutung, daß die Hoffnung nur ein Gut von zweifelhaftem Werte sei? In solchem Sinne spricht die Klugheit in Goethes Faust das starke Wort:

Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr seid gerettet.

Thema. Die Hoffnung kann dem Menschen auch nachteilig werden.

1) Sie bestärkt den Trägen in seiner Unthätigkeit, den Sorglosen in seiner Nachlässigkeit. Er verläßt sich auf seinen Glauben und rechnet auf Wunder. Ihm sollen die Steine zu Brot werden. Er greift nur mit Unlust zu Hobel und Hammer, die ihm zu wenig einbringen. Die Lotterie und

*) Theognis, bei dem die Sage sonst auch verworren ist, sagt hiermit übereinstimmend: Es flohen Treue, Ernst der Männer, Ehrfurcht vor dem Eide und vor den Göttern wieder in den Olymp.

Hoffnung blieb noch den Menschen allein, die trostreiche Gottheit,
Und nach olympischen Höh'n kehrten die andern zurück.

das Testament eines lieben Vetters in Kalifornien werden ihn auf einmal zu einem reichen Manne machen.

2) Sie verführt den Strebsamen zu einem gefährlichen Wagespiel. Der Tierbändiger. Der spekulierende Kaufmann. Krösus' Angriff auf Persien. „Wagen gewinnt, wagen verliert."

3) Wer gewohnt ist, sich Luftschlösser zu bauen, der muß viele Täuschungen erleben. Ihm geschieht stets Unrecht, er hat fortwährend über Gott und die Menschen zu klagen.

4) Die Hoffnung bringt uns um den Genuß der Gegenwart. Der Gutsbesitzer freut sich nicht über seine Ernte, er hatte auf das Doppelte, wenigstens auf höhere Preise gerechnet. Dem Landgeistlichen ist sein Amt zuwider; er hat das Zeug, vor Philosophen und Poeten zu predigen; er wird sein Licht leuchten lassen, wenn er endlich die Pfarre in der Stadt erhält.

Schluß. Gleichwohl ist die Hoffnung eine herrliche Himmelsgabe, ein mächtiger Trost im Unglück, die Seele alles menschlichen Strebens. Hoffe stets auf das Beste, aber mache dich auf das Schlimmste gefaßt.

Hoffnung und Nemesis. Euch verehr' ich auf einem Altare;
Jene befiehlt mir: Gewagt! diese: Doch nimmer zu viel!

Nach Herder.

58.

Die Kunst zu schweigen.

Einleitung. Der Mensch unterscheidet sich von dem Tiere dadurch, daß er reden kann, der Vernünftige von dem Thoren dadurch, daß er schweigen kann.

Thema. Wenn sollen wir schweigen?

A. Achte auf dich selbst und auf die Personen, mit denen du zusammen bist.

1) Schweige, wenn andere da sind, die klüger und besser sprechen.

2) Wenn du leidenschaftlich aufgeregt bist.

3) Wenn du keinen Beruf hast, andere zu belehren.

4) Wenn Personen, die du achtest und lieb hast, dich zu strenge tadeln.

5) Streite nicht mit Schwätzern und Aufgeregten.

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Schiller.

Contra principia negantem non est disputandum.

Mit einem Schwätzer zanke nicht, du trägst nur Holz zu seinem Feuer.
Jesus Sirach.

B. Sei behutsam in betreff des Gegenstandes.

1) Sprich nicht ohne Aufforderung von dir und deinen Angelegenheiten, als ob es für andere nichts Interessanteres gäbe.

2) Schweige von deinen Ansichten, Grundsätzen, Plänen und Hoffnungen, wenn ein Mißbrauch deines Vertrauens zu besorgen ist. „Sprich nicht vorher von dem, was du im Sinne hast; du wirst sonst, wenn es dir mißlingt, ausgelacht werden," — eine Lehre des weisen Pittakus.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt,
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entflieht es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Schiller.

3) Beteilige dich nicht an der Verbreitung kränkender Gerüchte.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen, fort,
Eine Hand voll wirf zur Thür hinaus,
Es wird ein Berg vor Nachbars Haus.
Wilh. Müller.

Geschichtenträger haben
Des Übels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörderhand nicht konnten.
Schiller.

4) Bewahre vor allem ein dir anvertrautes Geheimnis.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund;
Zu ihrem Rächer fühlt er sich geboren.
Schiller.

Schluß. Lerne schweigen, o Freund; dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.
Herder.

Anmerkung. Geiler von Kaisersberg († 1510) in einer Predigt von der 25. Blatter des Mundes oder von dem unvernünftigen „Zu viel schweigen" (abgedruckt in H. Kurz „Gesch. der deutsch. Lit." 1875, I, 795) spricht in der Einleitung von dem löblichen Schweigen. Zum ersten möge sich niemand mit einem Schwätzer oder Klappermann einlassen, daß der Zorn nicht größer werde. Zweitens solle niemand von den Dingen reden, die er nicht versteht, nemo mittat falcem in messem alienam. Drittens schweigt ein vernünftiger Mensch, wenn Reden nicht Zeit noch statt hat. So wäre es thöricht, in einem Wirtshause den Betrunkenen Moral zu predigen. — Der erste und der dritte Fall sind in unserer Disposition unter A. 5. zusammengefaßt und der zweite stimmt mit A. 1. überein.

59.

Du bist ein Mensch! erwäge und bedenk' es stets.
(*Ἄνθρωπος ὢν τοῦτ' ἴσθι καὶ μέμνησ' ἀεί.*)
Philemon comicus.

Einleitung. Diogenes zündete sich eine Laterne an, um Menschen zu suchen. In der That gelingt es nur wenigen, sich zu wahren Menschen auszubilden und stets auf eine wahrhaft menschliche Weise ihr Leben zu führen; ja nur wenige mögen sich entschließen, über das Wesen, den wahren Wert und die Bestimmung des Menschen einmal ernstlich nachzudenken.

Thema. Du bist ein Mensch.

A. Erhebe dich nicht über deine Mitbrüder.

1) Hohe Geburt, Rang, Reichtum und andere Glücksgüter machen nicht den wahren Wert des Menschen aus. Nackt bist du in die Welt gekommen, nackt wirst du wieder hinausgehen.

2) Selbst sittliche Vorzüge oder die Überlegenheit des Geistes geben dir kein Recht, deine Nebenmenschen zu verachten.

Alle wahrhaft großen Männer waren bescheiden. Ohne Gottes und der Menschen Beistand bist du, hast du und vermagst du wenig. Der Stolz erzürnt die Mächte des Schicksals.*)

---

*) Als Pausanias mit seinen Thaten prahlte, erinnerte ihn der Dichter Simonides daran, daß er ein Mensch sei. — Philipp von Makedonien nach dem Siege bei Chäronea. — Den römischen Triumphator warnt der Servus publicus mit dem Zurufe: Te hominem esse memento.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,*)
Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,
Und was man ist, das blieb man andern schuldig. —
Auch, kann ich dir versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh

Goethe („Tasso").

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Schiller.

B. Dünke dich nicht erhaben über die Natur und das Geschick des Menschen.

1) Wie mancher bildet sich ein, zu hohen Dingen berufen zu sein, und doch kann er schon für die gewöhnlichen Lebensaufgaben kaum ein genügendes Maß von Befähigung, Fleiß und Treue erschwingen.

Versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Horat.

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätte gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die größte Kraft.

Schiller.

2) „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil" (Schiller). „Betrübnis kommt gemeinhin aus dem hohen Begriffe, den sich der Mensch vom Leben macht" (Hippel). Unser Los ist die Resignation und ein stiller Glaube an die Weisheit des Allgütigen. Die spartanische Mutter sagte bei der Nachricht von dem

*) So Goethes Werke (1828) IX, 105. Richtiger wohl rühmen, was auch in anderen Ausgaben stehen mag.

Tode ihrer Söhne: Als ich sie in die Schlacht sandte, wußte ich, daß meine Kinder sterblich seien. So auch Xenophon, als sein Sohn Gryllus bei Mantinea gefallen war.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.
Schiller.

C. Sinke jedoch auch nicht zum Tiere herab.

Vergiß es nimmer, daß du, als das Ebenbild Gottes, zur Unsterblichkeit berufen und teuer erkauft bist.

Sursum corda!
Seid Himmel und nicht Erde!
Herder.

Die Maxime Schleiermachers war: ewig zu sein in jedem Momente!

Schluß. Suchst du das Höchste, das Größte?
die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es
wollend — das ist's!
Schiller.

60.

Weshalb der Verrat des Pausanias so auffallend ist.

Einleitung. Der Sieger von Platää machte dem persischen Könige das Anerbieten, Sparta und ganz Griechenland unter seine Herrschaft zu bringen. Ihn reizte die Pracht und Üppigkeit einer asiatischen Hofhaltung; er wünschte Griechenland als Satrap und als Schwiegersohn des Xerxes zu beherrschen.

Thema. Weshalb ist dies so auffallend?

1) Lykurgs Gesetze waren hauptsächlich darauf gerichtet, die Spartaner an einfache Sitten und an einen freien Bürgersinn zu gewöhnen.

2) Pausanias lebte nicht in Niedrigkeit; er opferte einen wohl erworbenen Ruhm und eine ansehnliche Stellung. Überdies war er ein sehr reicher Mann, da er nach der Schlacht bei Platää einen ansehnlichen Teil von der unermeßlichen Beute an Geld und Kostbarkeiten erhalten hatte.

3) Ein Verräter schließt sich wohl, wenn er das Vaterland doch verloren glaubt, an den Sieger an, Pausanias ging sogar zu besiegten Feinden über.

4) Seine Treulosigkeit bildet einen grellen Gegensatz zu dem Patriotismus, der damals alles begeisterte und die glänzendsten Erfolge errungen hatte.

5) Es konnte ihm unmöglich gelingen, Griechenland den Persern zu unterwerfen und sich als Satrap zu behaupten.

Schluß. Er mußte für seine Verblendung hart büßen, indem ihn (nach der Sage) selbst die eigene Mutter dem Tode weihte.

61.

Weshalb ist eine Feuersbrunst für viele ein so anziehendes Schauspiel?

Einleitung. Der Feuerlärm. Die volkbelebten Gassen. Das Gedränge an der Brandstätte. Nicht alle folgen einer gedankenlosen Neugier. Sie wollen auch nicht die Freude über ihr besseres Schicksal genießen, während es andern schlecht ergeht. (Vergl. Schillers Abhandlung über das Vergnügen am Tragischen, und Goethes „Hermann und Dorothea", erster Gesang.) Es bewegt sie ein edlerer Antrieb, wenngleich sich die Menge desselben nicht bewußt ist.

Thema. Weshalb eine Feuersbrunst so viele herbeilockt.

A. Es ist anziehend, die Macht des Elementes zu beobachten.

1) Die wachsende Feuersäule.

2) Die Heimtücke: — das verborgene Fortschleichen des Brandes, Flugfeuer, Explosionen.

3) Die Schonungslosigkeit: — Kunstwerke, Paläste.

B. Den Kampf des Menschen mit dem Elemente.

1) Die Thätigkeit beim Herbeischaffen des Wassers, beim Löschen und Retten.

2) Die Wirksamkeit der menschlichen Erfindungen, der Lösch- und Rettungsapparate.

Schluß. Der Mensch kann für den Augenblick unterliegen, aber ihm bleibt der moralische Sieg. Versicherungs- und Wohlthätigkeitsgesellschaften verringern die Folgen des Unfalls und jede Brandstätte wird schöner bebaut.

62.

Zwischen Lipp' und Kelches Rand
Schwebt der dunkeln Mächte Hand.
Fr. Kind.

Einleitung. Der antike Fatalismus ist uns besonders durch Schillers Dichtungen ein geläufiger Begriff geworden. Man wird den Ansichten der Alten nicht unbedingt beistimmen, aber sie enthalten auch für uns eine heilsame Mahnung. Inhalt und Eindruck des Gedichtes: „Ankäos von Samos".

Thema. Die Furcht vor dem Schicksale in heidnischem und christlichem Sinne.

A. Das Schicksal nach der Ansicht der Alten.

1) Es ist eine Macht, die den Menschen nach einer willkürlichen Vorherbestimmung Glück und Unglück sendet;

2) die den Glücklichen ihren Zorn empfinden läßt, wenn er sich sicher glaubt und ihr damit trotzt. Ankäos stürzt sich nach dem Gedichte durch diesen Frevel ins Verderben.

3) Die natürliche Folge dieses Glaubens wäre eine dumpfe Angst gewesen, wenn man nicht auf den (freilich bedingten) Beistand einzelner befreundeter Schutzgötter gerechnet hätte. Man opfert den Göttern, die man kennt und denen, die man nicht kennt, um keinen zu beleidigen.

(Paulus in Athen, Apostelgeschichte 17, 23.)

B. Das Schicksal nach unserer Ansicht.

1) Es legt uns ebenfalls harte Prüfungen auf, aber auch das Unglück fließt aus einer vernünftigen, von der ewigen Liebe entworfenen Weltordnung.

2) Die Sorge weicht dem Vertrauen zu dem Gotte, neben welchem keine andere Macht in der Welt gebietet.

C. Doch gilt auch uns das Wort des Dichters:

Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben.

Schiller.

Denn das rechte Gottvertrauen besteht nicht in einer blinden Zuversicht zu dem Glücke.

1) Die letztere verführt leicht zu einer undankbaren Vergessenheit Gottes.

2) Sie gewöhnt uns daran, unser Herz an die Güter zu hängen, die unser Leben nur „vergänglich zieren".

3) Sie macht uns sorglos und unvorsichtig.

Non minor est virtus quam quaerere parta tueri,
Casus inest illic, hoc erit artis opus.
Ovid.

4) Ein Unglücksfall, auf den wir nicht gefaßt sind, trifft uns härter.

Schluß. In den Meinungen der Alten liegt meistens keine volle Wahrheit. Christus kam in die Welt, um auch ihre Religion zu erfüllen. „In deinem Lichte sehen wir das Licht" (Psalm 36).

63.

Die Verurteilung der Sieger bei den Arginusen.

Einleitung. Die Feldherren wurden hingerichtet, weil sie es unterlassen hatten, die Schiffbrüchigen und die Toten aufzusammeln. Das Apaturienfest. Schlosser entschuldigt die Athener. Auch Grote erinnert an die Pietät, mit welcher ein Seevolk sich seiner Matrosen annimmt.

Thema. Daß sich die Athener einer rohen Gewaltthat schuldig machten.

1) Die Feldherren hatten nicht aus Bequemlichkeit oder Gleichgültigkeit heilige Pflichten verletzt. Ihre Absicht, durch schnelle Verfolgung den Rest der spartanischen Flotte zu vernichten, war äußerst wichtig. Gleichwohl bestimmten sie 46 Schiffe dazu, die Schiffbrüchigen und die Leichen aufzufischen.

2) Daß diese Zahl unzureichend war und daß nicht wirklich nur ein Sturm die Sache unmöglich machte, hat niemand nachgewiesen.

3) Das Volk hatte mit jenen Verunglückten Mitleid, behandelte aber die Feldherren, die doch auch ihr Leben gewagt und einen glänzenden Sieg erfochten hatten, wie niedrige Verbrecher.

4) Es entzog die Untersuchung dem verfassungsmäßigen Gerichtshofe. Man verwehrte es den Angeklagten, sich zu verteidigen, bedrohte die Prytanen, welche an Recht und Gerechtigkeit mahnten, und entschied in leidenschaftlicher Aufgeregtheit durch eine bloße Abstimmung.

Schluß. Der Einspruch des Sokrates gegen das ungesetzliche Verfahren muß für uns maßgebend sein. Die Athener selbst forderten später, um ihre eigene Schuld zu beschönigen, die Ankläger der Feldherren vor Gericht, doch entkamen dieselben.

64.

Bemerkungen über das Sprichwort nebst einem Beispiele (Eine Schwalbe macht keinen Sommer).

A. Allgemeines über das Sprichwort.

1) Ursprung, Verbreitung, Gebrauch. Die Sprichwörter sind im Volke entstanden oder sie wurden von dem Volke als Wahrheiten anerkannt und aufgenommen. So stammen aus der Bibel her: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Manche sind allgemeiner bekannte Sentenzen aus unseren Dichtern. Z. B.:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab.

Hölty.

Freut euch des Lebens,
So lang' noch das Lämpchen glüht.

Usteri.

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.
Kotzebue.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Schiller.

(Vergl. G. Büchmann „Geflügelte Worte", 1867.)

Kein Volk, kein Stand, keine Zeit wollte sie entbehren. Man braucht sie teils zum Schmuck der Rede, teils um durch ihr herkömmliches Ansehen einen Satz zu unterstützen.

2) Inhalt. Sie enthalten entweder eine Lehre (Was du thust, das thue bald, aber bedenke das Ende) oder eine auf Erfahrung gegründete Wahrheit (Aufgeschoben ist meistens aufgehoben). Noch andere Beispiele.

3) Form. Nachdrückliche Kürze, Rhythmus, Alliteration, Reim, Bild; bald findet sich nur eins von diesen, bald mehreres zugleich, wie in: Glück und Glas, wie bald bricht das. Auch hier belege man jedes mit einigen Beispielen.

B. Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

1) Was bedeutet der Spruch? weshalb ist er wahr? wann könnte man ihn anwenden? Ein gelungenes Gedicht beweist noch nicht, daß jemand ein vortrefflicher Dichter ist, eine wohlthätige Handlung noch nicht, daß er die Menschen liebt ꝛc.; so kannst du überhaupt aus einem einzelnen Anzeichen nicht mit Bestimmtheit auf eine Sache schließen.

2) Warum hat man den Gedanken gerade in dieses Bild gekleidet?

a. Die Schwalben sind Zugvögel, welche oft zu frühe ankommen.

b. Sie gehören zu den Wetterpropheten des Landmannes.

c. Wir haben sie stets vor Augen, an Häusern, auf Plätzen, in der Luft, über dem Wasser.

Warum wollte man nicht lieber sagen: Eine Drossel oder ein Veilchen macht keinen Sommer?

Schluß. Wie Mancher die Sprichwörter mißbraucht. Er betrachtet als Lehre, was nur eine Wahrheit ist, z. B. Jugend hat keine Tugend, oder er braucht sie in einem ganz verkehrten Sinne, z. B. Ende gut alles gut (vergl. I, Nr. 10). Der Araber sagt: Das Sprichwort ist ein gutes Pferd, aber zu einem guten Pferde gehört auch ein guter Reiter.

65.

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Goethe.

Einleitung. Kein Sterblicher hat einen so tiefen Fall erlebt als Napoleon I., doch auch er verkannte nicht die läuternde Wirkung, die der Schmerz auf die Durchbildung des Charakters übt, denn er äußerte auf Helena: Was mir noch fehlte, das war das Unglück. So behauptet jenes Dichterwort, daß das Leben aus Kämpfen bestehe, unter denen die Seele zum Paradiese heranreift.

Thema. Inwiefern ist jeder Mensch schon in den gewöhnlichsten Verhältnissen ein Kämpfer, das Leben ein Kampf.

1) Wir haben von Kindheit an mit Mühe und Arbeit zu kämpfen. Die Schul- und Fachbildung, mehr noch ein

pflichtgetreues Berufsleben erfordern viel Anstrengung und Selbstverleugnung. Veranschaulichung durch Beispiele.

2) So mancher Unfall versetzt uns in Not, Sorge und Trauer.

3) Wie wir ins Leben eintreten, sind wir den schlimmen Neigungen unserer Nebenmenschen ausgesetzt, den Launen der Vorgesetzten, der Mißgunst der Genossen, der Undankbarkeit derer, für die wir alles hingaben.

4) Wir haben aber auch mit uns selbst schwere sittliche Kämpfe zu bestehen. Bald regt sich die Unzufriedenheit mit unserem Lose, bald eine feindselige Stimmung gegen die, welche uns im Wege stehen oder verletzten, die Genußsucht, die Eigenliebe ꝛc.

Schluß. Befreunde dich frühe mit dem Gedanken, daß das Leben nicht die Bestimmung hat, eine Kette von Freuden und Genüssen zu sein, und daß es für den Menschen kein höheres Glück und keine höhere Würdigkeit giebt, als das Herz zur Lauterkeit heranbildend, einen guten Kampf gekämpft zu haben.

66.

Ob der Oberst Buttler von Schiller so dargestellt ist, daß sich in seinem Charakter keine Widersprüche finden.

Einleitung. Der Dichter stellt sich eine sehr schwierige Aufgabe, wenn er einen Charakter zuletzt anders erscheinen lassen will, als derselbe am Anfange war. Die Umwandlung muß gründlich motiviert werden und natürlich sein. Kriemhildens Liebe zu Siegfried erklärt ihren unver-

söhnlichen Haß gegen seine Mörder. Die Stärke desselben Gefühles macht sie zur liebreichsten Gattin und zur Furie.

Thema. Buttler hat in seinem Charakter auffallende Widersprüche.

A. Wie er uns vor dem Abfalle von Wallenstein erscheint.

1) Er ist ganz Soldat, ein Muster für das Heer.

Ich steh' allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein teures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Wem ist es nicht bekannt, daß Oberst Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet.
(Daselbst IV, 4.)

2) Er war stark und fest:

Nichts ist zu hoch, wonach der Starke nicht
Befugnis hat, die Leiter anzusetzen.
(Die Piccolomini IV, 4.)

O, einen Felsen streb' ich zu bewegen!
(Wallensteins Tod IV, 8.)

kühn, heftig, gerade:

Er hält es Questenburg vor, daß so viele Blutegel am Mark des Landes saugen, so viele Landschmarotzer ihre Füße beständig unterm Tisch des Kaisers haben; er erklärt ihm offen, daß das Heer nicht dem Kaiser, sondern Wallenstein gehöre. (Die Piccolomini I, 2.)

Tod und Teufel!
Nicht ungestraft sollt' ihr mich höhnen. Zieht!
(Wallensteins Tod II, 6.)

Und werdet, hoff' ich, selber nicht erwarten,
Daß Euer Spiel mein grades Urteil krümmt.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Mit oder ohne Klausel! gilt mir gleich!
(Daselbst.)

3) Er hat einen brennenden Ehrgeiz und ein fleckenloser Ruhm ist sein höchstes Kleinod.

Ja! Generalleutnant, ich besitze Ehrgeiz;
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
(Wallensteins Tod II, 6.)

Auch später äußert er mit Stolz:

So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
(Daselbst IV, 8.)

4) Ein gleicher Lebensgang, Achtung und Dankbarkeit machen ihn zum treuesten Anhänger des Feldherrn.

Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind;
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.
(Die Piccolomini IV, 4.)

Daß der Respekt, die Neigung, das Vertrau'n,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den ersten besten sich verpflanzt.
(Die Piccolomini I, 2.)

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürst
Noch kürzlich aufgelegt 2c.
(Daselbst I, 1)

Sein Los ist meines.
(Wallensteins Tod II, 6.)

Der Fürst kann meine Treu
Auf jede Probe setzen, sagt ihm das.
(Die Piccolomini IV, 4.)

— er ist mein Erbe.
(Daselbst.)

Schämt Euch, Ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
(Daselbst IV, 7.)

B. Wie Buttler sich nach dem Abfall von Wallenstein zeigt.

Um Buttler ganz vom Kaiser loszureißen, ließ Wallenstein ihn von den Ministern durch die höhnische Verwei-

gerung des Grafentitels kränken. (Wallensteins Tod II, 6.) War Wallenstein, wie ihn das Drama zeichnet, einer solchen Falschheit fähig? War der Betrug nötig? Man möchte eher glauben, Ottavio habe das Schreiben untergeschoben.*)

1) Es ist natürlich, daß Buttler außer sich gerät, den Schimpf und die tödliche Beleidigung mit Blut abwaschen will. Nach seinem Charakter müßte er augenblicklich Rache nehmen, doch dies war vielleicht nicht möglich.

2) Trotzdem ist mit seiner Offenheit und soldatischen Gradheit kaum vereinbar: die durchgeführte tiefe Verstellung. Er hört die herzlichen Worte des Freundes ohne Bewegung.

> Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
> So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
> Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.
> (Wallensteins Tod III, 10.)

Die tückische Arglist, wenn er absichtlich bei Wallensteins Verhandlung mit den Küraſſieren dazwischentrat (Daselbst III, 16), die sophistische Schlauheit, mit der er die Mörder dingt (Daselbst V, 2.)

3) Ebenso befremdend ist, daß er sich in seiner Rache zu mäßigen scheint. Seine vormalige Drohung gegen Wallenstein: er soll nicht leben! (Wallensteins Tod II, 6) war ohne Zweifel wörtlich zu nehmen. Jetzt sagt er:

> Stürzen, nicht vernichten will ich ihn.
> (Wallensteins Tod IV, 6.)

---

*) Der Wallenstein der Geschichte hatte in der That dies Mittel angewendet, um zwar nicht Buttler, aber Illo zum abgesagten Feinde des Hauses Österreich zu machen; Schiller „Geschichte d. dreißigjähr. Krieges", Werke (1825) XV, 226.

Gern überließ ich ihn des Kaisers Gnade!
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
(Daselbst.)

4) Es befremdet ferner, daß ihn jetzt nicht die Rache allein treibt, sondern daß er andere Motive nennt, die ihm früher ganz fern lagen: den Verrat an dem Kaiser (Wallensteins Tod IV, 1), das neue Auflodern der Kriegesflamme (IV, 6). Er wird Fatalist; nicht der Haß, sondern das Schicksal mache ihn zu Wallensteins Mörder (IV, 8). Endlich eilt er sogar nach Wien, um sich eine Belohnung zu holen! (V, 12.)

Schluß. Buttler ist offenbar nicht mehr der kühne, geradsinnige Soldat, der allein für seine Ehre lebte, durch ihre Verletzung tödlich beleidigt wurde, der die Beschimpfung weder verzeihen konnte, noch ein anderes Motiv zur Verfolgung des Feindes brauchte. Er denkt wenigstens zuletzt noch einmal mit Bitterkeit an die ihm widerfahrene Schmach:

Ein großer Rechenkünstler war der Fürst 2c.
(Wallensteins Tod IV, 8.)

Diese Mängel dürfen unsere Ehrfurcht vor Schiller nicht vermindern. Wallenstein ist in unserer Litteratur die erste und größte historische Tragödie. Außer Shakespeare hat noch kein Dichter die Kraft gehabt, eine so bedeutende und umfangreiche Handlung auszusinnen und darzustellen.

67.

Über die Totengerichte der Ägypter.

Einleitung. Die Geschichte überliefert uns viele merkwürdige Einrichtungen. Wir sollten dieselben, wenn sie zweckmäßig sind, auch bei uns einführen. Die Ägypter

legten den höchsten Wert auf eine ehrenvolle Bestattung. Wenn jemand gestorben war, versammelten sich (nach Diodor) die Richter und es durfte jedermann den Toten anklagen. Ein schlechter Lebenswandel hatte zur Folge, daß man die herkömmliche Bestattung untersagte, was für die ganze Familie des Verstorbenen ein hartes Los war. Falsche Ankläger wurden strenge bestraft. Auch diese Totengerichte verdienen unsere Beachtung.

Thema. Wodurch empfiehlt sich ihre Einrichtung und weshalb ist sie doch nicht wünschenswert?

A. Vorzüge.

1) Da unser Leben nicht allein uns, sondern auch unsern Nebenmenschen gehört, so ist es natürlich, daß sie, wenn unsere Laufbahn beschlossen ist, von uns Rechenschaft fordern.

2) Die Furcht, einmal kein ehrenvolles Begräbnis zu erhalten und dadurch auch die Seinigen zu betrüben, mußte den Ägypter antreiben, sich aller sträflichen Handlungen zu enthalten und niemand Grund zur Klage zu geben.

3) Die Erinnerung daran, daß über alle Menschen bei ihrem Tode auf gleiche Weise gerichtet wurde, war für die Vornehmen eine nützliche Warnung und ermutigte die Armen.

B. Mängel.

1) Wiewohl der Verstorbene seine Verteidiger hatte, widerspricht das Verfahren doch dem Grundsatze: audiatur et altera pars.

2) Es verletzt unser Gefühl, daß man einen Toten, der aller Lebensfreuden beraubt ist und bereits einer andern Welt angehört, noch bestraft. De mortuis nil nisi bene.

Schluß. Jene Einrichtung möchten wir also nicht wieder einführen, aber wir haben gleichwohl zu beherzigen, daß man, je nachdem unsere Handlungen gewesen sind, einst mit Liebe oder mit Verachtung an uns denken wird, und daß uns einst ein Gericht erwartet, von welchem das der Ägypter nur eine unvollkommene Nachbildung war.

Judex ergo quum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

68.

Ob man jedem sein Steckenpferd lassen müsse?

Einleitung. Das Steckenpferd umfaßt den Begriff der eifrigen Beschäftigung und den der Unterhaltung. Das Tanzen ist ein bloßes Vergnügen und kein Geschäft, die Nelkenzucht ist für den Gärtner keine bloße Unterhaltung: daher gehört beides trotz des Eifers, mit dem man sich ihm hingiebt, nicht zu den Steckenpferden. Es sind Beschäftigungen gemeint, die für andere einen ernsten Zweck haben mögen, die man selbst aber nur zum Vergnügen und gleichwohl mit solchem Eifer treibt, als ob sie unser eigentlicher Beruf wären. So mußte man Ludwig XVI. oft in seiner Schmiede aufsuchen.

Thema. Unter welchen Umständen es erlaubt ist, solchen Liebhabereien entgegen zu treten.

1) Einige derselben sind ganz unwürdig; der Mensch sollte immer mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden suchen. Es macht sich nicht gut, wenn jemand, der längst die Kinderschuhe abgelegt haben sollte, ganze Stun-

den bei seinen Tauben verweilt, oder für alle Vettern und Muhmen Vogelbauer anfertigt oder den ganzen Sommer hindurch jeden lieben Sonntag in einem Wäldchen mit Angeln zubringt.

2) Andere Beschäftigungen sind an sich nicht zu tadeln, aber es hat nachteilige Folgen, wenn man sie ohne Ernst als eine bloße Spielerei treibt. Viele wurden durch Lesen, Musizieren, Malen zu träumerischen Weichlingen.

3) Jede Liebhaberei kann schädlich werden, wenn man nicht auf Zeit und Geld Rücksicht nimmt. Ein Geistlicher, der die Physik liebt, läßt um eines Experimentes willen den Kranken ohne Trost, verwendet sein ganzes Einkommen auf Bücher und Instrumente. Der Mecklenburger Graf Hahn*) opferte sein bedeutendes Vermögen dem Interesse für das Theater, indem er sich eine eigene Gesellschaft von Schauspielern hielt ꝛc. Kostspielige Sammlungen von Gewehren, Handschriften, Münzen, Gemälden.

Schluß. In allen diesen Fällen kann man andern zureden, sich ihres Steckenpferdes zu entwöhnen, doch muß man dazu nach seiner Stellung (als Vorgesetzter, Freund) auch Beruf haben. Bleibt die Liebhaberei in ihren Schranken und thut sie einer würdigen Lebensführung keinen Eintrag, so zeugte es von einem rohen Sinne, wollte man jemand dieselbe durch Spott oder strenge Vorwürfe verleiden. Kurze Charakteristik des Altertümlers von Walter Scott.

---

*) Vater der bekannten Dichterin Gräfin von Hahn-Hahn. Er besaß einst neunundneunzig Güter. Auch nachdem er ganz verarmt und verkommen war, konnte er seine Liebhaberei nicht aufgeben und es machte ihm Vergnügen, in Altona wenigstens die Theaterlampen anzünden zu dürfen.

69.

Die sittlichen Wirkungen des Ackerbaues.

Einleitung. Der Ackerbau hat in den ältesten Zeiten die Völker auf eine höhere Kulturstufe erhoben.

Thema. Auch gegenwärtig wirkt er sehr günstig auf einen wichtigen Bestandteil des Volkes.

1) Er hält den Landmann zur Arbeit an und gewöhnt ihn an eine regelmäßige, festgeordnete und ausdauernde Thätigkeit.

Nicht verändert sich in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes.
Goethe.

2) Die beständige Pflege der Pflanzen und Tiere giebt dem Landmanne eine friedliche und freundliche Gesinnung.

3) Das zurückgezogene Leben und die Freude an der Natur schützt ihn vor der Verderbnis der Sitten.

Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni foenore.
Horat.

4) Er kann nicht seines Schöpfers vergessen,

a. da er stets die wunderbaren Werke desselben vor Augen hat;

b. da er so oft erfährt, daß trotz seiner Arbeit alles an Gottes Segen gelegen ist.

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber Sein Donner rollet auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde
Unser tägliches Brot gieb uns heute.

Klopstock.

Schluß. Kein anderer Stand feiert ein jährliches Erntefest.

70.

Weshalb es den Griechen nie in den Sinn kommen konnte, gleich den Ägyptern Pyramiden zu bauen.

Einleitung. Die Pyramiden zählten zu den Wundern der Welt und dennoch haben sie nie den Wetteifer der Griechen angeregt.

Thema. Gründe.

1) Die Kunst der Griechen strebte nicht nach dem räumlich Erhabenen, ihr Sinn war auf das geistig Große und Schöne gerichtet. Selbst der kleine geschnittene Stein in einem Fingerringe konnte ein hohes Kunstwerk sein. An einer Pyramide, die klein wäre, fände niemand etwas Schönes. Der olympische Zeus, die Athene auf der Akropolis, der Koloß zu Rhodus sollten ebenso wenig wie großartige Tempelgebäude allein durch übermäßige Dimensionen wirken.

2) Sie liebten es nicht, sich mit düsteren Erinnerungen an den Tod zu umgeben. Ihr Leben war der frischen Gegenwart gewidmet, nicht der Verherrlichung und Verewigung

des toten Staubes. Als Odysseus bei seiner Unterredung mit Achilleus in der Unterwelt diesen glücklich preist, weil er jetzt den Geistern mächtig gebiete, antwortet der letztere:

Rede mir nicht vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen,
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.
Homer, Od. XI, 488.

3) Solche Bauten konnten nur von einem despotisch regierten Volke ausgeführt werden, das für die bloße Verpflegung Jahre lang Frohndienste leistete. (Vergl. Herder „Phil. u. Gesch." VI, 103.)

Schluß. Die Königin Artemisia II. von Karien ließ ihrem Manne ein ganz anderes Mausoleum erbauen und das Sema, welches der griechisch gebildete Ptolemäus in Ägypten selbst für Alexander errichtete, war keine Pyramide. („Offenbar waren die Pyramiden aus jenem rohen Steinhaufen entstanden, den man zum Denkmal einer Sache uralters bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhaufen formt sich von selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmale so nahe lag, als das Begräbnis eines verehrten Toten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat: so verwandelte sich der Steinhaufe, der anfangs vielleicht den begrabenen Leichnam nur vor dem Aufscharren wilder Tiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet", Herder a. a. O.)

71.

Die Kirchhöfe auf dem Lande.

Einleitung. Es ist eine schöne Sitte, das Andenken der Verstorbenen zu ehren. Hebräern, Ägyptern, Griechen, Römern galten die Pflichten gegen die Toten für besonders heilig und sie unterhielten gern die Erinnerung an die Verewigten. Bei uns sind leider in vielen Gegenden die Begräbnisse nicht mehr so feierlich wie früher, doch zeugen die Grabstätten noch immer von einer liebreichen Sorgfalt.

Thema. Die Kirchhöfe auf dem Lande.

1) Sie liegen mit der Kirche, die sie umgeben, mitten im Dorfe, gewöhnlich auf einem sonnigen Hügel. Die Städte haben ihre Begräbnisplätze jetzt vor den Thoren. Die Toten schlafen von den Lebenden abgesondert, wie Verbannte, in einer traurigen Einsamkeit. Auf dem Lande erhalten sie gewöhnlich ihre Kammern auf dem Platze um die Kirche herum, nahe bei den Wohnungen ihrer Angehörigen, sie bleiben in dem Kreise derselben. Für die Lebenden hat der Kirchhof hier nichts Fremdes und Schauerliches. Die heiligende Nähe der Kirche befestigt die Empfindung, daß man seine Lieben wohl gebettet hat.

2) Die Gräber sind meistens ganz schmucklose Erdhügel. Manche werden mit einem Rahmen eingefaßt. Andere haben hölzerne Kreuze und Denktafeln. Zum Anstrich wählt man das ernste Schwarz, das grün der Hoffnung oder das Blau des verklärten Himmels.

3) Auf den Kreuzen enthält die (bloß gemalte oder auch ausgestochene) Inschrift gewöhnlich nur den Namen,

den Geburtstag und den Todestag. Auf Tafel und Rahmen werden noch Sprüche und Denkverse hinzugefügt.*) Die symbolischen Verzierungen (Schmetterling, Fackel, Urne) fehlen. Sie liegen dem Landmann zu fern und übersteigen die Kunst und Bildung des Dorftischlers, welcher die Inschrift malt und dabei oft schon in Hinsicht der Orthographie eine kindliche Unschuld an den Tag legt.

4) Bisweilen findet sich ein gemauertes Gewölbe, das Erbbegräbnis des Patrons der Kirche, oder ein gußeisernes Kreuz auf dem Grabe des Pfarrers. Doch giebt es keine kostbaren Denkmäler mit kunstvollen Ornamenten, mit

---

*) Z. B. Trennung unser Los, Wiedersehen unsre Hoffnung.

Man beruhigt sich über das Schicksal des Hingeschiedenen:

Wie schnell entflieh'n die Leidenszeiten,
Der kurze Traum der Erdennacht!
Wohl dir, du bist für Ewigkeiten
Zur Himmelsfreude auserwacht.
Du nahest dich des Vaters Throne,
Empfängst die Palm' aus seiner Hand,
Und singst ein Lied im höhern Tone
Dem Herrn, der all' dein Leid gewandt.

Meistens richtet der Entschlafene selbst ein Trostwort an die Seinigen:

Liebste Eltern, weinet nicht,
Gute Nacht zu tausendmalen!
Eure Treu' und Liebespflicht
Woll' Euch Jesus selbst bezahlen.
Thut, was mein Mund bitt' und spricht:
Liebste Eltern, weinet nicht.

Hier unten giebt's des Kummers viel,
Durch Kreuz und Leid dringt man zum Ziel.
Nun wartet mein nach kurzem Streit
Die Krone der Gerechtigkeit.

langen Verzeichnissen von Titeln und Würden. Wir alle ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten. In dieser idyllischen Einfachheit vernimmt man nur die Herzenssprache der Liebe.

5) Desto herrlicher grünen die uralten, mächtigen Linden und Ahornbäume, die nebst einer niedrigen Mauer von rohen Steinen den Kirchhof rings einschließen. Im Innern stehen ebenfalls Bäume und Sträucher (wilde Rosen, Flieder). Die Gräber sind mit Blumen bepflanzt. An den Kreuzen hängen Kränze. Sonntags sind die Gänge um manches Grab mit Kies und gehackten Tannen oder Binsen bestreut. An der stillen Freistätte erklingt das helle Lied der Grasmücke, des Hänflings, die sich in den sonnigen Baumwipfeln ihres schuldlosen, kummerfreien Daseins freuen. Ist der Mensch denn nicht mehr als sie?

Schluß. Auf diesen Kirchhöfen befreunden wir uns mit dem Tode, zwar nicht ohne Wehmut,

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh',
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

v. Salis.

72.

Volksstimme, Gottesstimme.

Mit Bezug auf Schillers „Kampf mit dem Drachen".

Interdum vulgus rectum videt, est ubi peccat.
Horat.

Einleitung. Die Sprichwörter enthalten nicht immer eine unbedingte Wahrheit. Von augenblicklichen Eindrücken aufgeregt, ruft die Menge heute ein Hosianna und morgen das Kreuzige!

Ach, wie sehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verschied'ne Stimme sich
Wird hören lassen —, ja daß eben die,
Die jetzt gewaltsam zu der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!
Schiller („Maria Stuart" IV, 8.)

Thema. Das Volk urteilt nicht richtig über die Heldenthat des Johanniters.

A. Der Ritter hatte allerdings viele Vorzüge.

1) Neben dem Ehrgeize treibt ihn hauptsächlich die Nächstenliebe zu dem Unternehmen.

2) Ihm ist ein froher Sinn eigen.

3) Die Vorbereitungen zum Kampfe zeugen von Klugheit.

4) Er gleicht an Tapferkeit den größten Helden der Vorzeit.

B. Er hatte aber auch bedeutende Fehler.

1) Er hielt sich in seinem Dünkel für weiser als den Meister; dieser hatte jedoch den Kampf aus wichtigen Gründen verboten, denn der Orden war bereits geschwächt und die Ungläubigen thaten mehr Schaden als der Drache, dem man ausweichen konnte.

2) Er war ungehorsam und brach damit eines der hauptsächlichsten Gelübde des Ordens.

3) Er verschaffte sich den Urlaub auf eine unredliche Weise und doch lehrten schon die Heiden: virtus non adiuvanda est vitio.

Schluß. 1) Nicht das Volk, sondern der Meister urteilte also richtig.

2) Dieser verzeiht, als der Ritter sich demütigt, was seine Vergehen gut macht und seinen Tugenden die Krone aufsetzt.

73.

Die Übersetzungen der ersten Worte des Evangeliums Johannis in Goethes „Faust".

Einleitung. Das Bibelstudium hat wie die Lektüre jedes Buches einen ganz andern Erfolg, wenn man von der redlichen Absicht ausgeht, sich belehren zu lassen, als wenn man der unseligen Neigung folgt, alles mangelhaft zu finden und mit Zweifeln anzugreifen. Faust sehnt sich nach Offenbarung,

Die nirgends würdiger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament!

gleichwohl verdeckt er sich dieses Licht sogleich durch skeptische Grübeleien.

Thema. Erklärung und Beurteilung der verschiedenen Übertragungen.

A. Erklärung.

1) „Im Anfang war das Wort" (ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος).

Faust verwirft diese Übersetzung Luthers:

„Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen."

Er nimmt das Wort im gewöhnlichen Sinne für den sprachlosen Ausdruck des Gedankens. Gott schuf zwar nach der Bibel das Licht, indem er sprach, und so könnte man sich die ganze Schöpfung als auf das Wort Gottes entstanden vorstellen; da aber dem Sprechen doch immer das Denken vorausgeht und einem geistigen Wesen überhaupt nur bildlich Worte in den Mund gelegt werden können, so ist das Wort allerdings nicht der eigentliche Ursprung der Schöpfung.

2) „Im Anfang war der Sinn." Faust zweifelt, ob der Geist ihm jetzt das Richtige eingegeben habe, da doch

der Sinn nicht wirke und schaffe. Wir sind ebenfalls nicht befriedigt, denn der bloße Sinn, d. h. der Gedanke, der Entwurf, die Absicht haben an sich noch nicht das Vermögen, etwas hervorzubringen.

3) „Im Anfang war die Kraft." Faust erklärt sich auch wider diese Auffassung, freilich ohne Gründe anzugeben. Nun ist aber alles Erschaffene die Wirkung einer Kraft und die Kraft die Bedingung alles Schaffens; wenn also die Entstehung der Welt auf das Vorhandensein einer Kraft zurückgeführt wird, so mag diese Vorstellung zu wenig Bestimmtheit haben, aber sie scheint nicht unrichtig zu sein.

4) „Im Anfang war die That." Ein offenbarer Notbehelf. Faust giebt es auf, sich etwas zu denken, was vor der Welt war und ihr den Ursprung gab. Die Schöpfung ist da, das ist eine Thatsache; wie und wodurch sie ins Leben trat, darüber will er sich nicht weiter den Kopf zerbrechen.

B. Beurteilung dieser Übersetzungen.

1) Es war ziemlich gleich, welche Wendung gewählt wurde; denn jede bezeichnet, nur nach einem andern Merkmal, dasselbe und die vier Momente bilden ein Ganzes. Es ist die Kraft, welche sinnt und den Gedanken zur That macht und zwar geschah es hier auf die, nach menschlichen Begriffen, unscheinbarste Weise, nämlich durch das bloße Wort.

2) Aus dem, was bei Johannes folgt, ergiebt sich aber auch, daß keine einzige der vier Übertragungen richtig sein kann.

Hier stock' ich schon; Wer hilft mir weiter fort?

Schon aus den nächsten Versen hätte Faust ersehen können, daß hier eigentlich gar nicht von dem Ursprung

der Dinge oder von der Erschaffung der Welt die Rede ist, sondern von der Ewigkeit Christi.

3) Im „Freidank" findet sich das sinnreiche Wort, Gott habe, als er den ersten Menschen schuf, dem letzten ins Auge gesehen, d. h. er habe im voraus die ganze Geschichte der Menschheit überblickt. So hebt hier Johannes hervor, Gott wußte, die Menschheit würde der Erlösung bedürftig werden. Die Welt sei im Hinblick auf den Erlöser geschaffen worden; der Erlöser war von Anfang an bei Gott und wurde zu seiner Zeit als das Leben und Licht der Menschen auf die Erde gesendet. Christus heißt das Wort, weil er Gnade und Wahrheit verkündigt, wie er das Licht genannt wird, weil er unsern finstern Sinn erleuchtet und das Leben, weil er zum Leben erwecket.

Schluß. Faust wäre nicht in diese unfruchtbaren Sophismen hineingeraten, wenn er bedacht hätte, woran ihn kurz vorher das Buch des Nostradamus gemahnt:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
„Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

74.

Die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Schiller.

Einleitung. Es ist nicht genug, daß man sich eine Sentenz merkt, man muß sich auch ihres Inhaltes bewußt werden.

Thema. Ob die Natur dem Menschen wirklich als eine feindselige Macht gegenübersteht.

A. Auf welche Weise die Elemente ihren Haß gegen ihn und seine Werke äußern.

1) Das Feuer: Gewitter, Vulkane, Pulvererplosionen, Häuser-, Wald- und Schiffsbrände.

2) Das Wasser: Überschwemmungen, Dammbrüche, Eisgang, das Meer mit Untiefen und Klippen.

3) Die Luft: Stürme, Hagel, Lawinen, Pestwinde.

4) Die Erde: die mühsame Beackerung, die Erzeugung schädlicher Pflanzen, die giftige Sumpfluft, Einstürze 2c.

5) Sonst uneinig, verbinden sich die Elemente gegen den Menschen (in Lissabon wüteten 1755 zugleich das Erdbeben, Überschwemmung und Feuer); sie überfallen ihn oft tückisch, namentlich zur Nachtzeit, wenn er sich am wenigsten schützen kann; sie zerstören mit Gleichgültigkeit das Kostbarste wie das Wertlose. Ein Gemälde von Raphael ist dem Feuer nur ein mit Öl getränktes Stück Leinwand.

B. Die Natur liebt aber auch den Menschen; sie ist unermüdlich im Wohlthun und selbst ihr Haß bringt ihm Nutzen.

1) Dieselben Elemente sind seine Gehilfen und unterstützen ihn bei seinen Arbeiten und Unternehmungen.

2) Ihre Zerstörungen regen ihn zum Nachdenken und zur Thätigkeit an, um Schutzmittel zu erfinden, schlimme Folgen abzuschwächen, Neues zum Ersatze zu schaffen u. dergl.

3) Sie läutern und stählen, wie jedes Unheil, seinen sittlichen Charakter.

Schluß. Die Dualisten irren also, wenn sie meinen, daß in der Natur ein finsterer Dämon den Segnungen Gottes entgegenwirke.

75.

Die Heimkehr des Vaters aus dem Kriege.

Entwurf zu einem Gemälde.

Einleitung. An historische Gegenstände wagen sich nur wenige Maler. Auf den Kunstausstellungen sieht man meistens Landschaften und Genrebilder. Die Erfindung und die Komposition sind eben so wichtig, wie die Ausführung.

Thema. Man bittet einen Freund um sein Urteil über folgenden Entwurf zu einem Gemälde.

1) Szene im milden Lichte eines Sommerabends. Das Forsthaus im Walde. Vorn ein Gärtchen. Links der Wirtschaftshof mit Ställen, Ackergerät, Brennholz. Rechts ein Flüßchen mit abhängigem Bleichplatz. Zwei Pferde und eine Kuh auf der Weide. Ein breiter Kiesweg führt, um eine Baumgruppe biegend, zur Wohnung.

2) Der heimkehrende Förster. Gestalt und Aussehen. Er trägt den linken Arm in der Binde.

3) Die Försterin und ihre Kinder. Sie sind dem Vater bis vor die Gartenpforte entgegengeeilt. Die Gatten umarmen sich unter Freudenthränen, doch blickt die Frau ängstlich nach dem verwundeten Arme. Der Knabe klammert sich mit der Linken an den Vater, mit der Rechten faßt er nach dem Gewehre. Die kleine Schwester, halb hinter der Schürze der Mutter versteckt, blickt froh und schüchtern zu dem ihr fremd gewordenen Vater auf.

4) Der blinde Großvater. Er war in einer Laube mit Flechtwerk beschäftigt. Er erhebt sich, neigt das Ohr nach den Stimmen hin und faltet die Hände zu freudigem Dankgebete.

5) Der treue Jagdhund. Er stürmt durch den Garten und setzt über den Zaun, wobei er mit den Hinterfüßen hängen bleibt.

Schluß. Man hofft, das Bild werde Beifall finden, da es, mit Rücksicht auf die angestammten Neigungen der Deutschen, zugleich das Interesse an der idyllischen Natur befriedigt und auf eine angenehme Weise den Familiensinn anregt.

76.

In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden, aber wehe thut's
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.
Schiller.

Einleitung. Der Satz scheint paradox. Vielleicht hat er nur in einzelnen bestimmten Fällen Geltung, wie es hier für Maria Stuart, eine Königin und eine Frau, schmerzhaft sein konnte, daß man ihr den Gebrauch besserer Geräte, der Laute, unterhaltender Bücher, des Spiegels ꝛc. versagte. Vielleicht sind aber auch hinreichende Gründe vorhanden, ihn im allgemeinen als wahr anzuerkennen.

Thema. Weshalb ist es leichter, ein großes Unglück zu ertragen, als die Annehmlichkeiten des Lebens zu entbehren.

1) Im Unglücke erwirbt sich unsere Standhaftigkeit die Achtung der Nebenmenschen; in dem andern Falle wird unsere Resignation kaum bemerkt.

Wer für seine dumpfe und enge Wohnung mit Mühe den Zins erschwingt, einen Tag wie den andern bei der Arbeit sitzt, während die Karossen ins Theater rollen, und bei der Arbeit sitzt, wenn sie heimkehren ꝛc., und sich dabei einmal das Citat aus „Faust" erlaubt:

Es möchte kein Hund so länger leben,

den würde man unzufrieden und undankbar schelten, da er doch ein Obdach habe, mit den Seinigen gerade nicht hungere, sich meistens einer guten Gesundheit erfreue ꝛc. Seine Geduld verschafft ihm keine Ehre, man findet dieselbe ganz natürlich. Wer aber einen harten Schlag des Schicksals mit festem Mut hinnimmt, den unterstützt sogleich die Achtung der Menschen. Er erträgt das Leiden wie ein Mann, weil man ihn darin als einen Mann erkennt.

2) Den einen erhebt ein zur Hilfe bereites Mitleid, den andern beschämt ein geringschätziges Bedauern.

Ein rechtschaffener Kaufmann verliert ein bedeutendes Kapital, setzt aber sein Geschäft mit ungebrochenem Eifer fort; die allgemeine Teilnahme, die Unterstützung der Freunde richtet ihn auf. Dort ist ein schlecht besoldeter Beamter. An seinem Wohnorte giebt es seit Jahren eine Eisenbahn; er hat sich bisher damit begnügen müssen, den abrollenden Zügen nachzusehen. Seine Sommerreisen haben ihn nicht über die Gärten vor dem Thore hinausgeführt. Wo er hinkommt, trifft er Leute, die sich über ihre Erlebnisse in Berlin, Dresden, Hamburg unterhalten. Er läßt seine Töchter mit Opfern eine höhere Schule besuchen. Die Mutter hört, wie die Kinder traurig mit einander flüstern: sie werden bei einer Annäherung von den reicheren Mitschülerinnen zurückgewiesen, weil sie zu schlichte

Kleider anhaben. Jede Klage über solche Entbehrungen und Widerwärtigkeiten würde man mit Achselzucken aufnehmen.

3) Ein großes Unglück ist einmal zu überstehen, die kleinen Peinigungen des Mißgeschickes wiederholen sich täglich.

Dort vermittelt die Zeit eine wohlthätige Vergessenheit; man ermannt sich zu einem neuen Wetten und Wagen. Hier gewährt die Zukunft keine Hoffnung; man schläft mit trüben Gedanken ein und erwacht mit trüben Gedanken. Auch die kleinen Leiden des Lebens reiben die Kraft auf, wie der Tropfen den Stein aushöhlt und man möchte dem Satze beistimmen:

Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.
Sprichwort.

Welch' Leben ist's, daß an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß! Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethes, selbstvergessend,
Die Trauerschar der Abgeschied'nen feiert?
Goethe („Iphigenie").

4) Es erschwert die Resignation, daß so viele Unwürdige die Lieblinge des Glückes sind und das, was der andere schmerzlich vermißt, nicht einmal schätzen.

Die junge Witwe betrachtet mit Thränen den dürftigen Weihnachtsbaum für ihre teuren Kinder; als der Vater noch lebte, war es anders. Dort im strahlenden Saale führte die Gouvernante ihre Zöglinge zu aufgetürmten Paketen

und Schachteln; Vater und Mutter konnten ein neues Ballett nicht versäumen.

5) Bei einem großen Unglück setzt der Mensch eher eine weise Absicht der Vorsehung voraus, und sollte er sie auch nur in einer Prüfung seiner Stärke finden; die kleinen, aber endlosen Sorgen und Plagen erscheinen ihm als ein zweckloses Wehethun, als eine Schikane des Zufalls und der Menschen.

Napoleon I. äußerte, daß ihn der Verlust seines Thrones nicht so geschmerzt, wie die Schererei seines Kerkermeisters Hudson Lowe.

Schluß. Ohne Zweifel ist die Last dieser kleinen Übel des Lebens ebenfalls sehr drückend, doch siehe zu, ob nicht „an den Pfaden durch die Einöde ebenfalls manche Freude sproßt und den Durstenden labet" (Klopstock).

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst du die Krämer-Wage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen.
Goethe.

Und wehre dich endlich gegen den Irrtum, daß ein kummer- und mühevolles Dasein ohne den Willen und die weise Güte Gottes dein Los geworden ist.

77.

Weshalb aus den Kriegen der neueren Zeit keine Ilias hervorgehen kann.

Einleitung. Die lyrischen Gedichte der Sänger aus der Zeit der Freiheitskriege, namentlich Körners, sind

allgemein bekannt und beliebt; es giebt auch eine Menge von epischen Darstellungen, doch haben selbst Scherenbergs Schilderungen der Schlachten bei Waterloo (1849), Ligny (1850) u. s. w. nur ein vorübergehendes Interesse erregt.

Thema. Weshalb die neueren Kriege nicht der Gegenstand eines Epos sein können.

1) Ihre Ursachen sind politische Staatsinteressen, denen ein poetischer Reiz fehlt; der trojanische Krieg bewegte sich um die persönliche Angelegenheit des Menelaus und Paris.

2) Die Taktik und der Kampf der Massen gewähren nicht in dem Grade ein menschliches Interesse, wie die Zweikämpfe der alten Helden.

3) Die neueren Kriegszüge zerteilen sich nach Ort und Zeit in eine kaum übersehbare Menge von Begebenheiten; im trojanischen Kriege handelt es sich um die Einnahme einer einzigen Stadt.

4) In den neueren Kriegen sind die Führer nur Helden; man lernt sie, bis auf wenige anekdotenhafte Charakterzüge, nicht nach ihrer menschlichen Individualität und nach ihren Lebensverhältnissen kennen. Hektor ist uns auch als Gatte und Vater unvergeßlich, Achilleus als treuer Freund und als der über alles geliebte Sohn der Meeresgöttin ꝛc.

5) Die Geschichte bemächtigt sich jetzt sofort der Ereignisse; sie verursacht, daß Personen und Begebenheiten dem Volke auf lange Jahre hin nach ihrer wirklichen Beschaffenheit im Gedächtnisse bleiben und läßt es nicht zu, daß dieselben durch die Phantasie eine idealische Gestalt empfangen.

6) An die Stelle des Epos ist in der neueren Poesie der Roman getreten. Man liebt nicht mehr die objektive, allein auf das Thatsächliche beschränkte Darstellung in einer

strengen poetischen Form, sondern zieht es vor, daß die Erzählung durchweg von der motivierenden und betrachtenden Reflexion begleitet wird, was allein schon die Wahl der Prosa notwendig macht.

Schluß. Selbst die Griechen haben aus den Perserkriegen nicht mehr ein Epos schaffen können. Versuche mit den Kreuzzügen (Tasso) oder mit einer kühnen Seefahrt (Camoens) gelangen, weil diese Begebenheiten die individuelle Schilderung großer Persönlichkeiten gestatteten und der Phantasie einen weiten Spielraum ließen.

78.

Die ersten Entschließungen sind nicht immer die klügsten, aber gewöhnlich die redlichsten.
Lessing.

Einleitung. Es giebt viele Lebensregeln, die einander widersprechen, indem uns die eine vorschreibt, was die andere verbietet. Gewöhnlich darf dann keine von beiden an sich einen unbedingten Gehorsam fordern, doch wird es heilsam sein, ihnen zu folgen, wenn man die eine oder die andere durch ihren Gegensatz ergänzt und beschränkt hat. (Vgl. I, Nr. 34 über memento mori und memento vivere.) Von Kindheit an werden wir ermahnt, mit Überlegung zu handeln und doch sagt auch Goethe: Wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.

Thema. Begründung des Satzes und Regeln für unser Verhalten.

A. Die ersten Entschließungen sind nicht immer die klügsten, weil uns der Affekt verhindert, zu überlegen,

1) ob wir nicht über einer niederen Pflicht die höhere

vernachlässigen. Der Beamte verletzt aus Mitleid das Gesetz. Der Hausvater stürzt durch eine voreilige Bürgschaft seine Familie ins Elend ꝛc.;

2) ob Verfahren und Mittel überhaupt zweckmäßig sind. Wohlthaten sind oft keine Wohlthaten. Nachsicht macht leichtfertige Menschen schlechter.

B. Die ersten Entschließungen sind gewöhnlich die redlichsten.

1) Im ersten Augenblick regen sich Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, alle Triebe unserer besseren Natur, ohne durch Rücksichten eingeschränkt zu werden.

2) Bald fängt jedoch die Dialektik des Egoismus an, das richtige Gefühl zu verwirren und der erste Eindruck verliert ohnehin an Kraft.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.
Schiller.

Wer überlegt, der sucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen.
Lessing.

O daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn, so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu flieh'n.
Goethe.

C. Was haben wir demnach zu thun?

1) Suche Herz und Verstand so auszubilden, daß du augenblicklich das Rechte triffst, daß du den Verstand nur brauchst, um das auszuführen, was dir die Gesinnung empfiehlt.

2) Es ist für den Menschen schwer, zu dieser Reife zu gelangen, einstweilen beobachte folgende Regeln:

a. Bist du nach deiner Natur geneigt, das bessere Gefühl durch Vernünfteln zu ersticken, so mußt du dich schnell entschließen.

b. Hat dich deine Gutherzigkeit schon oft getäuscht, so lasse dir Zeit.

c. Bringt dein Entschluß anderen Nachteile, so zögere.

d. Sind nur deine eigenen Interessen gefährdet, so sei weniger bedenklich.

Schluß. Im allgemeinen sind die behutsamen Erwägungen des Verstandes nur selten von Selbstsucht frei und man verzeiht daher auch weit lieber dem Herzen eine Übereilung. Dies rechtfertigt die an sich einseitigen Sätze:

Das Herz ist Gottes Stimme; Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung.

Schiller.

Was auch behauptet die Philosophie,
Trau' dem Gefühl, es täuscht dich nie;
Es ist das Rechte und ist das Beste,
Nur halt' am rechten Gefühl auch feste.

Goethe.

79.

Was erleichterte es den nordamerikanischen Freistaaten, ihre Unabhängigkeit von England zu erringen?

Einleitung. Der Patriotismus eines Volkes nebst der Weisheit und Tapferkeit der Führer ist selten ein hinreichender Schutz gegen die Übermacht. Die Amerikaner bewiesen zwar bis auf wenige Ausnahmen (der Verrat Arnolds) den rühmlichsten Gemeinsinn, aber die Milizen, welche Washington sammelte, waren weder geübt noch diszipliniert und oft versiegten alle Hilfsquellen.

Thema. Durch welche äußere Umstände wurden die Amerikaner begünstigt?

1) In England selbst standen die mächtigen Whigs und die große Masse Volkes auf ihrer Seite und dies lähmte den Angriff.

2) Die englischen Feldherren verachteten den Feind und waren nicht thätig genug (Howe).

3) Die Entfernung von England erschwerte die Herbeischaffung von Ersatztruppen, Proviant, Munition.

4) Die Engländer verstanden sich in dem fremden Lande nicht auf den kleinen Krieg.

5) England wurde seit 1777 in gefahrvolle Kriege mit Frankreich, Spanien, Holland und den Maratten verwickelt

Schluß. Es ist betrübend, daß Recht und Freiheit sich oft nicht selbst zu verteidigen im stande sind, doch haben sie an der Vorsehung, welche die Umstände lenkt, eine mächtige Bundesgenossin.

80.

Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.
(Chrie.)

1) **Exordium cum laude autoris.** Schillers Dichtungen zeichnen sich durch eine sinnvolle und vielseitige Lebensbetrachtung aus; auch das Lied von der Glocke ist sehr reich an schönen Denksprüchen.

2) **Expositio. Der Mensch soll sich nicht auf das Glück verlassen.**

3) **Causae.** a. Es ist unbeständig; es giebt und nimmt nach Willkür.

b. Es ist mächtig; weder Stand noch Reichtum, noch Klugheit und Unschuld können uns vor Unfällen schützen.

4) **Contrarium.** Unvergänglich sind dagegen die Güter des Herzens.

5) **Simile.** Das Glück ist so launisch wie die Aprilsonne, es täuscht uns wie die Bilder der Fata morgana.

6) **Exempla.** Krösos, Cäsar, beide Napoleon.

7) **Testimonia.**

Est rota fortunae variabilis ut rota lunae,
Crescit, decrescit, in eodem sistere nescit.

Dein Glück ist heute gut gelaunt;
Doch fürchte seinen Unbestand.

Schiller.

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stet.

Derselbe.

Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!

Kind.

8) **Adhortatio.** Mache dich auf das Schlimmste gefaßt, doch vertraue auch auf Gott und strebe vor allem nach Gütern, die bestehen.

Des eitlen Glückes Gunst ist wie der Welle Schaum,
Der brauset und vergeht, ist wie ein flücht'ger Traum,
Der, eh' wir noch erwacht, entfährt aus unsern Sinnen.
Laßt etwas unser sein, das wir behalten können.

Opitz.

81.

Die Mannigfaltigkeit des Interesses an der Natur und der verschiedenartige Standpunkt ihrer Betrachtung.

Einleitung. Die Natur ist der Schauplatz, auf welchem der Mensch seine Rolle spielt, sie ernährt ihn, sie ist der Gegenstand seiner Forschungen und entwickelt sein Nachdenken, sie erfreut ihn durch die Schönheit ihrer Gestalten und reizt ihn, sich in der Kunst der Nachbildung zu versuchen, sie ist die Offenbarung Gottes, und der in ihr waltende Geist spricht zu unserem Geiste; bei dieser Mannigfaltigkeit der Beziehungen muß sie sich unserem Auge auf eine sehr verschiedenartige Weise darstellen.

Thema. Die Auffassung der Natur nach dem jedesmaligen Interesse, welches sie erregt.

1) Der ökonomische Standpunkt.

Man liebt den stattlichen Wald, weil er tüchtiges Bauholz liefert, man überzählt von des Hauses weitschauendem Giebel sein blühend Glück, die wollreiche Schafherde, die glatten Rinder, das strotzende Weizenfeld, die Gemüsegärten. Diese Freude an der Natur ist nicht poetisch, hat aber gleichwohl einen sehr respektablen Grund, zumal da sich unter den deutschen Landwirten wohl nur selten eine amerikanische Baumwollseele findet, die einzig für den Erwerb lebt.

2) Der Standpunkt des Naturforschers.

Ihm macht es Freude, die Eigentümlichkeit der Naturgegenstände, die Gesetze ihrer Entstehung und Entwicklung kennen zu lernen. Dieses wissenschaftliche Interesse an der

Natur wird nicht immer mit einem dichterischen verbunden sein. Nicht jeder Musiker, welcher Choräle und Oratorien liebt, will sich an ihnen erbauen, und so zeugt der fleißige Gebrauch des Fernrohrs, des Mikroskops und des anatomischen Messers nicht immer von einem empfänglichen Sinn für die Schönheit der Natur.

3) Das moralische Interesse.

Man ehrt und liebt die Natur, weil in ihr alles Lebende, treuer als der Mensch, die ihm vorgeschriebene Bahn einhält. Die Ameise, die Biene sind das Muster des Fleißes. Der zärtliche Vogel rupft sich die Federn aus der Brust, um den Jungen das Nest zu polstern. Nur die verzogenen Haustiere oder die Raubtiere übernehmen sich in Speise und Trank. „Folge der Natur!" war die Maxime der Stoiker. In allen Idyllen will uns der deskriptive Teil die Natur nach ihrer Unschuld und Einfachheit als Vorbild aufstellen. Brockes zieht aus der Beschreibung jeder Blume eine Moral wie aus einer Fabel. Vieles von Rückert gehört hierher; ja die ganze Fabeldichtung gründet sich auf das moralische Interesse an der Natur.

4) Die sinnliche Naturfreude.

Die Kühle des Waldes, das Grün des Laubes, das feuchte Blau der Gewässer versetzen die Sinne in eine angenehme Stimmung und erregen das Lebensgefühl. Man verbindet mit dieser Art des Naturgenusses gerne die Freuden der Geselligkeit.

Es geht doch, sagt mir, was ihr wollt,
Nichts über Wald- und Gartenleben,
Und schlürfen ein dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben

Daher im frischen Blumenduft,
Und mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in dir zerrinnen.
Wieland.

Die meisten Lyriker, nicht bloß die eigentlichen Anakreontiker, preisen die Natur wegen dieses sinnlichen Behagens. Das bleibe ihnen unverwehrt, doch sollten sie auch eines höhern Aufschwungs mächtig sein, weil dieses Gefühl für die schöne Natur mit dem Geschmack an Kirschen und Milch, oder an Apfelsinen und Rebensaft in zu naher Verwandtschaft steht.

5) Das ästhetische Interesse an der Natur.

Es unterscheidet sich von dem sinnlichen Naturgenusse dadurch, daß man sich an der malerischen Schönheit der Formen, Gruppen, Lichter ꝛc. erfreut. Die neuere Poesie hat mit der Abbildung einzelner, oft nur kleiner Gegenstände angefangen (die Dichter an der Pegnitz, Brockes); die gruppierende Landschaftsdichtung ist zuerst in Geßners Idyllen mit Erfolg versucht. Die englischen Gärten im 18. Jahrhundert. Thomsons Jahreszeiten und die deutschen Nachbildungen.

6) Die religiöse Naturbetrachtung.

Hier erscheint die Schöpfung dem frommen Sinn stets als die unmittelbare Manifestation des Herrn, welcher Himmel und Erde gemacht hat. Das Größte und das Kleinste in ihr ist eine bedeutungsvolle Bilderschrift. (Vgl. Hamanns „Aesthetica in nuce“.) Niemand hat es so wie Klopstock den Hebräern nachempfunden, daß die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Feste seiner Hände Werk verkündiget. Bei Goethe erreichte der fromme Naturſinn

dieselbe Innigkeit, doch war seine Anschauung pantheistisch. Die Schöpfung von Joseph Haydn.

Schluß. So lange es eine deutsche Poesie giebt, wird die Natur der Gegenstand und die Zierde derselben bleiben. Dies liegt nicht allein daran, daß wir von herrlichen Landschaften umgeben sind, oder daran, daß der lange, öde Winter bei uns die Empfänglichkeit verjüngt und dem Frühlinge immer neue Reize giebt, sondern hauptsächlich daran, daß unserm Gemüte ein idyllischer Zug und das Verständnis des Geistes eingepflanzt ist, welcher über der einsamen Waldquelle lispelt und donnernd in den Wogen des Meeres rauscht.

Anmerkung. Eine ähnliche Aufgabe wäre die Klassifikation der Spaziergänger. Es findet sich hierüber eine Skizze bei Jean Paul, die mit unserer Disposition in manchem übereinstimmt und sich leicht nach derselben vervollständigen läßt.

„Ein Mann von Verstand und Logik würde meines Bedünkens alle Spazierer, wie die Ostindier, in vier Kasten zerwerfen.

In der I. Kaste laufen die jämmerlichsten, die es aus Eitelkeit und Mode thun und entweder ihr Gefühl oder ihre Kleidung oder ihren Gang zeigen wollen.

In der II. Kaste rennen die Gelehrten und Fetten, um sich eine Motion zu machen und weniger, um zu genießen als um zu verdauen, was sie schon genossen haben; in dieses passive, unschuldige Fach sind auch die zu werfen, die es thun ohne Ursache und ohne Genuß, oder als Begleiter, oder aus einem tierischen Wohlbehagen am schönen Wetter.

Die III. Kaste nehmen diejenigen ein, in deren Kopfe die Augen des Landschaftsmalers stehen, in deren Herz die großen Umrisse des Weltalls dringen, und die der unermeßlichen Schönheitslinie nachblicken, welche mit Epheufasern um alle Wesen fließet — und welche die Sonne und den Blutstropfen und die Erbse ründet und alle Blätter und Früchte zu Zirkeln aus-

schneidet. — O wie wenig solcher Augen ruhen auf den Gebirgen und auf der sinkenden Blume!

Eine IV., bessere Kaste, dächte man, könnt' es nach der dritten gar nicht geben; aber es giebt Menschen, die nicht bloß ein artistisches, sondern ein heiliges Auge auf die Schöpfung fallen lassen — die in diese blühende Welt die zweite verpflanzen und unter die Geschöpfe den Schöpfer — die unter dem Rauschen und Brausen des tausendzweigigen, dicht eingelaubten Lebensbaumes niederknieen und mit dem darin wehenden Genius reden wollen, da sie selber nur geregte Blätter daran sind — die den tiefen Tempel der Natur nicht als eine Villa voll Gemälde und Statuen, sondern als eine heilige Stätte der Andacht brauchen — kurz, die nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit dem Herzen spazieren gehen."

Jean Paul, „Die unsichtbare Loge" (1826) III, 98.

82.

Über den Wert der Gesundheit.

Einleitung. Als Schiller, dessen ganzes Leben ein unermüdliches Schaffen war, von den Seinigen umgeben, auf dem Sterbebette lag und nicht mehr sprechen konnte, ließ er sich ein Täfelchen geben und schrieb darauf die Worte: Sorget für eure Gesundheit, denn ohne sie vermag man nichts.

Thema. Die Gesundheit ist wirklich ein hohes Gut.

1) Es ist für einen strebsamen Menschen ein großer Schmerz, wenn seine Arbeit, obgleich er sich doppelt anstrengt, keinen Erfolg hat.

2) Der Kranke kann seines Lebens nicht froh werden. — Ein Schwächling mit munteren Kameraden zusammen auf einem Spaziergange.

3) Der Kranke ist der Sklave seines Körpers, — ängstliche Rücksicht auf Wohnung, Kleidung, Speisen ꝛc.

4) Er verursacht seiner Umgebung Beschwerden und Kummer; er kann nicht immer seiner Launen und seiner Reizbarkeit Herr werden und macht sich der Undankbarkeit gegen diejenigen schuldig, welche ihn lieb haben.

5) Krankheiten kosten oft viel Geld, welches man besser anwenden könnte. — Die Badereise des Hausvaters hat für manche Familie die drückendsten Entbehrungen und Sorgen zur Folge.

Schluß. 1) Auf welche leichtsinnige und sträfliche Weise dennoch so viele ihre Gesundheit zerstören; 2) sei mäßig, vorsichtig und thätig.

83.

Wie sehr Goethes Harfner in dem Liede: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ etc. die ‘himmlischen Mächte’ verkennt.

Einleitung. Viele Tausende haben sich dieser Verse erinnert, wenn ein schwerer Kummer ihre Herzen beugte. Sie fanden in den einfachen und doch so ergreifenden Worten eine Sprache für ihren Schmerz, aber nur wenige mögen sich dessen bewußt geworden sein, daß hier die Klage sich in eine Anklage Gottes umwandelt und daß die Trostlosigkeit zu wahrhaft heidnischen Anschauungen verirrt.

Thema. Erklärung des Liedes.

A. Wer nie sein Brot mit Thränen aß
Und nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

1) Es ist nicht gemeint, daß der Mensch, wenn es ihm gut geht, Gottes vergißt, daß er erst, wenn ihn ein Unglück heimsucht, den Herrn erkennt, der den Hohen erniedrigt, den Trotz des Stolzen bricht, aber auch wieder als der versöhnliche, liebreiche Vater sich von allen finden läßt, die ihn mit Ernst anrufen.

2) Nach den Worten des Gedichtes erkennt nur der die himmlischen Mächte, welcher durch ein hartes Schicksal belehrt, von ihrer Feindseligkeit überzeugt ist und den Wahn aufgiebt, daß sie jemand wohl wollen. So sagte einst ein Heide, er glaube an die Götter, denn er merke ihren Haß. Es ist also der Wille dieser lieblosen Mächte, daß wir Leiden erdulden, daß wir unser Brot mit Thränen essen.

B. Ihr führet uns ins Leben ein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

1) Was in der ersten Strophe im allgemeinen von den Leiden behauptet wurde, das soll nun auch von der Schuld, der Übel größtem, gelten. Nach der mildesten Auffassung liegt in den beiden ersten Zeilen der Gedanke: die Götter lassen es zu, daß der Mensch schuldig wird. Achtet man aber auf die Verbindung, in welcher diese Zeilen mit einander stehen, so könnte der Harfner auch die herbe Meinung aussprechen, daß die Seelen der Menschen, ohne ihre Zustimmung, von den Göttern in die Welt gesendet werden, damit sie der Schuld verfallen*). Er sträubt sich gegen die Anerkennung der

*) „Die Gottheit selbst nimmt dem, welchen sie zu Grunde richten will, die Klarheit der Vernunft." Dies ist eine Ansicht,

Wahrheit, daß nicht nach dem Willen unseres Schöpfers, sondern infolge der Entartung unserer Natur niemand gut ist, als der alleinige Gott.

2) Doch mögen nun die himmlischen Mächte unsere Verschuldung gewollt oder nur zugelassen haben, nach den beiden letzten Zeilen der Strophe ist es ihnen gleichgültig, daß der Arme in seinem Schuldgefühle verkommt. Der Harfner weiß nicht, daß auch sein Erlöser lebt. Er kennt nur die Rächer des Heidentums, welche den Schuldigen „bis zu den Schatten jagen und auch dort nicht frei lassen". Nicht einmal die Griechen waren so mutlos. Die Eumeniden mußten aufhören, Orestes zu verfolgen und Ödipus starb im Frieden.

Schluß. Den mächtigsten Trost im Leiden gewähren uns die Zuversicht auf Gott und die Teilnahme freundlicher Menschen. Der Harfner befand sich in einem wahrhaft entsetzlichen Zustande, da er sich nicht in einer augenblicklichen Aufregung, sondern mit stiller, kalter Verzweiflung dem Wahne ergab, daß die himmlischen Mächte das Elend des Menschen wollen, wenigstens mit Gleichgültig-

---

die von Homers Zeiten ab bei Griechen und Römern herrschend war. Siehe die Belege in G. Sauppe „Themen zu lat. Aufsätzen" (1858) 161. In ihrer trostlosen Stimmung klagt auch die Jungfrau von Orleans (IV, 1), daß die Himmelskönigin sie der Sünde preisgegeben habe.

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'!
Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

keit ansehen und daß er jeden, der sich seiner liebreich annehmen wollte, fliehen müsse, um ihn nicht mit in das Verderben zu ziehen. „Ich sollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen." („Wilhelm Meisters Lehrjahre" 4. Buch, 1. Kap.) — — Ebenso Orest:

Das ist das Ängstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesund'sten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tods verraten.*)

Goethe („Iphigenie" II, 1.)

Wie elend, wer kein Vertrauen zu der Verheißung hat, daß Gott das geknickte Rohr nicht vollends zerbrechen will!

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

---

*) Dieselbe trostlose Klage öfters bei Walter Scott. So Maria Stuart im Abte: Sprich, ob die, welche jeden ins Verderben bringt, der sie liebt, noch einen Fuß weiter fliehen sollte. Lady Eveline in den Verlobten: So mögen die Heiligen sich meiner erbarmen! Denn es scheint, als ob ich eine Pestkranke wäre, die alle diejenigen ansteckt, die sich um meine Wohlfahrt bekümmern.

84.

Des Menschen Engel ist die Zeit.

Schiller.

Einleitung. Der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
Schiller.

Er ist es teils deshalb, weil oft plötzlich eintretende Ereignisse unserm Schicksal eine andere Wendung geben, teils weil der erste Eindruck das Gemüt am heftigsten ergreift und uns zu einem raschen, vielleicht übereilten Handeln antreibt. Nach einiger Zeit beruhigen sich dagegen die Affekte und lassen uns zur Besonnenheit im Denken und Thun zurückkehren. Wohl uns, wenn es nicht zu spät geschieht. In diesem letzten Sinne heißt hier (in „Wallensteins Tod") die Zeit der Rettungsengel des Menschen.

Thema. Besondere Fälle, in denen sich der Satz bewährt.

1) Wird uns in einer drohenden Gefahr Zeit vergönnt, so weicht die Furcht der Hoffnung, wir ermannen uns. „Zeit gewonnen, alles gewonnen."

2) Nach Unglücksfällen lindert die Zeit den Schmerz; die Trauer wird zu einer stillen Erinnerung; wir kehren geläutert ins Leben zurück.

Χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός
(Es ist die Zeit ein milder Gott.)
Soph. (Electra 179.)

Feminis lugere honestum est, viris meminisse.
Tacit.

3) Begierden und Leidenschaften verlieren ihre

Kraft, wenn wir ihnen nicht gleich folgen und es gelingt uns, sie zu überwinden.

Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
Das seinige sich wenden
Schiller (‚Wallensteins Tod" V, 6).

Schluß. Suche zur Herrschaft über dich selbst zu gelangen, damit du nicht eine Beute des Augenblicks wirst.

85.

Unterhaltungsbücher sind unsere Freunde und auch unsere Feinde.

Einleitung. Es giebt ernste und leichtfertige, stolze und demütige, reiche und arme, ja verschuldete Bücher. „Sage mir, was und wie du liest, und ich will dir sagen, was an dir ist."

Thema. In wiefern sind sie das eine oder das andere.

A. Sie sind unsere Freunde.

1) Sie belehren uns auf eine anziehende Weise; denn sie wählen stets das Merkwürdigste aus, sie schildern es mit Lebendigkeit nach allen Einzelnheiten und oft mit dichterischer Anmut. Sie ermüden uns weder durch die trockene Kürze eines Schulbuches, noch durch die anstrengende Gründlichkeit eines wissenschaftlichen Werkes.

2) Sie belehren uns über anziehende Gegenstände.

a. Sie sind Freunde, welche weite Reisen gemacht

haben, von Ländern und Völkern, von den wunderbaren Schöpfungen der Natur und der Kunst ꝛc. zu erzählen wissen.

b. Sie sind Freunde, welche Jahrtausende gelebt zu haben scheinen und uns denkwürdige Dinge aus der Geschichte der Menschheit mitteilen.

3) Sie erziehen uns, indem sie uns nicht wie die Moral bloße Lehren geben, sondern das Edle und das Gemeine in phantasievollen Lebensbildern vorführen, um unser Herz mit Wärme oder mit Abscheu zu erfüllen.

B. Sie sind aber auch unsere Feinde.

1) Vor allem die verkehrten, unwissenden und unsittlichen Bücher, ja auch schon diejenigen, welche gleich flachen Menschen an Witzeleien, Anekdoten, Skandal und schalem Zeitverderb ihre Freude haben.

2) Selbst gute Bücher sind unsere Feinde, wenn sie uns unseren Berufspflichten abwendig machen, so daß wir statt zu arbeiten, mit ihnen herumspazieren.

3) Sie sind unsere Feinde, wenn sie uns mit einer solchen Flut von anziehenden Mitteilungen überschütten, daß wir nicht Zeit haben, über das Einzelne nachzudenken und es uns wirklich anzueignen. Eifrigen Lesern wird eine scharfe und lebhafte Auffassung unmöglich, sie haben kein sicheres Urteil und ein sehr schlechtes Gedächtnis.

4) Unterhaltungsbücher entfremden uns der Wirklichkeit und machen uns mit unserer Lage und mit uns selbst unzufrieden, indem sie uns in eine reicher ausgestattete Phantasiewelt versetzen und unsere Gedanken an unerfüll-

bare Wünsche und an unerreichbare Zwecke gewöhnen. Eifrige Leser sind stets sentimentale Träumer.

Schluß. Wähle deine Bücher so wie deine Freunde mit Vorsicht und mache, daß der Verkehr mit ihnen dir wirklich Nutzen bringt. Wer nur liest, um die Zeit zu töten, der kann sich auch durch die Lektüre wahrhaft klassischer Werke zu Grunde richten. Mit Romanen nehmen wir es am wenigsten genau und doch müssen gerade diese entweder studiert oder gar nicht gelesen werden.

86.

Die Lehre des Ovid: Principiis obsta, nach den Gesichtspunkten der Chrie und durch die Geschichte Wallensteins erläutert.

1) *Ἐγκωμιαστικόν.* Ovid war ein leichtfertiger Dichter, doch besaß er Menschenkenntnis und in seinen Werken findet sich mancher treffliche Denkspruch.

2) *Παραφραστικόν.* **Widerstehe bösen Neigungen gleich anfangs, ehe sie Wurzel fassen.**

3) *Αἰτίαι.* a. Man befreundet sich mit dem Gedanken an eine böse Handlung und diese verliert das Abschreckende.

b. Jeder Fehler hat andere in seinem Gefolge und sie unterstützen sich gegenseitig, z. B. die Trägheit, die Unordnung, die Lüge.

4) *Ἐναντίον.* Dagegen sollen wir uns bemühen, jede gute Regung des Herzens in eine dauernde Neigung zu verwandeln.

5) *Παραβολή.* Der glimmende Funke und die Feuersbrunst. Das Unkraut, welches allmählich ein ganzes Getreidefeld bedeckt.

6) *Παράδειγμα.* Die Verirrung Wallensteins und sein tiefer Fall.

a. Er spielte mit dem Gedanken, König von Böhmen zu werden. „Beschlossne Sache war es nie."

b. Es macht ihm Freude, seine Macht kennen zu lernen, die Ergebenheit des Heeres zu prüfen und zu erfahren, wie viel ihm die Schweden zugestehen möchten.

c. Er erscheint dem Kaiser als Verräter und muß es sein, um sich zu retten.

d. Noch einmal erschrickt er vor der Treulosigkeit, doch bald sehen wir ihn dieselbe gegen Max mit Sophismen verteidigen. Er hat nicht mehr das kühne und stolze Selbstgefühl, sein Geist wird getrübt, seine Kraft gebrochen. Er läßt sich von der Gräfin Terzky leiten; er steht vor seinen Kürassieren wie ein Angeklagter und erniedrigt sich beinahe zu Bitten und zu einer unlauteren Beschönigung seines Vorhabens; er achtet auf keine Warnung und irrt sich in dem Urteil über seine Freunde, durch deren Falschheit er untergeht.

Anmerkung. Das Anwachsen der Leidenschaft bis zu einer völligen Verwilderung des Herzens könnte auch an Shakespeares „Makbeth" gezeigt werden.

7) *Μαρτύρια τῶν παλαιῶν.* „Jung gewohnt, alt gethan." Laß dich den Teufel bei einem Haare fassen und du bist sein auf ewig." „Ante fuit vitulus, qui nunc fert cornua taurus." „Ich kann nicht hindern, daß mir ein Vogel über den Kopf fliegt, wohl aber, daß er sich ein Nest darauf baut" (Luther).

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.
Schiller.

8) Ἐπίλογος. Sei aufmerksam auf dich selbst und spiele nicht mit verführerischen Gedanken. Auch kleine Fehler sind Fehler, und die größten Verbrecher haben alle mit Kleinigkeiten angefangen.

87.

Hoffnung und Erinnerung.

Einleitung. Die Wohnsitze der Völker haben von der Natur eine äußerst ungleiche Ausstattung erhalten; ebenso verschieden sind die Lebensumstände der einzelnen: die Vorsehung bezweckte eine möglichst mannigfaltige Entwicklung des Menschen. Aus diesem Grunde gab sie uns auch nicht dieselben geistigen Anlagen und Gemütsrichtungen.

Thema. Hoffnung und Erinnerung haben etwas Gemeinsames, bilden aber einen noch größeren Gegensatz und bezeichnen daher auch einen charakteristischen Unterschied zwischen den Menschen.

A. Was beiden gemein ist.

1) Sie führen uns aus der Gegenwart heraus und zeigen uns das Zukünftige oder das Vergangene in einem idealischen Lichte.

2) Beide sind angenehme Gaben, können aber auch schädlich werden.

a. Die Hoffnung ermuntert den Dulder, sie bedingt alles Streben und Schaffen, da ohne Aussicht auf Erfolg niemand etwas unternehmen möchte; sie verführt aber auch zur Geringschätzung der Gegenwart, zum Spiel mit Luftschlössern und zur Tollkühnheit.

b. Die Erinnerung gewährt uns noch einmal den Genuß eines entschwundenen Glückes und läutert den Schmerz über herbe Verluste zu einer süßen Wehmut. Sie macht aber auch die Menschen zu Träumern, indem sie ihr Interesse an der Gegenwart vernichtet und ihre Kraft auflöst.

B. Hoffnung und Erinnerung weisen, selbst verschieden, auch auf eine verschiedene Gemütsverfassung hin.

1) Die Jugend eignet sich die Zukunft an, sie hat alles Ideale vor sich. Jede Freude, die sie genossen, werde ihr einst in noch höherem Maße zu teil werden. Die bisherige Lebensführung gehöre noch gar nicht zum Leben; zu Handlungen, welche den Wert und das Glück des Menschen begründen, werde der rechte Zeitpunkt erst eintreten, wenn man die Universität verläßt, oder wenn man ein Amt erhält, oder wenn man das Alter der Schwabenreife erreicht.

2) Wer da fühlt, daß er des Lebens Mitte überschritten, wer eine reiche Vergangenheit hinter sich hat, oder auf Wünsche und Pläne verzichtend, es bereits gelernt, seine Tage nach des Dienstes immer gleichgestellter Uhr einzurichten, für den verliert die Hoffnung ihren Zauber. Je älter der Mensch wird, desto mehr wird er erinnerungssüchtig. Der bejahrte Mann denkt am liebsten an seine

Jugend, der Greis an seine Kindheit zurück; ja in ihren Traumbildern erneuern sich die alten Zeiten und zwar mit einer wunderbaren Lebhaftigkeit.

3) Erinnerung und Hoffnung verteilen sich auch nach den Temperamenten. Der Melancholiker, mehr zu sanften Empfindungen als zu kühnen Unternehmungen geneigt, verweilt gern mit wehmütigem Nachsinnen bei den Denkmälern der Vergangenheit. Der Sanguiniker verspricht sich bei seiner Lebenslust von jedem Tage einen neuen Genuß. Der Choleriker, den seine Thatkraft stets zu weitaussehenden Entwürfen anregt, richtet seine Gedanken auf die Zukunft.

Schluß. Wohin nun dein Gemüt sich neigen mag, baue dein Glück auf einen besseren Grund, als auf bloße Hoffnungen und sorge in deiner Jugend dafür, daß sich einmal in deine Erinnerungen nicht die Bitterkeit der Reue mischt.

88.

Über Achills Benehmen gegen Hektor.

Einleitung. Es scheint ein „eisernes, unerbittliches, mitleidloses Herz" zu verraten, daß der Pelide die Leiche seines edeln Feindes so beschimpft. Homer selbst nennt dies eine schmähliche That (Ilias XXII, 395) und Apollo ist über die wütende Mißhandlung des toten Staubes entrüstet (XXIV, 54).

Thema. Weshalb dürfen wir die Verirrung des herrlichen Helden dennoch mit Nachsicht beurteilen?

A. Er hatte durch Hektor das Liebste verloren, was er auf der Welt besaß; daher sein leidenschaftlicher Haß und die glühende Rache.

1) Er war mit Patroklos aufgewachsen (XXIII, 84); sie hatten alle Gefahren in der Schlacht und auf dem Meere geteilt (XXIV, 7); er liebte ihn wie sein eigenes Leben (XVIII, 82).

2) Der Schmerz machte ihn fast sinnlos: man fürchtete, er würde sich ein Leid anthun (XVIII, 34). Sein Jammer bei dem Begräbnisse (XXIII, 24). Die Nacht bringt ihm keinen Schlaf; er unterredet sich mit dem Geiste des Freundes (XXIII, 80) oder irret wehklagend an dem Meere umher (XIV, 12). Zeitlebens wird er des teuern Freundes gedenken, selbst im Hades ihn nicht vergessen, auch wenn da sonst alle Erinnerung schwindet (XXII, 387).

B. Achill opfert diesen Haß dennoch dem Gehorsam gegen die Götter und der Kindesliebe; ja er ehrt den greisen Vater seines Todfeindes mit zuvorkommendem Zartsinn.

1) Ohne Murren folgt er dem Gebote der Mutter, die ihn im Auftrage des Zeus zur Versöhnlichkeit ermahnt (XXIV, 138).

2) Bei der Zusammenkunft mit Priamos erwacht in ihm die schmerzliche Sehnsucht nach dem Vater, welchen er nicht wiedersehen sollte (XXIV, 507); er empfindet die Verlassenheit des Priamos, dem der liebste Sohn entrissen ist.

3) Er ist gleich bereit, die Leiche Hektors auszuliefern, ja er läßt sie heimlich baden und erbietet sich, damit man sie feierlich bestatten könne, einen Waffenstillstand zu vermitteln (XXIV, 582, 656).

4) Er erfreut sich, nachdem sein Gemüt zur Ruhe gelangt ist, an der edeln Gestalt und den Reden des greisen Priamos, so wie dieser es vergißt, daß der treffliche Jüngling derselbe grausame Feind ist, der ihn aller seiner Söhne beraubt hat (XXIV, 631).

5) Diese weiche Nachgiebigkeit ist so groß, daß Achill in der That Ursache hat, den Schatten seines Freundes um Verzeihung zu bitten (XXIV, 592).

C. Achills eigenes Schicksal sollte sich bald erfüllen; auch dieses stimmt uns zur Milde.

1) Er hatte nicht gezaudert, Patroklos zu rächen, obgleich er wußte, daß er selbst bald nach Hektor fallen würde (XVIII, 96).

2) Er schneidet für Patroklos sein goldenes Haar zum Totenopfer ab und verzichtet damit auf die Heimkehr (XXII, 144).

3) Er hat keinen Wunsch mehr, als mit Patroklos in einem Grabe zu ruhen (XXIII, 85, 245).

Schluß. Die Weichheit und der Zartsinn des so leidenschaftlichen und tiefgekränkten Jünglings verwischt den übeln Eindruck seiner Rachsucht. Der wahre Dichter wird einen Helden, der zu seinen Idealen gehört, nicht so tief sinken lassen, daß er unsere Achtung und Gunst einbüßt, oder doch ihm Gelegenheit geben, sich nach dem Falle wieder zu erheben.

89.

Über die Gottesurteile im Mittelalter.

(Vgl. J. Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer" [1828] S. 908 ff.)

Einleitung. Im Mittelalter hatten die Menschen einen frommeren Sinn, so daß sie bei allem, was sie unternahmen und erlebten, Gottes eingedenk waren. Wie aber jede Tugend, z. B. die Freigebigkeit, wenn sie nicht zu einem Fehler werden und Nutzen stiften soll, sich mit der Klugheit paaren muß, so bedarf die Religion der Aufklärung des Verstandes, um nicht zu abergläubischen Meinungen, zu thörichten, ja verderblichen Gebräuchen und Handlungen zu verführen. Eine solche Mischung von gläubiger Frömmigkeit und Unverständigkeit gab dem Gottesgerichte den Ursprung. Urteil lautet angelsächsisch Ordal, woher seit dem 17. Jahrhunderte das lateinische ordalium.

Thema. Die verschiedenen Arten der Gottesurteile und Ursachen ihres langen Bestehens.

A. Die verschiedenen Arten der Gottesurteile.

1) Feuerurteil.

a. Der Angeklagte streckt die bloße Hand ins Feuer.

b. Er geht durch einen brennenden Holzstoß in schmaler Gasse hindurch.

c. Er trägt eine Strecke weit ein glühendes Eisen oder betritt dasselbe mit bloßen Füßen.

2) Wasserurteil.

a. Ein Stein oder ein Ring wird aus einem Kessel mit siedendem Wasser herausgenommen.

b. Der Angeklagte wird in das Wasser geworfen; schwimmt er oben, so ist er schuldig, geht er unter, so ist er unschuldig und man zieht ihn schnell heraus.

3) Kreuzurteil.

Der Ankläger und der Angeklagte stehen unbeweglich mit erhobenen Händen an Kreuzen; wer zuerst zu Boden sinkt oder die Hände fallen läßt, ist des Unrechts überwiesen.

4) Kampfurteil.

Der Streit wird durch einen Zweikampf der Parteien oder ihrer Vertreter (wenn Frauen, Geistliche, Gemeinden beteiligt waren) entschieden.

5) Bahrgericht.

Die eines Mordes Verdächtigen treten an die Bahre und berühren den Leichnam; bei der Annäherung des Schuldigen bluten die Wunden.

6) Geweihter Bissen.

Ein Schnitt Brot oder Käse, oder eine Oblate wird dem Angeklagten in den Mund gesteckt; kann er den Bissen nicht leicht und schnell hinunterbringen, so beweist dies seine Schuld.

B. Betrachtung dieser Proben nach ihrer natürlichen Beweiskraft.

Bei der Kreuzprobe und beim Zweikampf war der Stärkere im Vorteile, doch mochte das Schuldgefühl manchem die Arme lähmen (vergl. Scott „Ivanhoe"). Vielleicht ließ auch die Gewissensangst nicht den geweihten Bissen hinab. Nach der Wasserprobe zweiter Art (2, b.) konnte jeder unschuldig erscheinen, wenn ihn nicht die Kleider trugen oder wenn ihn nicht die Todesfurcht wider seinen Vorteil zum Rudern verleitete. Daß das Bahrgericht, wie im Nibelungenliede, den Mörder verriet, war gewiß

ein höchst seltener Fall.*) Dagegen mußten sämtliche Feuerproben und das Wasserurteil erster Art (2, a.) gegen jeden zeugen und das Bewußtsein der Unschuld hatte auf den Ausfall nicht den geringsten Einfluß.

Sollte man nicht das Unzulängliche und Trügliche solcher Beweise eingesehen haben?

C. Wie es kam, daß die Ordalien sich so lange behaupteten.

1) Sie waren sämtlich schon in der Heidenzeit gebräuchlich gewesen (1, b. und c. auch bei den Griechen). Man glaubte, Gott werde den Unschuldigen retten und zwar durch ein Wunder. Für die christlichen Geistlichen war es mißlich, dem Volke diesen Glauben auszureden, obgleich sie es versuchten. Die Schwimmprobe (noch heute nicht ohne Beispiel, und meistens bei Hexen angewandt) gründete sich auf die fest eingewurzelte Meinung, daß das Wasser nichts Unreines leide, wie die See ein Schiff, auf dem sich ein Mörder befindet, ans Ufer schleudert. Die Kreuzprobe fand vielleicht Unterstützung am 2. Buche Mose 17, 11.

2) Der Adelige litt wenig durch die Ordalien, er erwählte den Zweikampf, noch die sicherste Art der Beweisführung, der Freie reinigte sich durch einen Eid und nur die Knechte, aus deren Beschädigung man sich nicht viel machte, waren den schlimmsten Ordalien unterworfen.

---

*) Bei Walter Scott, in dem schönen Mädchen von Perth, bluten die Wunden des ermordeten Strumpfwirkers, als der Apotheker, welcher ihm den Tod bereitet hat, ins Haus tritt. Daselbst auch ein feierliches Bahrgericht.

3) Das Gottesgericht wurde häufiger angeordnet als abgehalten, da der Schuldige lieber vorher bekannte.

4) Gewiß hat man oft mit einem frommen Betruge der Ungerechtigkeit vorgebeugt; die Chroniſten erzählen faſt nur von glücklichen Ausgängen.

5) Das ganze Rechtsweſen war in der Kindheit; man half ſich mit ſolchen ſchwachen Beweismitteln wie noch Jahrhunderte ſpäter mit der weit grauſameren Tortur.

6) Wenn ein Unſchuldiger zu kurz kam, ſo berief man ſich auf den wunderbaren Ratſchluß Gottes und trug das nächſte Mal kein Bedenken, wiederum Gott zu verſuchen. Derſelbe Umſtand hält noch im 19. Jahrhunderte das Duell aufrecht.

Schluß. Der Hauptſache nach verſchwinden die Ordalien ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts infolge der Bekanntſchaft mit dem römiſchen Rechtsverfahren und der Läuterung des religiöſen Bewußtſeins. Auch hieraus erhellt der Segen der Aufklärung; möchte ſich mit ihr nur die innige Frömmigkeit verbinden, welche dem Mittelalter eigen war.

90.

Weshalb iſt hauptſächlich Italien für die Deutſchen das Land der Sehnſucht?

Einleitung. Die Reiſeluſt wurde beſonders ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein allgemeiner und bleibender Charakterzug der Deutſchen, als das glänzende, geiſtig regſame, jedoch auch üppige Hofleben in Paris den

Adel aller Nationen an sich zog*). Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machte man Italien zum Ziele der Reisen, und Paris hat nur noch vorübergehend durch politische Ereignisse oder durch die bedeutenden Schöpfungen der technischen Kultur ein größeres Interesse erregt.

Thema. Worauf sich jene Sehnsucht nach Italien gründet.

A. Die Gegenstände selbst.

1) Natur und Volk sind anziehend wegen ihres bestimmten und abgeschlossenen, südlichen Charakters. Der Deutsche findet es dort nirgends so wie zu Hause.

2) Man will den welthistorischen Schauplatz sehen, auf welchem die Kaufleute der norditalischen Städte, die Bürger der alten Roma, die mächtigen Päpste ihre große Rolle gespielt. Die Konflikte mit den Italienern des Mittelalters sind vergessen und keine nationale Abneigung stört die erhebende und ernstwehmütige Erinnerung an das wunderbare Wachstum und den tiefen Fall der menschlichen Größe.

3) Das Kunstinteresse findet in keinem Lande eine solche Befriedigung. Bauwerke, Skulptur und Malerei repräsentieren in überreicher Fülle das Antike und das Romantische, mithin die Hauptepochen der Kunst.

B. Besondere Anregungen.

1) Das Studium der klassischen Litteratur ist die Grundlage der modernen Bildung. Von Jugend

*) Der Lieblingsort der französischen großen Herren scheint dagegen Venedig gewesen zu sein, „weil man nirgends sonst höher spielte, lockerer lebte und bessere Bälle und Opern hatte" (Schlosser).

auf erscheint uns Italien als unsere geistige Heimat. Man will die Stätten betreten, wo einst Cicero, Horaz und Vergil geweilt, wo die Naturbilder des Theokrit und Homer (nach Goethe) in dem frischen Glanze der Gegenwart leuchten. Auch Dantes und Tassos Dichtungen gewinnen dort an Leben und haben ihre Freunde.

2) Winkelmanns Begeisterung für die Antike, wenn auch nur durch die Tradition bekannt, unterstützt das Interesse, und eine völlig frische Wirkung hat Goethes „Italienische Reise". Man verspricht sich, durch die Schilderungen derselben unterrichtet und geleitet, einen ähnlichen Genuß und Gewinn, namentlich auch die rechte Erkenntnis des Geistes der klassischen Periode unserer Dichtkunst.

Schluß. Wie viel Dank sind wir den Männern schuldig, welche hauptsächlich durch ihre Dichtungen den Sinn der Nation so veredelt haben, daß die höheren Stände jetzt in Italien und wohin sie sonst reisen, eine ganz andere Bildung suchen, als vormals der deutsche Adel in Paris.

91.

Das Kind der Sorge.

Einleitung. Inhalt des Herderschen Gedichtes: „Einst saß am murmelnden Strome" ꝛc.

Thema. Weshalb ist es für die Menschen heilsam, daß sie Kinder der Sorge sind.

1) Die Sorge nötigt uns zur Thätigkeit und ist daher eine Hauptquelle der geistigen und sittlichen Bildung.

2) Die Sorge ist ein starkes Band der menschlichen Gesellschaft; sie vereinigt einzelne und ganze Völker. Gegenseitiges Bedürfnis, Hilfe und Dankbarkeit führen zur Verträglichkeit, oft zur Freundschaft und Nächstenliebe.

3) — — — — Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
Goethe.

4) — — cum res trepidae, reverentia divum
Nascitur, et rarae fumant felicibus arae.
Silius Ital.

Schluß. Manche Menschen könnte man Kinder des Glückes nennen, aber ihr sittlicher Zustand und zuletzt auch ihr Schicksal sind meistens nicht beneidenswert.

92.

Welche Folgen es hat, wenn man sich bei der Vorbereitung auf die Schriftsteller einer Version bedient.

Einleitung. Man verzeiht sich leicht einen Fehler, welcher seit langer Zeit unter den Menschen eingewurzelt ist und welchen sehr viele an sich haben (Schuldenmachen, hohes Spiel, Sonntagsentweihung ꝛc.). So ist es auch mit dem Mißbrauch der Versionen. Wer jedoch einmal ernstlich bedenkt, wie sehr er sich selbst und andern durch diese Unredlichkeit schadet, der wird sich nicht weiter an ihr beteiligen.

Thema. Welche Folgen hat die Benutzung von Übersetzungen?

A. Man bleibt unwissend und versäumt es, sein Urteil zu bilden.

Der Zweck der Präparation ist:

1) Erweiterung der Vokabelkenntnis.

2) Einübung und Wiederholung der Grammatik.

3) Bildung des Nachdenkens durch Ermittelung des Sinnes und Zusammenhanges.

4) Übung in der Muttersprache durch das Aufsuchen des angemessenen Ausdrucks.

Alle diese Vorteile gehen uns verloren, wenn wir nicht selbst das Richtige suchen.

B. Man schadet den Mitschülern.

1) Der Lehrer will die Schüler finden lassen, was sie nicht selbst haben finden können. Dieser wichtige Zweck des Unterrichts wird vereitelt; denn diejenigen, welche mit einem fremden Kalbe pflügen, werden sofort auch schwierige Stellen richtig übersetzen.

2) Da für die Erklärung so wenig übrig bleibt, giebt der Lehrer längere und schwerere Pensa auf, mit denen diejenigen, welche selbständig arbeiten, nicht fertig werden können. (Ebenso ist's bei Exerzitien, mathematischen Aufgaben.)

C. Man zieht sich die Verachtung seiner Mitschüler zu.

Der Redliche haßt den Betrug und kann nicht der Freund eines Mitschülers sein, welcher bei seiner Trägheit und Unwissenheit vor fleißigen Kameraden den Vorzug erhält oder gar beansprucht.

Schluß. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

93.

Erklärung des Gedichtes von Goethe: „Gesang der Geister über den Wassern".

Einleitung. Goethe verfaßte das Gedicht 1779 auf seiner zweiten Reise in die Schweiz, durch den Anblick des Staubbaches angeregt. Er hat das Naturbild weiter ausgedichtet und nach seiner sinnigen Weise demselben Beziehungen auf das Wesen und das Leben des Menschen untergelegt.

Thema. Erklärung des Gedichtes.

A. Erster Teil, Strophe 1.

1) Die Seele wird vom Himmel in das Reich der Zeitlichkeit hinabgesendet und kehrt einst wieder zu ihrem ewigen Ursprunge zurück.

2) Die Anspielung auf die Seelenwanderung (eine mehr dichterische, als erweisliche und fruchtbare Annahme) hätte fehlen können.

B. Zweiter Teil, Strophe 2.

Der Lebensgang der Menschen ist verschieden. Manchen verfließt das Dasein ohne Kämpfe und Leiden in kindlichem Frieden mit Gott und der Welt; ihre innere Entwickelung und ihre äußeren Schicksale sind ein ruhiges, regelmäßiges Fortschreiten zum Ziele.

Dem Bilde nach ist diese Strophe der Hauptteil des Gedichtes, denn sie schildert den Staubbach. Derselbe stürzt senkrecht aus einer Höhe von 900 Fuß herab. Ein gewaltiger Wasserkörper zersetzt sich in freier Luft in einen feinen Nebel, der in mannigfachem Farbenspiele schimmernd, unten nicht mit dem Getöse einer schweren Masse auf den glatt-

gewaschenen Felsen aufstößt, sondern leise murmelnd in das Becken sinkt*).

C. Dritter Teil, Strophe 3 und 4.

1) Das Leben anderer ist ein steter, leidenschaftlicher Kampf mit der Außenwelt und mit ihrem eigenen Herzen.

2) Wie aber selbst der tosende Gießbach, unten angelangt, das Wiesenthal als ein glatter und klarer See bedeckt, in welchem sich der Himmel mit den Gestirnen abspiegelt, so gelangt endlich auch der leidenschaftliche Mensch in reiferen Jahren zu einer tiefen, stillen Beruhigung.

D. Vierter Teil, Strophe 5 und 6.

Das Gedicht bildet schon bei Strophe 4 ein Ganzes. Dieser Zusatz enthält keinen neuen Gedanken, jedoch einen andern Gesichtspunkt und ein neues Bild. Dort ist der

---

*) J. Baggesen beschreibt den Staubbach auf eine anziehende Weise in folgenden Versen:

Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets und droht in dem Hersturz
Alles mit reißender Flut zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wut und er netzt staubregnend das Hüglein,
Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblüh'n.

Auch Hallers „Alpen" enthalten eine Beschreibung des Staubbachs, die in W. Wackernagels Lesebuch abgedruckt ist.

verschiedene Lebensgang der Menschen geschildert, hier das verschiedene Schicksal, welches ihren Lebensgang bestimmt.

1) Wie der Wind einmal, als leiser Luftzug, die Wellen neckt, so tändelt das Schicksal mit derjenigen Klasse der Menschen, denen ein friedliches, idyllisches Leben beschieden ward. (Wie B.)

2) Ein andermal wirft sich der wütende Sturm über die Gewässer, daß sie sich bis in den tiefsten Grund regen und schäumend aufbrausen; so das Schicksal, wenn es den Menschen in einen wilden Kampf mit der Not und mit heftigen Leidenschaften verwickelt. (Wie C.)

Schluß. Verzage nicht, wenn dir ein solcher Kampf bestimmt ist und suche bei Zeiten jenen Frieden, welcher höher ist als der Friede dieser Welt.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

H. Heine.

Anmerkung. Viehoff, Kannegießer ꝛc. haben vieles ganz anders aufgefaßt; eine Vergleichung dieser Erklärungen wäre für reifere Schüler eine sehr anziehende und lohnende Aufgabe.

94.

Der Weise schickt sich in die Zeit.

Wieland.

(„Der Vogelsang oder die drei Lehren.")

Einleitung. Die Vorschriften der Lebensklugheit stimmen nicht immer mit den Gesetzen der Sittlichkeit überein; denn das Gute fordert oft Opfer, während die Klugheit allein den Vorteil berücksichtigt.

Thema. Beleuchtung des Spruches nach seiner praktischen und nach seiner ethischen Seite.

A. Gieb den Zeitumständen nach und richte dich nach ihnen, wenn es sich allein um deinen Vorteil und Nachteil handelt.

1) Lerne deine Bedürfnisse einschränken.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.
Goethe.

2) In Unglücksfällen würde Ungeduld das Übel nur vergrößern.

Gebunden führt der Schmerz uns alle durch das Leben,
Sanft, wenn wir willig gehn, rauh, wenn wir widerstreben.*)
Michaelis.

3) Gieb deine Pläne und Unternehmungen auf, wenn die Verhältnisse sich ändern und ihre Ausführung unnütz oder unmöglich machen. Karl XII. in der Türkei.

B. Schicke dich nicht in die Zeit, wenn es sich um Wahrheit und Recht handelt.

1) Verächtlich sind diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde tragen. Sapere aude (Horat). Versuche es, auch gegen den Strom zu schwimmen. Christus und Luther hatten Ursache genug, an dem Zeitgeist zu verzweifeln und überwältigten ihn dennoch.

2) Ist dein Widerstand durchaus fruchtlos, so wäre ein stilles Zusehen eher zu entschuldigen, doch müssen wir uns

---

*) Trägt das Schicksal dich, so trage du wieder das Schicksal,
Folg' ihm willig und froh, willst du nicht folgen, du mußt.
Herder.

Diese deutschen Denksprüche sind vermutlich aus dem lateinischen: Fata volentem ducunt, nolentem trahunt, entstanden.

auch dann alles thätigen Anteils an der Thorheit, Lüge und Unredlichkeit enthalten.

3) Manche Moralisten wollen ein Abweichen von Wahrheit und Recht aus Rücksicht auf die Wohlfahrt einzelner oder des Staates und in dem seltenen Falle gestatten, wenn eine höhere Pflicht der niederen entgegentritt. Cum tempora commutantur, commutatur officium. — Nec promissa igitur servanda sunt ea, quae sint iis, quibus promiseris, inutilia (Cicero, De officiis I, 9). Das Herz bleibt dabei immer nicht unbefleckt.

Schluß. Ob nicht am Ende die wahre Lebensklugheit mit der Sittlichkeit zusammenfällt und das Gute zugleich das wahrhaft Nützliche ist? Cicero von Panaetius (De officiis III, 58): Nihil vero utile, quod non idem honestum, nihil honestum, quod non idem utile sit, saepe testatur, negatque ullam pestem majorem vitam hominum invasisse, quam eorum opinionem, qui ista distraxerint.

95.

Die Romantik der Landschaft.

Einleitung. Oft nennt man schon eine anmutige malerische Gegend romantisch. Ein fruchtbares Flußthal mit gut bebauten Anhöhen und einem Städtchen, in dem der Gewerbefleiß blüht, gewährt einen freundlichen Anblick, doch darf derselbe keineswegs romantisch sein. Die Romantik tritt erst dann ein, wenn sich uns in der Natur oder in der Kunst das Ideale, Vollkommene, Ewige darstellt und zwar so, daß wir uns der Mängel bewußt werden, denen wir selbst und unser Dasein unterworfen

sind. Die Anschauung des Vollkommenen erfüllt uns dann mit Freude; da jedoch das Vollkommene für uns nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in Vorstellung vorhanden ist, so mischt sich in die Freude das Gefühl der Entbehrung und des Verlangens. Indem diese verschiedenen Empfindungen einander beschränken und durchdringen, regt sich in dem Gemüte ein schmerzlich süßes Sehnen nach dem Unendlichen und nur das, was uns in eine solche Stimmung versetzt, hat einen romantischen Charakter*).

Thema. Landschaften und Naturbilder, von denen man sagen kann, daß sie romantisch sind.

A. Solche, welche in uns die Sehnsucht nach dem Unendlichen dadurch erwecken, daß sich in ihnen die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Ohnmacht des Menschengeschlechtes darstellt.

1) Die Natur selbst erscheint bisweilen in dem Zustande eines vorübergehenden Hinschwindens und mahnt uns an die Flüchtigkeit unseres Lebens und an das, was ewig besteht. Die sinkende Sonne. Die abgemähten Felder mit den Sommerfäden. Das fallende Laub. Das rastlos enteilende Wasser.

2) Bilder aus der Menschenwelt zeigen mit gleicher Wirkung, daß das Größte verfällt und daß alles in Vergessenheit sinkt. Über der Bergruine schwebt ein wehmütig süßer Traum von dem Glanze und der Herrlichkeit des alten Rittertums. Der auf dem Strande verfaulende

*) Vergleiche hiemit die Erklärung Goethes (in den „Wahlverwandtschaften"): „Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit."

Schiffskiel war ein Zeuge des fröhlichen Lebensmutes und der bittern Todesangst; die Menschen, welche er trug, sind versunken und vergessen. Der milde Mond ergießt sein Silberlicht über den schweigenden Kirchhof. Welche unermeßliche Summe von Lust und Leid, von Liebe und Treue, von Entwürfen und Hoffnungen bedeckt daselbst der grüne Teppich.

B. Solche, die uns dadurch, daß sie das Unendliche selbst abspiegeln, in jene sehnsuchtsvolle Stimmung versetzen.

1) Das räumlich und zeitlich Unendliche auf der Erde. Die unbegrenzten Urwälder mit ihrer von der ersten Kraft der Schöpfung zeugenden Vegetation, die Meere mit der Lebensfülle, die sich in ihren verborgenen Tiefen regt. Kaum die Phantasie kann sie umspannen und ausmessen. Sie waren da, ehe es Menschen gab und werden sein, wenn wir alle längst in Staub zerfallen sind.

2) Das Göttliche. Der Himmelsraum mit den Sinnbildern eines Lebens, das über die Erde erhaben ist, versenkt unser Gemüt in Ahnungen von dem Geheimnis einer besseren Welt. Die Nacht mit der unbegrenzten Bläue des Äthers und mit dem stillen, einsamen Monde. Das Heer der funkelnden Sterne. Das geschäftige Treiben und die regellosen Wandelungen der Wolken.

C. Solche, die in uns jenes Sehnen erregen, weil über ihnen, in der Entlegenheit von dem Treiben der Welt und im Gegensatze zu dem Unfrieden der Kultur, eine tiefe, beseligende Ruhe schwebt, so daß sie sich in ihrer idyllischen Idealität dem Unendlichen nähern.

1) Schon alle Ferne erscheint uns idealisch. Wir möchten wenigstens auf einige Zeit aus der Heimat fort und dem

ermüdenden Gleichmaß der Tage entfliehen. Die Landstraße — „jede führt ans Ende der Welt" — mit dem hochbepackten Reisewagen, mit dem blasenden Postillon. Das Meer mit einem Schiff am Horizonte. Der Kranichzug, der nach dem Süden eilt.

2) Unbewohnte Örter, die fern von dem Schauplatze des menschlichen Treibens liegen. Das stille Waldthal. Der einsame See im Gebirge.

3) Das schuldlose, heimliche Tierleben in der Wildnis. Ein Reh mit Jungen aus dem Dickicht tretend. Die auf dem Kiesgrunde des Baches spielenden Fische.

4) Der Mondlichtreigen der Elfen.

5) Die idyllische Lebensweise und die glückliche Beschränktheit einfacher Naturmenschen. Die Waldeinsamkeit mit einem Jäger, einem angelnden Knaben, mit der Köhlerhütte, einer Mühle oder Schenke.

6) Die entlegene Gegend mit bestimmter Hinweisung auf die Absonderung von der Welt und auf ein gottgeweihtes Leben. Die Einöde mit einem Kloster oder mit der Hütte eines Waldbruders. Der Pilger in der Wüste.

Schluß. Gemälde und Dichtungen, welche diese Momente in Wirkung setzen, haben etwas sehr Einschmeichelndes, weil sie sich an die göttlichste Regung unserer Seele wenden, nämlich an den Zug nach dem, was über die Erde hinausgeht. Doch ist der Mensch verloren, wenn die Romantik ihm nur einen Überdruß an der Wirklichkeit einflößt, wenn sein ideales Sehnen sich auf kein festes, erreichbares Ziel richtet und an die Stelle der frischen Thätigkeit eine auflösende Trauer tritt. Schon „Werthers Leiden" schildern diese Stimmung. Ältere Ausgaben hatten das Motto: „Lies und folge mir nicht nach!"

96.

Die Gestrandeten.

Eine Trostrede.

Einleitung. Die Situation. Ein Schiff strandet an einer Insel. Die Mannschaft versinkt in Mutlosigkeit. Der Kapitän versucht sie aufzumuntern.

Thema. Rede.

Ihr Verlust sei groß und man befinde sich allerdings in einer bedauernswerten Lage, aber:

1) Sie hätten doch das Leben gerettet.

2) Die Insel scheine nicht ganz unfruchtbar zu sein.

3) Die See werde Kisten mit Handwerkszeug und mit mancherlei Vorräten ausspülen.

4) Sie könnten sich des Umgangs und der gegenseitigen Unterstützung erfreuen; wie viel trauriger ging es Robinson.

5) Ihre Rettung sei nicht unmöglich, bei der Nähe der Fahrstraße müßten doch Schiffe vorüberkommen und man könnte selbst zur Not ein kleines Fahrzeug bauen.

Schluß. 1) Vermahnung zu Gehorsam, Eintracht, Fleiß und Gottvertrauen.

2) Das weitere Schicksal der Gestrandeten. Sie bleiben über ein Jahr auf der Insel. Lebensweise, Einrichtung, Unternehmungen. Sie werden von Landsleuten aufgesucht und gelangen wieder in ihre Heimat.

97.

Armut und Reichtum nach ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit.

Einleitung. Manche Philanthropen entschuldigen die Verbrechen der Proletarier damit, daß in der Not für den Menschen eine zu große Versuchung liege. Wie aber nach der heiligen Schrift „Mancher arm ist bei großem Gut und mancher reich bei seiner Armut" (Sprüchw. 13, 7) und wie die äußern Güter auch von den Stoikern in bezug auf das wahre Lebensglück mit Recht als gleichgültige Dinge angesehen wurden, so ist auch die Sittlichkeit des Menschen nicht von äußern Umständen, sondern von ihm selbst und hauptsächlich von seinem Verhalten zu Gott abhängig.

Occasiones hominem non faciunt fragilem, sed qualis sit ostendunt.

Thomas a Kempis.

Thema. Armut und Reichtum als gleich mächtige Antriebe zum Guten wie zum Bösen.

A. Die Armut scheint allerdings das Laster zu begünstigen.

Es ist nur dann der Fall, wenn der Mensch sich Gott entfremdet hat.

1) Über dem Eingange zu Dantes „Hölle" (3. Gesang, 9. Vers) stand das furchtbare Wort: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren." In der Hütte des Armen, der sich von Gott lossagt, hat die Hoffnung auch keine Stätte. Er verzichtet auf jedes reinere Lebensglück; er läßt alles gehen wie es geht; er entsagt der Selbstachtung und trotzt der Schande.

2) Bei dieser Mutlosigkeit schwindet jeder Anhalt für die Rechtschaffenheit. Das Hauswesen gerät in Unordnung. Die Verwahrlosung steckt sogar die Kinder an. Aller Besitz des andern erregt Neid. Der Hunger, bald sogar die Üppigkeit reizt zu listigen oder räuberischen Eingriffen in fremdes Eigentum. Meistens folgt ein Ende mit Schrecken.

B. Der Segen der Armut.

Ganz anders ist es in der Hütte des Gerechten.

1) Ihn läßt die Hoffnung nicht zu schanden werden; denn er weiß, daß der, welcher die Lilien kleidet und die Vögel unter dem Himmel ernährt, den Menschen nicht verlassen wird.

2) Hier wohnen Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung. Der Verwahrloste ist auf dem Wege der Besserung, wenn er zu erwerben und zu sammeln beginnt. Componere opes und parcere parto zählt Vergil (VIII, 317) mit Recht zu den Anfängen der Gesittung. Das beseligende Bewußtsein der Arbeitstreue würzt das Mahl. Die Zeiten werden besser, je mehr man an sich selbst bessert. Man erlangt das Glück, dem hungernden Nachbar von seinem Brote brechen zu können. Der Bettler genießt jetzt die erhebende Freude, ein Wohlthäter zu sein; die Selbstachtung sichert seine Rettung.

3) Die Armut macht bescheiden, freundlich, dienstfertig; man braucht und gewinnt die Gunst der Menschen.

4) Die Armut gewöhnt an den einfachsten und reinsten Genuß des Lebens. Man kennt nur Freuden des Herzens. Keine Leerheit des Sinnes, kein Bedürfnis der Betäubung treibt den Hausvater ins Wirts-

haus. Was ginge ihm über die Ruhe des Abends, wenn ihn die Seinigen mit dankbarer Freude umgeben?

C. Der Reichtum ist kein sicherer Schutz gegen die Entartung.

Er ist es niemals, wenn die Reichen nicht nach Gott fragen.

1) Sie vergessen der höheren Bestimmung des Menschen. Ihr Herz hängt dann an dem Mammon. Sie sind wandelnde Schatten, übertünchte Gräber.

2) Der Reichtum macht hochmütig, herrisch, eigensüchtig. Der treue Freund zieht sich zurück und der falsche Parasit nimmt seine Stelle ein. Bei seiner Gemütskälte und despotischen Laune kann der Reiche nicht einmal treue und redliche Diener an sich fesseln; quot servi, tot hostes; denn nur das schlechteste Gesinde verzichtet auf die Freundlichkeit und dient um Geld. Selbst ohne Liebe, nimmt er überall nur Falschheit und Lieblosigkeit wahr und glaubt dann zu einer harten und verächtlichen Behandlung der Menschen berechtigt zu sein.

Miraris, cum tu argento post omnia ponas,
Si nemo praestet, quem non merearis, amorem.
Horat.

3) Der Reichtum begünstigt die Genußsucht. Es fehlt der Zwang zu einer ernsten Beschäftigung und doch hat auch der Reiche das Bedürfnis,

Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit.
Schiller.

Er kommt auf den entsetzlichen Gedanken, „daß für den Armen die Arbeit ein Genuß sein soll, während für ihn der Genuß eine Arbeit sei und seine Lebensaufgabe ausmache".

Die brütende Begierde sinnt auf immer neue Vergnügungen. Allmählich schwindet jede edlere Regung des Herzens. Die erträglichste Verirrung ist noch ein zeittötender Wechsel mit kostspieligen Liebhabereien, wie Pferdezucht, Bauten, Reisen 2c. —

4) Die Freude am Gelde verbunden mit dem Triebe zur Thätigkeit erzeugt oft eine krankhafte Begierde, noch mehr zu erwerben. Man wagt hohe Summen am Spieltisch. Der Pachtzins wird mit Härte eingetrieben. Der Wucherer stiehlt zu einem Hunderttausend das zweite.

D. Doch liegen auch im Reichtum genug Erweckungen zum Guten.

Bei dem Frommen wächst mit dem äußern der innere Segen.

1) Ihn fesselt der Reichtum noch mehr an Gott. Wie sollte der edlere Mensch nicht gegen den dankbar sein, der ihn vor vielen so liebreich begünstigte! Er weiß, daß er eines mächtigen Schutzes bedarf. Sein Lebensschiff schwimmt auf der hohen See, wo es um so größeren Gefahren ausgesetzt ist.

2) Er beherzigt, daß von demjenigen, welcher viel empfangen hat, auch viel gefordert werden könne und übt die freundlichste Nächstenliebe gegen die, welche die Gunst des Schicksals vielleicht mehr verdienten. Ein unermüdliches, vernünftiges Wohlthun rechnet er zur Verwaltung seiner Güter. Es verdrießt ihn nicht, daß die Vorsehung Witwen und Waisen, lernbegierigen Jünglingen 2c. einen Wechsel auf seinen Edelmut ausgestellt hat. Gemeinnützige Anstalten geben ihm Gelegenheit sich einen angenehmen Lebensberuf zu schaffen,

und wie viele Vorteile bringt diesen Anstalten die Beteiligung solcher Menschenfreunde, welche Zeit und Geld haben.

3) Bei einer würdigen Lebensführung erhält sich der Reiche die Freude am häuslichen Glücke und seine Unterhaltungen, die auch kostspielig sein mögen, werden immer von einer reinen Stimmung des Gemütes und von geistigem Interesse zeugen.

Schluß. Da der Mensch frei handeln soll, so darf in allen Äußerlichkeiten kein Zwang, sondern nur eine Anregung liegen, und seine Sache ist es, den Weg zur Rechten oder zur Linken zu wählen. Die Schule des Reichtums scheint angenehmer als die Schule der Not, aber die letztere ist vielleicht heilsamer. Viele tüchtige Männer, z. B. Friedrich der Große, Herder, Voß, hatten eine harte Jugend zu überwinden.

98.

Ob wirklich Undank der Welt Lohn ist?

Einleitung. Dante versetzt diejenigen, welche an ihren Wohlthätern Verrat geübt, Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, in den innersten Bezirk der Hölle (34. Gesang); die Undankbaren sind nach seiner Moral die verworfensten aller Sünder. Ist nun aber die Welt so verderbt, daß denen, die anderen Gutes erweisen, gewöhnlich mit Undank gelohnt wird, wem machte es dann Freude, ein Mensch zu sein und mit Menschen zu leben?

Thema. Die Undankbarkeit zeugt nicht immer von einem verdorbenen Herzen.

1) Mancher erkennt nicht gleich die Größe der Wohlthat, die ihm erwiesen ist. „Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen" ꝛc. (Goethe, Werke [1829] XXV, 309.)

2) Er versteht es nicht, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen (Kordelia in Shakespeares „König Lear").

3) „Der Mensch dankt desto weniger für fremde Geschenke, je geneigter er ist, eigene zu machen, und der Freigebige ist selten ein Dankbarer" (Jean Paul.)

4) Wohlthaten werden oft nicht mit Freundlichkeit erwiesen.

5) Man fordert zu viel für dieselben. „Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern" (Lessing).

6) Man fordert vielleicht sogar etwas Unrechtes (Beispiele).

Schluß. Nur in den seltensten Fällen ist wirkliche Verdorbenheit die Ursache des Undanks. Der Menschenfreund wird sein Herz nicht der Bitte des Hilfsbedürftigen verschließen. Die Sonne scheint über Gute und Böse.

99.

Die deutsche Lindenpoesie.

Einleitung. Während die Eiche als Symbol deutscher Manneskraft wohl erst seit Klopstock in unsere Dichtung eintrat und während der Buchenwald, in welchem

die Stämme wie schlanke Säulen emporsteigen und ihre Wipfel ein kühn geschwungenes Domgewölbe darstellen, erst von den jüngern Romantikern nach seiner majestätischen, feierlichen Pracht geschildert wurde, finden wir die Linde schon bei den alten Minnedichtern mit unschuldigem Frohsinn, inniger Sehnsucht und stiller Trauer in Verbindung gebracht. Ihre sanft gewölbte, laubreiche Krone, das zarte Grün der herzförmigen Blätter und der Wohlgeruch der Blüte macht sie dieser Auszeichnung wert. Überdies hat sie meistens eine liebliche Umgebung, wohin Bäche und Quellen auch die Singvögel locken.

Thema. Die Linde in der deutschen Dichtung.

A. Das Mittelalter.

1) Die Minnedichter gedenken ihrer oft, wenn sie von dem süßen Mai oder der Sommerwonne singen*).

Nichts fehlte, was der Frühling mitbringen sollte, nicht der Schatten bei der Sonnen und die Linde beim Bronnen, nicht Gras und lichte Blumen.

Gottfr. v. Straßburg („Tristan u. Isolde").

Sie grünt an den einsamen Waldbrunnen, wo bisweilen Lindwürmer unter ihr hausen. Leider wurde der treffliche Siegfried an einem solchen Brunnen erschlagen.

2) Sie wird oft als Schmuck der Dörfer und Schlösser genannt. Der Anger unter der Linde war für das Volk der Tanzplatz und die Gerichtsstätte (J. Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer" [1828] S. 797). Unter der Femlinde zu Dortmund wurde noch 1803 ein polizeiliches Rügegericht,

*) In der Manesse'schen Sammlung (v. d. Hagen „Minnesinger" 1838) ist die Linde auf den ersten 100 Seiten zehnmal genannt, nämlich I, S. 20, 24, 37, 39, 48, 54, 57, 98, 99, 101.

welches aus der alten Feme hervorgegangen war, abgehalten (Heinzelmann „Das deutsche Vaterland [1859] III, 332).

3) Sie korrespondiert mit der weichen Sehnsucht der Jugend, mit dem idyllischen Glücke und den Klagen der Liebenden.

Da Tristan sich aber der Heimat erinnerte und manches Jugendtraumes gedachte, wie oft bei diesem Liede die Linde über seinem Haupte gerauscht und der lichte Mond durch die Tannen gedrungen, ward sein Gesang so innig und süß, daß alles Gesinde herbeieilte.

Gottfr. v. Straßburg.

An der Waldgrotte, welche er mit Isolden bewohnt, rauschen drei grüne Linden, unter ihnen fließt ein kühler Brunnen und im Laube klingt zu seiner Zeit das Vogelgetöne schöner als irgendwo.

So auch im Volksliede:

Nachtigall, wo ist gut wohnen?
In der Linde grüner Kronen —

oder:

Es sah eine Linde ins tiefe Thal 2c.

4) Unter dem Schatten der Linde wird den Verstorbenen ihr Bett bereitet.

Im „Parzival" wählt die treue Sigune eine Linde zum Orte ihrer stillen Trauer um den toten Gatten. Das Volkslied hat sehr oft die Kirchhofslinde. Siehe A. Koberstein „Vermischte Aufsätze" (1858) S. 36, 37, 42.

B. Die neuere Zeit.

Hauptsächlich wandten die Göttinger Dichter und Goethe, seitdem auch andere Freunde der Natur, der Linde wieder ihre Liebe zu.

1) Abermals erhöht sie, an Brunnen und Landhäusern, den idyllischen Reiz der Szene. So ist bei Wieland in

Junker Hansens Schloßgarten ein Lindenbrunnen die herrlichste Zierde.

Der war nun, wie gesagt, ein zweites Paradeis;
Und mitten drinnen stund ein siebenfacher Kreis
Von alten, himmelhohen Linden,
Die ihre Äste wechselweis
So vielfach in einander winden,
So dicht, daß ihre grüne Nacht
Den hellen Tag zur Dämm'rung macht;
Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell ꝛc.
(„Der Vogelsang".)

Wem sollte nicht der Lindenbrunnen aus „Hermann und Dorothea" vorschweben:

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter, grünender Anger ꝛc.

Goethe entwarf dieses Bild nach den beiden Lindenbrunnen auf dem Gemeindeplan seiner Vaterstadt, die er als Kind so häufig besuchte und um welche ihm der Traum der Vergangenheit seinen goldenen Duft wob (Werke [1830] XXIV, 36). Auch Uhland hatte seine Lindenbrunnen („Gedichte" [1834] S. 270. Vgl. noch S. 35, 259, 351, 374).

Im „Götz von Berlichingen" stellt sich uns der alte Ritter zuerst vor der Waldschenke unter einer Linde dar.

Walter Tell wird, als ihm der Vater den Apfel vom Haupte schießen will, unter die Linde des Dorfangers geführt. Auch Stauffacher und Gertrud besprechen sich über die Not des Vaterlandes auf einer Bank unter der Linde.

Der redliche Pfarrer von Grünau hält sein Gastmahl

Draußen in luftiger Kühle der zwo breitlaubigen Linden.
Voß.

2) Die Jugend versammelt sich unter dem Baume zur geselligen Freude.

Gebt den Harm und Grillenfang
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Hölty („Lebenspflichten").

Die Dichter erwähnen wieder jene Tänze auf dem Dorfanger.

Der Hügel, wo der jauchzende Knabenreih'n
Sich um den Stamm der blühenden Linde schwang.

Matthisson („Der Wunsch").

Hüpft geschwinde
Um die Linde,
Die uns gelbe Blüten streut.
Laßt uns frohe Lieder singen,
Ketten schlingen,
Wo man traut die Hand sich beut.

Salis („Lied beim Rundetanz").

Denn, wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.

Goethe („Musensohn").

Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Goethe („Faust").

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen
Und selbst die Blüten tanzen von den Zweigen.

A. Grün („Der Turm am Strande").

3) Die Linde wird von neuem das Symbol der Sehnsucht und der Wehmut.

Keine Lust, statt Freuden Leid,
Keine süße Maienzeit
Spielet unter Linden.

Fr. Müller („Genovefa").

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

W. Müller („Der Lindenbaum").

Einst knospete ich, o Linde,
Schöner als du. Trug Blüten
Des Knaben, des Jünglings, die süßer
Dufteten, als du im Frühlingsschmuck!
Aber ach, mein Herbst ist gekommen!
So früh ist schon mein Herbst gekommen!
Das Schicksal blies mit kaltem, stürmendem Odem
Und meine Blätter fielen.

Schubart („Die Linde").

Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich hinaus in die Welt, jetzt komme ich zurück, o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen.

Goethe („Leiden des jungen Werther").

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

J. Kerner („Rudolfs Ritt zum Grabe").

4) Die Linde grünt auch über den stillen Wohnungen der Toten. Werther wünscht in einer Ecke des Kirchhofs, wo zwei Lindenbäume standen, begraben zu werden*).

*) So auch ein Held, der in seinen Adern nicht einen Tropfen sentimentalen Wertherblutes hatte. „Unter drei Linden, die unsern Krieblowitz am Wege stehen, ist Blücher begraben. So hat er es selbst gewollt." (Werner Hahn „Friedrich Wilhelm III. und Luise" [1860] S. 269.) — Auf dem Goethe-

Weht, wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebar!
Und im Wipfel dieser Kirchhofslinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!
Hölty („Elegie auf den Tod eines Landmädchens").

O Linde, gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen!
J. G. Jacobi („Die Linde auf dem Kirchhofe").

Rückert sang von der Linde zu Ottensen, unter welcher Klopstock mit Frau und Kind begraben liegt. Dieser selbst hatte sich da zu ruhen gesehnt.

Lang' sah ich, Meta, schon dein Grab,
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

(Vergl. „Der Herbstabend" und „Lied eines Landmanns in der Fremde" von Salis.)

5) Vielleicht war die Linde bei dem weicheren Kultus vor der Reformation ehemals auch ein religiöses Sinnbild. Der altpreußische Wallfahrtsort, die Heiligelinde, wird noch immer stark besucht. Hier hat man, durch eine besondere Sage dazu veranlaßt, die Marienbilder meistens in die Kronen nachgebildeter Linden gestellt. Die Pforten des Vorhofs und der Kirche sind mit metallenem Lindenlaub verkleidet und der Klostergarten hat natürliche Lauben und Gänge von schönen Linden. Im Garten des Klosters Oliva prangen gleichfalls die herrlichsten Gänge und Laubgewölbe

---

Denkmal in Frankfurt, unter den Basreliefs des Fußgestelles, welche sich auf Goethes Werke beziehen, steht, nach C. Heyner „Führer durch Frankfurt a. M." (o. J.) S. 23, Werthers Sarg unter Pappeln; warum blieb man nicht bei den Linden?

von himmelhohen Linden. Ebenso in Maria-Schein bei Teplitz, zu Maulbronn in Württemberg u. s. w.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düft'rer Linden sah.
Schiller („Ritter Toggenburg").

Endlich erinnern wir uns noch an jenes morsche Kirchlein im Faust, das mit des Glöckchens Klang, der Linden Duft dem „Unersättlichen" im Wege stand.

Schluß. Gemeinhin gewinnt die Vorstellung eines Gegenstandes an Schönheit, wenn man den Ursprung seines Namens erfährt. Die Linde scheint davon eine Ausnahme zu machen. Es gab ein Zeitwort linden = winden, flechten und der Baum wäre Linde genannt, weil er zu den geflochtenen Körben, Matten, Schuhen 2c. das Material liefert. Indessen haben Volk und Dichter den schönen Baum nicht in der Region des niedern Bedürfnisses gelassen und die Zartheit und Schmiegsamkeit seiner Bestandteile widerspricht wenigstens nicht den linden, sanften Empfindungen, für welche er ein übliches Symbol geworden ist.

Anmerkung. Es ist für den Schüler eine angenehme Beschäftigung und eine nützliche Repetition, wenn er, durch einige Winke unterstützt, die Belegstellen, welche meistens aus bekannten Dichtungen entnommen sind, selbst aufsucht. Die Handbücher von W. Wackernagel, O. L. B. Wolff, K. Gödeke werden ihm manches darbieten. Auch die anziehende Charakteristik der Linde in Masius' „Naturstudien" (4. Aufl. 1858) könnte benutzt werden.

100.

Weshalb haben wir an dem Sittengesetz in uns und an dem gestirnten Himmel über uns eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit unseres Geistes?

Einleitung. Wenn das Dasein Gottes, die Freiheit des Menschen, nicht aus Vernunftgründen gefolgert werden könnten, so würden doch gewisse Ahnungen, Empfindungen und Triebe, welche die Natur selbst in unsere Seele gelegt, auf ein notwendiges Vorhandensein derselben hinweisen. Ebenso verhält es sich mit der Unsterblichkeit. Die Weltweisheit kann den instinktmäßigen Glauben an dieselbe unterstützen, aber niemals zerstören.

Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.

Geibel.

Thema. Daß das Sittengesetz und der gestirnte Himmel, mit angeborenen Trieben unserer Seele korrespondierend, dem Menschen die Unsterblichkeit verbürgen.

A. Das Sittengesetz in uns.

1) Unser Rechtsgefühl fordert, daß das Gute und das Böse ihren Lohn zur Folge haben. Aber weder die weltliche Gerichtsbarkeit, noch die Verteilung von Glück und Unglück befriedigen diese Forderung; ja viele Verbrecher durchstürmen das Leben im Taumel der Genüsse und sterben ohne Reue. Wir müßten an Gott, an dem Leben, an der Natur des Menschen irre werden, wenn es nicht ein Jenseits gäbe. Dem buhlenden Glück ist nicht die Vergeltung übertragen.

Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Schiller.

„Ein Tyrann wie Antiochus (Epiphanes) sollte bis an das Ende seines Lebens ungestraft wüten, in Macht und Würde sterben, und keine Strafe eines höheren Richters sollte ihn dort erwarten? Hier erhob sich die Stimme des Buchs der Weisheit; hier sprach der Glaube der Gequälten noch in ihrer Todesstunde mit Aussichten über das Grab und rief den Richter. So haben alle Völker gefühlt: sie haben Strafe und Belohnung nach diesem Leben geglaubt, wenn sie die gute Sache bis zur Unterdrückung leiden, und edele Menschen ungehört unterdrückt sahen" (Herder Rel. u. Theol. XVI, 159).

2) Ebenso liegt im Wesen unseres Geistes der Trieb, in einen Zustand sittlicher Vollkommenheit versetzt zu werden. Diese Sehnsucht bleibt nicht ungestillt. Einst brennt in unseren Herzen keine irdische Begierde, sondern allein die reine Opferflamme der Gottesliebe.

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Goethe.

Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besser'm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht.

Schiller.

B. Der gestirnte Himmel über uns.

1) Das Heer der Sterne ist nicht gemacht, um den Himmel bloß mit glitzernden Pünktchen zu zieren. Sie sind dem Sterblichen sichtbar, damit er erkennt, daß „die Nacht voll Welten hängt", daß „unseres Vaters Haus viele Wohnungen hat". Sie sind sichtbar, weil sie mit unserm

Dasein in Beziehung stehen, weil sie uns Sterne der Hoffnung sein sollen. „Es ist eine Aussicht, die auch die Seele des trägsten Menschen erwecken kann, wenn wir uns vorstellen, daß ein Wandelgang auf mehr als einem andern Stern das Los und der Fortschritt unseres Schicksals sein könnte; oder daß es unsere Bestimmung wäre, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler und verschiedener Schwesterwelten Umgang zu pflegen" (Herder „Ideen zur Geschichte der Menschheit" 1. Buch, 2 Kap.).

2) Die, welche hier unten die Liebe vereinte, wurden nicht auf ewig getrennt, als der Tod seine Hand dazwischen streckte. Platos Traum, daß es dem Menschen einst gestattet sein wird, die edlen Geister der Vorzeit, welche er jetzt aus der Ferne verehrt, von Angesicht zu schauen, ist kein bloßer Traum. „Ist Geselligkeit, Freundschaft, wirksame Teilnehmung beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geschichte der Menschheit angelegt ist, so muß diese schönste Blüte des menschlichen Lebens notwendig dort zu der erquickenden Gestalt, zu der umschattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unser Herz vergebens dürstet" (Herder, Daselbst 5. Buch, 6. Kap.).

3) Ist es denkbar, daß ein Vater, dessen Herz voll unermeßlicher Liebe ist, seinen Kindern keine größere Annäherung gestatten, „den stillen Eingang zu den Unsterblichen" zeigen, aber nimmer erschließen sollte?

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird. Klopstock.

Nacht der Welten, wie wir in dem dunkeln Worte schau'n
Den, der ewig ist;
So schau'n wir in dir, geheimnisvolle Nacht,
Den, der ewig ist!

Derselbe.

Schluß. Dies sind Erwartungen, denen sich jeder gute Mensch mit Freuden hingiebt. Daß unser Dasein mit diesem Leben aufhört, hofft und beweist nur der Taugenichts.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können."

Goethe.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl,
Wag' es nur zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Schiller.

101.

Drei Kiele kenn' ich, die gewaltig sind.

Rückert.

Einleitung. Zwei dieser Kiele sind aus der Schwinge des Vogels, aber auch der dritte ist ihnen nicht ganz fremd, da er vermutlich seinen Namen erhalten, weil sich die Rippen des Schiffes auf ähnliche Weise zu beiden Seiten an den Grundbalken ansetzen, wie die Fahne an den Schaft der Feder. Scheint die Zusammenstellung der drei Gegenstände dennoch ein wenig gewaltsam, so stehen sie nach ihrer wunderbaren Kraft und Wirkung in einem inneren Zusammenhange und es ist anziehend, sich dies zu vergegenwärtigen.

Thema. Die gewaltige Wirkung dieser drei Kiele.

A. Der erste Kiel ist, den die Vögel spannen,
Womit sie über Berg und Thal von dannen
Ziehn, hingeschaukelt auf des Himmels Wind.

1) Der Vogel schwingt sich in den lichten Äther empor, wo er sich in ungebundener Freiheit selig

auf den Flügeln wiegt. Da giebt es nicht Baum oder Fels, die ihn zu einem Umwege nötigten, keine Schranken, die ihn aufhielten. Die reine Himmelsluft erfrischt sein Blut, wie ein Trunk aus dem Quell der ewigen Jugend. Die kriechenden, schreitenden, laufenden Landtiere können sich alle nicht von dem Boden losmachen, höchstens daß sie für eine Weile den luftigen Baumwipfel erklettern. Der Fisch ist gänzlich in das dämmernde Nebelreich der Tiefe gebannt. Schon damals, als Dädalus die Federn mit Wachs zusammenleimte, erschien der Flügelschwung des Vogels dem Menschen als ein beneidenswerter Vorzug.

2) Welche schwerfällige Apparate sind bis heute die Montgolfieren geblieben; wie zierlich, leicht und sicher sind dagegen die Bewegungen des Vogels. Jetzt umschwebt einer den andern in verschlungenen Windungen, jetzt schießen sie im Zickzack durch die Luft. Jetzt steigen sie höher und höher empor, bis sie kein Auge mehr wahrnimmt, jetzt stürzen sie sich mutwillig aus der Höhe herab.

3) Für die Schnelligkeit und Ausdauer des Vogelfluges findet sich auf Erden kein Gleichnis. Kann der Flug ein Geschöpf ermüden, das sich mit der Willkür des Gedankens bewegt, das wie ein Traumbild, dem keine körperliche Schwere anklebt, vor unseren Blicken gaukelt? Einige kräftige Schwingungen tragen den Vogel hoch über den Wald und er schwebt in die unermeßliche Ferne dahin. Doch plötzlich ist er wieder zurück und flattert auf den gewohnten Ast, fröhlich singend, so wenig ermüdet, als hätte er keine Feder geregt. Die Schwalbe durchfliegt in der Stunde einen Raum von zehn Meilen. Obgleich sie keiner Ruhe zu bedürfen scheint, wird sie von der Taube an Ausdauer übertroffen; für die Brieftaube sind 300 englische Meilen ein Weg von sechs Stunden (H. Masius „Naturstudien" [1857] 344).

B. Der zweite Kiel, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wunderbau von Tannen
Gerüstet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das kühne Menschenkind.

1) Das Schiff bewirkt, daß jede Zone an den Erzeugnissen der anderen teil hat, daß der durch das Meer zerstückelte Erdball dennoch ein Ganzes ist.

Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr,
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert ꝛc.
Schiller.

Nicht nur die vornehme Dame mischt in ihrer Tasse die Erzeugnisse fremder Weltteile, selbst jene Bäuerin, die für ihren vom Ackerwerke heimkehrenden Mann das dürftige Abendbrot bereitet, entbehrt nicht gänzlich der Produkte und Fabrikate ferner Länder. Zu dem Kattun, der sie bekleidet, lieferte vielleicht eine Pflanzung am Alabama die Baumwolle. Sie würzt die aus Virginien herstammende Kartoffel mit einer saueren Brühe, zu der das Lorbeerblatt in Italien gebrochen und der Pfeffer auf den Sundainseln geschüttelt wurde. Den glänzenden Salzfisch brachte man von der Küste Norwegens herüber. Der zinnerne Teller ist Erz aus Cornwall, das Messer schwedisches Eisen.

2) Durch den Schiffskiel treten aber die Völker der Erde auch in einen geistigen Verkehr. Der löwenmutige Missionär vertauscht sein schönes Sachsen mit dem eisigen Grönland, das milde Rheinthal mit dem unwirtbaren Strande der südafrikanischen Walfischbai.

Als nach Japan weit entlegen,
Xaver dachte, Gottes Mann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an:
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Malten sie ihm vor Augen dar,
Redeten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

„Wer will's übers Meer nicht wagen,
Über tausend Wasser wild,
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?

Frdr. v. Spee.

Wenn europäische Sitten und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst unter unseren farbigen Mitbrüdern einmal festen Fuß fassen und zu einer gesunden, stetigen Entwickelung gelangen werden, kann niemand sagen; seltsame Erscheinungen, an deren Möglichkeit vor hundert Jahren man nicht geglaubt hätte, beweisen wenigstens die wunderbare Macht des Beispiels. Jener Fürst in Hinterindien ist noch ein Wilder. Sein Sohn bewirtet jedoch die europäischen Gäste bereits in Zimmern, welche mit den feinsten Möbeln aus unseren Hauptstädten geschmückt sind. Er hat eine französische Modekleidung angelegt. Seine braunen, von Juwelen blitzenden Finger gleiten über das Elfenbein eines Wiener Flügels und lassen Straußische Walzer erklingen.

C. Der dritte Kiel ist's aber, der gewaltig
Vor allen ist; wohin kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelspaltig.

Er dringt in das Reich des Geistes ein. Vernunft und Rede verleihen ihm ihre Macht, gelangen aber selbst erst durch dies neue Organ zur höchsten Wirksamkeit.

Er ist's, der den Gedanken selbst besiegt,
Den unsichtbaren Riesen vielgestaltig,
Daß er gebannt auf zarten Blättern liegt.

1) Das gesprochene Wort ist an den engen Umkreis der Hörweite gebunden, das geschriebene vernimmt man an dem fernsten Orte. Wie beschränkt wäre der Verkehr, wenn Kaufleute, Behörden, Gelehrte unter sich und mit anderen nur durch mündliche Botschaften verhandeln könnten. Eltern und Kinder, Geschwister und Freunde, die das Schicksal nach Ost und nach West zerstreute, sind nicht gänzlich geschieden.

Auch getrennte Freunde mit süßen Banden zu knüpfen,
Fand die gute Natur uns eine Sprache, die Schrift.
Sie führt Seelen zusammen, die fern an einander gedenken,
Führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt.
Herder („Griech. Anthol.").

2) Die Schrift stellt den Inhalt des Wortes fest. Schon nach kurzer Zeit würde sich über eine Meinungsäußerung, über eine Willenserklärung, eine Verabredung ein Streit erheben, den selbst verständige und redliche Zeugen nicht immer beseitigen könnten. Das geschriebene Wort ist in weit geringerem Maße dem Mißverständnis und der absichtlichen Fälschung ausgesetzt.

3) Die Schrift läßt das Wort auch nicht verhallen und überliefert es den fernsten Zeiten. Die Bibel und Homer, die Sprachen und die Weisheit des Altertums sind uns durch die Schrift erhalten.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Schiller.

Ohne die Schrift hätte die Menschheit keine Geschichte. Jede Generation lebte ohne Kenntnis der vorigen und ohne

Zusammenhang mit ihr nur für sich selbst und schon das Andenken an die letzte Vergangenheit, an die Schicksale und Bestrebungen der Väter und Großväter, würde sich in eine traumhafte Sage verwandeln.

Schluß. Die beiden letzten Kiele verdanken ihre Gewalt dem Menschen und verherrlichen den Geist desselben, während sich in dem ersten nur die Größe der Natur offenbart.

Vieles Gewaltige lebt und doch
Nichts gewaltiger, denn der Mensch;
Weil auf dunkele Flut der See,
Von Südstürmen umhergedrängt,
Er tritt, des Wogengetoses
Empörten Schwall hindurch. — —
Und Red' und des luftigen Sinns
Gedanken erlernet er.

Aus Sophokles' „Antigone".

102.

Vergleichung der Jahreszeiten mit den Temperamenten.

Einleitung. Man rechnet die Vier nicht zu den heiligen Zahlen und doch hat die Vierheit der Dinge in Natur und Leben eine große Bedeutung. Die ganze sichtbare Welt dachte man sich lange aus vier Elementen hervorgegangen. Der Raum erstreckt sich nach den vier Winden und vier Himmelsgegenden in die Weite. Die Zeit ordnet ihren Verlauf nach den vier Abschnitten des Jahres, den vier Formen des Mondes, nach den vier Zeiten des Tages und den vier Vierteln der Stunde. Der Mensch unterscheidet in seinem Leben vier Altersstufen. Sein Haupt

ist der Sitz der vier höheren Sinne. Poesie, Musik, Malerei und Skulptur bezeichnen die vier Hauptrichtungen der Kunst, die Wissenschaft beherrscht in vier Fakultäten das Reich der Erkenntnis. Die Poesie wieder zeigt uns vier Arten der Dichtung. Viertelnoten bilden die Grundlage des Rhythmus in der Musik und zu einer vollständigen Harmonie gehören vier Stimmen. Während sich die muntere Jugend, zu vier Paaren abgeteilt, am Tanze ergötzt, sitzt ein Teil der Väter zu Vieren um die Spieltische und mischt die Blätter von viererlei Farben oder disputieren andere bei dem aus vier Elementen gebrauten Schillerpunsch. Die Vierung dringt bis in das alltägliche Leben ein. Der Ackerwirt legt ein Viergespann vor den auf vier Rädern rollenden Wagen. So wie die wichtigsten Landtiere alle auf vier Beinen traben, stehen unsere Tische und Stühle auf vier Füßen. Die Gebäude mit allen Räumen und unzählige Geräte halten uns stets das vierseitige Rechteck vor Augen. Die Meile und die Elle, die Last und der Scheffel, die Tonne und der Stof, Steine und Pfunde sind immer ein Ganzes von vier Vierteln. — Endlich werden auch im Wesen des Menschen, nach der Regsamkeit der empfangenden und schaffenden Kräfte seines Geistes, vier Temperamente unterschieden. Unsere Natur berührt sich aber vielfach mit der äußeren Schöpfung und nicht nur dann, wenn eine Zeitfolge, wie bei den Abschnitten des Jahres und den Lebensaltern des Menschen, einen ganz gleichen Gang des Werdens und Vergehens hervorruft, sondern die Gesetzmäßigkeit bildet ihre Parallelen auch in weit freierer Weise. So hat in unserem Falle der einzelne Mensch, der Hauptsache nach, nur eins der vier Temperamente, welches ihm sein Leben hindurch eigen bleibt, während die Jahreszeiten sie alle vier in einem Kreislaufe darstellen; doch darin, daß in dem Wesen des

Menschen überhaupt und in den wechselnden Erscheinungen des Naturlebens sämmtliche Temperamente auf eine deutliche und gleichmäßige Weise mit ihren charakteristischen Merkmalen hervortreten, wiederholt sich allerdings jenes Grundgesetz der Vierheit.

Thema. In welchen Eigentümlichkeiten die Jahreszeiten und die Temperamente einander entsprechen.

A. Der Frühling und das sanguinische Temperament.

1) Die Vorzüge des sanguinischen Temperamentes sind die leichte Erregbarkeit, ein vielseitiges Interesse, der rasch wechselnde Fluß der Gedanken und Empfindungen, die lebhafte Phantasie, die fröhliche Stimmung. Eine ähnliche Beschaffenheit offenbart die Natur im Frühling, wenn sich der fruchtbare Boden unter dem sonnigen Himmel mit dem farbenhellen Schmucke der Gräser und Blumen bekleidet, wenn an den Bäumen Laub und Blüten hervorsprossen, wenn in dem schmetternden Gesange der Vögel der Genuß des neuen, vollen Lebens erklingt, wenn selbst die murmelnden Bäche und Flüsse in ihrem raschen, freien Laufe von Kinderlust und jugendlichem Mutwillen beseelt erscheinen.

2) Der Sanguiniker pflegt jedoch wenig Ausdauer und Stetigkeit zu besitzen. Ein Eindruck verdrängt den andern. Seine idealischen Hoffnungen und Pläne zerrinnen ihm unter den Händen. Erst die Zukunft beweist, ob in dieser flatterhaften Lebendigkeit auch einiger Gehalt verborgen war, der sich befestigte, um dereinst zu würdigen Thaten zu reifen. So ist der Frühling die Zeit der Blumen und Blüten, aber nicht der Früchte. Vieles

scheint nur für den Augenblick geboren. Die Farben verbleichen über Nacht, die Blätter der Kronen welken und fallen ab, das prachtvolle Gewächs unterscheidet sich in nichts mehr von Dornbusch und Unkraut.

B. Der Sommer und das cholerische Temperament.

1) Diesem Temperamente ist eine rastlose, feurige Thatkraft eigen, die sich auf bestimmte, reelle Zwecke richtet. So verschwendet die Natur im Sommer nicht mehr ihre Schätze an das bunte Außenwerk der Wiesen und Gärten. Sie sammelt ihre Kräfte zur stillen, mächtigen Wirkung. Unter dem fruchtbaren Regen und der brütenden Wärme schießt das Getreide empor und weithin wogt das goldene Meer der Ähren. Der Baum hat sein Blütenkleid abgelegt, er läßt sogar die Blätter verkommen und ist einzig mit der Ernährung der jungen Früchte beschäftigt. Selbst der Vogel ist verstummt; in einem verborgenen Winkel weilt er auf dem Neste, wo die Jungen Schutz und Nahrung fordern. Nicht mehr durchzieht er in fröhlichem Müßiggange den schönen Wald, sondern in sorgenvoller Thätigkeit streift er umher,

Pabula parva legens, nidisque loquacibus escas.
Vergil.

Die Zeit der gaukelnden Jugendträume ist vorüber; allenthalben begegnet uns ein emsiges und nachhaltiges Schaffen und Bilden.

2) Die Feuerkraft des Cholerikers ist aber oft auch zerstörenden Leidenschaften dienstbar. Sie begeistert den Menschenfreund zu erhabenen Werken, sie bewaffnet den Haß und die Rachsucht mit dem Mordstahl, sie macht aus dem Eroberer eine Geißel Gottes.

Und so üben im Sommer die herrlichsten Kräfte der Natur bisweilen eine verheerende Wirkung.

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!

Schiller.

Zahllose Bäume, die Jahrhunderte zu ihrer Entwickelung gebraucht, sinken bei dem Waldbrande nebst dem jugendlichen Nachwuchs in Asche. Die Sonne saugt bei wochenlanger Dürre mit versengender Glut die Feuchtigkeit aus dem Boden. Die Quellen versiegen. Flüsse und Teiche trocknen aus. Die Gewächse verschmachten. Die Herde manches Landmanns muß täglich von ihrem Weideplatze eine weite Wanderung bis zu einer abgelegenen Tränke machen. Die Tiere des Waldes schreien mit heiserer Stimme nach frischem Wasser. Andererseits öffnen sich mitunter die Schleusen des Himmels, es strömen ebenso anhaltend Regengüsse herab, bis die Saaten verfaulen und die übertretenden Flüsse eine arge Verwüstung anrichten.

C. Der Herbst und das melancholische Temperament.

1) Der Melancholiker weilt mit sanfter Schwermut bei den Bildern der Vergänglichkeit. Es ergreift ihn tief, daß hienieden alles wandelbar ist und keinen Bestand hat, er richtet den Blick nach der ewigen Heimat. Noch einmal scheint der Herbst ein buntes, glänzendes Leben vor uns auszubreiten. Die Wälder prangen im mannigfachsten Schmuck. Doch diese Färbung

ist nicht das Ausstrahlen der frischen Kraft, in dem zarten Schmelze liegt der Schmerzenszug des Todes, denn der Prozeß der Auflösung hat bereits begonnen. Die größere Klarheit des Tages entbehrt der lebenerzeugenden Wärme. Bald sind die fruchtbaren Gefilde in öde Heiden verwandelt, über welchen die Wandervögel nach der Ferne ziehen. Der bleiche Mond lugt durch die geschäftig dahin eilenden Wolken. Über dem See und um die Erlen des Ufers wogen Nebelgebilde. Ein dumpfes Brausen geht durch die verlassenen Wälder. Das Bewußtsein der früheren epischen Herrlichkeit verschwimmt mit elegischen Sterbelauten, die Stimme der Natur ist Ossians Stimme und das Auge will seine Thränen haben. Ergriff doch selbst den üppigen Beherrscher Asiens, als er die Massen frischer, kräftiger Menschen vor sich sah, von denen nach wenigen Jahren nicht ein einziger mehr leben würde, der Schmerz um die Vergänglichkeit. Der tiefste Naturlaut der Menschenbrust läßt sich nicht ersticken.

2) Die Empfindung der Wandelbarkeit und des Hinscheidens aller irdischen Freude und Größe erzeugt in dem Geiste des Menschen oft eine gehaltvolle Rückwirkung. Die Melancholie erfaßt das Leben in seiner Tiefe, aber nicht allein um das Unvollkommene zu betrauern, sondern um das Vollkommene zu erschaffen und desto herrlicher sind ihre Ziele, je klarer und inniger das Bewußtsein jenen Gegensatz zwischen dem Unzulänglichen und dem Ewigen in sich aufgenommen. „Sie ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volke den Zugang zu einer oberen, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innerer Zug

des unstillbaren Heimwehes hinaufgetragen" (G. H. v. Schubert „Die Geschichte der Seele" [1833] 499). — Der Natur ist nicht wie dem Menschen eine Erhebung über die Macht der Sinnlichkeit mitgegeben; sie kann in dem Stadium des Verfalles nichts Neues schaffen und so stellt sie nur die negative Seite dieses Temperamentes, nur die sich selbst aufzehrende und bis zur Todessehnsucht anwachsende Schwermut dar.

D. Der Winter und das phlegmatische Temperament.

1) Der Phlegmatiker kennt weder die jubelnde Lebensfreude, noch die Lust des ernsten Schaffens, noch den tieferen, gottgeweihten Schmerz. Zu der Erstorbenheit seines Gefühles und der handelnden Triebe schickt sich der Winter, in welcher Jahreszeit es ihm ganz behaglich ist, hinter dem warmen Ofen zu brüten und sich zum Nichtsthun berechtigt zu scheinen. Die Vorzüge des Temperamentes sind beinahe nur negativer Art. Das Phlegma läßt mit den guten auch die schlimmen Leidenschaften nicht aufkommen, es stimmt zur Sanftmut, zur Friedfertigkeit und schließt nicht eine stille Heiterkeit aus, wie die weite Schneefläche zwar unfruchtbar ist, aber in ihrer fleckenlosen Reinheit und friedlichen Stille, zumal unter dem Lichte der Abendsonne oder des Mondes, einen freundlichen Anblick gewährt. Auch die Kraft des Ausharrens unter dem Drucke der Entbehrung ist ein Zug, den der Phlegmatiker in Hinsicht seiner Hoffnungen und der Winter in betreff der verschneiten Saaten gemein haben.

2) Wie die Extreme oft einander berühren, oder vielmehr, wie bisweilen das eine in seinen Gegensatz umschlägt,

so ist der Phlegmatiker nicht immer jenes geduldige Geschöpf. Der Faden zerreißt, wenn er zu stark angespannt wird, die vis inertiae offenbart sich in einer eigensinnigen, trotzigen Beharrlichkeit, ja es bricht eine rachsüchtige Zerstörungslust hervor, wenn Mutwille und Unbill den Trägen gewaltsam aus seiner Ruhe reißen. So versteht es der Winter, wenn ihn eine böse Laune aus seinem Schlummer weckt, Menschen und Tiere mit einer grimmigen Kälte zu plagen, ja er sucht bisweilen die Lebenskeime der Pflanzen zu vernichten. Darin bleibt er jedoch seinem Temperamente treu, daß diese gewaltige Kraftentwickelung nichts erschafft und daß sie meistens in wenigen Tagen ihre Wut erschöpft hat.

Schluß. Obgleich wir unser Temperament nicht ändern können, sind wir doch nicht, wie die Natur, einem Zwange unterthan. Jedes Temperament hat seine Vorzüge und der Mensch erscheint darin als ein freies Wesen, daß ihm die Möglichkeit offen steht, der Ausartung seines Naturells zu steuern und alles Gute, welches in demselben liegt, zu kräftigen und zu veredeln. „Nur der Mensch hat deshalb auch einen Charakter. Mit den anderen Lebendigen unserer Sichtbarkeit spielen die Wellen und Stürme der sinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeuge, in welchem kein steuernder und rudernder Schiffer ist, bis das Gebäu am Felsengestade zerschellt; im Wesen des Menschen aber waltet ein umblickender, selbstkräftiger Geist, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum sichern Hafen zu führen vermag" (v. Schubert a. a. O. S. 505).

103.

Über Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell".

Einleitung. Die Dichter schildern gewöhnlich in den Personen, die sie darstellen, ganze Gattungen und Stände. So bezeichnen Achilleus, der Telamonier Ajax, Odysseus nach ihren Eigenschaften allgemeinere Charakterformen des Heldentums und der Präsident in „Kabale und Liebe" ist nicht bloß ein einzelner Mensch, sondern zugleich das Abbild der damaligen verdorbenen Hofaristokratie.

Thema. Rudenz als Repräsentant des jungen Schweizeradels.

A. Zu welcher thörichten Denkweise er sich verleiten läßt.

1) Geblendet von dem Glanze des Hoflebens und um Berthas willen, die er durch den Verrat zu gewinnen hofft, verachtet er die biedere Einfachheit der heimischen Sitten, die patriarchalische Würde eines Landammanns; er ist geneigt, seine persönliche Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes, dessen natürliche Burgen und tapfere Verteidiger er mit Geringschätzung betrachtet, der Eitelkeit und einem besonderen Interesse aufzuopfern. Inhalt der Unterredung mit Attinghausen (II, 1).

2) Auch später handelt er nicht allein aus Liebe zum Vaterlande. Wie sein besseres Gefühl erst dadurch erweckt wird, daß Bertha ihm erklärt, sie sei nicht auf der Seite des Verrats zu finden (III, 2), so treibt er die Eidgenossen hauptsächlich deshalb zur schnelleren Erstürmung der Festen an, weil er seine eigene Sache mit dem Tyrannen auszufechten hat, weil Bertha aus einem Kerker hervorgegraben werden muß (IV, 2).

B. Welche Strafe Rudenz dafür erleidet und wodurch er uns wieder mit sich aussöhnt.

1) Schiller läßt ihn den Oheim nicht mehr am Leben finden und entzieht ihm den Trost, daß er den gekränkten Greis noch um Verzeihung bitten kann. Ebenso muß er noch eine Zurechtweisung von Melchthal hinnehmen (IV, 2).

2) Die Kühnheit, mit der er dem Landvogt entgegentrat (III, 3). Seine tiefe Reue, die innige Verbindung mit den Landleuten, deren Geheimnis er nicht verraten hatte (IV, 2), seine Tapferkeit bei der Erstürmung des Sarner Schlosses (V, 1). Er erklärt in der letzten Szene seine Knechte für frei und bezeugt damit, daß das neue Leben, zu welchem das Vaterland erwacht ist, auch seine Seele erfüllt.

Schluß. Wir müssen es nicht als einen Fehler der Dichtung ansehen, daß Rudenz keiner reinen Begeisterung fähig ist, denn er sollte zu den schwächeren Charakteren gehören. — Wenn die Zeitumstände ähnlich sind, wird es immer Menschen geben, die einer solchen Verirrung schuldig werden; möchten sie sich gleich Rudenz nach dem Falle erheben und ehe es zu spät ist, mit Entschlossenheit und Eifer für die rechte Sache in die Schranken treten!

104.

Fortes fortuna adiuvat

und

Gott ist in dem Schwachen mächtig.

Einleitung. Der wackere deutsche Dichter Ernst Moritz Arndt (1769—1860) hat beide Sprüche zusammen

unter sein Bildnis gesetzt. In dieser Verbindung liegt etwas Befremdendes, da die Tapferkeit des Menschen und sein Gefühl der Schwäche, der Zufall der Heiden und der Gott der Christen bedenkliche Gegensätze bilden. Es ist nun die Frage, ob nicht gleichwohl jeder Spruch für sich eine Wahrheit enthält oder ließe sich gar zwischen ihnen eine innere Verwandtschaft entdecken, so daß sie einander nur näher bestimmten und ergänzten?

Thema. Rechtfertigung und Vergleichung beider Sätze.

A. Jeder derselben spricht eine unzweifelhafte Wahrheit aus.

1) Die Erfahrung bestätigt den ersten. Hat nicht Friedrich der Große durch seine Tapferkeit halb Europa überwunden und war nicht später das Unglück Preußens gegen Napoleon I. zum größten Teile eine Folge der Verzagtheit und Unentschlossenheit?

Hos successus alit: possunt, quia posse videntur.
Vergil.

2) Doch auch den zweiten Satz beweist die Erfahrung. Welcher Umschwung kam durch Johanna von Orleans, die schwache Hirtin, die sich Gott zur Streiterin ersehen, in die Lage Frankreichs? Mit einer herrlichen Verwegenheit bat Luther, die Fürsten möchten ihn nicht so eifrig unterstützen, damit die Allmacht Gottes an seinem Werke in ihrer ganzen Fülle offenbar würde (vgl. den Brief an Herzog Friedrich zu Sachsen, in W. Wackernagels Lesebuch [1851] III, 1, 145). Welche gewaltige Schöpfung erwuchs durch den Segen Gottes aus dem kleinen Reise, welches der Stifter des Halleschen Waisenhauses in Glauben und Liebe pflanzte.

B. Die völlige Übereinstimmung beider Sprüche.

Die Sätze behalten aber nicht nur neben einander ihre Wahrheit und Anwendbarkeit, sondern es stellt sich in der That bei näherer Betrachtung zwischen ihnen ein inniger Zusammenhang und eine höhere Einheit heraus.

1) Die Tapferkeit entspringt nämlich aus sehr verschiedenen Quellen. Gefahr und Not, irgend ein leidenschaftliches Interesse niederer oder besserer Art, kann den Mut des Menschen entflammen. Ihr tiefster Grund ist jedoch der begeisterte Glaube, daß wir Gott selbst zum Mitstreiter haben. Die Israeliten unterlagen ihren kriegerischen Nachbarn, so wie sie von Jehovah abfielen. Flaminius verlor wegen der Nichtachtung der Religion gegen Hannibal Schlacht und Leben (Livius XXII, 3). „Gott will es!" war der Ruf, welcher die Kreuzfahrer zu unerhörten Opfern und Anstrengungen befähigte. Bei T. Tasso (XI, 11) ermahnt der fromme Einsiedler die Fürsten, sich durch andächtige Hochgesänge zum Kampfe zu stärken.

Dort wogt das Heer; und seine frommen Lieder
Durchdringen Kluft und Thal mit freud'gem Schall.
Aus Grotten und von Felsenhängen nieder
Ruft tausendfach des Echos Widerhall;
Als bärgen sich im Busche Glaubensbrüder,
Im Felsengang, im Laub, allüberall,
So deutlich hört von Christus und Marien
Die großen Namen durch die Luft man ziehen.

Gustav Adolf, der bei seinem Heere den Feldgottesdienst einführte, war selbst ein frommer Held. Sein tägliches Morgengebet war das Lied:

Aus meines Herzens Grunde
Sag' ich dir Lob und Dank ꝛc.

Vor der Lützener Schlacht soll er mit lauter Stimme gesungen haben:

Es woll' uns Gott gnädig sein
Und seinen Segen geben 2c.

Zieten empfahl seinem Könige, den lieben Gott zum Alliierten zu nehmen und als Friedrich zuletzt bemerkte, daß die Leute sich nicht mehr so tapfer schlügen, sah der wackere alte General die Ursache darin, daß sie es bei dem wüsten Kriegsleben verlernt hätten, an Gott zu denken.

Es ist ein Kraut, das Allmannsharnisch wird genannt,
Wer's an sich trägt, der siegt, wo er wird angerannt.
Das Gottbewußtsein ist's, was droben ist zu Haus,
Das ist der Strauß, mit dem du siegst in jedem Strauß.
Rückert.

2) Andererseits macht der begeisterte Glaube die Tapferkeit keineswegs überflüssig. Gottes Beistand wird die Kraft des Schwachen erwecken und ergänzen. Seine Hilfe führt Erfolge herbei, auf die wir niemals gerechnet. Damit wird aber nicht jenen faulen und feigen Menschen das Wort geredet, die alles Heil vom Gebete erwarten. Johanna erfocht ihre Siege nicht ohne die Heldenthaten des begeisterten Heeres und weder Luther noch Franke haben die Hände in den Schoß gelegt.

Die Faust gehört dazu: Gott steht demselben bei,
Der erstlich ihn ersucht und wehrt sich dann auch frei.
Opitz.

Ignavis precibus fortuna repugnat.
Ovid.

Schluß. Mit jenen beiden Wahlsprüchen hat Arndt seine Denkweise recht bezeichnend kundgegeben. Er selbst war ein mutvoller Mann, der die ohnmächtige Verzagtheit, welche unser Vaterland den Franzosen unterwarf, auf das Bitterste gescholten hat.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Andererseits verließ ihn niemals der Gedanke an den ungeheuren Wechsel der Dinge, den er in dem Freiheitskampfe erlebte. Der unbesiegbare Kriegsfürst, dem die unerschöpflichen Hilfsquellen Frankreichs und die Heere vieler Vasallen zu Gebote standen, mußte endlich das Feld räumen und mit demselben frommen Staunen, wie Äschylus die Niederlage der Perser betrachtete, erkannte Arndt, daß Gott in dem Schwachen mächtig ist. Welcher Art war aber die Tapferkeit in jenem heiligen Kriege? In der entsetzlichen Bedrängnis riefen die geknechteten Völker den an, der unsere Zuflucht ist und Stärke, ihre Tapferkeit gründete sich auf die fromme Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, zu dem Erlöser aus aller Not. Und warum war Gott in dem Schwachen mächtig? Weil Fürsten und Völker sich ermannten und mit kühnem Heldenmute ihr Herzblut an die Freiheit setzten.

Wer ist ein Mann? wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg!

E. M. Arndt.

105.

„Der gelähmte Kranich" von Ewald von Kleist.

Einleitung. Diese Fabel und „Irin" sind von den kleineren Dichtungen des Verfassers noch heute allgemeiner bekannt und verdienen diese Auszeichnung. Beide drücken die schöne Grundstimmung seines Gemütes aus und es

herrscht in ihnen ein verwandter Ton. Ein liebliches Naturbild mit seiner sanften, feierlichen Schwermut (hier der entlaubte Herbstwald und die am Gestade des Meeres zum Aufbruch gen Süden versammelten Kraniche, dort der See mit den beiden Fischern und dem Schwane unter dem goldenen Abendrot) richtet unsere Gedanken auf den Beschluß des nicht immer freudevollen Lebens und auf den Übergang in das dunkele Land der Verheißung; alle Sorge verliert sich jedoch in eine glaubensstarke Fassung und stille Befriedigung.

Thema. Welche Betrachtungen in die Fabel eingekleidet sind.

A. Mancher redliche Mensch hat sein lebenlang mit traurigen Schicksalen zu kämpfen.

1) Krankheit, Vereinsamung, ein aufreibendes Tagewerk und ähnliche Übel beschweren dem Dulder vielleicht schon in der Jugend das Herz und die Zukunft verspricht ihm keine günstige Veränderung. Während alles umher mit Freude und oft ohne Dank genießet, ist die vielen Jahre hindurch, die er noch zu leben hat, sein der Weg, den Sorg' und Mühe trat.

Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm.

2) Da gestattet er sich wohl in einer düstern Stunde den Wunsch, daß das Schicksal die Reihe seiner Tage abkürzen möchte.

Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?

Meinten doch selbst die sonst so heiter gestimmten Griechen:

Nie geboren zu sein verdient den höchsten Preis und das nächste ist,
Wenn du lebest, dahin geschwind
Wiederum kehren, woher du kamest.
Soph. („Oed. Col." 1225).

B. Doch wird dem Leidenden die Pilgerfahrt durch das Leben auch vielfach erleichtert.

1) Sein Ungemach wird ihm minder schmerzhaft sein, wenn er sich dasselbe nicht durch seine eigene Schuld zugezogen hat. Ihm bleibt eine festere Zuversicht zu der Teilnahme liebreicher Menschen und zu dem Beistande Gottes.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm.

2) Vermehrt es einerseits unsere Mißstimmung, daß Andere über Verdienst begünstigt scheinen, so beschwichtigt es doch auch unsere Unzufriedenheit, daß mancher, dem wir nicht gleichkommen, noch mehr zu leiden hat und daß uns lange nicht das schwerste Schicksal betroffen. Der Pfeil hat dem Vogel nur den Fuß beschädigt, nicht den Flügel oder gar das Herz durchbohrt.

3) Ein mächtiger Trost liegt in dem Vertrauen zu dem Herrn des Lebens. Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten. Wer ausharret, gelangt ans Ziel;

Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin.

4) Denn endlich bleibt jedem frommen Dulder die Verheißung, daß ihn nach den kurzen Leiden dieser Zeit das Land aufnimmt, wo ewiger Friede herrscht und keine Thräne geweint wird.

Jenseit des Ufers giebt's ein besseres Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch.

C. Das Ende der Gerechten.

1) Die Kinder des Glückes sind keineswegs vor einer Heimsuchung sicher. Der Taumel der Freude,
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,

das übermütige Lächeln, mit welchem sie auf ihre von Sorgen gebeugten, in Dürftigkeit verkommenden Mitbrüder herabsehen, beschleunigen oft den tiefen Fall.

Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

2) Dem Redlichen bieten jedoch jene Erwägungen eine stille Zuflucht dar und stärken ihn täglich mit frischer Kraft zum Kampf und Sieg.

Der Kranke ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war.
Nach vielem Ruh'n sah er das bess're Land,
Den güt'gen Himmel, der ihn plötzlich heilt.

Schluß. Dem freundlichen Dichter ward bei Kunersdorf früh und hart gebettet, doch hatte jenes weltüberwindende Gottvertrauen seine Tage erheitert und er konnte bei seiner reinen, idyllischen Natur den schönen Lebensabend, welchen man ihm gewünscht hätte, wenigstens im Voraus durchempfinden, als er ihn im „Irin" so gefühlvoll schilderte.

106.

Sechs Wörtchen nehmen mich in Anspruch jeden Tag: Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Rückert.

Einleitung. Während sonst die Lehrgedichte wenig Beifall finden, hat Rückerts Spruchpoesie die Probe bestanden. Unzählige seiner Sentenzen, namentlich aus der „Weisheit des Brahmanen", sind allgemein bekannt und beliebt. Auch ohne eine phantasievolle Einkleidung haben sie einen poetischen Reiz, weil sie Wahrheiten enthalten, die

durch eine geistvolle Beziehung oder durch eine neue Auffassung der Sache anregen und auf ein sinniges Gemütsleben des Dichters hinweisen. Wie seltsam, daß in jenen, wie es scheint, so leeren Formwörtchen der Sprache gleichsam die Summe unseres Daseins liegen soll! Rückert selbst hat den Wörtchen eine kurze Erklärung mitgegeben, dabei aber der Auslegung noch einen weiten Spielraum gelassen. Wir werden, um das Verwandte zusammenzustellen, schon eine andere Ordnung wählen müssen.

Thema. Die Bedeutung jener sechs Wörtchen, in welchen das Wesen und die Bestimmung des Menschen enthalten ist.

A. Der freie Wille und das höhere Vermögen als die Grundbestandteile der menschlichen Natur.

1) Ich will. Die Freiheit des Willens erhebt uns über die Tiere. Der Mensch allein faßt mit Bewußtsein und Wahl einen Zweck ins Auge, er allein handelt aus Gründen. Selbst dann, wenn die verlockende oder die drohende Gewalt der Umstände auf seine sittlichen Entschließungen Einfluß hat, handelt er mit Freiheit, denn es ist seine Wahl, daß er den Widerstand aufgiebt. Er kann von seiner natürlichen Freiheit keinen Gebrauch machen wollen, aber er kann sie nicht verlieren und nicht aus seinem Wesen ausscheiden. Er kann gehindert werden, sein Vorhaben auszuführen, aber die Absicht selbst kann ihm niemand entreißen; es ist sein Wille, wenn er sie aufgiebt.

Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Feiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.

2) Ich kann. Zu dieser natürlichen Freiheit des Willens gesellt sich in unserem Wesen ein höheres Vermögen.

Können, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.
Goethe.

Auch in diesem Punkte hat die Natur des Menschen ihre besonderen Vorzüge. An Muskelkraft und Schärfe der Sinne übertreffen ihn viele Tiere; aber der überlegende Verstand macht ihn zum Herrn der Schöpfung, ja die Vernunft setzt ihn instand, selbst das übersinnliche zu erfassen. Die Geschlechter der Menschen sterben aus und werden wieder geboren, wie die Geschlechter der Tiere, aber nicht ist der jetzige Standpunkt ihres Vermögens und ihrer Entwickelung derselbe, wie vor Jahrtausenden. Der Mensch allein ist des geistigen Fortschreitens fähig, er allein ist auch der sittlichen Veredelung fähig, weil er seinen Trieben und Leidenschaften zu gebieten vermag.

Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.

B. Die Schranken der Freiheit und des Vermögens.

1) Ich muß. Nach seiner endlichen Natur ist der Mensch jedoch auch einer äußeren Notwendigkeit unterworfen.

a. Er ist kein rein geistiges Wesen und muß sich in seinem leiblichen Dasein den allgemeinen Gesetzen der Natur unterordnen. Es ist nicht eine Sache seiner Wahl, daß er Speise und Trank nimmt, daß er Atem holt, daß der Schlaf die müden Glieder auflöst. Die Natur läßt ihn, wie die geringste Blume des Feldes, eine Zeit lang blühen und dann verwelken. Der Mensch kann diese Notwendigkeit mildern, aber nicht aufheben.

b. Auch der Welt gegenüber ist er nicht allmächtig und eine stärkere Gegenwirkung (α) des Schicksals, (β) der Umstände und (γ) der Menschen setzt seinem Streben ein Ziel und zwingt ihn, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von and'rer Seite hält.

Einige Beispiele aus Schillers lyrischen Gedichten:

(α) Wissend, schauend, unverwandt,
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.
(„Kassandra.")

(β) Zum Kampfe muß er sich bereiten.
(„Die Kraniche des Ibykus.")

(γ) Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben.
(„Die Bürgschaft.")

c. Zu der Resignation muß man sich indessen nicht zu frühe entschließen. Starke Charaktere haben den Grundsatz: was der Mensch will, das kann er auch.

Auf theoretischem Felde ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!
Schiller („Die Philosophen").

Nichts ist zu hoch, wonach der Starke nicht
Befugnis hat die Leiter anzusetzen.
Derselbe („Die Piccolomini").

2) Ich soll und ich darf. Der Mensch ist ferner ein sittliches Wesen. Als solches behält er zwar die natürliche Freiheit und das Vermögen, das Edele oder das Niedrige zu erwählen oder zu thun, aber Gott selbst, der ihm das Leben gab und eine höhere Bestimmung erteilte, die sittliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und nicht minder die eigene Vernunft bezeichnen ihm durch Gebote und Ver-

bote die Bahn, auf der er wandeln soll, um der rechten Freiheit teilhaft zu werden und von seiner Kraft einen segensreichen Gebrauch zu machen. Nach seiner natürlichen Freiheit vermag er es, jeglichem Gebote und Verbote zu trotzen, veredelt sich dieselbe zur sittlichen Freiheit, so will und thut er nur das, was er soll und darf.

Ich soll, ist das Gesetz, von Gott ins Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.

Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.

3) Ich mag.

Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.

Dies Mögen ist nicht ein so unbestimmtes Etwas, wiewohl es Mühe macht, seine rechte Bedeutung zu ergründen. Ich mag das Buch nicht lesen und ich will es nicht lesen, unterscheiden sich offenbar so, daß mich im ersten Falle eine Abneigung, im zweiten andere Dinge zu der Ablehnung veranlassen. Mögen ist daher ein Wollen, welches unserer Neigung, unserer Gewohnheit, unseren Wünschen und Interessen gemäß ist, dabei aber keineswegs immer nur aus einer Stimmung des Augenblicks fließt.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut.
(„Parabeln und Rätsel.")

Mögen steht aber auch für Sollen, wenn der Befehl zu einer Aufforderung gedämpft wird, welcher Folge zu leisten dem andern anheimgestellt bleibt oder sein eigener Vorteil erheischt.

Und könnt' ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.
(„Der Taucher.")

Mögen drückt endlich, wie Dürfen, eine Erlaubnis aus und zwar wiederum mit dem Nebenbegriff, daß es dem andern erwünscht ist oder überlassen bleibt, von derselben Gebrauch zu machen.

Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.
(„Die Bürgschaft.")

Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.
(„Der Taucher.")

Darin, daß sich Mögen mit allen anderen Wörtchen berührt, irrt Rückert wohl; denn von Müssen ist es nach der eben angegebenen Grundbedeutung zu sehr verschieden, und mit Können hat es nur Zusammenhang, wenn dieses selbst für Dürfen steht.

Der Meister kann (darf, mag) die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit.
(„Das Lied von der Glocke.")

Schluß. Jeder muß es sich angelegen sein lassen, den Sinn und Unterschied dieser Wörtchen, die hier zum Teil nur nach dem Sprachgebrauch festgestellt sind, auch für den Gebrauch des Lebens genau zu erwägen. Sie nehmen uns wirklich jeden Tag vom Morgen bis zum Abend in Anspruch, denn stets sind die Kraft, der Wille und die Neigung geschäftig und stets bewachen Notwendigkeit und Pflicht den ehernen Faden, welchen sie um das Gebiet der Freiheit gezogen haben. Nicht allein in Schillers Gedichten, aus denen wir einige Beispiele genommen, sondern in allen Schriften finden sich diese Wörtchen auf jeder Seite. Sie werden meistens nur zu anderen Verben gesetzt und eben darin erscheint die Gewalt, mit der sie alles Sein und Handeln bedingen. — Wohl dem Menschen, wenn er in der Freiheit des Wollens und in dem Vermögen des Geistes

den hohen Vorzug unserer Natur erkennt und an seinem Teile zu beweisen strebt, daß dem Fortschreiten unserer Entwickelung eine weite Bahn geöffnet ist, wenn er andererseits es versteht, sich mit Ergebung in das Notwendige zu fügen, wenn er dagegen an den sittlichen Forderungen des Lebens allen Zwang tilgt, indem er sie in seinen Willen aufnimmt und in freie Richtungen seiner Thätigkeit, in Eigenschaften seines Selbst verwandelt.

Nur wenn du, Herr, mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

107.

Studia res secundas ornant.

Cicero.

Einleitung. Ganze Völker oder wenigstens ganze Stände haben zu Zeiten die Wissenschaften verachtet. In Rom zürnte der ältere Cato den Scipionen wegen ihrer griechischen Studien, und noch Cicero mußte bald seine Beschäftigung mit der Philosophie rechtfertigen, bald nachweisen, daß ein Dichter oder ein Schauspieler nicht ganz unnütze Erdenbewohner seien. In der letzten Periode des Mittelalters verspottete der Ritter das Volk der Schriftsteller; bei seinem kriegerischen Sinne überließ er die Wissenschaften den für weibisch geltenden Geistlichen. Noch viel später hegte der Adel gleiche Vorurteile; der bairische Junker Veit in M. Millers „Siegwart", das charakteristische Abbild seines Standes, wirft den Vergil, in welchem sein Sohn und Siegwart lesen, zum Fenster hin-

aus. Auch heute sehen viele begüterte Leute auf die so wenig einträglichen Studien mit Geringschätzung herab und ihre Söhne haben meistens keine Lust, sich auf höheren Schulen den Kopf zu zerbrechen, da ihre Väter, ohne studiert zu haben, einen stattlichen Reichtum erworben, der ihnen als der Inbegriff des Glückes erscheint.

Thema. Dem ungebildeten Manne gewährt der Reichtum nur ein sehr unvollkommenes Glück.

A. In betreff der gewöhnlichen Lebensgenüsse.

1) Das Theater. Hat man keine Kenntnis von der historischen Entwickelung der szenischen Poesie und soll nur das unsichere Geschmacksurteil über Wert oder Unwert der Komposition und Ausführung eines Werkes entscheiden, weiß man nicht einmal die Handlung eines historischen Dramas mit der Weltgeschichte in Zusammenhang zu bringen und übersteigt schon ein gehaltvoller Dialog das Verständnis, hat man ebensowenig einen rechten Begriff von der Kunst des Schauspielers, so beschränkt sich die Unterhaltung, die man im Theater sucht, auf den Genuß des rohen Stoffes, des bunten Wechsels der Thatsachen. Ähnlich ergeht es dem Ignoranten, wenn er eine Oper hört, eine Bildergalerie besucht oder vielleicht einen Roman liest.

2) Gastmähler. Wie angenehm ist es, gebildeten Männern zuzuhören, wenn sie in dem heiteren Tone, der sich für ein Symposion schickt, aber mit jener Sicherheit und Klarheit, die aus gründlichen Kenntnissen resultieren, einen Abend mit Gesprächen über wissenschaftliche Gegenstände von allgemeinem Interesse hinbringen. Noch nach 100 Jahren

erinnern wir uns gerne jener geselligen Kreise, die sich in Hamburg um Carpser, den Freund Hagedorns, und in Königsberg um Kant und Hippel gebildet hatten. Mit welchem armseligen Genusse muß sich dagegen eine Gesellschaft begnügen, in der sich hier eine Gruppe mit dem Tagesgeklätsch und Börsenereignissen unterhält, dort eine andere in kurzsichtiger Kannegießerei über das Staatswohl beratschlagt, oder jemand sich in einem Kreise von Feinschmeckern mit Erfahrungen breit macht, die sich an den Küchenzettel und die Weinkarte knüpfen. Der Mehrzahl ist überhaupt jedes Gespräch ermüdend und sie eilen an die Whisttische.

3) Reisen. Jeder wohlhabende Mann, so fordert es die Mode, muß mit seiner Familie die Welt sehen. Was nützt ihm jedoch der Aufenthalt in einer altertümlichen Stadt, wenn er nichts von den Zuständen weiß, die diesen Straßen, Märkten, Rathäusern ihr Gepräge gegeben. Man zeigt ihm eine Reihe historischer Denkmäler, aber seine Geschichtskenntnis geht nicht über die Generale des alten Fritz zurück. Die Merkwürdigkeiten der Natur, die seltsamen Felsblöcke und Höhlen der Gebirge ꝛc. sind ihm nichts als ein kaleidoskopisches Spiel; Glück genug, wenn er so viel natürlichen Sinn für das Schöne hat, daß herrliche Landschaften wenigstens nach ihrem malerischen Charakter auf ihn Eindruck machen, Wald und Fluß ihm nicht überall so aussehen wie zu Hause. Gewöhnlich imponiert ihm nur der Reichtum, ein Hafen voller Schiffe, ein Markt mit kostbaren Warenlagern, eine Reihe von Palästen, eine mit Gold belastete Spielbank. Kommt er heim, so veranschlagt er den Genuß, welchen ihm die Reise gewährt hat, nach der Summe, die sie gekostet. Er weiß jetzt aus Erfahrung, was in dieser oder jener großen Stadt die Küche vermag; in seinem Gedächtnisse ruht ein Stoß

von Speisekarten und Wirtshausrechnungen, Materialien zu einer eigentümlichen komparativen Geographie.

B. In betreff des Tagewerkes.

1) Besteht die Bildung hauptsächlich darin, daß man sich der geistigen Natur des Menschen bewußt ist und an ihrer Entwickelung und Thätigkeit Interesse hat, so muß es dem Gebildeten, selbst wenn ihn sein Reichtum jeder Sorge für den Unterhalt überhebt, unmöglich sein, sein Leben in Müßiggang hinzubringen oder allein der Vermehrung materieller Besitztümer zu widmen. Er wird sich seinen Mitbürgern in einem anständigen Berufe nützlich machen und wie schön ist es, wenn dabei alle Beschränkungen wegfallen, die uns meistens die kärglich zugemessenen Geldmittel auferlegen; wenn der strebsame Gelehrte bei jeder Messe seine Handbibliothek vervollständigen kann, wenn der Anwalt sich nicht scheuen darf, die wenig einträglichen Prozesse bedrängter Witwen und Waisen zu übernehmen, wenn der Geistliche, der Arzt im stande sind, mit milder Hand den eigentlichen Quellpunkt des Elendes zu verstopfen.

5) Ganz anders ist es mit ungebildeten Leuten. Ihr Tagewerk ist der Müßiggang.

Denn essen und trinken zum Zerplatzen,
Und schlafen und im Kopfe kratzen,
Und täglichtags sein Porzellan
Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,
Und dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,
Und flacken auf dem Ruhebett,
Und wenn ihm alles sonst will fehlen,

Sich schließen in sein Kabinet
Und seine Rosenobel zählen —
Dies Hausens Thun und Lassen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr.
Wieland.

Sind sie weniger phlegmatisch und sparsam, so giebt es tausend Erfindungen des Luxus, die ihnen die Zeitverschwendung erleichtern. Aber auch die, welchen eine thätige Natur zu teil geworden, so daß sie ihre Tage nicht im Schlendrian zubringen mögen, kennen gewöhnlich keinen höheren Lebenszweck als den Gelderwerb. „Meine Kinder lassen sich zu gescheiten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden soll so bald als möglich ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du deine Lust sehen" (Goethe XX, S. 135.)

Schluß. So erfreut sich der Ungebildete allein an der bunten Außenseite der Dinge und ihr geistiger Gehalt bleibt ihm unbekannt.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.

Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.
Schiller.

108.

Studia rebus adversis perfugium ac solatium praebent.

Cicero.

Einleitung. Von den philosophischen Systemen der Alten behauptete sich am längsten das stoische. Es ging in die christlichen Zeitalter hinüber, weil es in der Geringschätzung der äußeren Güter den Fluten des Unglücks einen mächtigen Damm entgegenstellte und da der stürmische Andrang derselben uns stets bedroht, für alle Zeiten seine praktische Anwendbarkeit behielt, und ferner, weil es in seiner positiven Richtung auf ein über die Sinnenwelt hinausgehendes Gut hinwies. Solche Grundsätze verschmelzen leicht mit den Wahrheiten des Christentums selbst. Daher waren Seneca und mehr noch Boethius viele Jahrhunderte hindurch auch bei den christlichen Philosophen beliebt. Das Hauptwerk des letzteren „De consolatione philosophiae" kannte von der Zeit der Gothen ab bis ins 18. Jahrhundert hinein jeder Gelehrte. Boethius ist im Kerker, der Genius der Philosophie erscheint ihm und beschwichtigt seine Klagen mit Reflexionen über die Nichtigkeit des Erdenglückes, in welche geschichtliche Beispiele nebst Aussprüchen der Philosophen und der Dichter verwebt sind. Aus derselben stoisch-christlichen Philosophie erwuchs das „Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges" von M. Opitz (1621 verfaßt, 1633 gedruckt), das beste deutsche Lehrgedicht.

Thema. Inwiefern uns das Studium der Wissenschaften in der Trübsal eine trostreiche Zuflucht gewährt.

1) Die Beschäftigung mit den Rednern, Dichtern und Historikern lehrt uns eine Menge gehaltvoller Lebenswahrheiten kennen, welche durch

die Geschichte einzelner und ganzer Völker bekräftigt, unser Herz beruhigen, zur Ergebung stimmen und wieder auch mit hoffnungsvollem Mute beleben. Solche Wahrheiten sind:

a. Es ist nicht das gewöhnliche Los des Menschen, daß ihm seine Tage in ungetrübter Heiterkeit verfließen:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

Schiller.

Nihil est ab omni
Parte beatum.

Horat.

Quam multos esse conjectas, qui sese caelo proximos arbitrentur, si de fortunae tuae reliquiis pars eis minima contingat?

Boeth. II, 4.

Selbst Karl V., der Herrscher über so viele Länder, hatte Anlaß, den glänzendsten Thron Europas mit der stillen Zelle eines Klosters zu vertauschen, und sein Beichtvater Constantinus Pontius, in dessen Armen er gestorben war, wurde unter Philipp von der Inquisition verbrannt.

b. Poche nicht auf deine Verdienste; vielen, die besser als du waren, ist es weit schlimmer ergangen. Sokrates und Phocion tranken den Giftkelch, Christus starb am Kreuze.

Quod si nec Anaxagorae fugam nec Socratis venenum nec Zenonis tormenta, quoniam sunt peregrina, novisti, at Canios at Senecas at Soranos, quorum nec pervetusta nec incelebris memoria est, scire potuisti. Quos nihil aliud in cladem detraxit, nisi quod nostris (philosophiae) moribus instituti, studiis improborum dissimillimi videbantur. Itaque nihil est quod admirere, si in hoc vitae salo circumflantibus agitemur procellis, quibus hoc maxime propositum est, pessimis displicere.

Boeth. I, 3.

c. Wer kann es sich herausnehmen, ein Schicksal, das uns nicht ohne den Willen des Allgütigen zu teil wurde, böse zu nennen. Er führet alles herrlich hinaus. Aus der Asche des römischen Reiches erhob sich die neue Welt zu einem höheren Kreislauf der Kultur.

d. Mut und Umsicht vermögen oft die nachteiligen Folgen eines Übels zu vermindern und gründen über den Trümmern ein neues Lebensglück.

Quidquid erit, superanda omnis fortuna ferendo est.
Vergil.

Es ist etwas in der Natur des Menschen, das mir seine Herrlichkeit vor allen anderen lebendigen Wesen mehr beweist, als alle seine übrigen Vorzüge, und dies ist, daß er, wie er auch gedrückt worden sein mag, sich immer wieder aufheben kann.
Wieland.

e. Will alles fehlschlagen, so bleibt dir gleichwohl der Friede in Gott.

Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
Wenn ich in deiner Liebe ruh'!
Ich steige aus der Schwermut Höhlen
Und eile deinen Armen zu ꝛc.
(Evang. Gesangbuch.)

Dahin, wo dein Leben angefangen,
Dahin richte Sehnsucht und Verlangen,
Deine Seele findet dann erst Ruh',
Wendet sie sich ihrem Schöpfer zu.
Ph. Spitta.

2. Die emsige Beschäftigung mit den Wissenschaften lenkt unsere Gedanken von dem ab, was uns draußen begegnet; sie führt uns in andere Räume, in andere Zeiten; sie nimmt unsern Anteil für Personen und Dinge in Anspruch, die mit unsern Widerwärtigkeiten nichts zu thun haben, weshalb wir dieselben vergessen.

3) Die Studien stellen uns überhaupt auf den Standpunkt eines höheren Daseins, welches uns unsere irdischen Sorgen als kleinlich erscheinen läßt. Der Trieb zur Wahrheit, zur Erkenntnis fordert ebenso seine Befriedigung, wie jedes andere Bedürfnis des Geistes, und indem wir ihm genügen, erlangen wir wirklich ein Glück, das uns für Verluste geringerer Art entschädigt. Diese tiefe, innige Freude an dem Wissen ist keine Gabe von außen, sie entquillt der Sache selbst.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Schiller.

Schluß. Das Gefühl, zu einem höheren geistigen Leben erweckt zu sein, ließ jene stoische Philosophen die Entbehrung der Glücksgüter verschmerzen und in dem Bewußtsein, sich ein unverlierbares Gut erworben zu haben, verzichteten sie gerne auf die vergänglichen Zierden des Lebens.

Gratia, Musa, tibi: nam tu solatia praebes,
Tu curae requies, tu medicina mali,
Tu dux, tu comes es, tu nos abducis ab Istro
In medioque mihi das Helicone locum.

Ovid.

Das kann die göttliche Philosophie uns weisen,
O wohl dem, der sich läßt an ihrer Tafel speisen,
Ihr Himmelsbrot genießt, trinkt ihren süßen Wein
Und schläft an ihrer Brust, er lernt zufrieden sein!

Opitz.

Der einzige Trost in der Welt, wenn ja die Welt Trost hat, liegt in den Wissenschaften. Selbst die Unvollkommenheit unseres Wissens ist tröstlich; die edle Art, uns zu zerstreuen, die den Wissenschaften eigen ist, hat weder die Welt, noch etwas, das in der Welt ist. — — Studieren ist eine Art Geisterseherei, eine Empfindung höherer Kräfte, ein Vorschmack des Himmels.

Hippel, („Lebensläufe" [1781] III, 308).

109.

Die Kriege, welche Europa und Asien mit einander geführt haben, nebst ihren wichtigsten Ursachen.

Einleitung. Zwar sind immer nur einzelne Völker des Ostens und des Westens gegen einander zu Felde gezogen, aber man hat diese Kämpfe von jeher als Kriege der beiden Weltteile betrachtet und sie sogar in einen inneren Zusammenhang gebracht. Schon Herodot beginnt die Geschichte der Perserkriege mit der Sage, wie Europäer und Asiaten sich wechselweise durch Frauenraub beleidigt und gerächt. Paris entführt die Helena, weil Jason die Medea geraubt. Diese Auffassung geht demnach bereits von einem Konflikte der Weltteile aus, denn der troische Prinz tritt für die Kolchier, für die Ehre Asiens, ein und der spartanische König büßt für die Schuld der Argonauten. In gleicher Weise spricht Vergil von dem trojanischen Kriege:

quibus actus uterque
Europae atque Asiae fatis concurrerit orbis.
Aen. VII, 223.

quae causa fuit, consurgere in arma
Europamque Asiamque.
Aen. X, 90.

In manchen Troerliedern des Mittelalters kommen Ungarn, Russen, Dänen, Engländer, Deutsche ꝛc. den Griechen zu Hilfe und mit Priamos steht ganz Asien, ja es wurden noch die Türkenkriege auf jenen mythischen Frauenraub zurückgeführt (s. meine „Geschichte der deutschen Poesie" [1854] I, 117). Es handelt sich hier in der That nicht um einzelne Völker, sondern um die Erdteile selbst, die gleichsam ihre Vertreter aussandten. Die alte und die neue Welt mit ihrem besondern Charakter, die absterbende Kultur des Ostens und die aufblühende des Westens,

mannigfache Gegensätze der Religionen und der Sitten, die eigensüchtigen Interessen der Politik und des Handels konnten nicht friedlich neben einander bestehen; es entwickelte sich eine Rivalität zwischen den beiden Erdteilen, in der die allgemeine Ursache der Kämpfe liegt, wozu dann jedesmal noch besondere Beweggründe kamen.

Thema. Die Kriege Europas mit Asien nebst ihren Ursachen.

A. Der trojanische Krieg. Ehrgeiz und heroische Kampflust.

Herakles hatte Hesione entführt, Paris glaubte sich daher berechtigt, Helena zu rauben. Die achäischen Fürsten vereinigten sich, um es nicht ungeahndet zu lassen, daß der Atride von einem asiatischen Prinzen beschimpft war.

B. Die Perserkriege. Der Despotismus und die Barbarei Asiens im Kampfe gegen den Freiheitssinn und die Bildung der Griechen.

Asien kennt keine andere Verfassung als die absolute Monarchie, weshalb die Beratung vor der Wahl des Darius ein Märchen ist. Wie die asiatischen, so sollten auch die europäischen Griechen unter Tyrannen und Satrapen stehen. Athen und Sparta traten für ihre nationale Unabhängigkeit, für die Rechte des freien Bürgertums und weiterhin für die hellenische Geistesbildung in die Schranken. Das Barbarentum wird trotz seiner Übermacht nach Asien zurückgewiesen.

C. Die Kriege Alexanders des Großen und die der Römer. Gründung eines Weltreiches.

Der makedonische König bemächtigte sich des ganzen Westasiens. Das Gelingen seiner Pläne hätte Griechen-

land mit der Gefahr bedroht, eine asiatische Provinz zu werden. Die Verschmelzung der asiatischen und europäischen Kultur, die er im Sinne hatte, würde Babylon zur Hauptstadt seines Reiches gemacht haben. — Der römische Staat behielt lange seinen Schwerpunkt in Europa und fügte, ohne unselbständig zu werden, die asiatischen Länder zu seiner Masse hinzu. Antiochus III. von Syrien und Mithridates VI. von Pontus, die letzten mächtigen Repräsentanten des Orients. Rom muß zuletzt zur Behauptung Asiens das byzantinische Reich abzweigen (395 nach Chr. Geb.), doch wird dasselbe beständig durch Parther, Perser, Hunnen ꝛc. bedrängt.

D. Die Kämpfe der Europäer mit den Mohammedanern. Islam und Christentum.

1) Wiederholte Angriffe auf Konstantinopel seit 672, Stiftung der maurischen Reiche in Spanien seit 711.

2) Die Kreuzzüge (1095—1250). Die Gründung eines christlichen Königreiches zu Jerusalem. Das Übergewicht Asiens, seit Saladin sich gegen die mächtigsten Fürsten der Christenheit behauptet.

3) Die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen (1453); dagegen die Verdrängung der Mauren aus Spanien seit dem Verluste von Granada (1492).

4) Die Kämpfe um Ungarn, das unablässige Vordringen der Türken gegen Wien (Soliman II., 1529; der Vezier Kara Mustapha, 1683). Endlich beweist Europa durch die Siege des Prinzen Eugen von Savoyen (bei Zentha 1697, bei Peterwardein und Belgrad 1717) seine Überlegenheit, und der Friede zu Passarowitz (1718) macht den Angriffen auf das christliche Europa ein Ende.

E. Neuere Kriege der Europäer in Asien, hauptsächlich der Russen und Engländer. Erweiterung der Macht und des Handels.

1) Schon unter Iwan IV. (im 16. Jahrh.) erwirbt Rußland Kasan, Astrachan und Teile Sibiriens. Katharina II. eroberte (1774) Asow und die Krim. Fortdauernde Kriege mit Persien führen zur Entkräftung dieses Reiches; Paskewitsch erobert (1827) Eriwan, die Hauptstadt des persischen Armeniens. Die Türkei kann sich der Russen kaum erwehren (Diebitsch Sabalkanski, 1829); diese begünstigen auch den Freiheitskampf der Griechen (1821—30). Die Türkei wird von England und Frankreich gegen die Russen beschützt und verdankt ihr Bestehen nur der Eifersucht der europäischen Mächte (der Krimkrieg, 1854—56). Rußland erwirbt durch einen Vertrag mit China das Amurgebiet (1859) und unterwirft gegenwärtig die Chanate am Aral.

2) Albuquerque (1505—15) stiftet ein portugiesisches Reich in Goa. Die Holländer setzen sich (1663) auf Malabar fest, die Franzosen (1672) in Pondichery. England (die ostindische Kompagnie, 1600 gestiftet) verdrängt seit 1756 die übrigen Europäer und dehnt allmählich durch Eroberungen und Kauf sein Gebiet über ganz Vorderindien und in Hinterindien aus. Die letzte Revolution (1857—59) endet mit einem fürchterlichen Siege der Unterdrücker.

Schluß. Afrika und Australien sind einstweilen durch die Unfruchtbarkeit und Unzugänglichkeit eines großen Teiles ihrer Ländermassen geschützt, müssen jedoch die europäische Kolonisation dulden. Das Schicksal Amerikas scheint sich dahin zu entscheiden, daß die Eingeborenen ausgerottet werden oder ihre Reste unter den Einwanderern verschwinden, welche endlich den ganzen Erdteil in Besitz nehmen und als ein jüngeres Europa bewohnen. Asien

hat bereits viele Grenzländer und Küsten verloren. Die Türkei und Persien werden sich nie wieder zur Blüte erheben. Selbst China und Japan müssen sich zu selbstmörderischen Verträgen entschließen. Während Asien die Niederlagen, die es erlitt, noch im 18. Jahrhunderte mit siegreichen Angriffen erwiderte, besitzt es jetzt keine Völker mehr, die Europa bedrohen könnten und bietet nur das Schauspiel des inneren Verfalles und der zunehmenden Abhängigkeit von Europa dar.

Anmerkung. Da diese Aufgabe sehr umfassend ist und eine gründlichere Ausführung der Thatsachen den Schülern Freude machen wird, empfiehlt es sich, das Thema einzuschränken, und auf einmal nur die hierher gehörigen Kriege eines einzigen Zeitraumes behandeln zu lassen. Der in der Einleitung angegebene allgemeine Gesichtspunkt kann auch bei einer Teilung der Arbeit unverändert derselbe bleiben.

110.

Der Charakter und das Benehmen des Seemannes im Zusammenhange mit seinem Gewerbe.

Einleitung. Mancher Beruf hat so viel Eigentümliches, daß diejenigen, welche sich ihm gewidmet, sich nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer Denkweise sehr merklich von andern Menschen unterscheiden. Der Forstmann, der Gastwirt, der Barbier und andere Gattungscharaktere des Schauspiels.

Thema. Die hauptsächlichsten Eigenschaften des Seemannes, auf deren Ausbildung sein Gewerbe Einfluß hat.

1) Mut. Das schwache, hölzerne Gebäude. Der Kampf mit Sturm und Klippen. Für den Soldaten giebt es lange Friedensjahre, der Seemann zieht bei jeder Reise in den Krieg.

Illi robur et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago ratem
Primus.

Horat. I, 3.

2) Pünktlicher Gehorsam. In der Gefahr kann sogar eine augenblickliche Nachlässigkeit oder Saumseligkeit bei der Ausführung eines Befehles die übelsten Folgen haben. Notwendigkeit des Gehorsams, wenn bei einer Windstille der Vorrat von Lebensmitteln und Wasser auf die Neige geht und übermäßige Enthaltsamkeit gefordert wird. Das ganze Schiff mit Segeln, Stangen, Tauen, Geräten ist ein Bild der Ordnung und diese regelt auch die Arbeiten des Matrosen. Die Strenge der Disziplinargesetze und die unbeschränkte Gewalt des Kapitäns, welche durch die Umstände völlig gerechtfertigt erscheinen.

3) Gewöhnung an Entbehrungen. Der Seemann verzichtet auf die Annehmlichkeiten einer ordentlichen Wohnung, des Familienlebens, des gesellschaftlichen Verkehrs, welche sich auf dem Lande selbst ärmeren Leuten darbieten. Sogar das, was ihm an Festtagen zu teil wird, die doppelte Portion Grog, ein Tanz auf dem Verdeck, eine theatralische Schnurre, ist nur der dürftigste Ersatz für die Freuden, welche der Landbewohner an jedem Tage im Kreise der Seinigen und im Umgange mit lieben Nachbarn und Verwandten genießt.

4) Frömmigkeit, meistens mit Aberglauben vermischt. Der Seemann fühlt sich mehr als jeder andere von der Gunst des Schicksals abhängig. Die meisten genossen jedoch nur einen mangelhaften Schulunterricht. Die Einsamkeit, das abenteuerliche Leben, das weite Meer mit der verschwimmenden Ferne, das Zwielicht der Nächte, die er oftmals wachend auf dem Verdeck zubringt, erregen seine Phantasie und richten dieselbe auf Wundergeschichten.

Der dienstfertige Klabautermann; die Sturmvögel (verwandelte Matrosen), deren Beleidigung oder Tötung dem Schiffe unvermeidlichen Untergang bringt; der fliegende Holländer, ein Seitenstück zum wilden Jäger; die phönikischen Schiffersagen.

5) Ein einfaches, geradsinniges, oft etwas derbes Benehmen. Wer die weite Welt gesehen, bekümmert sich nicht um die kleinlichen Vorschriften der gesellschaftlichen Zirkel. Er ist im Gefühle seiner mannhaften Selbständigkeit zu stolz, um sich durch ein höfliches Entgegenkommen andere geneigt zu machen, oder gar ihnen zu schmeicheln. Er sieht mit Geringschätzung auf die Landratten herab, die sich vor jeder Gefahr verkriechen. Sein Respekt vor Titeln und Würden, Gold und Seide ist sehr mäßig, denn mehr als einmal hat er bei Stürmen gesehen, wie Not und Tod zwischen vornehm und niedrig, reich und arm keinen Unterschied macht.

Schluß. Im allgemeinen haben Charakter und Sitten des Seemannes viel Ansprechendes und die meisten seiner Eigenschaften sind derart, wie wir sie an jedem Menschen schätzen.

111.

Die Schwermut und die Genesung des Orestes, nach Goethe.

Einleitung. Die griechische Mythologie hat in dieser Sage den schmerzlichsten sittlichen Konflikt aufgestellt. Nach dem von der Religion geheiligten Grundsatze der Blutrache mußte Orestes die Ermordung seines edelen Vaters bestrafen; er kann es nur, indem er die eigene Mutter tötet. Obgleich er dabei nach dem Befehle der Götter handelt, stürzt ihn die Wut der Furien in Wahnsinn, d. h. nicht nur er selbst peinigt sich bis zur Umnachtung

des Geistes mit Zweifeln an der Gerechtigkeit seiner That, sondern die Götter, also auch die Griechen, deren sittliches Urteil sich in der Gestaltung der Sage abspiegelt, wagten nicht zu entscheiden, ob er etwas Rühmliches oder Sträfliches gethan. Man erklärt den Muttermord zuletzt doch für eine Schuld, aber unter diesen Umständen für eine solche, welche durch eine mit tausend Lebensgefahren verbundene fromme Handlung einigermaßen gesühnt werden könne und zu einem solchen Sühnmittel ward die Heimführung des Dianenbildes aus dem rauhen Lande der Taurier*) erwählt.

Der neuere Dichter wollte das sittliche Moment, welches der Mythus in den Thatsachen nur dunkel andeutet, mit aller Klarheit ausbilden und führt uns daher hauptsächlich den tragischen Seelenzustand des Helden vor Augen. Nicht mit bloßen Fakten, was dem plastischen Sinne der Griechen näher lag, sondern mit sittlichen Motiven, mit den Bewegungen in der Brust des Orestes selbst, will er den Knoten schürzen und lösen und leitet deshalb einerseits die Schwermut desselben nicht von der Verfolgung der Furien, sondern von der tiefen Empfindung der Schuld her,

Du mehrst das Übel
Und nimmst das Amt der Furien auf dich,
(II, 1.)

wie er zuletzt seine Genesung nicht auf den äußern Umstand, daß das Bild der Diana wirklich gewonnen wird, denn Goethe läßt es den Tauriern, sondern auf innere sittliche Ursachen gründet.

Thema. Wie Goethe das tiefe Leiden und die Heilung des Orestes dargestellt hat.

---

*) Das Land hieß im Altertume nicht Tauris. Die jetzt übliche Benennung Iphigenie in Tauris ist irrtümlich aus *ἐν Ταύροις* oder in Tauris, d. h. unter den Tauriern entstanden.

A. Der stille Gram und die Wiederkehr der Verzweiflung.

1) Die willig resignierende Todessehnsucht. Orestes soll mit Pylades im Tempel der Diana*) geopfert werden.

a. Er beklagt sich nicht darüber, daß die Rettung, die ihm Apollo versprochen, nichts Besseres sein soll, als das Ende des Lebens

Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem schönen Licht der Sonne zu entsagen.

b. Ein ehrenvoller Tod im Kampfe sei den Atriden einmal nicht beschieden; er wollte daher lieber am Altare getötet werden, als vielleicht noch gar durch die Tücke eines Verwandten fallen.

c. Nur um des Freundes willen, der schuldlos in sein Schicksal verwickelt werde, wünscht er, es gäbe eine Hoffnung zur Flucht, doch dies gehöre mit zu seinem Elende daß er, selbst zum Jammer geboren, durch seine Nähe jedem Verderben bringe, der freundlich an ihm teilnimmt.

d. Er weist daher allen Trost und alle Ermutigung zurück. Es sei einmal nicht seine Bestimmung, rühmliche Heldenthaten auszuführen. Ihn hätten die Götter nur zum Schlächter auserkoren, zum Mörder seiner doch verehrten Mutter, und er sei überzeugt, daß auch der Letzte aus Tantalus' Hause nicht schuldlos und ehrenvoll untergehen solle.

---

*) Er befand sich, wie man vermutet, am südwestlichen Strande der Krim, zwischen Sebastopol und Balaklawa, wo jetzt ein Georgiew-Kloster mit einem Eichenhaine liegt (Harnisch und Heinzelmann „Weltkunde" [1855] XV, 204).

2) Verzweiflung und Raserei.

a. Orestes erklärt anfangs auch der ihm noch unbekannten Schwester gegenüber mit derselben gefaßten Resignation, daß er sich keine Rettung wünsche, daß das Glück nur den Freunden der Götter beschieden sei und ihm daher keine Hoffnung, sondern nur der Totenfluß vor Augen schwebe.

b. Seine Ruhe wird aber erschüttert, als ihn die Umstände nötigen, von Klytämnestras Tode zu erzählen und sich dadurch den gräßlichen Vorgang deutlich zu vergegenwärtigen.

c. Den aufgeregten Sinnen und der leidenschaftlich bewegten Seele stellt sich wieder das Bild der Furien dar, ihn erfaßt von neuem die ganze Qual der Schuld.

d. Ja, als er in der Priesterin nicht mehr die Schwester verkennen kann, weicht jedes andere Gefühl vor der Angst, daß nun dennoch das Entsetzliche eintreffe, was er am meisten gefürchtet, daß nämlich jeder Nachkomme des Tantalus durch die Hand eines Verwandten umkommen müsse und der Fluch des Hauses jetzt, da die Opferpriesterin seine Schwester sei, um einen neuen Frevel wachsen werde. — Er sinkt ohne Besinnung nieder.

B. Die Genesung.

1) Der Wendepunkt. Wie bei einer leiblichen Krankheit folgt auf die höchste Aufregung und Anspannung der Kräfte eine wohlthätige Ermattung. Orestes glaubt bereits in der Unterwelt zu sein. Ein besänftigendes Traumbild zeigt ihm seine Eltern und Ahnen. Die sich oben im finstern Hasse gemordet, gehen hier Hand in Hand. Tantalus selbst freilich sieht er nicht, seine Buße mochte noch nicht vollendet sein; über die Nachkommen desselben

herrscht jedoch nicht mehr der Fluch und ihre Verbrechen sind alle gesühnt.

2) So wie die Betäubung weicht, erwacht Orestes zu neuem Leben.

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude finden.

Der Dichter sagt nicht, was diesen Wechsel in seiner Stimmung hervorbringt; es tritt auch in der That kein neues Moment hinzu, sondern das Werk wird dadurch vollbracht, daß Orestes nunmehr alles Trostvolle, was er bis dahin abgewiesen, auf sich wirken läßt.

a. Er findet ein liebreiches Schwesterherz, während er bisher gewohnt war, in seinem Hause nur Zwietracht und tödlichen Groll zu sehen; denn selbst Elektra hatte die Mutter gehaßt und den Bruder zu ihrer Ermordung angetrieben.

b. Der reine, milde, gottergebene Sinn Iphigeniens ist von dem Frevelmute des Geschlechtes unberührt geblieben. Als sie ihm später mitteilt, daß sie es nicht vermocht, den König mit der von Pylades ersonnenen Unwahrheit zu täuschen, macht er ihr keine Vorwürfe darüber, daß sie die Rettung vereitelt. Er mußte in dem heldenmütigen, geraden Sinn für die Wahrheit nur die Verwandtschaft ihrer Natur mit der seinigen erkennen.

Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad.

c. Iphigeniens Rettung in Aulis beweist, daß die Götter sich versöhnen lassen und die letzten Tantaliden nicht verderben wollen.

d. So erkennt er, daß er nur scheinbar der Schwester Apollos, in der That aber seiner eigenen Schwester die Genesung verdanken sollte: ihre Reinheit, ihre Liebe, ihr frommer Glaube an die Huld der Götter teilen sich — als

eine thatsächliche Widerlegung seiner Meinung von dem fortwirkenden Fluche — seinem eigenen Herzen mit, in welches Friede, Mut und Hoffnung zurückkehren.

Die Eumeniden zieh'n, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Pforten fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

e. Von nun ab ist er selbst für die Rettung mit lebhafter Entschlossenheit thätig. Agamemnons Schwert ist wieder in der Hand eines Helden. Der Zweikampf soll entscheiden und wie es vorhin sein tiefster Schmerz war, daß die Götter ihm keine frohe That beschieden, so will er jetzt nicht allein für die eigene Befreiung kämpfen, sondern für die hellenische Menschlichkeit, und allen Fremden, welche das Ufer betreten, das Gastrecht erstreiten.

Schluß. Hat nun aber Orestes wirklich die Eumeniden völlig beschwichtigt und ist der Muttermord wirklich eine sühnbare Schuld? Es ist ein schönes Zeugnis von dem tiefen Rechtsgefühle und Familiensinn der alten Griechen, daß sie es auch jetzt noch nicht wagten, Orestes gänzlich freizusprechen. So viele Umstände den grauenvollen Frevel milderten, es blieb ein peinlicher Rest übrig. Der Areopag hatte bei dem Prozesse die Sache unentschieden gelassen und als Athene für die Begnadigung stimmte, hörten die Furien gleichwohl nicht auf, ihr Anrecht auf den Schuldigen geltend zu machen. Jetzt versprach ihm die Herbeischaffung des Dianenbildes — ein Unternehmen auf Leben und Tod — Verzeihung und Seelenfrieden. Die Gefahr wird glücklich bestanden und die Furien scheinen beruhigt. Orestes heiratet Hermione und herrscht über

Mykenä und Argos. Dennoch darf er nicht wie ein Schuldloser sterben. Als er neunzig Jahr alt ist, regen sich zuletzt noch einmal die Geister der Rache; er wird von einer Schlange gebissen, die vermutlich eine Dienerin der Furien war.

112.

Durch das Pulver ist, wie der Krieg grausamer und unmenschlicher, die Jagd tückisch und weniger poetisch geworden.

(J. Grimm „Gesch. d. deutsch. Sprache" [1848] S. 43.)

Einleitung. Im Oriente war das Pulver frühe bekannt, seinen Gebrauch im Kriege lernte man jedoch erst von den Europäern. In Deutschland bediente man sich schon im 14. Jahrhundert, bald nach der sagenhaften Erfindung des Pulvers durch den Franziskaner Berthold Schwarz, und so auch in Spanien und Frankreich der Feuerwaffen. Freilich schritt die Vervollkommnung derselben sehr langsam vor. Die Kanonen warfen nur Vollkugeln und waren wegen ihrer Schwere nur bei einer festen Aufstellung, hauptsächlich bei Belagerungen anwendbar. Das Handrohr blieb, so lange man es mit der Lunte oder mit dem Radschlosse abfeuerte, eine sehr unbeholfene Waffe und die Langsamkeit seiner Verbesserung zeigt sich genugsam darin, daß erst Leopold von Dessau den hölzernen Ladestock, dessen Zerbrechen dem Schützen die Waffe unbrauchbar machte, mit dem eisernen vertauschte. Gustav Adolf und Friedrich der Große legten ein großes Gewicht auf das Handgewehr und machten dadurch, daß sie das Pelotonfeuer auf Kommando und ein schnelles Laden einüben

ließen, die Infanterie zum Kern des Heeres. Die neuere Zeit erfand das Perkussionsschloß (1821) und die Zündnadel nebst der Spitzkugel (1840). Durch Napoleon I. wurde das inzwischen vielfach verbesserte grobe Geschütz die entscheidende Waffe und man ist fortwährend bemüht, seine furchtbare Wirkung durch die Potenzierung der zerstörenden Kraft, durch eine große Beweglichkeit und rasche Bedienung zu steigern. Hinterlader (1866).

Thema. Inwiefern jener Ausspruch begründet ist.

A. Der Krieg ist durch das Pulver grausamer und unmenschlicher geworden.

1) Die mörderische Wirkung der Feuerwaffen. Durch wenige Schüsse werden in kurzer Zeit ganze Reihen niedergeworfen. Gräßliche Verstümmelungen. Schon im dreißigjährigen Kriege, als die Kanonen noch so unvollkommen waren, mußte man die Streithaufen in lange Linien ausdehnen und wegen des starken Verlustes größere Heere aufstellen. Die zerspringende Bombe. Die Kartätsche, welche auf einmal 40—170 dreilötige Kugeln umhersprüht. Wie wenig Schaden thaten, hiemit verglichen, jene Wurfspieße und Pfeile, die oft von dem Panzer abprallten und sich mit dem Schilde auffangen ließen.

2) Dem Helden gewähren in unzähligen Fällen Mut und Stärke keinen Schutz. Sonst suchte sich der tapfere Mann in der Schlacht einen würdigen Gegner, sie maßen im Einzelkampfe ihre Kräfte, und dem Besiegten war es, was schon Homer so oft hervorhebt, ein Trost im Tode, wenn er einem berühmten Helden unterlag. Jetzt kann der Mutigste sein Leben durch einen schlechten Mann verlieren, der ihn aus der Ferne oder aus einem Verstecke niederschießt. Den Kugeln gegenüber befinden sich

die Menschen in einer schrecklichen Gleichheit; sie raffen den Beherzten wie den Feigen, den Edlen wie den Gemeinen dahin. Die Kriegsgeschichte zeigt, wie viel die Tapferkeit vermag, wenn es der Mensch nur mit dem Menschen zu thun hat. Bei Marathon fielen 192 Griechen und eine Schlacht, welche die Sieger so wenig kostete, beendigte dennoch einen ganzen Feldzug. Als Epaminondas seinem Vaterlande bei Leuktra die Hegemonie erstritt, fielen nur 47 Thebaner. Alexander soll bei Arbela nur 500 Mann verloren haben. Karl der Große gründete sein Weltreich durch eine kleine Schar kühner Eisenreiter. Bei der neueren Kriegsführung fordert man oft von dem Tapfern, daß er den Tod ohne Schutz und Gegenwehr hinnimmt. Hier muß ein Regiment, um eine Lücke in der Stellung zu decken, unbeweglich im Kugelregen aushalten. Dort werden bei der Erstürmung einer Batterie Hunderte niedergestreckt, ehe sie an den Feind herankommen, ehe es ihnen möglich ist, zur Verteidigung ihres Lebens oder zu einer mutigen That die Hand zu erheben. Sie sind nur Gegenstände, an denen sich die erste Wut der Geschütze erschöpft.

Patroklos liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.

3) Das leidenschaftslose Hinmorden der Gegner. Man bezeichnet es als eine günstige Veränderung, daß das Handgemenge, in welchem die Menschen einander mit der Wut wilder Tiere anfallen, durch das Pulver seltener geworden (Rotteck). Und doch ist es wohl noch eine größere Barbarei, wenn die Kanoniere mit leidenschaftsloser Ruhe ihr Geschütz auf jene Schar richten, in der sie nur das Ziel sehen, wenn sie nur von der Kunstfertigkeit und Gewandtheit, die man ihnen auf dem

Übungsplatze beigebracht, den besten Gebrauch zu machen bemüht sind, um die dunkele Masse, in der sie keinen Einzelnen unterscheiden, wie einen leblosen Gegenstand zu zerstören. Im Handgemenge hat der Soldat den Feind des Vaterlandes vor sich, der Fall seines Nebenmannes, der Blick voll Haß, ein schmähendes Wort erhitzen sein Blut, er begegnet mit seinem Schwerte dem des andern, das ihn bedroht und verwundet, die Kraft streitet mit der Kraft um den Preis des Lebens und der Ehre, ja es bleibt Raum für das Mitgefühl, wenn der hart verletzte Gegner zusammenbricht und um die Schonung seines Lebens bittet. Wie schlimm die Kampfwut sein mag, sie liegt noch im Bereiche der menschlichen Natur, aber ein kunstgerechtes Hinmorden ohne eine solche Erregung der Leidenschaft, ohne ein unmittelbares persönliches Hineintreten in den Streit, ist eine unmenschliche Barbarei.

B. Die Jagd ist durch das Pulver tückisch und weniger poetisch geworden.

1) Sie ist deswegen tückisch, weil der Jäger nicht mehr in offenem Kampfe einem mächtigen Tiere entgegentritt, sondern es heimlich überschleicht, ihm in dem Verstecke auflauert oder es durch täuschende Zeichen heranlockt, um es dann mit der Schußwaffe, gegen die überdies in den meisten Fällen kein Widerstand möglich wäre, zu erlegen.

2) Unpoetisch ist die Jagd schon deshalb, weil sie nicht mehr eine Kundgebung des Heldensinnes ist. Die Dichter haben jetzt keinen Herakles oder Theseus, keine Atalante, keinen Meleager zu besingen, von denen uns die Lieder melden, daß sie in kühnen Abenteuern die Welt von Ungeheuern reinigten. Auch im

Mittelalter war die Jagd noch ein Gleichnis der Schlachten. Sorgfältig unterschied man, wie auch der „Tristan" Gottfrieds von Straßburg zeigt, durch allerlei technische Benennungen, durch sinnige Gebräuche, ja selbst durch die kunstmäßige Zerlegung des Wildes die Jagd von dem Geschäfte des Fleischers, um ihr auch in Nebendingen ihren höheren Charakter zu wahren. In frischer Thatenlust vereinigte sich eine Gesellschaft von Rittern zu einem Streifzug durch die Wildnis. Die Hunde trieben den mutigen Hirsch und schlimmere Gegner, den Eber, den Auerochsen, den Bären aus dem Dickicht. Nur mit Lanze und Schwert bewaffnet, warf sich ihnen der Ritter entgegen. Am Abend fand man sich mittels der rufenden und antwortenden Hifthörner auf einem sonnigen Grasplatze und an der sprudelnden Quelle zusammen. Auch die Frauen waren mit hinausgezogen. Nachdem sie sich an der Falkenjagd belustigt, hatten sie unter den Zelten oder unter den rauschenden Bäumen das Mahl bereitet. Ihre Gegenwart schmückte das Fest und sie waren hier ebenso an ihrem Platze, wie bei den Turnieren, weil gefahrvolle Kämpfe den Tapferen Gelegenheit geboten, sich auszuzeichnen und ihren Dank zu erwerben. Stieg der Mond über die Tannen, so zog man heim und die Waldhörner erklangen in fröhlichem Chor. Sie sind jetzt verstummt und Jägerlieder haben wir wohl noch in den Büchern, aber kein Jäger singt sie mehr, wie sich die alten Sagen von dem wütenden Heere und dergl. nur noch unter den Gelehrten fortpflanzen. — Ist die Jagd auch deshalb unpoetisch geworden, weil ihr bei dem Mangel an Wild das Material fehlt, so ist hieran ebenfalls das Pulver schuld. Denn ohne dasselbe wären die Raubtiere und das edele Wild nicht so schnell vernichtet worden. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen hat im Laufe seiner Re-

gierung (1611—1652) 104,599 Stücke Wild erlegt, darunter 15,142 Hirsche, 28,253 Stücke Schwarzwild, 98 Bären, 812 Wölfe (G. Klemm „Allgemeine Kulturgeschichte" [1851] IX, 143). Karl X. von Frankreich, den die Unterhaltung seines Jagdpersonales 1,800,000 Frcs. kostete, erlegte im Jahre 1826 11,954 Stücke Wild. Nicht zehn Herkules' zusammen könnten eine solche Beute aufweisen und doch geben diese Thaten einem Dichter vielleicht nur den Stoff zu einer Elegie, nicht zu einem Heldengedichte.

Schluß. Auf die Poesie der Jagd möchte man gerne verzichten, hätte nur das Pulver nicht zugleich die Barbarei des Krieges gesteigert. Man hat eingewendet, die Kriege würden jetzt schneller beendet. Dieser Behauptung ließen sich manche Beispiele aus den letzten Jahrhunderten entgegenstellen und ist das Raubtier darum milder, weil es seine Beute rascher und in größeren Bissen verschlingt? Ferner seien die Kriege jetzt seltener, weil man die ungeheueren Kosten scheue, welche die Ausrüstung großer Heere und namentlich auch die Feuerwaffe verursacht, da von manchem Geschosse jedes einzelne Stück ein sorgsam gearbeitetes Kunstwerk sei. Wird aber dieser Aufwand den Völkern erspart, wenn die Staaten sich nicht ab und zu einmal mit den alten, billigen Waffen zum Kriege ausrüsten, sondern sich beständig in dem Zustande des bewaffneten Friedens befinden, wenn das Pulver eine Kriegskunst ins Leben gerufen, welche die Unterhaltung eines großen, stehenden Heeres schon aus dem Grunde nötig macht, weil selbst der gemeine Soldat nur in mehrjährigen Übungen den Dienst erlernen kann, wenn ferner die fortschreitende Erfindung mitten im Frieden von Zeit zu Zeit die kostspieligste Verbesserung und Umänderung der Waffen

erfordert? Früher hatte bisweilen eine Generation eine hitzige Krankheit zu überstehen, jetzt verliert eine nach der andern ihr bestes Mark durch ein schleichendes Fieber.

113.

Weshalb Schillers „Räuber" (1781) für die Zeitgenossen eine so anziehende Dichtung gewesen sein mögen.

Einleitung. Habent sua fata libelli. Manche Dichtungen, welche einst daheim und in der Fremde gleichsam verschlungen wurden, vermag heute nur noch der Litterator durchzulesen. „Grandison" und „Klarissa", die berühmtesten Romane von Richardson, sind jetzt selbst vielen Fachgelehrten unbekannt. Den „Siegwart" von M. Miller eigneten sich alle europäischen Litteraturen durch eine Übersetzung an; man las ihn in Amerika und am Kap. Eine fast ebenso weite Verbreitung fanden „die Leiden des jungen Werther". Gegenwärtig würde man jedoch sogar der Jugend zur Lektüre dieser Romane, von der man sie sonst gern zurückhielt, erst zureden müssen. Denn die Denk- und Gefühlsweise hat sich in dem Grade geändert, daß die Empfindsamkeit, welche jenen Dichtungen eigen ist, nur in seltenen Fällen eine gleichgestimmte, bewegliche Seele fände, weshalb die großen Wirkungen, von denen uns die Geschichte berichtet, kaum noch begreifbar sind. Ähnlich ist es mit Schillers „Räubern", die einst mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden und manche Verirrung veranlaßten, aber längst aufgehört haben, selbst für jüngere Leser gefährlich zu sein und jetzt nur noch eine interessante Antiquität sind.

Thema. Welches die Eigentümlichkeiten des Dramas sind, die jene Begeisterung erregten.

1) Die Tendenz des Stückes entsprach einer Richtung der Zeit. Arge Mißbräuche störten damals die Verwaltung, Bestechlichkeit und Advokatenkniffe beeinträchtigten sogar die gewöhnliche Rechtspflege. In Frankreich bereitete sich ein gewaltthätiger Widerstand gegen die Begünstigten vor. Karl Moors eigenmächtige Justiz, die verwegene Art, den Gesetzen zu Hilfe zu kommen, erschienen, als durch die Notwehr geboten, nicht so bedenklich. Man freute sich, daß die Geschichten, welche er von seinen Ringen erzählte, doch manchem einen heilsamen Schreck einjagten und man fragte weder nach der Befugnis des jungen Menschen zu einem solchen Femgerichte, noch dachte man daran, daß eine allgemeine Rückkehr zu dem Naturstande des Faustrechts alle bürgerliche Ordnung auflösen müßte.

2) Der phantasievolle und durch schreckliche Ereignisse aufregende Stoff. Der Erbfehler der deutschen Dramen ist die redselige Reflexion. Sie ist auch der französischen Tragödie eigentümlich, die man durch Gottsched kennen gelernt. Die Menge will vor der Bühne nicht denken und erwägen, sondern sehen und erschüttert werden. Die kummervollen Klagen des alten Moor, welchen Franz mit seinen Geierklauen gepackt hat, die Verzweifelung des besseren Bruders, der Aufenthalt in den Wäldern, die Einäscherung der Stadt, das Auftreten des Paters unter der Bande, das Gefecht mit den Truppen, Karls Besuch in dem Schlosse seiner Väter, die Entdeckung des in der Höhle lebendig begrabenen Greises, der Tod Amaliens, der Selbstmord des Atheisten —: diese und

andere Vorgänge sind so malerisch und pathetisch geschildert, daß sie uns in der That ergreifen und lange Zeit nicht aus der Erinnerung schwinden.

3) Die resolute Verwegenheit und das exzentrische Wesen vieler Personen. Einen solchen Haufen kecker Burschen hatte man noch niemals auf der Bühne gesehen. Die Ritter, welche im „Götz von Berlichingen" die Thatkraft darstellen, sind keine jugendlichen Helden und ebenso wenig hatte Lessing in seinen Dramen frische Jünglinge gezeichnet. Diese verwahrlosten Studiosen, schon durch ihre malerische Tracht anziehend, hatten Witz, Feuer, Entschlossenheit. Spiegelberg weiß seine Schurkenstreiche mit lebhaftem Geiste sowohl auszuführen als vorzutragen: Für seinen Verrat macht man mit ihm einen kurzen Prozeß. Ein anderer schießt sich selbst ohne weiteres die Kugel durch den Kopf. Die Befreiung Rollers durch die Sprengung des Pulverturms war ein Geniestreich, welcher die Helden über Alexander und Cäsar stellte. Dazu die fürchterlichen Hyperbeln: Ich fühle eine Armee in der Faust; Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu sprengen u. A. Diese Kraftgenialität war in dem „tintenkleckſenden Säkulum" eine neue, sehr aufregende Erscheinung. — Andererseits ist Amalia, wie man damals sagte, durch und durch Gefühl. Sie kommt nicht aus der Ekstase heraus; das stürmische Aufwallen, das weiche Hinschmelzen, die Verzücktheit, alles ist der Ausdruck einer fieberhaften Überspannung. Dagegen darf man zur Ehre der Menschheit wohl zweifeln, ob Franz mit seiner kalten Niederträchtigkeit und mit seinen sinnlosen Sophismen jemals einem Zuschauer gefallen hat.

4) Manches muß zu den rührendsten Szenen der echten Tragik gezählt werden. Karl Moor

hat seine Verblendung erkannt; Tag und Nacht vernimmt sein Ohr den durchdringenden Schrei der erschlagenen Weiber und Säuglinge. Jetzt sieht er seine Heimat wieder. Wen bewegte nicht der stille Gram, den er bei der Erinnerung an das erste Glück der Jugend empfindet, bei dem Anblick des Himmels, den er auf ewig verloren; wie weich und schüchtern macht den wilden Räuber das Gefühl seines Elendes. — Rührenderes aber mag es nichts geben, als den Tod des alten Moor. Noch einmal leuchtet sein Lebensgefühl auf, als er den geliebten Sohn wiedersieht, der die Freude und der Stolz seines Herzens war. Welche grausame Enttäuschung, als er wahrnimmt, daß dieser glänzende Stern wirklich so tief gesunken ist. Die Bosheit des schlimmen Sohnes konnte er ertragen; nicht so den Fall des guten Kindes. Dieser Jammer bricht ihm das Herz.

5) Sehr einnehmend sind auch mancherlei Beweise von wahrer Hochherzigkeit. So die Anhänglichkeit der Kameraden, als sie den Hauptmann ausliefern sollen, die herzlichen Abmahnungen des letzteren bei der Ankunft des jungen Polen; vor allem der glänzende Schluß des Dramas.

Schluß. Ein Werk, welches mit einer kühnen Idee in die sozialen Zustände der Zeit eingriff und mit dieser Menge von dichterischen Momenten Phantasie und Empfindung in Aufregung versetzte, mußte wohl in der Sturm- und Drangperiode ein sehr empfängliches Publikum finden. Man erfreute sich an der Überspannung der Kraft und der Gefühle; alles Exzentrische und Seltsame schmeichelte, als das Zeichen der Genialität, dem rohen Natursinne und man ließ sich keine Zeit, die Stimme der Vernunft zu hören. Erscheint dies abenteuerliche Unternehmen der Helden des Waldes, welchem heute in jedem zivilisierten Staate in

wenigen Tagen ein Ende gemacht werden möchte, für jene Zeit als Faktum nicht ganz unmöglich, da (nach Herm. Kurz „Schillers Heimatsjahre" [1857] I, XVII) sich damals wirklich in den schwäbischen und vielleicht auch in den böhmischen Wäldern Räuber- und Zigeunerbanden behaupten konnten, so war es doch ein gar zu unreifer Einfall, mit einer ohne alle Wahl zusammengesetzten Gesellschaft, welche sich selbst ihrer Unthaten rühmte, der Gerechtigkeit aufhelfen zu wollen, so daß Dinge verübt wurden, die weit ärger waren, als alles, was man an anderen bestrafte. Dieser Mangel an Überlegung setzt den Helden des Dramas zu tief herab. Das ganze Wagestück scheiterte, ohne im geringsten eine Besserung der Zustände zu bewirken oder zu versprechen, und lief selbst in Niedrigkeit aus. Der junge Dichter verdarb sich durch die unüberlegte Tendenz der Handlung ein Werk, welches uns noch heute durch den Reichtum an wahrhaft dichterischen Materialien und zum Teil auch durch die Sicherheit der Ausführung (man betrachte z. B. die meisterhafte Charakteristik Spiegelbergs) in Erstaunen setzt.

Anmerkung. Schiller selbst sagte: „Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserem hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoße der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte; allerdings ist dieser Vorwurf gegründet. — Mein Schauspiel hat einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentümlichen, angeborenen Fehler, den es, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, mit ins Grab nehmen muß." (A. Diezmann „Friedrich v. Schillers Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse" [1862] 191.)

114.

Mit welchen verschiedenen Empfindungen Talbot und die Jungfrau von Orleans aus dem Leben scheiden.

Einleitung. Da Schiller in dem Drama den Sieg des frommen, begeisterten Glaubens schildern wollte, mußten auf der Seite der Engländer Personen auftreten, welche in dieser Hinsicht zu Johanna einen Gegensatz bildeten. Isabeau steht ihr nur in der sittlichen Entartung gegenüber, in Talbot stellt der Dichter jedoch die menschliche Heldenkraft dar, die von Gott abgelöst und auf sich selbst gestellt, nicht zum Siege führt und weil sie keinen Erfolg erringt, in ohnmächtiger Verzweiflung zusammenbricht.

Thema. Vergleichung beider in den Sterbeszenen.

A. Talbot.

Zu Schillers Zeiten machte der Skeptizismus des englischen Philosophen David Hume († 1776) noch viel von sich reden. Der Dichter legte dem englischen Feldherrn Anschauungen seines Landsmannes bei und bei seinem Tode offenbaren sich ihre Konsequenzen.

1) Talbots Ansichten von dem Wesen des Menschen.

a. Er sei nur ein Geschöpf der Sinnenwelt, in dem sich die Atome zu Schmerz und Lust zusammengefügt.

b. Wenn Talbot gleichwohl auf ein ernstes, arbeitvolles, ruhmreiches Leben Wert legte, so widersprach dies nicht den Grundsätzen Humes, der die Tugend davon herleitete, daß der bessere Mensch einen natürlichen Antrieb fühle, etwas Nützliches und Würdiges zu schaffen.

2) Welche höhere Mächte Talbot anerkennt.

a. Die Vernunft in ihrer Abstraktion gilt ihm für die Gebieterin der Welt.

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne.

Einen persönlichen Schöpfer kannte Talbot nicht und jene Anspielung auf Athenes Geburt aus dem Haupte des Zeus ist nur eine mythologische Phrase.

b. Er glaubt an ein Schicksal, welches zwar erhöhe und erniedrige, aber wie es in einer vernünftigen Welt geschehen müsse, nach Recht und Billigkeit.

Wären wir als Tapfere
Durch andere Tapfere besiegt, wir könnten
Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,
Das immer wechselnd seine Kugel dreht.

3) Sein Untergang vernichtet diese Überzeugungen, da er ganz andere Erfahrungen machen muß.

a. Nicht die Vernunft, sondern die Sinnlosigkeit scheint ihm jetzt in der Welt zu herrschen.

Unsinn, du siegst und ich muß untergehn.

b. Das Schicksal waltet weder gerecht noch weise,

Doch solchem groben Gaukelspiel erliegen,
War unser ernstes, arbeitvolles Leben
Keines ernsthaftern Ausgangs wert?

4) Die Folge ist eine trostlose Verzweifelung.

a. Das Leben sei ein nichtiges Schattenspiel, keines höheren Strebens wert.

Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt. —

So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert.

b. Das Jenseits mit seinen Verheißungen bleibt ihm verschlossen. Lionel mahnt ihn an seinen Schöpfer, doch er überhört das ihm unverständliche Wort.

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.

B. Johanna.

Eine schwere Buße hatte die Streiterin Gottes mit den Mächten des Himmels, mit sich selbst und den Menschen, die sie einst verstießen, ausgesöhnt. Ihr Werk ist vollbracht. In der Todesstunde fühlt sie nichts als Frieden und Freude.

Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie da liegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge.

1) Der König erkennt ihre Unschuld an und bereut seine frühere Undankbarkeit.

Und ich bin wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?

2) Gott und die Jungfrau haben ihr verziehen.

Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

3) Alles Leid ist vergessen. Ein seliges Jenseits entschleiert sich ihrem verklärten Blicke.

Schluß. Welches verschiedene Ende nach einem thatenvollen Leben! Man möchte an zwei herrliche Schiffe denken, die der Sturm überfallen. Das eine zerschellt an den Klippen, das andere besiegt die Gefahr und segelt, von fröhlichem Mute beseelt, in die Meere der neuen Welt hinaus.

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.

115.

Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Schiller.

Einleitung. Die Wissenschaften sind hauptsächlich das Band, welches die Gegenwart mit der Vergangenheit vereinigt. Sie bewirken, daß das, was unsere Vorfahren, ja was die Völker der Vorwelt erreicht und geschaffen haben, nicht verloren geht, sondern jüngeren Generationen zur Grundlage des Fortstrebens dienen kann. Jedes Zeitalter, jedes Geschlecht würde, wie es bei den Tieren und bei den Wilden der Fall ist, nur für sich leben und auf demselben Standpunkte der Entwickelung bleiben, wenn nicht die Wissenschaften einen Zusammenhang zwischen ihnen herstellten und alle Menschen, sowohl die, welche längst in Staub zerfallen sind, wie die, welche erst in künftigen Jahrhunderten leben werden, zur Menschheit verbänden. Es erhöht unser Selbstbewußtsein und unsere Freude an dem Dasein, daß wir uns nicht als Einzelwesen fühlen, die sich unter den Milliarden verlieren, welche die Erde bewohnt haben und mit uns bewohnen. Jeder Gebildete

weiß, daß sein Beruf, sein Amt, daß er selbst in dem Organismus der Gesellschaft mitzählt.

Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Schiller.

Dennoch wird dieser Zusammenhang der Zeiten nicht immer anerkannt oder festgehalten. Manche geben sich gern der Betrachtung einer großen Vergangenheit hin, aber sie versäumen darüber die Gegenwart, anderen scheint das Alte, so bedeutend es in seiner Zeit gewesen sein mag, allenfalls des Lobes, aber nicht der Benutzung wert und dem Fortschritte hinderlich. In einzelnen Fällen mögen sie recht haben, aber man muß niemals, was nun gezeigt werden soll, aus der Einseitigkeit einen Grundsatz machen.

Thema. Ehret das Altertum, doch laßt für unsere Tage uns leben.

A. Der einseitige Kultus der Vergangenheit.

1) Seine Lichtseite.

a. Es zeugt von dem Sinne für das Große und Schöne, wenn man sich in die Geschichte alter Zeiten und Völker versenkt, die Thaten ihrer Feldherren, die Schöpfungen der Staatsmänner, die Werke ihrer Schriftsteller ꝛc. studiert. Wie viele ausgezeichnete Gelehrte widmeten ihr ganzes Leben der Betrachtung des klassischen Altertums. Jakob Grimm hat ein halbes Jahrhundert hindurch die reichen Gaben seines Geistes und Gemütes allein auf die Beleuchtung der Sprache und Poesie unserer Vorfahren, ihrer Religion, Gesetze und Sitten verwendet und so die deutsche Vorwelt wieder enthüllt, die gleich einer verschütteten Stadt von der Erde verschwunden schien.

b. Es zeugt von einer dankbaren Pietät, wenn wir nicht vergessen, daß das Beste, was wir besitzen, zum

größten Teile nicht unser Werk, sondern ein ererbtes Gut ist. Viele Geschichtschreiber haben an den Fürsten der Vergangenheit, an ihren Räten und Feldherren, an den Künstlern und Dichtern immer zu tadeln, meistens nur, um ihre eigene Klugheit leuchten zu lassen. Auf der Erde ist einmal nichts vollkommen und die Wahrheit fordert es, daß wir gegen die Mängel nicht blind sind, aber man muß sich auch die Fähigkeit erhalten, auf das Große und Gute mit der freudigsten Hingabe zu achten.

2) Seine Schattenseite.

a. Doch die Menschen sollen nicht nur Geschichte studieren, sondern auch machen, nicht bloß Monumente errichten, sondern sich selbst ein ehrendes Andenken erwerben. Was hat die Welt davon, daß jemand die fromme Begeisterung eines Gottfried von Bouillon, die Menschenfreundlichkeit eines Pestalozzi, den Bürgersinn eines Franklin ꝛc. gründlichst nach den Quellen studiert und an solche Männer mit inniger Hochschätzung zurückdenkt; die heilige Schrift sagt: Gehe hin und thue desgleichen! Den Gelehrten muß man dabei nicht Unrecht thun. Trotz ihrer Hingabe an das Altertum leben sie für die Gegenwart, wenn sie ihre Zeitgenossen über die Vergangenheit aufklären, wenn sie in weiteren oder engeren Kreisen die Herzen zur Aufnahme des Herrlichen, das sie selbst erhoben, zubereiten und eine Saat für die Zukunft streuen. Allerdings mag es aber auch manchen Sonderling geben, der bei seinen Studien nur für sich Befriedigung sucht und um der Vergangenheit willen die Mitwelt vergißt. (Der wunderliche Prediger in W. Scotts St. Ronans-Brunnen.) Der große Haushalter fordert, daß niemand sein Pfund vergrabe.

b. Oft führt jener Rückblick auf bedeutende Vorfahren zur Selbstüberschätzung. Konnte der Stolz auf die Thaten

der preußischen Armee unter Friedrich dem Großen die Niederlage bei Jena abwenden? Man sagt, er war ihre Ursache.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Goethe.

B. Das einseitige Interesse für die Gegenwart.

1) Die Geringschätzung und die Unkenntnis der Vergangenheit führt zu Fehlgriffen. Jeder verständige Maler, Komponist, Gelehrte wird sich an den Werken der alten Meister schulen, ja dem Handwerker sind überlieferte Erfahrungen höchst willkommen. Die Göttinger Dichter, selbst Goethe und Schiller, verachteten anfangs in ihrem Geniedrange das Regelbuch der Poetik, mußten sich aber bald wieder entschließen, „den Alten ihre Lektion aufzusagen". Auch im Staatswesen hat wohl eine neue Schöpfung, die sich auf einen vollkommenen Bruch mit der Vergangenheit gründete, überlieferte Meinungen, Rechte und Sitten verletzte, niemals Gedeihen gehabt. Joseph II. († 1790) bestimmte sich die traurige Grabschrift: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen." Und woher dies Unglück? weil er das Alte mit verwegenen Neuerungen zerstörte, statt es fortzubilden. Das Beste war hier, mit Voltaire zu reden, der Feind des Guten.

2) Mit der Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit berauben wir uns des begeisternden Vorbildes. Das Verlangen, es den tüchtigen Männern der Vorzeit gleichzuthun und namentlich, nicht die Ehre des Vaterlandes sinken zu lassen, ist einer der mäch-

tigsten Antriebe zu großen Thaten. Der Patriotismus beruht größtenteils auf der Freude an dem Ruhme der Vorfahren. Im Kriege befähigt ein stolzes Nationalgefühl den Soldaten und den Bürger zu jedem Opfer. Nach Homer (Od. XVII, 322) nimmt der Tag der Knechtschaft dem Manne die Hälfte seines Wertes und was kann von einem Volke übrig bleiben, wenn es fast zweitausend Jahre hindurch von Fremden beherrscht und gemißhandelt wird? Das griechische Volk hat sich aber trotz solcher Umstände den Trieb zur Freiheit lebendig erhalten und sein Kampf mit den Türken hat ebenso viele Beispiele von hochherziger Aufopferung geliefert, wie die Perserkriege. Wäre dies möglich gewesen, wenn sich nicht in ihm das Andenken an den Glanz seines Altertums fortgepflanzt hätte? Auch in den Künsten des Friedens bewirkt das Nationalgefühl den regesten Wetteifer. Wie herrlich, wenn sich (nach der Ode Klopstocks) Teutona, von der die Sage ging, sie sei nicht mehr, wieder in der Rennbahn neben die britische Muse stellt, mit welcher sie einst im Bardenhaine aufwuchs! Goethe durfte mit Recht behaupten: Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung!

Schluß. Demnach ist es nicht genug, nur dankbar die Alten zu ehren, denn wir sollen für die Gegenwart wirken und leben; wiederum ist es auch unbillig und schädlich, wenn man es für überflüssig hält, die Vorzeit zu Rate zu ziehen und sich an ihrer Größe zu erheben. Für die bedeutenden Männer der Vergangenheit ist dies das schönste Denkmal, daß ihr Streben nachwirkt, indem es benutzt wird und zur Nacheiferung anregt und in die Entwickelung des Menschengeschlechts kommt nur Einheit, Stetigkeit und Ordnung, wenn jede Generation den Kulturgewinn der Vergangenheit festhält und ihrerseits der Zukunft eine bildsame Grundlage

überliefert. „Die Menschheit zusammen ist erst der wahre Mensch" (Goethe).

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.
Schiller.

116.

Blinder Eifer schadet nur.

(Chrie.)

1) **Exordium.** Die Äsopische Fabel veranschaulicht uns durch eine Erzählung aus dem Tierleben eine Wahrheit oder eine Lehre, damit sich dieselben dem Gedächtnisse leicht einprägen und uns bei unseren Handlungen gegenwärtig sind. Ein sehr beliebter Fabeldichter war Lichtwer († 1783 in Halberstadt) und jeder kennt seine Erzählung von den Katzen und dem Hausherrn, aus welcher jener Spruch entnommen ist.

2) **Expositio. Der Eifer bedeutet ursprünglich einen leidenschaftlichen Unwillen, dann auch ein lebhaftes, zum Ziele hineilendes Handeln. Der Eifer ist blind, wenn wir uns in der Aufregung keine Zeit zum Überlegen lassen und das Thema behauptet, daß wir mit einem solchen Eifer uns und anderen schaden.**

3) **Causae.** 1. Der Eifrige vergreift sich, wenn er unbesonnen ist, in dem Gegenstande. Er fragt nicht,

a. ob etwas recht oder unrecht ist. (Er überschüttet jemand mit beleidigenden Vorwürfen, der doch nach der Lage der Sache nicht anders handeln konnte.)

b. Ob es nützlich oder schädlich ist. (Er sucht seiner

Wirtschaft mit kostspieligen Einrichtungen aufzuhelfen, die doch nur unter anderen Verhältnissen zweckmäßig sind.

c. Ob es Lob oder Tadel verdient. (In seiner Begeisterung für einen berühmten Maler verleitet er jemand, viel Geld für ein Gemälde hinzugeben, welches zuletzt nur eine mittelmäßige Kopie ist.)

2) Er wird oft die beste Sache durch Übereilung und unzweckmäßige Mittel verderben. (Einem Arzte mißlingt eine wichtige Operation, ein zu eilig aufgeführtes Gebäude verfällt bald.)

4) **Contrarium.** Ist der Eifer dagegen nicht blind, so stiftet er Nutzen*). Hat man nach gehöriger Erwägung einen Entschluß gefaßt, so muß man rasch ans Werk gehen. Die versäumte Gelegenheit kehrt selten wieder und aufgeschoben ist oft gänzlich aufgehoben. Ein lässiger Herr macht auch die Diener faul und die Arbeit rückt nicht von der Stelle; mit der eigenen Regsamkeit setzt man dagegen auch die anderen in Feuer. „Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will" (Goethe).

---

*) Es ist ein Mißverständnis, daß die Chrie in dem Contrarium stets einen geraden Gegensatz aufstellen müsse, um so mittels der Hinführung auf ein absurdum zu der gewöhnlichen argumentatio noch einen indirekten Beweis hinzuzufügen. Dies würde in den meisten Fällen nur eine überflüssige Wiederholung veranlassen. Was gewönne man hier durch die Widerlegung der Annahme: Blinder Eifer ist nützlich? Zweckmäßiger ist ein Gegensatz, der nur die Sache von einer anderen Seite beleuchtet. So erkennt man bei dem hier gewählten Contrarium, daß die Verkehrtheit keineswegs in dem Eifer, sondern in der Blindheit liegt. Die Chrien der alten Rhetoren rechtfertigen dieses Verfahren. (M. Seyffert „Scholae latinae" [1857] II, 65.)

5) **Simile.** Feuer und Wasser leisten uns die nützlichsten Dienste, aber es ist schrecklich, wenn ein Brand das Haus einäschert, oder ein überflutender Strom die Saatfelder vernichtet.

6) **Exempla.** Der Hausherr in unserer Fabel zertrümmert seine Möbel. Der Bär erschlägt den Eremiten, dem er die Fliege auf der Stirne töten will. Die sieben weisen Meister warnen durch sieben Erzählungen vor der Übereilung, z. B. durch die allgemeiner bekannte Sage von dem Ritter, welcher den treuen Hund tötete, weil er ihn für den Mörder seines Kindes hielt, obgleich derselbe es gegen die Schlange verteidigt hatte. Pelopidas starb für die Thebaner viel zu frühe und büßte nur darum sein Leben ein, weil er sich durchaus an einem schlechten Manne rächen wollte. Friedrich der Große verlor bei Kunersdorf den schon gewonnenen Sieg.

7) **Testimonia.** Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

Sprichwort.

Vis consili expers mole ruit sua.

Horat.

Ira utendum est, non ut duce, sed ut milite.

Aristoteles bei Seneca.

Die gelinde Macht ist groß.

Goethe.

8) **Adhortatio.** Wäge also und dann wage! Der Zug des Herzens kann nicht des Schicksals Stimme sein, wenn unser Inneres von einem leidenschaftlichen Interesse aufgeregt und verdüstert ist. „Gefühle sind Sterne, die bloß bei hellem Himmel leiten, aber die Vernunft ist eine Magnetnadel, die das Schiff noch ferner führt, wenn jene auch verborgen sind und nicht mehr leuchten" (Jean Paul).

117.

Die orientalische Lokalfarbe der Darstellung in Lessings „Nathan der Weise".

Einleitung. Nach dem Plane des Dramas sollten Bekenner der drei monotheistischen Religionen, als an derselben Begebenheit beteiligt, neben einander auftreten und dazu war Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge der geeignetste Ort. Es ist nun aber nicht genug, daß uns eine Bemerkung auf dem Titelblatte die Szene angiebt, es ist auch nicht genug, daß wir Saladin als einen morgenländischen Fürsten kennen, daß er selbst und Sittah, der Derwisch und die Mameluken in einer orientalischen Kleidung erscheinen; ein kunstverständiger Dichter wird, indem er auf lokale Umstände, auf die Natur des Landes, auf besondere Klassen der Bewohner, auf ihre charakteristischen Sitten und dergleichen hinweist, dem Leser durch das ganze Drama hin den Schauplatz der Erlebnisse vergegenwärtigen. Nicht immer haben Dichter und Maler dieser Forderung genügt. Das Epos des Mittelalters und sogar die neuere französische Tragödie versetzen die Heroen der Griechen und Römer in die moderne Welt. Die „Findung Moses", das herrliche Gemälde (im Berliner Museum) von Paul Veronese († 1588), vertauscht das Nilufer mit einer italienischen Landschaft, die Tochter Pharaos und die Hofdamen sind in die Gewänder des 16. Jahrhunderts gekleidet, man sieht die elegante Kutsche, in der sie hinausgekommen und ihr Schutzgefolge sind ein Paar Schweizer mit Hellebarden. Lessing hat nicht nur solche Verstöße gegen die Wahrheit vermieden, sondern es sind in der Darstellung so viele charakteristische Eigentümlichkeiten des Ortes und der Zeit

eingeflochten, daß wir uns wirklich im Oriente und unter Orientalen zu befinden glauben.

Thema. Auf welche Weise die Szene der Handlung lokalisiert ist.

1) Ort und Zeit im engern Sinne. a. Jerusalem als Schauplatz der Handlung. Nathans Haus hat eine offene Flur (IV, 6); es stößt an ein Palmenwäldchen (II, 4), auf welches man auch von einem Fenster die Aussicht hat (III, 3). (Seitwärts liegt ein mit Mauern umgebenes Kloster (II, 4).) Die Stadt ist Jerusalem, denn jene Palmen umschatten das Grab des Auferstandenen (I, 1). Auch die Gräber Salomons und Davids sind in der Nähe (II, 3). Ein verfallener Christentempel mit den versunkenen Stufen eines morschen Altars (V, 6). Saladin hat die Stadt mit einer zweiten, inneren Mauer befestigt (I, 5). b. Die nähere und weitere Umgebung Jerusalems. Die Hütten der Einsiedler auf dem Tabor und auf dem Berge Quarantana bei Jericho (IV, 7). Der Libanon mit einer Feste, in der Saladins Vater Eyub als Großschatzmeister die Kriegskasse hütet und verwaltet (I, 3, 5; II, 1). Gazza, in dessen Nähe die Burg Darun, Askalon, Gath, an welche Örter sich die traurigen Erlebnisse Nathans und Rechas knüpfen (IV, 7). Ptolemais, von Philipp August besetzt (I, 5). Die Burg Tebnin (bei Tyrus), welche die Templer gern erstürmt hätten, um dann auf Sidon loszugehen (I, 5). c. Hinweisung auf entlegenere Punkte des Orientes. Wir begleiten den Kaufmann über den Jordan nach Damaskus, in das Land des Tigris und Euphrat nach dem von Jerusalem 200 Meilen entfernten Babylon (I, 1), von wo er mit den kostbarsten Waren Hinterasiens heimkehrt (I, 6).

Ferner hören wir von den Gymnosophisten am Ganges (I, 3); andererseits von christlichen Pilgern, die unter dem Schutze der Templer den Sinai besuchen (I, 5) und von der Karawane aus Kahira (V, 1). d. Der Zeitpunkt der Handlung des Dramas durch geschichtliche Ereignisse bezeichnet. Saladin besitzt Jerusalem und versichert sich desselben durch eine neue Befestigung (V, 5), die Kreuzfahrer unter Philipp August behaupten Ptolemais (I, 5). Die Templer auf der phönikischen Küste, die heftigsten Feinde Saladins, welcher jeden von ihnen, der gefangen wird, hinrichten läßt (I, 5). Die Ermordung der Juden zu Gath (IV, 7). Die Feste und der Kriegsschatz Saladins auf dem Libanon (I, 5). Der Waffenstillstand. Saladins freundliches Verhältnis zu Richard von England (II, 1). Die Tücke des Patriarchen und die Falschheit Philipps, denen es recht wäre, wenn Saladin auf dem abgelegenen Wege nach dem Libanon durch einen Meuchelmord beseitigt würde (I, 5). Die Friedensunterhandlungen; die Christen haben Bedenken gegen die Doppelehe, welche der Sultan vorgeschlagen und verweigern die Übergabe von Ptolemais oder Acca (II, 1).

2) Land und Leute. Berge, Wüsten, Ströme, (I, 1). Das den Franken gefährliche Klima (I, 2). Der heiße Sand am Ganges (I, 3). Schattige Palmen mit der Dattelfrucht (I, 5). Kamele (I, 2, 6). — Eremiten (IV, 7), christliche Pilger auf dem Sinai (I, 5) und am heiligen Grabe (IV, 3), Templer und Priester, die Maroniten, eine christliche Sekte auf dem Libanon (I, 5), der weise, in erwählter Armut freie und reiche Derwisch, der Schüler der Brahminen oder Ghebern (I, 3; II, 9), die stolzen, von Saladin gebildeten Mameluken (V, 1), arabisch Raubgesindel (IV, 7). Die Kaufleute von Jerusalem,

Märkte, Waren, Geld und Art der Geschäfte. Reiche, geizige Mohren (II, 2). Der jüdische Kaufmann,

> Sein Saumtier treibt auf allen Straßen, zieht
> Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen
> In allen Häfen.
>
> (II, 3.)

Babylon, der Markt für kostbare Gewebe; Damaskus berühmt durch feines Geschmeide, Spangen, Ohrgehenke, Ringe, Ketten (I, 1). Edele Spezereien und Steine, syrische, persische, indische und gar chinesische Waren bringt das hochbeladene Kamel nach Jerusalem (I, 6). Die schlechte, uralte Münze, die gewogen wird, die neue, welcher der Stempel einen bestimmten Wert giebt (III, 6). Dinare (Goldmünzen), Naserinchen (Heller) und die (zu 500 Laubthalern abgezählten) Beutel (II, 9; V, 1).

3) Kleidung und Nahrung. Der Turban, der Jamerlonk, das weite arabische Oberkleid (IV, 4), der Dalk (Kittel) und die nackten Füße des Derwisches (II, 9; I, 3), das prunkende Gewand des Defterdars oder Schatzmeisters (I, 3). Der prächtige Ornat des Patriarchen (IV, 2), während Saladin selbst nie mehr als ein Kleid hatte (II, 2). Des Templers weißer Mantel mit dem roten Kreuze (I, 5) und seine Filzkappe (IV, 4). Der Schmuck der Frauen, ein Silberstoff mit goldenen Ranken (IV, 6) und herrliches Geschmeide (I, 1). Der Schleier (IV, 3). — Fleisch, eine seltene Speise der Armen. Die Dattel, Warnung vor zu häufigem Genusse derselben (I, 4, 5). Der Wein als europäisches, hier untersagtes Getränk (III, 2). Das Wohlleben der Geistlichen,

> Ein dicker, roter, freundlicher Prälat!
>
> (IV, 2.)

doch werden in den Klöstern auch die Pilger bewirtet (I, 5). Die drei Religionen sind zu unterscheiden

Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!
(III, 7.)

4) Unterhaltung. Das Gefallen an gut erzählten Geschichten (III, 7), namentlich an Parabeln, aus denen eine überraschende Wahrheit hervorgeht. Das ganze Drama entwickelt sich aus der Parabel von den drei Ringen. Das Morgenland liebt Geschichten, die einen schwierigen Rechtsfall aufstellen. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß der Tempelherr dem Patriarchen die Rettung und Erziehung Rechas durch einen Juden als ein bloßes Problem mitteilen konnte. Auch jener Streit der Brüder um den echten Ring ist ein Rechtsfall der Art. Das Schachspiel, die uralte Erfindung des Orientes und die beliebteste Unterhaltung. Al Hafi, dem nichts in der Welt einen größeren Genuß bereitet (I, 3), giebt einen Enthusiasmus kund (II, 2), der selbst Nathan zu spöttischen Scherzen veranlaßt (II, 9). Der Sultan traut ihm zu, daß er am Schachbrette sein Amt und alles vergißt (V, 1). Saladin und Sittah, der ein Meister wie Al Hafi einige Geschicklichkeit zuerkennt (II, 9) spielen die Partie um 1000 Goldstücke (I, 2). Der Sultan hat bisweilen den Imam, der Derwisch Nathan zum Schachgesellen (I, 2). Man bediente sich bald geformter, bald glatter, vermutlich mit Buchstaben bezeichneter Steine (II, 2). Sonst gehört noch hierher, daß Sittah den Bruder einladet, in ihrem Harem eine Sängerin zu hören (II, 3). Des Patriarchen Anspielung auf die Schwänke des Theaters (II, 2) scheint dagegen ein Anachronismus zu sein (Terenz?).

5) Das unordentliche und launenhafte Regiment. Der Wechsel von Überfluß und Mangel. Der

Tribut einer Provinz bleibt sieben Jahre lang aus (II, 2) und dann strömen auf einmal große Reichtümer in die Schatzkammer (V, 1).

Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an einzeln scheinen wollen?
(I, 3.)

Sittah wird verschwenderisch beschenkt (II, 1), Nathan ein reicher Lohn angeboten (V, 8). Des Sultans Wohlthätigkeit gegen die Armen, namentlich gegen Christenpilger (V, 3). Er ist geizig und freigebig gegen die Mamelucken (V, 1). Sittah beredet ihn, dem Juden durch verfängliche Fragen Geld abzupressen (III, 4.) Der Tempelherr wird aus einem besonderen Interesse begnadigt und mit Gleichgültigkeit vergessen (III, 7). Der Derwisch ist plötzlich ein angesehener Hofbeamter (I, 3). Spießen und Drosseln, als im Oriente übliche Todesstrafen (II, 2).

6) Religion und Aberglauben. Da das Schauspiel einen farblosen Deismus als die wahre Religion aufstellt, darf weder Nathan sich an Jehovah, den Gott Abrahams und der Propheten, noch Saladin an Allah und Mohammed wenden, weshalb in dem ersten kein rechter Israelit, in dem zweiten kein Muselmann einen Glaubensgenossen erkennen möchte. Ja, Nathan will nichts von dem besonderen Gotte des erwählten Volkes wissen (II, 5); er eifert gegen den schwärmerischen Glauben an Engel und an Wunder (I, 2), womit er sich ebenfalls von Grundlehren des Judentums lossagt. So hat auch Recha von der Heiligkeit des Sinai, wo Moses vor Gott stand, mit großer Gleichgültigkeit reden gelernt (III, 2). Ein außerordentliches Gewicht wird auf die Mildthätigkeit Nathans und Saladins gelegt. Nathan giebt den Armen

und giebt vielleicht trotz Saladin;
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern;
Doch ganz so sonder Ansehn.

(II. 2.)

Doch ist es zweifelhaft, ob darin nicht mehr ihre persönliche Gesinnung, als das Gebot ihrer Religionen hervortreten soll, wiewohl Moses und Mohammed allerdings mit gleichem Nachdruck die Austeilung von reichlichen Almosen vorschreiben. — Dem Sultan ist sein Imam, ein Geistlicher, keine achtbare Person, da derselbe bei ihrem Schachspiele gern jene glatten, wenig kenntlichen Steine gebrauche, um sich Saladins Unachtsamkeit zu Nutze zu machen (II, 1). Hat die Dichtung in betreff der Religionen des Orientes nichts Charakteristisches, so berührt sie doch seinen Aberglauben. Der wunderthätige Ring in der Parabel erinnert an die Zaubersteine der Märchen, Saladin scherzt über die gute Div (Fee) und Ginnistan, das Paradies der Perser (IV, 4). Der Volksglaube vermutet in den versiegelten Gräbern Salomons und Davids unermeßliche Schätze (II, 3).

7) Das Familienleben. Die Frau verschleiert sich vor dem fremden Manne (IV, 3). Saladin und Sittah finden es kleinlich, daß die Christen an Mischehen mit Mohammedanern Anstoß nehmen (II, 1); sie vergessen, daß der Koran (2. Sure) ebenfalls die Ehe mit den Ungläubigen verbietet. Assad hatte sich taufen lassen, als er die Stauffin heiratete. Nach morgenländischer Sitte fällt mehr Gewicht auf die Geschwisterliebe, deren Verherrlichung durch das ganze Drama hindurchgeht. Saladin und Sittah sind einander unentbehrlich und überbieten sich im Edelmut (II, 2). Der Sultan begnadigt den Todfeind wegen einer Ähnlichkeit mit Assad (III, 7). Diesen liebte auch seine Schwester Lilla mit der größten Zärtlichkeit, so daß sie

aus Gram um ihn starb (IV, 3). Der Templer und Recha sind zuletzt nicht mehr Liebende, sondern Geschwister und haben jetzt an einander unendlich mehr (V, 8). Mit welcher Freude umarmen Saladin und Sittah die Kinder ihres verschollenen Bruders.

Schluß. Lessing wollte den Namen eines Dichters ablehnen; wir werden aber dagegen geltend machen, daß das Ersinnen eines großartigen, umfassenden Lebensbildes der Probierstein der dichterischen Phantasie ist und wie man über die Tendenz des Dramas urteilen mag, darin zeugt es von einem bedeutenden Talente, daß Lessing zu der Fabel von den drei Ringen eine solche Reihe von gehaltvollen Charakteren und Ereignissen erfand, die alle auf einen Punkt zusammenwirken. Der größte Fürst des Orientes ist (schon bei Boccaz) in die Handlung verflochten.*) Dies nötigte ihn, eine außereuropäische Welt zu schildern und an die Kreuzzüge anzuknüpfen; wie viele, die man nicht ansteht, zu den Dichtern zu zählen, hätten es doch nicht vermocht, dies alles auf eine so würdige und lebendige Weise auszuführen, daß das Phantasiebild nicht hinter der Größe der historischen Ereignisse und Personen zurückbleibt und uns wie eine Begebenheit aus der Wirklichkeit erscheint. Die Lebendigkeit und Wahrheit der Darstellung beruht aber zum großen Teil darauf, daß die Handlung aus ihrem naturgemäßen Boden, aus der Eigentümlichkeit lokaler Verhältnisse erwächst und wir haben nunmehr erkannt, mit welcher Sorgfalt Lessing auf dieses Erfordernis der Dichtkunst geachtet hat.

---

*) Aus Boccaz sind auch Recha und Nathan; J. Caro „Lessing und Swift" (1869).

118.

**Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.**

Goethe.

Einleitung. In „Hermann und Dorothea" erzählt der Apotheker, er sei in seiner Kindheit sehr ungeduldig gewesen und sein Vater habe ihn durch eine eindringliche Mahnung an die Schrecken des unausbleiblichen Todes von dem Fehler geheilt. Vermutlich hat der Knabe bedenken sollen, daß der, welchem die Zeit zu langsam vergeht, eigentlich eine raschere Annäherung seines Todes wünscht. Dem Pfarrer gefällt es nicht, daß man die Kinder mit dem schwarzen Sarge ängstigt; er mag keine Pädagogik, welche den Willen lähmt, anstatt ihn zu leiten.

Thema. Wozu die Mahnung an den Tod den Weisen anregt und wie ihn der Fromme auffaßt.

A. Das Bild des Todes ist dem Weisen nicht ein Schrecken.

1) Wen versteht der Dichter unter dem Weisen? Die Weltweisheit oder die Philosophie und die Religion sind hier einander gegenübergestellt. Der Weise geht bei der Betrachtung der Dinge nicht unmittelbar von den Wahrheiten des Christentums aus, sondern von den Anschauungen der Vernunft. Er urteilt und handelt nach Gründen. Er läßt das Jenseits auf sich beruhen und faßt diese Welt ins Auge, „die dem Tüchtigen nicht stumm ist".

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Goethe.

Seine Beteiligung an den Weltinteressen, an Kunst und Wissenschaft ist nicht der Religion zuwider, sie wird nur nicht von ihr getragen. Auch er wünscht etwas Würdiges und Bleibendes zu leisten, um so mehr, da er sich für die Welt geschaffen glaubt, in der er gegenwärtig lebt.

Stat sua cuique dies; breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae, sed famam extendere factis,
Hoc virtutis opus.

Vergil.

2) Es drängt ihn ins Leben zurück und lehret ihn handeln. Je rascher wir welken, desto sorgsamer wird der Weise seine Zwecke wählen, um nicht Zeit und Kraft zu verschwenden, sondern als Mensch und in einem besonderen Wirkungskreise als Beamter, Gelehrter, Künstler ꝛc. der Welt gerecht zu werden, und hat er gewählt, so wird er wieder nicht säumen und träumen, sondern mit Entschlossenheit und Ausdauer ans Werk gehen. Zur weiteren Ausführung: die feige Todesfurcht verleitet zu einem unnützen Leben und dieses selbst ist ein früher Tod.

Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift,
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Goethe.

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Derselbe.

B. Der Tod ist für den Frommen nicht das Ende.

1) Er erblickt das irdische Leben in einem ununterbrochenen Zusammenhange mit dem ewigen. Nicht nach der bloß sinnlichen Auffassung der alten Ägypter, sondern mit einem höhern Bewußtsein wohnt er auf der

Erde, wo wir eine kurze Pilgerfahrt zu vollenden haben, nur in einer Herberge, und im Jenseits liegt sein festes Haus. Die Güter der Welt und sogar die Bestrebungen, zu welchen uns unsere irdische Existenz Anlaß giebt, haben ihm für sich weder Gehalt noch Zweck; wie der Mensch selbst, so erhält alles, was er besitzt und schafft, erst dadurch Wert, daß es in eine unmittelbare Beziehung zu dem Reiche Gottes tritt.

2) Hat er mit leiblicher Not und mit geistiger Trübsal zu kämpfen, was ihm bei seinem zarten, sittlichen Gefühle häufiger als den Weltleuten begegnet, so stärkt ihn der Gedanke, daß der Tod das Ende des Leidens und der Anfang des Heiles ist. Sterben ist sein Gewinn. Er sehnt sich nach der Verklärung seines Wesens, nach dem seligen Genusse des Friedens, nach dem Heimgange zu dem Vater, den wir hier nur im dunkeln Worte schauen, einst aber von Angesicht zu Angesicht. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!

Schluß. Goethe hatte einst den Irrtum geteilt, daß die Bibel uns nur den grausigen Knochenmann vorhalte, während das heidnische Altertum so milde Vorstellungen von dem Bruder des Schlafes gehegt (Werke [1829] XXV, 163)*). Jetzt läßt er seinen Pfarrer erklären, daß sowohl die Philosophie der neueren Zeit als unsere Religion keineswegs in dem Tode ein Schreckgespenst sehen, daß die stumme, bleiche Gestalt, die der langhinstreckende Tod auf die Bahre legt, uns nur auf eine rührende Weise an unsere Vergänglichkeit mahne, aber dabei einerseits den

*) Lessing, dessen Abhandlung über die Abbildung des Todes bei den Alten diesen Irrtum veranlaßte, hat sich selbst nicht so schroff geäußert. „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen" (Werke [1825] III, 159).

Lebenstrieb zu einem frischen Handeln und andererseits die Hoffnung auf das ewige Heil anrege. Gleichwohl scheint auch hier noch nicht ganz die Meinung verschwunden, daß uns das Christentum die Welt und ihre mannigfache Thätigkeit verleide; denn woher sonst der scharfe Unterschied zwischen der Weisheit und der Frömmigkeit, die sich doch sehr wohl in derselben Person vereinigen könnten. Erwäge noch den von Cicero (Tusc. quaest. I, §. 74) angeführten Satz:

Tota philosophorum vita commentatio mortis est.

119.

Weshalb meine Reiselust durch Athen weit weniger erregt wird als durch Rom.

Einleitung. Bei einem Rückblick auf das klassische Altertum werden uns die Griechen trotz ihrer ungeheueren Verirrungen immer näher stehen als die Römer, welche selbst in ihren bürgerlichen und häuslichen Tugenden zwar die eiserne Strenge der militärischen Disziplin, aber weit seltener das Zartgefühl und den idealen Aufschwung einer wahrhaft humanen Bildung zu erkennen geben. Wenn nun aber Rom, im ganzen betrachtet, mehr die Wiege der Politik, Athen dagegen die rechte Heimat der Humanität war, so sollte sich eigentlich unsere Sehnsucht mehr auf das letztere richten und dennoch ist dies nicht der Fall.

Thema. Welche Umstände haben es bewirkt, daß uns gegenwärtig Athen weit minder anziehend erscheint als Rom.

1) Griechenland ist uns fremder geworden, weil es schon so frühe seine Selbständigkeit

verlor und niemals mit Deutschland in Beziehung kam.

a. Es verschwand als römische Provinz aus der Geschichte des Altertums, selbst bei der Abzweigung des Ostreiches erhielt Byzanz den Vorzug vor Athen und entführte dem eigentlichen Griechenlande alle gebildeten Männer. Durch die Raubzüge der Barbaren (der Goten 395, slavischer Horden 540, der Bulgaren 995) verödet und entvölkert, wurde es während der Kreuzzüge eine Beute der fränkischen Ritter und der Venezianer, bis es mit Byzanz (1460) in die Gewalt der Osmanen kam. Es hat uns zwar eine an Bildungselementen unerschöpfliche Litteratur hinterlassen, aber das Leben, welches die griechischen Schriftsteller darstellen, war bereits in dem letzten Jahrhundert vor Christus nicht mehr in der Wirklichkeit zu finden, sondern nur als ein Gegenstand des Studiums in den Büchern vorhanden. Und selbst das neue Griechenland (seit 1829) hat bei allen hochherzigen Thaten, die das Andenken der Väter erneuerten, weder in der Politik, noch in Kunst und Wissenschaft eine Stellung erlangen können, welche dem übrigen Europa eine bedeutsame Einwirkung verspräche.

b. Westrom vereinigte in sich beinahe alle Staaten der alten Welt und sogar das nördlich über der Donau gelegene Europa, das seinen Legionen widerstand, ja später selbst siegreiche Völker aussandte, welche das alte Reich in Trümmer schlugen, wurde zuletzt dem römischen Bischof unterthan. Die Herrschaft der Päpste, nicht minder glänzend und mächtig als die der Cäsaren, machte Rom zum zweiten Male zum Oberhaupte der Welt. Das ganze Mittelalter hindurch und noch in neuester Zeit haben die Angelegenheiten der Kirche, der Politik und des Handels

zwischen Italien und Deutschland einen regen Verkehr unterhalten, so daß Rom niemals eine antiquierte Stadt gewesen ist und noch heute glaubt man, hat ein Königreich Italien weder Integrität noch Bestand, wenn es nicht in den völligen Besitz seiner alten Hauptstadt kommt.

2) Das Land, welches die größten Meister hervorgebracht hat, besitzt keine Kunstdenkmäler.

a. Es ist ein tragisches Los, daß Griechenland Sieger erhielt, die es ausplünderten oder die sogar aus religiösem Fanatismus die Kunst verachteten und ihre Denkmäler vernichteten. Athen hat uns fast nichts zu zeigen als die Trümmer alter Bauwerke, als die Örter, wo einst das Herrlichste entstand und bewundert wurde, weshalb jede neuere Reisebeschreibung immer in das Altertum zurückgreift und an Städte und Gegenden das wehmütige Fuit Ilium quondam anknüpft.

b. Rom hat zwei Mal (im 9. und 15. Jahrh.) zur wissenschaftlichen Bildung der Deutschen durch Lehrer und durch Schriften den Grund gelegt. Es hat uns auch die Litteratur der Griechen zugeführt. Von den Kunstschätzen, die es im Altertume zusammenbrachte, wird noch heute ein nicht unbedeutender Teil in Italien aufbewahrt. Seine eigenen Baumeister, Bildhauer und Maler verschafften ihm im 16. Jahrhundert ein zweites goldenes Zeitalter, das zu den alten Schätzen unzählige neue Meisterwerke hinzufügte.

3) Verschiedenheit in betreff der Reise, des Landes und der Leute.

a. Die Reisenden fahren meistens von Triest nach Griechenland und wo sie landen, fühlen sie sich in dem verlassensten Winkel Europas. Zwar die Natur wetteifert an Schönheit mit dem Boden und dem Himmel Italiens,

denn auch heute leuchtet noch die Sonne Homers und bei dem Anblicke des Parnaß, Öta, Peneus, Eurotas erwacht kein Widerspruch zwischen ihren altklassischen Namen und ihrer jetzigen Beschaffenheit, aber wie niederschlagend ist es, wenn die glänzendsten Städte des Altertums jetzt nur durch elende, verfallene Dörfer vertreten sind. Nur Athen hat gegenwärtig an 50,000 Einwohner, ehemals 200,000, bei Patras sinkt diese Zahl auf 20,000, bei Argos und Nauplia gar auf 8000 herab. Akrokorinth wurde als Festung von den verschiedenen Beherrschern des Landes benutzt und daher erhalten, aber die Stadt Korinth, die im Altertume 300,000 Einwohner besaß, ist jetzt der Wohnsitz einiger hundert armer Leute. Auf der Stelle des alten Delphi findet man einen kleinen Flecken ꝛc. Mehrmals dachten die Türken ernstlich daran, alle Griechen niederzumetzeln; man wollte nur nicht die Kopfsteuer einbüßen (F. A. Ukert „Gemälde von Griechenland" [1810] 125).

b. Die Schweiz und Tirol sind die großartigen Propyläen, durch welche man in Italien einzieht. Den Weg bezeichnet eine Kette von herrlichen Städten, die sich zwar ihre frühere politische Macht und auch ihren Reichtum nicht haben erhalten können, aber noch heute die merkwürdigsten Denkmäler einer großen Vergangenheit, prachtvolle Gebäude und glänzende Schätze der Kunst aufweisen. Man bleibt auf der Heerstraße der Kultur, bis man die ewige Roma erreicht und auch noch hinter derselben liegen wieder Städte und Gegenden, die gar nicht das beengende Gefühl aufkommen lassen, daß wir am Ende der Welt sind.

c. Es giebt zwar in Athen eine Universität, Gymnasien und gelehrte Gesellschaften, aber für die Volksbildung ist nichts geschehen, was auf die Dauer wirksam wäre. Wendet man ein, daß in Italien die unteren Volksklassen ebenfalls ohne Unterricht bleiben, so ist doch bei seiner

stärkeren Bevölkerung die Zahl der gebildeten Leute so bedeutend, daß der Reisende jenen Mangel kaum bemerkt. Griechenland hat sich noch so wenig erholen können, daß die Bewohner zwar den Wein und die Südfrüchte abernten, welche ihnen die Natur fast von selbst darbietet, aber sich nicht zu einem geregelten Feldbau entschließen mögen, welcher doch die Grundlage der Volksbildung ist. Ebenso schlimm steht es mit dem Verkehre im Innern des Landes. Man findet nur eine kurze Chaussee und sonst lauter Wege, die nicht einmal von einem Wagen befahren werden können, sondern nur für Maulesel gangbar sind. Außerdem bedrohen den Reisenden die räuberischen Klephthen. Als das letzte aller Länder Europas hat Griechenland endlich i. J. 1869 auch einen Schienenweg hergestellt; derselbe verbindet aber nur die Hauptstadt mit dem eine Meile entfernten Piräus. Der Grieche mag lieber mäßig sein und von Sardellen, Oliven und Salat leben, als arbeiten. Man hat das Sprichwort: Ein Grieche wird da noch fett, wo ein Esel Hungers stirbt (Ukert, 224). Er wählt eine bequeme Beschäftigung. „Jeder will Handel treiben, Wein oder Kaffee schenken Daher die unzähligen, oft aufs dürftigste ausgestatteten Kaufbuden in den kleinsten Örtern. Schwefelfaden, Zunder, Stahl und Stein müssen da ihren Mann ernähren, der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Laden sitzt" (W. Harnisch „Weltkunde" XI, [1853] 489). Der Grieche sorgt nur für eine zierliche Kleidung und im übrigen versteckt der ihm angeborene Stolz die Armut hinter einer philosophischen Bedürfnislosigkeit.

Schluß. Selbst unter den günstigsten äußeren Verhältnissen würde gewiß noch ein Jahrhundert hingehen, bis das Volk sich an Wohlstand und Bildung den glücklicheren Nationen Europas gleichstellen könnte. Daß es ihm aber bestimmt ist, sich noch einmal die Hegemonie in Kunst und

Wissenschaft zu erwerben, ist gar nicht denkbar. Eine Reise nach Griechenland wird daher einstweilen nur der Fachgelehrte um besonderer Studien willen unternehmen.

Anmerkung. Der Schüler wird sich auf diese Arbeit durch eine Reisebeschreibung, etwa durch den XI. Band von Harnisch vorbereiten müssen. Es ist hinreichend, wenn die Schulbibliothek von diesem oder einem andern geeigneten Buche auch nur ein Exemplar besitzt. Ich gebe ein solches Thema neben anderen etwa zwei Monate vor dem Termine auf und die, welche es wählen, haben, indem das Buch von Hand zu Hand geht, inzwischen Zeit genug, das Material zu sammeln.

120.

Das Vaterhaus.

Einleitung. Theodor, der Sohn eines Landpfarrers, hatte sich gleich nach seiner Einsegnung von den Eltern und der etwas jüngeren Schwester trennen müssen. Ein Oheim in der Hauptstadt nahm ihn in sein Haus auf und ließ ihn das Gymnasium besuchen. Wegen der weiten Entfernung war es ihm bisher nicht möglich gewesen, seine Heimat wiederzusehen. Jetzt hat er das Abiturienten-Examen bestanden. Der gütige Oheim gewährt ihm die Mittel zur Reise. Er übernachtet in dem letzten Städtchen und wandert schon vor Tage dem nahen heimatlichen Dorfe zu. Die Seinigen wissen nicht, welche Freude ihnen der Sonntagsmorgen bereiten wird.

Thema. Das Vaterhaus und die Umgebung mit ihren Erinnerungen.

1) Er tritt aus dem Walde und blickt in das Thal hinab, über welchem sich der Glanz der Frühe ausbreitet.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur.

Dort liegt die Kirche mit dem bemooften Dache und dem altersgrauen Turme. Das weiße Pfarrhaus in der Mitte des Dorfes. Überall Gärten und Gruppen von hohen Bäumen. Auf der Straße und im Dorfe ist noch niemand zu sehen. Kein Gewerbe stört die feierliche Stille, selbst an der Mühle rauscht das Wasser, ohne ein Rad zu treiben, dahin.

2) Auch im Pfarrhause sind noch die Thüren und Läden geschlossen. Theodor setzt sich auf eine Bank, die unter den Fenstern des Wohnzimmers steht, in welchem er vor vier Jahren Abschied nahm. Die Mutter reichte ihm ein nachbereitetes Bündel, die Schwester ein kleines Andenken, das sie in den letzten Wochen für ihn angefertigt. Beide umarmten ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Sie wollten ihn ermutigen und waren selbst aufs tiefste bewegt. Nur der Vater blieb gefaßt. Er beschloß seinen Reisesegen mit der Mahnung: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen! Und der Herr hatte alles wohl gemacht. Kurzer Rückblick auf das, was Theodor in dem Hause des Oheims und in der Schule erlebt hat.

3) Da er die Eltern nicht stören will, wandelt er auf den Kirchhof hinüber. Auf den Grabkreuzen stehen die Namen mancher lieben Bekannten, älterer Leute, die ihm oft mit Freundlichkeit begegnet waren und sogar einiger Spielkameraden. Im Turme rasseln die Räder der alten Uhr und es schlägt Fünf. Theodor erinnert sich mit Lächeln, wie er bisweilen vor dem Gottesdienste bis in den Glockenstuhl hinaufgestiegen oder in die Orgelkammer eingedrungen, um sich in dem geheimnisvollen Walde der unzähligen großen und kleinen Pfeifen umzuschauen. Hier unter dem Ahornbaume versammelten sich inzwischen die Landleute und warteten in stillem Gespräche, bis geradeüber

im Pfarrhause die Thüre aufging und der Vater im Talare unter dem Geläute der Glocken herüberkam. Alles folgte ihm in die Kirche und sogleich erfüllte der feierliche Klang der Orgel die Räume. Theodor selbst holte dann die Mutter und die Schwester ab. Unvergeßlich ist ihm der Eindruck, den der Frühgottesdienst am Weihnachtsfeste und das mit Maien geschmückte Pfingstfest auf ihn gemacht. Tiefer noch ergriff ihn der Tag seiner Einsegnung. Wie deutlich erinnert er sich des feierlichen, innigen Chorus, den damals die Schüler sangen:

Hier liegt vor deiner Majestät
Der jungen Christen Schar,
Das Herz, o Gott, zu dir erhöht,
Die Augen zum Altar ꝛc.

4) Theodor geht nach dem Hause zurück. Da er noch immer zu frühe ankommt, besucht er den Garten hinter dem Hofe. Hier liegt der grüne Spielplatz mit einigen Resten des Turngerätes, dort ist der Teich, auf dem er sich im Schlittschuhlaufen übte und die Schwester im Stuhlschlitten herumfuhr. Die Bienenhäuser mit ihren summenden Bewohnern stehen noch auf demselben sonnigen Flecken. Mancher Obstbaum, der seine Kletterlust und Naschhaftigkeit erregte, erinnert ihn an die Scheltworte der lieben Mutter, wenn sie einen Riß in seinen Kleidern fand. Er besucht die Stelle, wo er sich mit der Schwester ein kleines Blumengärtchen angelegt und siehe! sein Beet grünt und blüht, wie er es einst verlassen, und hat zur Einfassung den Namen „Theodor" aus bunten Aurikeln.

5) Jetzt ist ein Fenster in dem Giebelzimmer, welches der Vater bewohnt, geöffnet. Schon wirbelt der Rauch aus dem Schornsteine. Er hört die Klinke der Gartenthüre und verbirgt sich hinter einer Hecke. Seine Schwester tritt

ein und trägt einiges Gerät in die Laube, wo die Eltern nach alter Gewohnheit frühstücken werden. Zu welcher stattlichen Jungfrau ist inzwischen die Gespielin seiner Kindheit herangewachsen! Kaum kann er sein Herz bezwingen, doch die Freude des Wiedersehens soll vollkommen sein. Sobald die Schwester den Garten verläßt, eilt er in die Laube. Er legt an die Tasse des Vaters ein Päckchen mit seltenen Sämereien und hat darauf die Worte geschrieben: Alles, was du säest, falle auf ein gut Land und trage hundertfältige Frucht! Für die Schwester hat er einen Halsschmuck von Perlen gewählt, dessen Täfelchen die alten, schönen Sinnbilder des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zeigt. Auf den Platz der Mutter stellt er eine prächtige Porzellantasse mit der Inschrift:

Und lehret die Mädchen und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände!

Neben die vierte Tasse legt er eine Photographie, die ihn selbst als wackeren jungen Burschen abbildet.

Schluß. Er braucht in dem Verstecke seine Ungeduld nicht lange zu bezähmen. Schon kommen Vater und Mutter in traulichem Gespräche den langen Lindengang hinunter. Die Schwester folgt ihnen mit einem Körbchen Weißbrot und mit der gestopften Morgenpfeife des Vaters. Das Herz klopft ihm, wie ihre Schritte sich nähern. Er blickt mit dankerfüllter Seele zum Himmel auf. Jetzt treten sie in die Laube; eine bedeutsame Stille, ein Freudenruf und er ist in ihren Armen.

121.

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck.
Schiller.

Einleitung. Die Mamelucken waren eine im 13. Jahrhundert aus türkischen Sklaven gebildete Leibwache der Sultane von Ägypten. Sie gelangten bald zur Herrschaft und zeichneten sich bis zu ihrer Vernichtung durch Mehemed Ali (1811) als tapfere Leute aus. Der Dichter nennt sie aber keineswegs deshalb, weil sie gleichsam die wahren Repräsentanten des Mutes unter den Nichtchristen sind, sondern weil jene Worte einem Johanniter gelten, dessen Orden mit ihnen schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Der Spruch stellt alle Menschen, die noch den ungebildeten Trieben unserer Natur folgen und namentlich die Heiden dem wahren Christen entgegen.

Thema. Daß dem natürlichen Menschen der Mut, dem wahren Christen aber der Gehorsam für die höchste Tugend gilt.

A. Die Tapferkeit als Schmuck des Heiden.

1) Nach der ihm angeborenen Freiheitsliebe haßt der Mensch von Natur jeden Zwang, der seine Triebe einschränkt, mögen dieselben noch so selbstisch und anderen noch so verderblich sein. Er unterwirft sich den Schwachen, der ihm als Sklave dienen muß, er kennt nichts Süßeres als Macht und Herrschaft, als die Freiheit, zu thun und zu unterlassen, was ihm beliebt. Dies Glück des natürlichen Menschen ist zugleich sein Stolz, weil er sich den Genuß der Willkür durch Tapferkeit erwirbt und sichert. Niemand darf ihn ungestraft be-

leidigen, niemand darf es wagen, seinen Ansprüchen entgegenzutreten. In die Tapferkeit drängt sich seine ganze Existenz, seine Persönlichkeit zusammen, ja er erwartet von ihr einen bleibenden Ruhm bei der Nachwelt.

2) Der innere Widerspruch zwischen der Tapferkeit und dem Gehorsam. Beide sind einander nicht immer entgegengesetzt, wohl aber dann, wenn die Tapferkeit jenen Hang zur Herrschsucht, zur Willkür und zur Ruhmliebe zur Grundlage hat. Wer diesen selbstischen Trieben fröhnt, der kann sich nicht zugleich unter eine andere Gewalt beugen wollen. Er wird auch den Gehorsam gegen die Götter stets als einen Zwang empfinden, den er nur nicht abschütteln kann und die kräftigere oder wildere Generation der griechischen Helden, jene trotzigen Titanen, wagten es daher, gegen den Himmel anzustürmen oder, wie der angeschmiedete Prometheus, die Übermacht der Olympier zu lästern und zu verachten.

Da ist kein Unglimpf und keine List, durch die
Mich Zeus bewegen wird, dies zu verkündigen,
Bevor die schmählichen Bande gelöst sind.
O mag darum herabfahren die glühende Flamme,
Mit weißgefiedertem Schneegestöber und erderschütterndem
Gewitter mag er alles mengen, verwirren:
Nichts davon wird mich beugen, daß ich ihm sagte,
Durch wen er die Herrschaft verlieren muß.

Äschylos.

3) Zur historischen Erläuterung. Den hauptsächlichsten Inhalt der Heldenmythen und der älteren Kriegsgeschichte der Griechen und Römer bildet die Verherrlichung der Tapferkeit im Kampfe und des Mutes im Leiden. Der höchste Schmuck des Indianers ist eine lange Reihe erbeuteter Skalpe; am Marterpfahle hat er bis zum letzten Atemzuge keinen andern Gedanken, als die Un-

überwindlichkeit seines Mutes zu bewähren, wie der Hagen der „Edda" seinen Feinden ins Gesicht lachte, als sie ihm die Brust aufbrachen und ihm das Herz ausschnitten. Es ist ganz in antikem Sinne gedacht, daß Niobe bei Frdr. Müller, durch den Anblick ihrer sterbenden Kinder für einen Augenblick überwältigt, zwar das letzte, jüngste durch eine Fürbitte retten will, aber als es dennoch in ihren Armen getötet wird, sich stolz aufrichtet, weil sie nun für die grausamen Götter unangreifbar geworden ist.

B. Der Gehorsam als Tugend des Christentums.

1) Unsere Religion fordert einen Gehorsam, welcher einmal das zum Kennzeichen hat, daß der Mensch sich willig und mit kindlichem Sinne den Geboten des Höchsten unterordnet, weil er voll Ehrfurcht und Liebe in Gott den Inbegriff des Guten und den Quell alles Segens erkennt und ferner, daß er sich vorzugsweise in dem Widerstande gegen die selbstischen Triebe der Natur bewähren soll. Die Religion des Christen ist eine Demut vor dem Herrn, eine Verleugnung seiner selbst, ein Gottesdienst. Sie ist eine opferfreudige Nächstenliebe und umfaßt eine Reihe von Tugenden, wie die Sanftmut, die Versöhnlichkeit, die Fähigkeit, Böses mit Gutem zu vergelten, welche das Heidentum weder zu üben bereit ist, noch einmal als Tugenden anerkennt. Christus war dem Vater gehorsam bis zum Tode am Kreuze; dies ist das Vorbild, welches er uns hinterlassen. Die Tapferkeit herrscht und nimmt jedem das Seine, die Liebe dienet, sie ist langmütig und freundlich und giebt jedem das Ihre.

2) Andererseits macht das Christentum die Tapferkeit keineswegs entbehrlich. Der fromme Sinn, der Gehorsam gegen den Willen des Höchsten, soll in mannhaften Handlungen hervortreten, denn das gute Herz allein thut es nicht. Jene brave Frau (die Mutter des Philologen Wolf) liebte das treffende Scherzwort: Nachbars Kuh hat auch ein sanftes Gemüt, aber sie giebt keine Milch. Was nützt das Gold, wenn es im Schoße der Erde vergraben liegt und was nützen alle Tugenden, wenn sie nicht, dem Gebote Gottes gemäß, mit Mut und Festigkeit zur Bekämpfung der Frevel und des Elendes verwendet werden?

3) Zur historischen Erläuterung. In der Sturm- und Drangperiode that man sich viel auf ein titanisches Kraftgefühl zu gute und machte dem Christentume den Vorwurf, daß es nur zu einer weiblichen Milde anleite, die Menschheit entnerve und für Kranke oder Krankenpfleger bestimmt scheine. Diesem argen Irrtume hätte schon eine Erinnerung an die Blutzeugen des Glaubens, an die Kreuzzüge, an einen Luther vorbeugen sollen. Die christliche Religion hat nur dem Heldentume die selbstische Grundlage genommen, indem sie dasselbe dem Gehorsam gegen Gott unterwarf und somit sittlichen Lebenszwecken dienstbar machte; sie hat die Kraft des Hasses und der Zerstörung in die Kraft der Liebe verwandelt. Dies ist der Segen, den das Christentum über die heidnischen Naturvölker des Mittelalters verbreitete, so daß die Welt in einen höheren Kreislauf der Kultur eintrat.

Schluß. Der Johanniter in dem Gedichte, obgleich Mitglied eines geistlichen Ordens und durch ein besonderes Gelübde zum Gehorsam verpflichtet, hatte von seiner Tapferkeit, die er nach des Meisters Willen für den Kampf

gegen die Ungläubigen aufsparen sollte, einen üblen Gebrauch gemacht. In der damaligen Ritterwelt kam noch oft ein solcher Konflikt zwischen dem natürlichen, heidnischen Thatendrange und der Religion zum Vorschein. Viele Helden, wie Walter von Aquitanien, folgten ihrer Raufluft, gingen aber zuletzt, wenn ihnen das Alter die Reue nahe legte, in ein Kloster. Wie wohl mußte diesen tapferen Degen zu Mute sein, als endlich die Religion selbst das Waffenwerk heiligte, als das, was ihren wilden Trieben schmeichelte, für einen Gottesdienst erklärt wurde: Hierauf beruhte größtenteils die beispiellose Begeisterung für die Kämpfe zur Befreiung des heiligen Grabes.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest, in einem
Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!
Schiller.

122.

Über den Tierdienst.

Einleitung. Diese seltsame Form der Religion findet sich bei allen Völkern und nicht bloß in der Zeit des unentwickelten Naturstandes, sondern es werden, wenn sie in anderer Hinsicht weit fortgeschritten sind, nur die rohesten Vorstellungen aufgegeben. Indier und Ägypter, Griechen und Römer, die alten Deutschen und die Slaven, die Indianer und die Neger, sie alle haben an dem Tierdienste Anteil. Doch ist auch wieder bemerkenswert, daß es kein Volk giebt, welches allein Tiere verehrt oder sie nicht anderen Gottheiten untergeordnet hätte. Man findet auch nicht überall dieselben heiligen Tiere; am häufigsten begegnet uns die Verehrung des Stieres und die der

Schlange. Die Vorstellungen, aus welchen eine so weit verbreitete Religion hervorging, müssen dem Geiste des Menschen sehr nahe gelegen haben.

Thema. Der Ursprung des Tierkultus und die Grenzen desselben.

A. Weshalb man den Tieren eine göttliche Verehrung erwies.

1) Man ahnte in der Tierwelt das mächtige und geheimnisvolle Walten des Naturgeistes und war nicht reif genug, den Schöpfer von dem Erschaffenen abzusondern. Je beschränkter der Einblick in die Gestaltung und die Gesetze der Natur ist, desto mehr erscheint sie dem Menschen als ein Wunder, welches, noch nicht in die Prosa der Erkenntnis hinabgezogen, in seinem Herzen ein demutvolles und frommes Staunen erweckt. Das Verborgenste und Seltsamste gilt leicht für das Göttlichste. So steckt etwas Dämonisches in der Schlange, die in den Schlupfwinkeln haust und mit ihrer wunderbaren Elastizität pfeilschnell hervorschießt, nicht minder in den einsam lebenden Raubvögeln, die auf hohen Bäumen und Felsen horsten, mit schwerem Fluge und heiserem Schrei, oft zur Nachtzeit, die Luft durchkreisen und so ein von der Menschenwelt abgesondertes Dasein haben. Der Naturgeist tritt in der Tierwelt am lebendigsten hervor. Die ungeheuere Stärke und Schnelligkeit, die schöne Gestalt vieler Tiere, der Flug der Vögel, nötigten den Menschen, schon in solchen Äußerlichkeiten eine Überlegenheit anzuerkennen, mehr noch setzten ihn, als ein unbegreifliches, über all' sein Denken hinausgehendes Etwas, die Kundgebungen des Instinktes in Staunen, die alles zuvor berechnende, nie

fehlgreifende Klugheit und die Festigkeit, mit welcher sich die Tiere in allem ihrem Thun nach unabänderlichen Gesetzen richten. So ahnte er hier ein geistiges Walten und Leben, das sich durch den Mangel der Sprache absichtlich vor ihm zu verschleiern schien und dem sein eigener Geist nicht einmal so weit gewachsen war, daß er es begriffen hätte.

2) Man erhob viele Tiere zu Symbolen der Götter, was hauptsächlich der plastische Sinn der Naturvölker bewirkt haben mag. Der Adler und der Pfau, jeder in seiner Art ein königlicher Vogel, wurden von den Griechen dem obersten Götterpaare geheiligt. Athenes Klugheit gleicht dem Scharfblick der Eule. Die Göttin liebt den ihr verwandten Vogel und dieser erhält Anteil an ihrer Verehrung. Um Anubis' wachsame Verständigkeit zu bezeichnen, giebt der Bildner dieser Gottheit den Kopf des Hundes und die Assimilation macht den Hund selbst zu einem heiligen Tiere. Osiris war der Begründer des Feldbaues. Der Landmann dehnt seine Dankbarkeit auf den ihm unentbehrlichen Ackerstier aus, welcher das wertvollste Geschenk der Gottheit und gleichsam ihr sichtbarer Stellvertreter ist. Die Schlange legt jährlich ihr verbrauchtes Gewand ab; sie durchschlüpft die feuchten Gründe und kennt die köstlichen Kräuter, welche ihrer Gestalt immer von neuem den Glanz der Jugend verschaffen. Sie ist das Sinnbild der Verjüngung, der Liebling des Asklepios ꝛc.

3) Die Tiere sind heilig als Diener und Boten der Götter. Hier pflückt der Adler dem an den Kaukasus geschmiedeten Verächter des Zeus die Leber aus. Dort zischen die Nattern in den Haaren der Eumeniden, und die Schlangen der Athene umstricken Laokoon und seine Söhne. Bald werden Meerungeheuer, bald wütende

Eber*) oder Löwen ausgesendet, um das Besitztum gottloser Könige durch Verheerungen heimzusuchen. Das Fatum verkündigt seine Fügungen durch den Flug und das Geschrei der Vögel, durch die Beschaffenheit der Eingeweide des Opfertieres. Andererseits verdankt Semiramis ihre Erhaltung den Tauben, die Gründer Roms werden von einer Wölfin gesäugt, das Kapitol von den Gänsen der Juno gerettet. Mohammed, der doch Monotheist war, erklärte Tauben und Spinnen für heilige Tiere, weil sie ihn auf der Flucht beschützt. Im Morgenlande tötet niemand eine Spinne und überall sieht man Schwärme von zahmen Tauben. Wenn man in Ägypten der Katze, dem Ibis, dem Ichneumon und wieder auch den Krokodilen und Schlangen göttliche Ehren erwies, so sah man hier und allenthalben in den nützlichen und schädlichen Tieren ursprünglich nur die Diener der segnenden oder feindlichen Naturmacht, bis man dann die Tiere selbst als göttliche Wesen betrachtete.

4) Mehr nach der Lehre einzelner Weisen, doch in Indien wohl auch nach einer allgemeineren Annahme, gingen die Seelen gestorbener Menschen in manche Tiere über und man bewies diesen dieselbe Pietät, wie anderwärts den Manen der Geschiedenen. Die Pythagoreer und die Brahminen enthielten sich sogar der Fleischspeisen. Verwandt mit diesem Glauben an die Seelenwanderung ist die Vorstellung von dem Körperwechsel Lebender. In der griechischen, der nordischen Mythologie und sonst erscheinen die Götter in der Gestalt dieses oder jenes Tieres und werden Menschen in Tiere verwandelt, was die dämonische Natur der Letzteren erhöht.

---

*) Sus erat, infestae famulus vindexque Dianae.
Ovid. Met. VIII, 272.

B. Die Grenzen des Kultus.

Der Widerspruch, daß man dieselben Geschöpfe, welche für heilig galten, durch das Bedürfnis genötigt, für sich arbeiten ließ und schlachtete, oder daß man sie, weil sie Schaden anrichteten, sogar auszurotten suchte, ist im allgemeinen nicht auffallender als heute die Inkonsequenz eines Naturforschers, der vielleicht eben eine Fliege unter dem Mikroskope als das Wunderwerk des Höchsten anstaunt und dann gleichgültig eine andere zerdrückt, die ihn mit ihrer Zudringlichkeit in seinen Betrachtungen stört. Doch erlitt der Tierkultus ohnehin manche Einschränkungen.

1) Man verehrte selten alle Tiere derselben Gattung, sondern nur gewisse Repräsentanten, welche das besondere Eigentum einer Gottheit waren. Möglicherweise dachte man sich den rechten Adler, der Jupiters Diener war, im Olymp selbst und die andern alle galten gleichsam nur für weitläufige Vettern. Nicht die Pfauen überhaupt, sondern die, welche man auf Samos der Hera unterhielt, waren heilig. Artemis wurde durch die Erlegung einer Hindin, die ihr gehörte, von Agamemnon beleidigt, wie Apollo an Odysseus' Gefährten den Raub seiner Herde rächte. Die Ägypter wählten aus den Rindern ihres Landes einen besonders gezeichneten Stier aus, der dann wie Osiris selbst verehrt wurde. — So waren den Griechen alle Tiere heilig, wenn sie sich in einem Tempelbezirke aufhielten; man verehrte sie nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen dieser näheren Beziehung zu der Gottheit. Die Raubvögel waren nur in dem Raume (templum) heilig, welchen der Wahrsager am Himmel beschrieben hatte oder wenn es sich um eine göttliche Ankündigung handelte, und ihr Ansehen erlosch mit der Ausführung ihres Geschäftes.

2) Gefährlichen Tieren erwies man nur aus Zwang eine Verehrung. Als die Genossen eines bösen Dämons tötete man sie am liebsten und nur wenn man dazu keine Macht hatte, suchte man sie durch demütige Ehrenbezeigungen zur Schonung zu bewegen. Der Neger und der Maure nennen den Löwen einen Herrn, die alten Peruaner warfen sich vor Tiger, Löwe und Bär demütig auf die Erde, der Kamtschadale zieht vor dem Wolfe die Mütze ab. Dies hindert jedoch niemand, ihnen nachzustellen und wenn es geschehen kann, das Leben zu nehmen.

3) Der Tierkultus erlitt eine lokale Einschränkung. Manche Tiere wurden nur an besonderen Orten verehrt. Die ägyptischen Städte Kynopolis, Leontopolis, Lykopolis hatten ihre Namen von einem lokalen Tierkultus. In Oberägypten war das Schaf heilig, in Unterägypten aß man dasselbe. Die Krokodile wurden in Ägypten häufig verehrt, namentlich am See Möris, wo sie sich, wie auch in Indien, einer wunderbaren Zähmung fähig zeigten, aber in manchen Gegenden auch als Verbündete des Typhon verabscheut, gefangen und getötet.

4) Endlich ist darauf Gewicht zu legen, daß die Tiere nirgends zu den obersten Göttern gehören, ja überhaupt nur mittelbar, durch ihre Beziehung zu den Göttern, der Verehrung teilhaft wurden. Die Ägypter allein scheinen sich bis zu einer völligen Apotheose verirrt zu haben und bei ihnen findet sich wohl auch die Verehrung einer ganzen Gattung, wie der Katze, des Ichneumons und des Ibis, die zu töten allerdings weder die Furcht noch die Rücksicht auf einen Nutzen Anlaß gab.

Schluß. Das Mittelalter, dessen Religion noch vielfach von der altheidnischen Naturanschauung durchkreuzt wurde, gestattete sich eine christliche Umbildung des Tier-

kultus. Nach mannigfachen Fabeln und Beziehungen betrachtet man das Einhorn, den Löwen, den Panther als Symbole Christi, die gallenlose Taube als das Sinnbild des heiligen Geistes, dagegen waren die Schlange oder der Drache, der Luchs, der Rabe, der Kuckuck und der Wiedehopf (sein Küster) die Diener des Teufels. Noch heute mischt sich in den Glauben an den Gott der Offenbarung die Scheu vor einem in der sichtbaren Schöpfung waltenden Naturgeiste, dessen Gegenwart sich unseren Sinnen aufdrängt und manche sittliche Beziehungen unterstützen den Aberglauben, zumal wenn er sonst unschädlich ist. Wie oft hat man versucht, das Pferd, dies treue, kluge, mitfühlende Tier, unseren Gehilfen auf dem Felde, auf der Reise und im Kriege, mit undankbarem Eigennutze unter das Schlachtvieh zu versetzen, aber die Hippophagen gelten uns halb und halb für Menschenfresser und man findet es erträglicher, daß ein wohlverdientes Schlachtroß nach menschlicher Weise ein Grab und ein Denkmal erhält. Der feiner fühlende Landmann wird die Schwalbe, die sich traulich unter seinem Dache ansiedelt, nicht verscheuchen. Der Storch ist auf dem Lande überall ein willkommener Sommergast; auch die Mohammedaner ehren ihn als ein Sinnbild eines frommen Mekkafahrers. Dagegen bedeuten das traurige Heulen des Hofhundes, der Schrei des Kauzes und der Eule selbst gläubigen Christen nichts Gutes; ihr Verstand sträubt sich vergebens gegen die Meinung, daß sich in der Natur besondere Schicksalsmächte offenbaren.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, drum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Lessing.

123.

Welchen Wert für einen Landwirt ein guter Nachbar hat.

Einleitung. Jemand kann sein Besitztum mit großem Gewinne verkaufen, lehnt aber den Antrag ab. Er mag sich nicht in einer fremden Gegend ansiedeln, weil er sich von seinem lieben Freunde und Nachbar trennen müßte, für den er dort schwerlich einen Ersatz fände. Schon dem Städter ist eine gute Nachbarschaft erwünscht, obgleich er nicht auf einen so beschränkten Verkehr angewiesen ist; der Landwirt erkennt noch mehr, mit welchem Rechte Luther in der Erklärung der vierten Bitte den Besitz guter Freunde und treuer Nachbarn zu den ersten Lebensbedürfnissen gezählt hat.

Thema. Vorteile und Annehmlichkeiten, welche dem Landwirte die Freundschaft eines guten Nachbars gewährt.

1) Es wird ihm in tausend Fällen Verdruß und Schaden erspart. Der Landwirt erzählt, wie viel er einmal in einer anderen Gegend von einem bösen Nachbar zu leiden gehabt. Streitigkeiten über die Grenzen, über eine Mühlenschleuse und Verwickelung in endlose Prozesse. Die Dienstleute beteiligten sich an der Tücke ihres Herrn und rächten sich für jede wohl verdiente Zurechtweisung. Mutwillige Beschädigung der Feldzäune, das Zerfahren der Saat, unbillige Pfändung des Viehes. Böse Buben stürzten ihm in einer Nacht seine Bienenstöcke um, er fand einst im Walde seinen besten Hühnerhund erschossen ꝛc.

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Schiller.

Warum verkaufest du dein Haus? fragt man den Mann;
Weil ich den Nachbar, sprach er, nicht verkaufen kann.

Rückert.

2) Gegenseitiger Beistand mit Rat und That in mancherlei Verlegenheiten und Unfällen. Der eine versteht sich besser auf die Krankheiten der Tiere, der andere auf das Bauwesen. Sie helfen einander bei dringenden Arbeiten mit Leuten und Angespann. Bisweilen kann eine Hausfrau bei der Entfernung der Stadt ihre Vorräte nicht gleich vervollständigen und sie käme bei einem Besuche in die größte Verlegenheit, wenn sie nicht eine gefällige Nachbarin hätte. Muß der eine auf längere Zeit verreisen oder liegt er an einer Krankheit darnieder, so beaufsichtigt der andere inzwischen die Wirtschaft desselben. Bei einer Feuersbrunst wäre man ohne die rasche Hilfe eines Nachbars ganz verloren. Nähme er nicht einen Teil des Viehes auf oder gäbe er nicht bei der Heuernte einen Raum her, wie überstände man die schwere Zeit, bis Ställe und Scheunen wieder aufgebaut und eingerichtet sind ꝛc.

3) Der gesellige Verkehr der Familien. Sie würden sehr einsam leben, wenn sie nicht eine herzliche Freundschaft unterhielten. Im Sommer häufige Sonntagsbesuche und Zusammenkünfte in einem hübschen Wäldchen. Die Gespräche der Väter und Mütter, die frohen Spiele der Kinder. Im Winter sind sie einander noch mehr unentbehrlich. Weder der aufgeweichte Boden, noch der tiefe Schnee hindert die kleine Reise. Ist mit zwei Pferden nicht durchzukommen, so werden vier vorgelegt und an finsteren

Abenden reitet ein Diener mit der Laterne vor. Die ältesten Knaben wurden von demselben Pfarrer eingesegnet. Sie besuchen jetzt in der Stadt dasselbe Gymnasium und sind in derselben Pension. Die Freude der Väter, daß auch ihre Söhne einst in treuer Nachbarschaft auf diesen Gütern haushalten, Lust und Leid mit brüderlichem Sinne teilen werden.

Schluß. Friede und Freundschaft erhöhen das Glück des Lebens. Sie sind für Geld nicht zu haben und wer wollte ihnen um des Geldes willen entsagen?

124.

Welche Gehilfen den Menschen bei seinen Arbeiten durch ihre Kraft unterstützen.

Einleitung. Kein Tier bedient sich eines Werkzeuges, der Mensch dagegen ist von Anfang an darauf bedacht gewesen, sich die Arbeit zu erleichtern. Seine Werke übersteigen bei weitem das Maß seiner natürlichen Kräfte. Seine höhere Bestimmung fordert es, daß er auch bei dem Schaffen der Gewerbe und der mechanischen Künste hauptsächlich nur als geistiges Wesen thätig ist, indem er die Kräfte der Natur für sich eintreten läßt und für seine Zwecke verwendet.

Thema. Wie die Kraft des Menschen durch die Natur ergänzt und ersetzt wird.

1) Werkzeuge. Der Mensch bereitet sie zwar, aber er verdankt ihre mächtige Hilfe nur zum kleinsten Teile sich selbst. Denn die Natur, die in ihnen nach wunderbaren

Gesetzen wirkt, verleiht ihnen ihre Kraft und der Mensch giebt ihnen nur die Form, welche es dem Naturgesetze möglich macht, durch sie seine Wirkung zu äußern. Die Härte bedingt den Wert des geschliffenen Eisens. Jeder Wilde gerät über Säge und Bohrer in ein gerechtes Erstaunen. Der Hebel, das Schwungrad, die schiefe Ebene als Keil und als Schraube, und die Rolle finden in der Mechanik am häufigsten ihre Anwendung. Wichtige Hebel unter den einfachsten Werkzeugen sind die Brechstange, der Hebebaum, das Ruder mit dem Pflock, der Schwengel an der Pumpe, die Kurbel an Rädern 2c. Andere Werkzeuge, wie Flegel, Sense, vervielfachen die Kraft des Menschen durch ihren Schwung. Jede Maschine hat ihre Hebel und ihr Schwungrad. Die wunderbare (nach dem Verhältnis der Radien vervielfachte) Schnelligkeit eines kleineren Rades, das mit einem größeren durch den Laufriemen verbunden ist; das Spinnrad, die Drehbank. Meistens wirken schon in einem einfachen Werkzeuge mehrere Gesetze zugleich. Die Art verstärkt die Kraft des Menschen nach dem Gesetze des Keils, des Falles, des Schwunges und des Hebels.

Anmerkung. Der Schüler mag hier sein Lehrbuch der Physik zur Hand nehmen und sich instandsetzen, von der Konstruktion und Wirkung eines der gewöhnlichen Werkzeuge eine anschauliche und gründliche Erörterung zu geben.

2) Die Tiere. Der unberechenbare Nutzen, den uns der Pflugstier und das Pferd gewähren, auf deren geschickter und williger Hilfe nicht allein die Kultur des Erdbodens, sondern mittelbar auch die Entwickelung des menschlichen Geistes selbst beruht. Der Elefant, das Kamel, der Esel, das Renntier, der Zughund haben eine beschränktere Brauchbarkeit, wie die Völker, welche sich mit

ihnen behelfen müssen, eine beschränktere Bildung. Gewöhnlich sind in jedem Teile der Erde nicht mehr als zwei, höchstens drei dieser Tiere heimisch oder zum Dienste gewöhnt, in manchem nur eins. Die Sparsamkeit der Natur und die Enthaltsamkeit des Menschen gehen hier Hand in Hand.

Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Tiere nur versteht er mehrend zu ziehen.
Goethe.

3) Wind und Wasser. Die stärkste und billigste Ergänzung unserer Kraft. Welchen Aufwand an kostbarem Raum und Unterhalt verursachte das Ruderschiff, welches vielleicht eine zwanzig Mal so starke Bemannung erforderte wie ein Segelschiff von gleicher Größe. Getreide-, Öl- und Sägemühlen, durch Wind oder Wasser getrieben. Im Altertume die beschwerliche Handmühle. In Ägypten gilt die Magd, die hinter der Mühle ist, für die niedrigste ihres Geschlechtes (Exod. XI, 5). Wie emsig müssen im Hause des Odysseus die Mühlen arbeiten, um den Freiern Brot zu schaffen.

Täglich waren daran zwölf Müllerinnen geschäftig,
Mehl aus Weizen und Gerste zu fertigen, Mark der Männer.
Aber die anderen schliefen, nachdem sie den Weizen zermalmet;
Jene nur ruhte noch nicht, denn schwächlicher war sie an Gliedern.
(Odyssee XX, 107.)

4) Dampf. Zweckmäßige Einrichtung der Dampfmaschinen seit 1780 durch James Watt. Wind und Wasser sind billiger, doch nur unter besonderen Umständen anwendbar. Dampfschiffe und Eisenbahnen, welche die Völker einander näher bringen, indem sie die Entfernung verkürzen, Waren, Sitten und Interessen austauschen. Sie machen das Wort Napoleons I., daß jeder Krieg zwischen

Europäern ein Bürgerkrieg sei, zur vollen Wahrheit. Auch aus den Fabriken werden die Pferde durch den Dampf mehr und mehr verdrängt, sogar von dem Ackerfelde. Sie brauchen einen größeren Arbeitsraum, ihr Unterhalt ist teurer und sie reiben sich schneller auf. Der Dampf ersetzt Tag für Tag die Arbeit von vielen Millionen Menschen. Welcher Gewinn, wenn diese Ersparnis an Zeit und Kraft wirklich der geistigen Bildung der Völker zu gute käme, wenn nicht der selbstische Geist der Industrie die Konkurrenz des Dampfes mit der Menschenhand nur benutzte, um für den Tagelohn des Arbeiters nicht mehr den Preis des Kornes zum Maßstabe zu nehmen, sondern den der Kohle, des Futters der Maschine. In dieser Hinsicht ist selbst das Pferd kein so gefährlicher Rivale des Menschen.

Schluß. Wir blicken mit Stolz auf unser Geschlecht, doch haben wir auch alle Ursache zur Bescheidenheit, da vieles erst so spät erfunden wurde oder zur Anwendung kam, was der Erfindung erst ihren Wert giebt. Warum preisen wir die Phöniker wegen der Erfindung des Glases, da doch niemand im ganzen Altertume von demselben den rechten Gebrauch zu machen wußte? Wie spät fing man an, die Fenster mit Glas zu versehen und wann wurde es erst zum Werkzeug für das Auge des Forschers? Zweitausend Jahre hindurch quälte man sich mit dem Kopieren der Handschriften, obgleich man doch beständig mit Siegeln und Stempeln druckte. Das Altertum benutzte die Segel nur bei dem günstigsten Winde, Wassermühlen*) blieben ihm lange und Windmühlen gänzlich unbekannt. Die älteren

*) Herders „Blumen aus der griechischen Anthologie" Litter. und Kunst X, 74, enthalten ein hübsches Epigramm auf die Erfindung der Wassermühle.

Dampfmaschinen konnten ein Mühlenwerk nur dadurch in Bewegung setzen, daß sie eine Wassermasse emporhoben und auf ein oberschlächtiges Schwungrad leiteten. Eine neue Epoche begann, als James Watt den auf- und absteigenden Stempel mit einer Kurbel versah und dadurch eine unmittelbare Kreisbewegung hervorbrachte.

125.

In welche Stimmung der Winter, hauptsächlich in Norddeutschland, das Gemüt zu versetzen pflegt.

Einleitung. Der Norddeutsche beklagt sich wohl zuweilen über sein rauheres Klima und doch verdankt er der scharfen Ausprägung seiner vier Jahreszeiten so manche Vorteile. Wir lernen die Natur in der verschiedensten Gestalt und nach den Eigentümlichkeiten jeder Zone kennen. Derselbe Ort, welcher im Juli und August unter der schwülen Glut der tropischen Sonne zu liegen scheint, ist im Januar und Februar gleichsam in die eisigen Schneegefilde Grönlands versetzt. Ein alter Spruch sagt: Wie viele Sprachen du lernst, auf so viele Arten lernst du ein Mensch sein. Auch die Verschiedenheit der Jahreszeiten bewirkt, daß wir in jeder andere Menschen sind. Es wechseln mit ihnen Kleidung und Speise, Arbeiten, Sorgen und Vergnügungen, ja unser geistiges Leben erleidet ähnliche Wandelungen. Das Fallen des Laubes, die Öde der Felder, der Abzug der Wandervögel können in dem Süddeutschen nicht denselben schwermütigen Ernst erregen, es kann ihn die Empfindung, daß alles Irdische verhallt, nicht mit derselben Tiefe ergreifen, weil nur bei uns auf den

Herbst eine völlige, über vier Monate anhaltende Erstorbenheit der Natur folgt und wiederum wird der Süddeutsche auch Frühling und Sommer nach der kurzen Entbehrung nicht mit derselben Freude begrüßen. — In dem Einflusse, welchen der Winter auf unsere Gemütsstimmung und damit auf unsere Neigungen ausübt, lassen sich zwei Perioden unterscheiden, die durch das Weihnachtsfest getrennt sind. Wir durchleben einen Zeitraum der Resignation, die sich aber bloß auf unser Verhältnis zur Natur beschränkt und sonst eine sehr bedeutsame Gegenwirkung hervorruft, und einen Zeitraum der freudigen Erwartung.

Thema. Die Stimmung unseres Gemütes in den beiden Abschnitten des Winters.

A. Der Zeitraum der Resignation.

1) Das Gefühl frischer Kraft und Selbständigkeit. Während uns die hinwelkende Natur im Herbste zur Wehmut stimmt, steigert ihr völliges Entschlafen, seltsam genug, nicht diese Trauer über die Vergänglichkeit. Gerade dann, wenn der Winter alles begraben hat, aber mit scharfem Frost und Schneegestöber einen entschiedenen Charakter annimmt, durchdringt uns ein frisches Lebensgefühl. Die Ursache ist teils ein sittlicher Umstand: wir haben auf die sommerliche Anmut der Natur verzichten gelernt und uns darein gefunden, daß wir nun völlig auf uns selbst angewiesen sind; teils ist sie physischer Art, denn die kältere Luft bringt in Nerven und Muskeln eine frische Spannung. Selbst Frauen und Kindern macht es Vergnügen, vor dem Thore und auf dem Eise der Kälte zu trotzen. Welches fröhliche Treiben auf dem Flusse, wo sich alt und jung herumtummelt, die Schlittschuhläufer

ihre Reigen aufführen und stattlich geschmückte Klingelschlitten vorüberfliegen. Wann sah man solche frische, rote Wangen!

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Er scheut nicht süß, nicht sauer.

M. Claudius.

2) So wie sich uns die Natur verschließt, versetzen wir uns häufiger und lieber in das Reich des Geistes. Auf dem Schreibtische brennt die trauliche Lampe. Draußen ist es still und finster, keine Zerstreuung lockt uns hinaus. Der Geist kehrt bei sich selbst ein und versenkt sich gern in die Welt, welche in den Büchern lebt. Auch die Kirchen füllen sich am Sonntage trotz ihrer kalten Räume. Die frommen Regungen im Tempel der Natur, mit denen man im Sommer auf Spaziergängen und Lustfahrten die Mahnung des Gewissens beschwichtigte, reichen nicht mehr aus und man sehnt sich, das reinere und bestimmtere Wort Gottes zu hören. Selbst viele Unterhaltungen haben einen geistigen Charakter. Die Knaben suchen in den Mußestunden den Baukasten und das Schachbrett hervor, die Mädchen zeichnen Stickmuster, schreiben Noten und musizieren. Jetzt muß die Großmutter in der halbdunkeln Ecke am Ofen ihre Märchen erzählen. Von den Leihbibliotheken werden reichere Spenden gefordert. Die Konzertgeber wählen für die Säle ein feineres Programm, als es für die Gärten nötig war. Oper und Drama sammeln alle Kräfte zu ernsten Anstrengungen. Die öffentlichen Vorträge der Litteraten.

3) Der Familiensinn tritt in seine vollen Rechte. Während im Sommer der allgemeine, lebhaftere

Verkehr alles aus dem Hause führte und oft auch die Familienglieder trennte, indem der eine sich an diese, der andere an jene Freunde anschloß, hält der Winter sie am Herde zusammen, und während sie sonst sich an Garten und Feld nur mit einander erfreuten, haben sie jetzt an einander selbst ihre Freude. Wie viele Tausende sind den Winter hindurch allein auf das Familienzimmer angewiesen. Die rauschenden Lustbarkeiten entführen nur die verhältnismäßig geringe Zahl der reichen Leute ihren Kindern. Manches Städtchen bringt kaum alle fünf Jahre für sich und die ländliche Umgebung einen Ball zustande. Konzerte und Theater kennt man hier nur aus der Zeitung. Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern müssen einander genügen und Dank der deutschen Volksnatur, sie verstehen es, an einander genug zu haben. Diese lieblichen und herzerfreuenden Idyllen in der Kinderstube und am häuslichen Herde bleiben zwar ungeschrieben, doch jeder deutsche Jüngling und jedes deutsche Mädchen nimmt bei dem Abschiede vom Vaterhause im Schreine seines Herzens ein köstliches Buch mit, das ihm in der Fremde mit den Jahren immer teurer wird: es ist das Buch seiner Kindheit, und diejenigen Kapitel, welche die süßesten Erinnerungen wach rufen, haben nach der Mehrzahl gewiß den Winter zur Staffage.

B. Der Zeitraum der freudigen Erwartung.

1) Das Weihnachtsfest als Wendepunkt. In der Erde erwacht unter der Schneehülle der Keim eines neuen Lebens. Schon unseren heidnischen Vorfahren war die Nacht zum 25. Dezember eine geweihte, heilige Nacht. Mit ihr begann das neue Jahr und man feierte in grüngeschmückten Hallen das Fest der winterlichen Sonnenwende,

der Wiedergeburt der Natur aus der Finsternis zum Lichte. Es kümmert uns nicht, daß die eisigen Ostwinde jetzt erst recht mit dem Winter Ernst machen, wir haben einmal den Berggipfel überstiegen. Immer näher rückt die Sonne der Erde, die Tage werden länger und länger: wir sind gewiß, daß der Frühling nicht ausbleibt. Jene resignierende Stimmung weicht der heiteren, sorglosen Erwartung. — Die religiöse Bedeutung des Festes verstärkt und vertieft diese Wirkung der Natur. Mit freundlichem Scheine blinkt am fernen Firmamente der kleine, stille Stern, welcher einst siegreich die Finsternisse zerstreuen, Himmel und Erde mit seinem Glanze erfüllen soll. Eine neue Zeit, ein neues Leben ist angebrochen. Da prangt der grüne Tannenbaum mit seinen Lichtern und Gaben als Sinnbild der Verheißung. Die Liebe und die Hoffnung der Eltern erlabt sich an der fröhlichen Unschuld der Kinder. Möchten sie aufblühen gleich dem Kinde, das heute geboren ward, und zunehmen, wie an Alter, so an Gnade bei Gott und den Menschen. Jetzt wird auch das alte Jahr unter Preis und Dank beschlossen. Wir beginnen das neue mit der Erwartung neuer Segnungen im Reiche der Natur, wie im Reiche der Gnade.

2) Und sie kommen alle, die ersehnten Boten des Frühlings. Mit Petri Stuhlfeier findet sich die Lerche ein. Kaum gesättigt von den Spitzen der Saat, schwebt sie mit fröhlichem Gesange über dem Schneefelde; sie traut den Strömungen der lauen Südluft und den wärmeren Strahlen der Mittagssonne, welche allmählich den Schnee von den Abhängen hinwegtauen und die Eisrinde der Bäche mürbe machen. Schon kommt das Schneeglöckchen zum Vorschein, die Gräser beginnen sich zu regen, ein frühe erwachter Schmetterling flattert über den sonnigen Platz und der Storch, welcher von seiner geheimnisvollen

Reise zurückgekehrt ist, spaziert wie sonst auf den feuchten Wiesen umher. Die Erde ist von ihren Banden befreit, doch auch das gebeugte Herz richtet sich auf und spricht in neuer Lebenskraft: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, mir wird nichts mangeln!

Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern,
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Goethe.

Schluß. Das Fest der Auferstehung Christi trat an die Stelle des heidnischen Frühlingsfestes der Lichtgöttin Ostara und die Verwandtschaft beider wurde bei uns mehr als irgendwo festgehalten, denn während alle andern Völker das Osterfest mit dem biblischen Namen Pascha benennen, gaben ihm die Deutschen den Namen ihrer Frühlingsgöttin. Noch vor kurzem trug die Dorfjugend in manchen Gegenden im März einen Strohmann, das Bild des Winters, des Todes der Natur, auf das Feld hinaus und verbrannte ihn in dem Osterfeuer, worauf der Sommer, „seine Maien und Blümelein mancherlei", mit heiteren Reimen begrüßt wurden. — Möchten diese Feste uns jetzt nicht mehr bloße Naturfeste sein; möchten wir uns ein Herz fassen, auch in höherem Sinne die Geburt des

Sonnenkindes zu feiern und den Sieg des Helden, der Grab und Tod bezwang

Adesto rerum conditor,
Paternae lucis gloria,
Cuius admota gratia
Nostra patescunt pectora.

Hilarius

O sende, Weltenschöpfer, du,
Auch dieser Sonne Strahl uns zu,
Und gieb, daß ihr begnadend Licht
Des Busens dunkle Nacht durchbricht.

Übersetzung v. G. A. Königsfeld.

Dispositionen und Materialien

zu

deutschen Aufsätzen

über

Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten.

Von

Dr. L. Cholevius,

Prof. am Kneiphöfischen Stadtgymnasium zu Königsberg i. Pr.

Ut hominis decus ingenium, sic ingenii ipsius lumen est eloquentia.
Cicero.

Zweites Bändchen.

Achte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1886.

Vorwort zur dritten Auflage.

Man findet in diesem Teile jetzt einen Nachtrag von 50 Dispositionen (Nr. 51—100). Die der Mehrzahl nach wohl zum erstenmal aufgestellten Themata sind sämtlich von meinen Schülern bearbeitet worden und jede Aufgabe hat sich dabei als brauchbar erwiesen. Um Raum zu sparen, ist diesmal die Ausführung meistens sehr abgekürzt worden. Möchte es mir gelungen sein, ein willkommenes Zeugnis dafür abzulegen, daß ich mich für die Anerkennung, welche diesen Sammlungen bisher zu teil geworden, ebenso ernstlich wie freudig verpflichtet fühle, der Verbesserung meines Buches eine stete Sorgfalt zuzuwenden.

Königsberg i. Pr., Nov. 1866.

Der Verfasser.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Das zweite Bändchen dieser Sammlungen ist, da es erst später verfaßt wurde, immer um eine Auflage zurück und diese sechste Auflage desselben schließt sich also an die neulich erschienene siebente Auflage des ersten Bändchens an.

Auch in diesem zweiten Bändchen habe ich jetzt, wie es schon im ersten geschehen, einige Dispositionen durch neue ersetzt. Gestrichen sind: 3. Das Gesetz ist der Freund des Schwachen, 18. Was ist Zufall anderes als der rohe Stein ꝛc., 23. Was du auch thust, es wird dich gereuen, 49. Das Lob der Thorheit, 69. Die Flucht aus Magdeburg. Als Ersatz dafür sind die fünf Dispositionen eingetreten, welche man jetzt unter den obigen Nummern findet, und ferner die zwölf letzten (101—112), deren Zugabe erfolgen konnte, weil meistens längere Aufsätze in Wegfall gekommen sind und dadurch Raum erspart wurde.

Königsberg i. Pr., im Sept. 1875.

Der Verfasser.

Dem Wunsche des am 13. Dez. 1878 seiner litterarischen Thätigkeit durch den Tod entrissenen Verfassers entsprechend, ist diese vorliegende 8. Auflage ein gänzlich unveränderter Abdruck der 7. Auflage, doch ist diesmal die neue Orthographie in Anwendung gebracht.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

Seite

Einleitung X

1. Die Erzählung des Ovid von der Entstehung der Welt und dem ersten Geschlechte der Menschen verglichen mit der Darstellung der Bibel 1
2. Inwiefern die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker bezeichnen 5
3. Ob man nicht auch, den bekannten Ausspruch Goethes umkehrend, behaupten könne, daß sich ein Charakter in der Stille, ein Talent hingegen im Strom der Welt bilde. 11
4. Laubwald und Nadelwald 16
5. Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
   Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich 20
6. Der Schild des Achill und das Lied von der Glocke 27
7. Ob das Bedürfnis der Freundschaft zu den Mängeln unserer Natur gehört oder ob sich in ihm eine Vollkommenheit derselben ausspricht 38
8. Wozu man die Steine gebraucht 42
9. Hoffnung und Mäßigung, euch verehr' ich auf einem Altare;
   Jene nur wecket die Kraft, diese nur sichert den Sieg 51
10. Welches sind die Bande, die uns an das Vaterland knüpfen 57
11. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft 61
12. Über den Ausspruch des Tyrannen Pittakus, daß die Hälfte mehr sei als das Ganze 64
13. Von der Stirne heiß
    Rinnen muß der Schweiß,
    Soll das Werk den Meister loben,
    Doch der Segen kommt von oben. (Chrie) 67
14. Über ein Rätsel aus Goethes Märchen von der Schlange 69
15. Ob in Schillers „Jungfrau von Orleans" das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich von einem unkindlichen Herzen zeuge 76
16. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend 81
17. Der Landsitz des Laertes, das Eiland der Kalypso und der Garten des Alkinoos nach Homers „Odyssee" 86
18. Daß den Römern ein Jugendalter, wie es die Griechen durchlebten, nicht zu teil geworden . . . 94

Seite

19. Weshalb der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen pflegt . . . 97
20. Wer an den Weg bauet, hat viele Meister . . . 104
21. Über einige Beinamen, welche Cicero der Geschichte gegeben hat 109
22. Beschreibung eines Gemäldes, welches eine Szene aus Schillers Ballade „Der Taucher" darstellt . . 113
23. Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes 115
24. Zwei Soldatenbriefe aus der Zeit der Freiheitskriege 117
25. Erklärung des Gedichtes von Schiller: „Die Worte des Glaubens" (1797) 122
26. Der Schiffbruch des Äneas, nach Vergil (Aen. I, 81—207) 132
27. Über das Verhältnis der inopia und der abundantia zur Entwickelung der Künste 134
28. Wer mich Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben . 139
29. Lebensgeschichte eines Pferdes 143
30. Weshalb es sehr unwahrscheinlich ist, daß Griechenland seine Kultur von Ägypten erhalten habe . . 152
31. Ferro nocentius aurum. (Chrie) 160
32. Was die Dichter über sich selbst in ihren Dichtungen sagen 162
33. Hoffnungen und Blüten 175
34. Welche Vorteile und Annehmlichkeiten haben die Küstenbewohner von der Nähe des Meeres . . . 178
35. Das Jubiläum eines Oberförsters 181
36. Auf welche Vorstellungen und Thatsachen sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel setzten, gegründet haben mag 184
37. Der Krieg als Feind und als Freund der Künste 192
38. Der Pfarrer von Grünau 195
39. Die Resignation ist erst dann eine Tugend, wenn alle anderen Tugenden erschöpft sind. (Chrie) . . 211
40. Weshalb man auf dem Gutenbergs-Denkmal zu Frankfurt a. M. „die weltumfassende Bedeutung der Buchdruckerkunst mit den vier wassergebenden Köpfen eines Stieres (Europa), Elefanten (Asien), Löwen (Afrika), Lamas (Amerikas)" bezeichnet haben mag 215
41. Daß jede Tugend des Beistandes der Klugheit bedürfe. (Allegorische Erzählung) 219
42. Die Zustände Italiens zur Zeit des Torquato Tasso, nach Goethe 230

Seite

43. Ἄριστον ὕδωρ 241
44. Viel lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken
Den Stern, der etwa glänzt, in dunkler Nacht entdecken 248
45. Über die Menschenopfer bei den Griechen 254
46. Der Park 258
47. Die Kunst ist lang, das Leben ewig 261
48. Über den Laokoon des Sophokles 267
49. Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann,
Und nur noch ärmer ist, wer nichts als scherzen kann 276
50. Dauer im Wechsel. Erklärung eines Gedichtes von
Goethe 278
51. Ut adolescentem, in quo senile aliquid, sic senem,
in quo adolescentis est aliquid, laudamus . . 286
52. Daß die Opfer der homerischen Griechen eine Ver-
kehrtheit waren, aber gleichwohl von einem frommen
Sinne zeugten 288
53. Über den Wahlspruch Kaiser Heinrichs II.: Nil im-
pense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris . 290
54. Worin Gebirge und Meer einander gleichen . . . 291
55. Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti" . 292
56. Freude an der Natur ist das probatum est eines
lauteren Herzens 294
57. Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren
Charakter als durch das, was sie lächerlich finden 296
58. ΙΧΘΥΣ 297
59. Inwiefern gehört der Gartenbau zu den schönen
Künsten 299
60. Variationen 300
61. Wie es kommt, daß Homer, der im strengsten Sinne
des Wortes ein Nationaldichter war, dennoch zu-
gleich für alle Zeiten und Völker gedichtet hat . . 302
62. Weshalb sowohl die weltlichen als die geistlichen
Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde
der Armut ablegen ließen 304
63. Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris 305
64. Der Farmer 306
65. Der Reimkampf 308
66. Fluchwürd'ger Argwohn! Unglücksel'ger Zweifel!
Es ist ihm Festes nichts und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt 311
67. Über die symbolische Bedeutung einiger Farben . 313
68. Ohne Tapferkeit ist keine Tugend und der Beste
wird vom rechten Wege abkommen, wenn ihn der
Mut verläßt 317

Seite

69. Warum Vergil dem Mezentius einen Sohn wie Lausus gab 318
70. Das Schweigen ist dem Glücke zum Hüter gesetzt 320
71. Nehmet den heiligen Ernst mit in das Leben hinaus, denn der Ernst, der heilige, machet allein das Leben zur Ewigkeit 321
72. Achills Benehmen bei den Leichenspielen, die er für Patroklus veranstaltete 324
73. Turpis egestas 325
74. Fichtenbaum und Palme 327
75. Ein Säugling ist der Geist, Natur ist seine Amme,
Sie lehrt ihn, bis er fühlt, daß er von ihr nicht stamme . . . 328
76. Schillers Rätsel über den Pflug 329
77. Was sich Goethe (XXV, 272) bei dem Satze gedacht haben mag, daß erst die Menschheit zusammen der wahre Mensch ist 330
78. Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden 332
79. Das Wandern der Handwerksburschen 332
80. Ein niedrer Sinn ist stolz im Glück, im Leid bescheiden;
Bescheiden ist im Glück ein edler, stolz im Leiden 334
81. Meine Taschenuhr 335
82. Das Beste ist der Feind des Guten 338
83. Aus welchen verschiedenen Ursachen Wallenstein von seinen Anhängern verlassen wird 339
84. Vor allem hüte dich vor strengen Folgerungen,
Denn folgerichtig ist oft Närrischstes entsprungen . 341
85. Worauf sich unser Interesse an der Geschichte gründet und inwiefern Goethe mit Recht behaupten konnte, daß das Beste, was wir von ihr haben, der Enthusiasmus sei, den sie errege 343
86. Unter welchen Bedingungen uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen darf . . . 345
87. Wenn ohne Neid und Haß die Menschen wären,
Nie uns und Andere träf' ein Mißgeschick,
Wie manche Tugend möchten wir entbehren . . . 347
88. Der Abzug der Wandervögel 349
89. Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit . . 350
90. Das papierne Zeitalter 351
91. Der Geiz sammelt sich arm 352
92. Was die Stoiker berechtigte, ihre Weisen Könige zu nennen 353

Seite

93. Ob es unbedingt ein Lob ist, recht viele Freunde zu besitzen 355
94. Der Stab 356
95. Nur vom Nutzen wird die Welt regiert 360
96. Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm" 362
97. Willst du die Menschen kennen lernen, so siehe, zu wem sie in der Not ihre Zuflucht nehmen . . . 363
98. Der Genesende 364
99. Was in Herders Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben!" als die Bestimmung des Menschen bezeichnet ist . 364
100. Eine Gartenanlage, welche die vier Lebensalter darstellt 365
101. Weshalb die ältere Naturwissenschaft das Feuer zu den Elementen gezählt haben mag 367
102. Was thu' ich Schlimmeres,
Als jener Cäsar that, des Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet? . . 369
103. In welchen Beziehungen man unser Jahrhundert das eiserne Zeitalter nennen könnte 371
104. Wie wichtig es für die Kultur der Griechen war, daß sie nicht mit dem Monotheismus der Hebräer bekannt wurden 373
105. Über den Zweck und die verschiedene Bauart und Verzierung der Kirchtürme 374
106. Wie sich das Gesetz und die Moral von einander unterscheiden 376
107. Was das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames haben 377
108. Warum die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt haben 379
109. Daß uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aussöhnt, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia 380
110. Weshalb Anchises (Aen. III, 539) in dem Pferde ein vorbedeutendes Symbol des Krieges und des Friedens erblickt 382
111. Charakteristik der politischen Parteien nach den verschiedenen Temperamenten 385
112. Erklärung einer Strophe aus Schillers Lied an die Freude 388

Einleitung.

In Übereinstimmung mit wohlwollenden Freunden, welche der Meinung sind, daß die Dispositionen des ersten Bändchens noch zu wenig Materialien enthalten und daß viele gleichsam nur zur Kirche läuten, ohne zugleich die Mittel der Erbauung darzubieten, habe ich in dieser neuen Sammlung die mit größerer Schrift gedruckten Hauptgedanken der Dispositionen bald in einer Skizze, bald vollständig ausgeführt und somit nun dasjenige gethan, was gleich anfangs hätte geschehen sollen. Es ist nämlich davon gewiß nicht abzugehen, daß man auch in Prima, wenn ein Gegenstand ohne Anleitung bearbeitet ist, nachher mit den Schülern die Aufgabe in der Weise durchnimmt, daß sie dieselbe in fester und abgerundeter Gliederung überblicken und außerdem an eingehenden Hinweisungen erkennen, wie jeder Punkt zu entwickeln war. Man hat zwar sogenannte Musterstücke aus den Werken Lessings, Herders, Schillers, Goethes und sogar Jean Pauls für die Schule zusammengestellt, aber wir geraten immer in Verlegenheit, wenn wir eins derselben mit der bestimmten Beziehung auf ein von der Klasse behandeltes Thema vorlesen wollen. Diese Aufsätze sind meistens viel zu lang, als daß sich der Zusammenhang ihrer Teile übersehen ließe, und dennoch zugleich nur Bruchstücke aus größeren Abhandlungen; die wenigsten aber, was ein sehr erheblicher Übelstand ist, haben eine schulmäßige Form und sind nach derjenigen festen Anordnung entworfen, welche wir von Schularbeiten fordern, deren Wert nicht in besonderen Ergebnissen der Forschung, sondern hauptsächlich in der logischen Korrektheit des Verfahrens besteht. Wir Lehrer sind daher in dieser Hinsicht auf uns selbst angewiesen. Wenn nun meine Ausführungen die Bestimmung haben, solchen Mustern, die man der Klasse aufstellt, zur Grundlage zu dienen, so bin ich natürlich weit davon entfernt, mich unseren Stilisten an die Seite stellen

zu wollen; die kleinen Aufsätze sind nichts weiter als eine harmlose Mitteilung dessen, was ich selbst der Besprechung der Themata zum Grunde lege, und ich mache sie bekannt, weil ich selbst oft sehnlichst gewünscht habe, einen solchen Leitfaden zu besitzen, der meines Wissens in unserer sonst so reichen Schullitteratur noch nicht vorhanden ist.

Von dem Werte einer solchen Besprechung kann ich mir nach der Erfahrung, die ich zu machen das Glück gehabt, niemals einen zu hohen Begriff bilden. Ein längst verstorbener Schulmann*), dessen Andenken mir mein lebenlang teuer sein wird, verfuhr bei der Korrektur der Aufsätze niemals mit jener Mäkelei, die ihre Ausstellungen erst am Rande durch Citate aus den Grammatikern rechtfertigen muß. Da ihm das Schreiben Mühe machte, richtete er sich vielleicht aus Bequemlichkeit zu sehr nach jener Ansicht des Quintilian: Ingenia puerorum nimia interim emendationis severitate deficere. Nam et desperant et dolent et novissime oderunt, et quod maxime nocet, dum in teneris ita timent, nihil conantur. Wenn er der Klasse ihre Arbeiten zurückgab, führte er jedoch selbst, teils vortragend, teils im Gespräche, das Thema in einer wohldurchdachten Skizze aus. Er suchte nicht nach dem Pikanten und Geistreichen, aber bei seinem umfassenden Wissen und bei der Gewohnheit, jede Erscheinung auf die höchsten Ideen zu beziehen, war jeder Satz gehaltvoll und sinnig. Eine klare einfache Form machte das Bedeutendste dem Verständnisse zugänglich. Er liebte keinen Prunk, aber seine Rede sank niemals unter den Ton der gewählteren Schriftsprache hinab, denn es war ihm zur Natur geworden, nur edele Wendungen zu gebrauchen. Dazu kam, daß seine Darstellung, mochte er über den Aufsatz sprechen oder Geschichte vortragen, niemals zu jener immerhin gewandten, doch nur der Gelehrsamkeit dienenden und sonst zum Erschrecken kalten Ausdrucksweise sich verirrte, bei welcher dem Zuhörer zu Mute

*) Der Provinzial-Schulrat Christian Theodor Ludwig Lucas, von 1832 bis 1842 Gymnasial-Direktor zu Königsberg.

ist, nicht als ob ein lebendiger Mensch zu Menschen redet, sondern als ob ein Buch die Sprache erhalten hat und sich selbst nach Art der Spieldosen vorliest. Niemals wurden dem Verstande Kenntnisse dargeboten, ohne daß sie mit dem Wesen und Leben, mit dem Werte und dem Heile des Menschen in Beziehung traten. Sie bereicherten nicht allein das Gedächtnis und das, was so oft ein bloßes schulmäßiges Wissen bleibt, wurde zu einer wahrhaften Geistesbildung, indem es in den Herzen der Jünglinge ein persönliches Interesse an der Eigentümlichkeit, dem Fortstreben, der Bestimmung und den Schicksalen unseres Geschlechtes erweckte.

Unter diesen Umständen hatte die Aufstellung eines Musteraufsatzes, als der Hauptteil der Korrektur, die Wirkung, daß jeder in der Klasse, der irgend Trieb und Kraft besaß, es für eine Ehrensache hielt, in der deutschen Arbeit stets das höchste Ergebnis seines Nachsinnens und seines Fleißes niederzulegen. Hat man die Klasse auf einen solchen Standpunkt gebracht, so kommt sie schon durch einen einzigen Aufsatz ein tüchtiges Stück weiter und es ist nicht nur unnötig, sondern vielleicht auch schädlich, von ihr in jedem Monate eine Terminarbeit zu fordern; denn die Opfergabe der Begeisterung verwandelt sich nur zu leicht in eine gewohnheitsmäßige Steuerzahlung. Überdies wurden damals von den Schülern wöchentlich mehre Vorträge zu Hause ausgearbeitet, und wenn dies in anderer Hinsicht seine Nachteile hat, so übte es doch in der Auffassung und die Sprache mußte an Klarheit und Geschmeidigkeit gewinnen.

Doch ich will damit keineswegs einer Verminderung der Terminarbeiten das Wort reden; nur die ganz außerordentliche Begabung des Lehrers, die wir uns nicht vorschnell beilegen wollen, vermochte es, dem Fleiße diese intensive Stärke zu geben, daß eine häufige Wiederholung der Übungen entbehrlich war. Wir wollen uns auch nicht die sorgfältige Korrektur der Einzelheiten erlassen, wenn es schon wahr ist, daß ihre Wirkung mit der Mühe in keinem Verhältnisse steht. Denn sie erreicht jedenfalls den wichtigen Zweck, dem

Schüler die Überzeugung zu gewähren, daß der Lehrer sich für seine Arbeit interessiert hat, und eine Nachlässigkeit würde vermutlich seinem Fleiße ein Ende machen. Wir wollen aber auch, den hohen Wert jener Besprechung erkennend, uns bei der Rückgabe der Arbeiten nicht begnügen, das Thema mit einigen unzusammenhängenden Erörterungen zu beleuchten, den einen Aufsatz im allgemeinen für dürftig, den anderen für besser zu erklären, ohne daß die Schüler einen ganz bestimmten Maßstab erhalten, mit dem sie selbst ihre Leistungen vergleichen können, und ohne daß ihnen ein Muster dargeboten wird, welches ihnen bei ihrem Weiterstreben das Ziel und den Weg vorzeichnet.*)

In dieser neuen Sammlung bin ich noch entschiedener als in der ersten von der Absicht ausgegangen, die Dispositionen nicht unmittelbar für den Schüler, sondern vielmehr für den Lehrer selbst so einzurichten, daß er dieselben nach seinem Ermessen bei der Aufgabe der Arbeit oder bei der Korrektur benutzen kann. Hieraus erklärt sich die Art und Weise, wie die Themata behandelt sind. In einigen Skizzen wird man gelehrte Notizen oder überhaupt manches finden, was dem Schüler unbekannt und unzugänglich ist. Man glaube nicht, daß ich hier von der Jugend Unbilliges gefordert oder daß es gar meine Meinung gewesen, man müsse dem Schüler im voraus das Schema oder das Material in aller Vollständigkeit, wie sie meine Ausarbeitung darbietet, mitteilen, da er ja doch manchen Punkt nicht im stande sein würde auszuführen. Aber man halte deswegen nicht die Aufgabe für unpassend. Über das Verhältnis der griechischen zur ägyptischen Kultur, über die Menschenopfer bei den Griechen, über das Ansehen des delphischen Orakels und über ähnliche Themata ist es jedem Primaner möglich, wenn er überhaupt noch der Hilfsmittel bedarf, sich aus den gewöhn-

*) Auch Clodius kritisierte wie Gellert nur das einzelne und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Recht zu suchen sei. (Goethes „Werke" [1829] XXV, 153.)

lichen Handbüchern so weit zu unterrichten, daß er die Hauptsachen zur Sprache bringen kann und daß sein Aufsatz mit dem richtigen Ergebnis abschließt. Der Lehrer aber muß den Gegenstand genauer kennen, um bei der Korrektur zu sehen, ob ein wesentlicher Punkt übergangen ist, ob sich eine Mutmaßung belegen läßt ꝛc. Aus diesem Grunde ist die Ausführung solcher Themata umfassender geworden und warum sollte man außerdem nicht bei der Abgabe der Arbeiten die Kenntnisse der Schüler durch diese oder jene Mitteilung ergänzen, da sie sich doch für die Sache interessiert haben und eine solche Vervollständigung und Berichtigung ihres Wissens ihnen willkommen sein wird? Oft ist eine Einleitung von wenigen Worten hinreichend, ein Thema für die Schule brauchbar zu machen. Die Frage, ob sich das Schicksal des Laokoon zu einer tragischen Behandlung geeignet haben mag, setzt vielleicht die Klasse in Verlegenheit. Sagt man aber, daß die Untersuchung von dem Begriffe des Tragischen ausgehen müsse, über dessen Wesen man in der Litteraturgeschichte und bei der Lektüre so oft zu sprechen Anlaß hat, und weist man darauf hin, was Lessings Laokoon und eine Bemerkung Schillers über das sittliche Moment und das Ende der Begebenheit enthält, so wird jeder, der es sich nicht am liebsten mit einem moralisierenden Geschwätz bequem macht, mit Vergnügen an die Arbeit gehen. Andere Themata werden vielleicht deshalb nicht gleich nach ihrem Werte erkannt werden, weil die Ausführung, die ich ihnen mitgegeben, so außerordentlich in das einzelne geht und weil doch beinahe nichts als eine endlose Reihe von Citaten und Belegen zu sehen ist. Auch hier bitte ich zu glauben, daß es mir nicht in den Sinn gekommen ist, der Arbeit des Schülers eine gleiche Vollständigkeit zuzumuten. Allerdings gehört es zu den wirksamsten Übungen, daß der Jüngling mit Aufmerksamkeit lesen und sehen, sammeln und unterscheiden lernt, weshalb die Aufgaben zu solchen philologischen Arbeiten wie über die Linde, die Romantik der Landschaft, die Charakteristik der Dichter, die Synonyme für Sterben,

die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Volk ꝛc. eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen. Aber kein Schüler wird bei der Ordnung des Materials gleich den Hauptgedanken oder das charakteristische Merkmal herausfinden; er wird mit sich selbst darüber verhandeln und seine Arbeit wird nicht ein bloßes Schema mit Belegstellen, sondern eine zusammenhängende Auseinandersetzung sein, was eben bezweckt war. Ferner wird kein Schüler das ganze Material in dieser Vollständigkeit zusammenbringen; der eine wird aber diesen Gesichtspunkt, diese Belege ins Auge fassen, der andere jene, und der Lehrer muß daher, so weit es möglich ist, alle Teile des Schemas und das ganze Material beisammen haben. Diese Rücksicht hat meine Ausführungen dem Anscheine nach so unpassend gemacht. Wie selten findet jemand Zeit, sich auf die Korrektur solcher Aufsätze, wie es doch sein müßte, damit vorzubereiten, daß er sie selbst ausarbeitet. So mag in diesen funfzig Jahren die Charakteristik des Pfarrers von Grünau unzählige Male aufgegeben sein und doch ist es möglich, daß niemals weder ein Schüler noch ein Lehrer den Gegenstand erschöpft hat. Gerade Aufgaben dieser Art haben mir manchen lieben Abend gekostet, und ich mache mir ein kleines Verdienst daraus, daß ich meinen Kollegen bisweilen eine so zeitraubende und doch so notwendige Arbeit ersparen werde.

Wenn nun doch in meiner Sammlung die Zahl der schweren Aufgaben überwiegend scheint, so bin ich deshalb noch nicht der Meinung, daß man die Schüler beständig mit der Behandlung verwickelter und dunkeler Gegenstände anstrengen müsse; ich habe hier nur vorzugsweise solche Themata berücksichtigt, weil man doch um der gewöhnlichsten Dinge willen nicht in einem Buche nachzuschlagen pflegt. Außerdem wird man sich davon überzeugen, daß die Schwierigkeit meistens nur eine scheinbare ist, weil sie nicht in der Sache selbst liegt, sondern erst hinzukäme, wenn man die im Obigen bezeichneten übertriebenen Ansprüche an die Leistungen der Schüler machte. Leichtere Aufgaben sind indessen nicht ganz übergangen und es finden sich unter ihnen sogar wieder einige

Chrieen. Es war mein Wunsch, die Aufmerksamkeit auf diese mit Unrecht in Verachtung geratene Darstellungsform zu lenken. Der Vorwurf, daß sie zu einer einförmigen Behandlung der Gegenstände führe, fällt von selbst weg, wenn man sie nicht häufig in Anwendung bringen läßt. Bedenklicher wäre, daß die Argumentatio, der Hauptteil jedes Aufsatzes, in ihr auf denselben Raum und Wert beschränkt wird, den sogar ein bloßes Gleichnis erhält. Indessen bieten die vielen Abänderungen, welche das Schema der Chrie in die Darstellung bringt, dem jüngeren Sekundaner, der mit der Behandlung ethischer Sätze den Anfang macht, einen vortrefflichen Anhalt dar und es ist wünschenswert, daß selbst dem Primaner eine solche Mannigfaltigkeit der Form nicht aus dem Gedächtnis kommt. Hat er sich von Natur keines raschen Zuflusses der Gedanken zu erfreuen, so kann er sich noch als Abiturient auf eine zweckmäßige Weise helfen, wenn er zwar nicht die ganze Aufgabe in der Form der Chrie behandelt, aber nach passender Wahl bei der Ausführung der einzelnen Hauptpunkte bald die Argumente, bald Gleichnisse und Beispiele vorwalten läßt, bald von dem Gegensatze ausgeht oder auch Sentenzen, welche die Wahrheit seines Themas bestätigen oder zweifelhaft machen, in die Darstellung hineinzieht.

Doch ich schließe hier, weil mir nur daran gelegen war, durch einige Bemerkungen zu zeigen, wie die besondere Beschaffenheit meiner Arbeit sich aus der Voraussetzung erklärt, daß der Lehrer, welcher sich meines Buches bedient, die Dispositionen und namentlich die weitere Ausführung derselben jedesmal noch seiner eigenen Unterrichtsweise und dem stets wechselnden Bedürfnisse der Schüler anpassen werde. Unsere Berufsthätigkeit ist einmal der Art, daß sie keine Schablone leidet, und es wird mir genug sein, wenn dieselbe freundliche Nachsicht, welche der älteren Sammlung einigen Wert beilegte, mir auch von der zweiten Reihe der Dispositionen anzunehmen gestattet, daß dieselben ein bildsames und bildendes Material enthalten und daß eine geschickte Hand aus ihnen etwas machen kann, was die Jugend fördert.

1.

Die Erzählung des Ovid von der Entstehung der Welt und dem ersten Geschlechte der Menschen verglichen mit der Darstellung der Bibel.

Einleitung. Die alten Philosophen haben mancherlei Meinungen über den Ursprung der Dinge aufgestellt. Bald sollte das Wasser (Thales), bald die Luft (Anaximenes), oder das Feuer (Parmenides), bald eine Menge zahlloser Stäubchen (Leucippus und Demokritos) der Urstoff gewesen sein, aus welchem eine in der Materie selbst lebende, wirkende und waltende Seele oder auch eine außerweltliche Gottheit alles hervorgehen ließ und gestaltete (Cicero Acad. Quaest. IV, 118). Die Bibel betrachtet, unbekümmert um eine physikalische Erklärung, die Welt als das Werk Gottes und giebt nur eine Reihenfolge an, in welcher das Einzelne nach einander geschaffen wurde. Auf eine fast ebenso einfache Weise verfährt Ovid.

Thema. Die Vergleichung beider Erzählungen.

A. Himmel und Erde.

1) Ovid.

a. Er schildert zuerst das Chaos, die Materie, die ungeformte und ungeordnete Menge der verschiedenartigsten Stoffe (Metam. I, 5—20);

b. dann die Sonderung der Elemente durch die Gottheit und durch die sich läuternde Natur (V. 20—31);

c. die Abrundung der Erde zu einer Scheibe, die Verteilung der Gewässer, die Gestaltung der Erdfläche nach Höhen und Tiefen, die Abgrenzung der Zonen, die Luft als das Reich der Winde und der Wolken (V. 32—68).

d. Über alles sei der gewichtlose, mit keinem irdischen Stoffe vermischte Äther emporgestiegen, die Materie des Lichtes, die in unzähligen Gestirnen vom Himmel herabglänzt (V. 69—71).

2) Die Bibel.

a. Nach ihr schuf Gott zuerst den Himmel und die Erde, als die beiden Hauptteile der Welt; der Himmel war noch ohne Licht, die Erde mit Wassern bedeckt (1. Buch Mose 1, V. 1 u. 2).

b. Es entsteht die Lichtmaterie, die sich später am Himmel zu Sonne, Mond und Sternen gestaltet (V. 3—5, 14—18).

c. Ein Teil des Wassers sammelt sich in den Wolken des Himmels, der andere in den Vertiefungen der Erde und das feste Land wird trocken (V. 6—10).

3) Abweichungen in der Darstellung.

a. Die Bibel sagt nichts von dem Chaos, dem Urstoffe, und es scheint anzunehmen, daß nach ihr die Materie zugleich mit Himmel und Erde entstanden ist. Ebensowenig unterscheidet sie, wie der römische Dichter als Zögling eines gelehrten Zeitalters thut, die Elemente. Das den Sinnen am wenigsten faßliche Element, die Luft, wird in ihr gar nicht genannt. Natürlich weiß sie auch nichts von den Zonen.

b. Die Bibel erwähnt nur die Ansammlung des Wassers der Erde in dem Meere; Ovid giebt von der Erdoberfläche ein malerisches Bild und nennt außer dem

sturmbewegten Meere auch die Quellen, Seeen, Teiche und Flüsse.

c. Dagegen verweilt die Bibel länger bei der Schilderung der Gestirne, vielleicht auch deshalb, weil das Licht (nach einer mit dem Parsismus verwandten Anschauung) das Sinnbild Gottes ist.

B. Pflanzen und Tiere.

1) Ovid ist hier sehr einsilbig. Während in der Bibel die Fülle und Fruchtbarkeit des Pflanzenreiches mit beredter Sprache geschildert ist (V. 11 u. 12) und das Getümmel der Tiere im Wasser, in der Luft und auf der Erde mit derselben Lebendigkeit veranschaulicht wird, hat Ovid nur nebenbei erwähnt (V. 44), daß sich die Wälder mit Laub bedeckten und daß den Fischen das Wasser, dem Wilde die Erde und den Vögeln die Luft als Wohnort zuerteilt wurde (V. 74 u. 75).

2) Dagegen gedenkt er noch der Götter und der Gestirne (der belebten Sternbilder) als der Bewohner des Himmels.

C. Der Mensch.

1) Seine Entstehung und Gestalt. Ovid läßt es unentschieden, ob der Baumeister der Welt den Menschen unmittelbar aus einem Keime des göttlichen Wesens erschuf oder ob der Sohn des Japetus ihn aus mit Wasser vermischter Erde, die solche Keime zurückbehalten hatte, formte. Auch nach der Bibel (2, 7) ist der Mensch ein Sohn des Staubes und es befremdet beinahe die Übereinstimmung, mit der ihm in beiden Schriften die göttliche Gestalt beigelegt wird. „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." (V. 27.) „Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum" (V. 83).

2) Seine Würde. Nach der Bibel setzt Gott den Menschen zum Herrn über die Erde ein und übergiebt ihm

die ganze Schöpfung zu seinem Gebrauch. Auch dieses wiederholt sich zum Teil wörtlich bei Ovid: „animal, quod dominari in cetera posset“ (V. 77). Dazu kommt bei dem gelehrten Dichter als Kundgebung eines bewußten Selbstgefühles, daß der Mensch einen höheren Geist, die aufrechte Haltung und den Aufblick zum Himmel vor den Tieren voraus habe.

D. Das erste Geschlecht.

1) Bei Ovid folgt die Schilderung des goldenen Zeitalters, nämlich der Unschuld und Sitteneinfalt der ersten Menschen und dann ihrer Freiheit von jeder Sorge und Mühe, da die junge Erde ihnen alles im Überfluß darbot (V. 89—112).

2) Die Erzählung der Bibel hat hier eine ganz individuelle Besonderheit. Sie nennt ein bestimmtes Menschenpaar, einen bestimmten Wohnort und so auch ein bestimmtes Gebot, durch dessen Verletzung die Erde aufhört, ein Paradies zu sein, während bei Ovid sich die Menschen und die Erde selbst nur nach dem allgemeinen Naturgesetze des Verfalles verschlechtern.

Schluß. Es ist nicht zu verkennen, daß sich in beiden Erzählungen eine große Ähnlichkeit findet, doch darf dieses auch nicht auffallen, weil an beiden Schilderungen weder die Philosophie noch die Physik Anteil haben und bei einer natürlichen Anschauung der Dinge kaum eine abweichende Auffassung möglich war.

2.

Inwiefern die Kreuzzüge das Jünglingsalter der europäischen Völker bezeichnen.

Einleitung. Bei einer Vergleichung der Entwickelungsstufen der Völker mit den Lebensaltern des Menschen muß man nicht erwarten, eine durchgängige Übereinstimmung zu finden. Es ist genug, wenn in einzelnen bedeutenden Charakterzügen eine Ähnlichkeit hervortritt. Am meisten wird man Bedenken tragen, die Jahrhunderte, welche vor den Kreuzzügen liegen, das Knabenalter der Völker Europas zu nennen. Wir entdecken da nirgends das freundliche Kind, welches mit harmlosem Frohsinn, unter unschuldigen Spielen den lachenden Mai des Lebens genießt. Doch kann man sich die Völker, welche das römische Reich zertrümmerten, dann mit einander ewig im Kriege waren und nun ihrerseits von Arabern, Normannen, Ungarn, Slaven und anderen Friedensstörern geplagt wurden, wohl als eine Schar von haderſüchtigen, trotzigen Knaben vorstellen, die unbekümmert um einen Rechtsbegriff, die gierige Hand nach allem ausstrecken, was ihnen gefällt, dann einander die Beute abjagen oder auch aus bloßer Raufluſt sich die Köpfe blutig schlagen und aus bloßer Zerstörungsluſt die Welt verwüsten. Mehr noch bekundet sich die Unmündigkeit jenes Zeitalters in den lockeren staatlichen Verhältnissen, in den schwachen Anfängen der Wissenschaft, Kunst und Industrie. Daß das Jahrhundert der Reformation vieles mit dem eintretenden Mannesalter gemein hat, bedarf nicht des Beweises. — In der dazwischen liegenden Zeit sind die Kreuzzüge die hervorragendste Erscheinung und von ihnen soll nun eine entsprechende Anwendung auf die Charakteristik der damaligen Völker gemacht werden.

Thema. Welche Eigentümlichkeiten des Jünglingsalters sich in den Kreuzzügen abspiegeln.

1) Die ideale Stimmung. Gegen das materielle Interesse gleichgiltig, läßt sich die Jugend leicht durch Ideen anregen. Ihr erscheint das, was sich dem Gefühle auf eine anmutige und erhabene Weise darstellt, erstrebenswerter als alles, was nur Nutzen schafft. Der Kapitän, welcher das Schiff durch die sturmbewegte See führt, ist ihr ein ganz anderer Mann als der Kommerzienrat, welcher es mit kluger Berechnung des Gewinnes, vielleicht sogar nicht ohne mit Kühnheit seine letzten Kapitalien und damit die Wohlfahrt seiner Familie auf das Spiel zu setzen, befrachtete. Wenn in den Kreuzzügen auch mancher europäische Fürst nebenbei ein kleines Reich in Asien zu erbeuten trachtete, so war doch für die Mehrzahl und namentlich für die Massen der gewöhnlichen Ritter und Reisigen die Säuberung des heiligen Landes von den Ungläubigen das höchste Ziel. Die Religion, die Ehre, nicht der Vorteil, sondern die heiligsten Gefühle machten es den Christen zur Pflicht, das Grab ihres Heilandes der Schmach zu entreißen.

2) Die innige Gläubigkeit. Die Reformation bildet auch aus dem Grunde den Übergang zum Mannesalter, weil man sich dem Heiligen nicht mehr allein mit dem Gefühle hingeben wollte, sondern es auch als einen Gegenstand der Erkenntnis auffaßte. Die Religion verlor den Zauber der Bewußtlosigkeit; die Symbole mußten den Begriffen Platz machen, in die Andacht mischte sich die Theologie. Zur Zeit der Kreuzzüge, wenn man von vereinzelten Fällen absieht, schliefen noch alle Zweifel. Glaube und Aberglaube öffneten die Herzen allen Wundern der Religion und der Natur. Die heilige Lanze machte das christliche Heer bei Antiochia unüberwindlich, wie später

Johanna von Orleans den Sieg an ihre Fahne fesselte. Die ganze Atmosphäre war von dem Weihrauchdufte der katholischen Kirche durchzogen. Der Burgkapellan liest an den langen Abenden seine Legenden vor. Der verirrte Ritter übernachtet in der Wildnis bei dem frommen Klausner. Der weitgereiste Pilger schenkt der Schloßfrau, die ihn mit Speise und Trank erquickte, eine Reliquie aus Jerusalem. Der in den Dörfern herumwandernde Bettelmönch spricht über die junge Saat den Ackersegen, er heilt die Wunde mit dem Blutsegen und dämpft mit geheimnisvollem Murmeln die Hitze des Fiebers. Prozessionen, von reich geschmückten Geistlichen geführt, durchziehen mit feierlichen Gesängen das Land. Von den prächtigen Domen und den unzähligen Kapellen schallt früh und spät das fromme Geläute. Dieses innige Glaubensleben hat ohne Zweifel auch seine schöne Seite und niemand kann ohne Bewegung den verzweifelnden Faust von der Stimmung reden hören, in welcher er als Jüngling das Ostergeläute vernommen.

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn. Goethe.

3) Die Bereitwilligkeit zu Opfern. Es wäre schwer zu entscheiden, ob der Handwerker, der Gelehrte, der Beamte, welche die langen Jahre hindurch jede Stunde mit ihrem Fleiß ausfüllen, oder der Soldat, welcher in augenblicklicher Gefahr die Brust der Kugel darbietet, ihrer Pflicht ein größeres Opfer bringen. Mag jeder sein Verdienst unverkümmert behalten; es entspricht aber der raschen Art der Jugend, daß sie durch eine geräuschlose, sich ewig wieder-

holende Beschäftigung leicht ermüdet wird und lieber auf einmal die Rechnung ausgleicht. In derselben Weise gaben die Kreuzfahrer ihr Geld, ihre Güter, ihr Alles auf einmal hin, um sich den Himmel im Sturm zu erobern. — Der Jüngling ist aber nicht allein mehr geneigt, er ist auch eher imstande, seine kleine Habe, ja sein Leben mit allem Glücke, das es ihm gewährt und verheißt, einzusetzen, denn er gehört sich allein an. Den Mann machen tausend Rücksichten zurückhaltender. Er giebt nicht von dem Seinen, denn was er hat, gehört auch seiner Familie; er kann sich nicht selbst opfern, ohne Weib und Kind und alles, was mit seiner Wohlfahrt auf ihn angewiesen ist, mit in den Untergang zu ziehen. Die Kreuzfahrer waren nach ihren Lebensjahren nicht alle Jünglinge, aber sie alle hatten jenen Jünglingsmut. Man verließ Haus und Hof, Weib und Kind, als wären sie nicht vorhanden gewesen. Die Religion verschlang jedes andere Interesse; „Gott will es!" und alle Bande waren gelöst.

4) Die Sehnsucht nach der Ferne und der Wandertrieb. Es ist der lebhafteste Wunsch jedes Jünglings, sich die Welt zu besehen. Das leicht ermüdende Interesse an dem Gewöhnlichen, die Unstetigkeit, das Gefallen an einer zerstreuenden Unterhaltung, die Lust, das Große anzustaunen, das mit dem Bildungstriebe zusammengehörige Verlangen, die Fremde kennen zu lernen, dies alles erweckt sein Sehnen nach der Ferne, die ihm stets von dem Zauber der Idealität erglänzt. Weite Reisen sollen ihm die sonst langsam reifenden Früchte der Erfahrung und der Erkenntnis zeitigen. Dieser jugendliche Wandersinn, der von jeher besonders den germanischen Völkern eigen gewesen war und dem Abendlande eine ganz andere Gestalt gegeben hatte, erwachte noch einmal in aller Stärke und trieb die Völker in Masse über Land und Meer nach dem sagenreichen Oriente.

5) Die Liebe zu gemeinsamen, vorzüglich zu kriegerischen Unternehmungen und die Ruhmbegierde. Während der Mann sich mit seinem Hause mehr isoliert, lebt man in der Jugend gern in einem Kreise gleichgestimmter Genossen. Schon die Sprache nennt die Jünglinge junge Gesellen. Die Handwerksburschen, die Studenten haben ihre organisierten Verbindungen. Sie vereinigen sich zum fröhlicheren Lebensgenuß und zu geselligen Unternehmungen. Sie wollen als ein Korps in die Öffentlichkeit hervortreten und eine Rolle spielen.

Der kürzeste Weg zum Ruhme führt über das Schlachtfeld. Im allgemeinen wird der Mann die domesticas fortitudines höher schätzen als die bellicas, wenigstens sie lieber üben. Für den Jüngling haben abenteuerliche Begegnisse und Gefahren als kriegerische Proben des Mutes, der Stärke und der Klugheit einen außerordentlichen Reiz. Man achtet selbst das Leben geringe, wenn die Frauen und die Dichter den jungen Helden preisen und beklagen. Auch diese Eigentümlichkeit des Jünglingsalters prägt sich in dem Zeitgeiste aus, der jene Kriegsfahrten hervorrief und dem Triebe zur Geselligkeit entspricht noch im besondern die Stiftung der Ritterorden.

6) Der Mangel an Ruhe und Besonnenheit bei ungestümer, leidenschaftlicher Kühnheit. Es ist natürlich, daß die Rücksicht auf den wahren Wert und auf die Ausführbarkeit eines Unternehmens die Zwecke und die Handlungen des Mannes in einen sich mehr und mehr verengenden Umkreis einschließt. Der Jüngling schifft mit tausend Masten in den uferlosen Ocean hinaus.

Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken.

Schiller.

Man hat zwar die Sehnsucht, den lebendigen Christus an seinem Grabe zu suchen, eine Verwesung des Geistes genannt*) und allgemein ist man gewohnt, die Kreuzzüge als das Ergebnis einer chimärischen Idee zu betrachten, wie sie sich wohl in dem heißen Kopfe der Jugend ausbilden kann. Indessen bleibt der politischen Konjektur hier ein großer Spielraum. Ein verjüngtes christliches Reich in Palästina, ein neues Zion mit dem Grabe des Erlösers und allen heiligen Erinnerungen an denselben, würde nicht nur für das innere Glaubensleben der Christenheit ein starker Anhalt gewesen sein, es hätte bei genügender Kraft auch das morsche Byzanz ersetzt, die Türken von Europa abgehalten, dem Christentum nach Asien hin die Wege gebahnt, mit einem mächtigen Bistume der Herrschsucht der römischen Päpste die Spitze abgebrochen ꝛc. Wir werden also nicht geradezu die ganze Unternehmung einen unreifen Einfall nennen, aber ihr jugendlicher Charakter ist gleichwohl in manchen Punkten kenntlich und besonders in der Art der Kriegsführung. Das Ungestüm sollte alle Vorkehrungen, alle Klugheit überflüssig machen. Viele Tausende kamen nur wegen der mangelhaften Verpflegung auf dem Wege um. Andere Tausende fielen der Klugheit der Muselmänner, der Falschheit der Griechen, der eigensüchtigen Politik der Päpste zum Opfer. Niemand dachte daran, die Bewaffnung zu verändern, obgleich man täglich wahrnahm, wie Mann und Pferd in dem heißen Lande unter der Last des Eisens erstickten. Die Kampfordnung war die, daß man den Feind mit unwiderstehlicher Tapferkeit zur Flucht zwang und dann bei der Verfolgung in einem Hinterhalte den Sieg verlor. Die Schlacht bei Hittim 1187. Zwei-

*) Hegel, „Vorlesungen über die Ästhetik" (1842) II, 211.

hundert Jahre vermochten es nicht, jenes Geschlecht Erfahrung zu lehren.

Schluß. Die günstigen und nachteiligen Folgen der Kreuzzüge gegen einander abzuwägen, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Das Unternehmen scheiterte, aber die Begeisterung ist immer etwas Edeles, ihre Wahrnehmung stets erfrischend. Byzanz stand damals in seinem Greisenalter und welche elende Rolle spielte es in dieser hochgestimmten Zeit! Ohne Sinn für das Heilige, besorgte es nur seine Wuchergeschäfte; feige und ohne Kraft, suchte es nur mit bübischen Ränken den Freunden wie den Feinden Vorteile abzugewinnen, bis es in sein eigenes Garn fiel.

3.

Ob man nicht auch, den bekannten Ausspruch Goethes umkehrend, behaupten könne, daß sich ein Charakter in der Stille, ein Talent hingegen im Strom der Welt bilde.

Einleitung. Die Verse, in welchen Goethe dem Talent die Stille und dem Charakter die Welt als Bildungsmittel zuweist, werden meistens ohne Prüfung als eine schlagende Wahrheit aufgenommen. Gleichwohl berechtigt uns der Dichter selbst die Behauptung umzukehren, da er in Hermann und Dorothea mit aller Bestimmtheit erklärt, daß der Jüngling besser im stillen heranreife und im Tasso mehrmals darauf hinweist, daß das Talent nicht des Verkehrs mit der Welt entbehren könne.

Thema. Wie läßt sich dieser Widerspruch ausgleichen?

A. Einfluß des häuslichen Stilllebens auf die Charakterbildung.

1) Glücklich jeder, der an dem traulichen Verkehre mit Eltern und Geschwistern seine Freude hat, der sich nirgends wohler und gleichsam mehr zu Hause fühlt, als in der kleinen Welt seines gemütlich eingerichteten Zimmers, an seinem saubern Schreibtische und unter seinen Büchern. Wer dagegen schon als Knabe die Stille des Vaterhauses meidet und stets auswärts Unterhaltung sucht, der wird sich vermutlich einmal in die Zerstreuungen der Welt verlieren. Genügsamkeit und Sammlung sind nur die Wirkung der Stille.

2) Mit dem häuslichen Sinne steht die Freude an einem fleißigen Tagewerke im innigsten Bunde. Jeder wohlgeordnete freundliche Haushalt ist in allen Gliedern ein Bild der Arbeit. In solchen Häusern folgen Knabe und Jüngling unwillkürlich dem allgemeinen Zuge. Welcher Sohn schämte sich nicht, die Zeit zu verbringen, wenn er den redlichen Fleiß des Vaters, die sorgsame Geschäftigkeit der Mutter, das Beispiel strebsamer Geschwister und Dienstleute vor Augen hat. Für den Charakter giebt es aber keine tüchtigere Grundlage als Lust zur Arbeit und die Freude des Schaffens. Spazierfahrten auf dem Strome der Welt erziehen nur einen unbrauchbaren Tagedieb.

3) Die stille Beschäftigung mit dem höheren Geistesleben der Philosophen und Gottweisen, der Gelehrten und Dichter gewöhnt das Herz an lautere und edle Neigungen.

Didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.
Ovid.

Der Jüngling erwächst mit der Zuversicht, einst ein tüchtiger Mensch zu werden. Das Streben richtet sich frühe

auf einen würdigen Lebenszweck. Ihm untreu werden hieße das Liebste wegwerfen, woran das Herz in seiner Blütezeit gehangen.

4) Allgemeines Ergebnis. Was bedeutet für den Jüngling der Strom der Welt? Kaum etwas anderes, als daß er sich mit leichtsinnigen Freunden in den Strom der Vergnügungen stürzt und vielleicht, ehe er es ahnt, tief gesunken ist. Vor einer solchen Verwahrlosung ist aber behütet, wer ein häusliches Stillleben, wer die Arbeit liebgewonnen und wer sein Herz der edleren Seite des Lebens zugewendet hat. Der Charakter bildet daher seine Grundzüge am reinsten in der Stille aus, in der Welt hat er sich zu bewähren und zu befestigen, und wenn Goethe den Strom der Welt für einen charaktervollen Menschen fordert, das heißt für einen Mann, der tüchtig, eigenartig, fest und strebsam in das öffentliche Leben eingreift, so wird doch niemand diese Rolle mit Erfolg spielen, dem nicht jene Stille des Hauses die Weihe gegeben.

B. Inwiefern das Talent, namentlich das des Dichters, zu seiner Ausbildung des Verkehres mit der Welt bedarf.

1) Der Dichter hat nicht bloß Ideen und Empfindungen, er hat auch Welt und Leben darzustellen. Dazu gehört vor allem eine durch den Verkehr gewonnene Kenntnis der menschlichen Natur. Schillers erste Dichtungen verraten, daß er Menschen schilderte, ehe er sie kannte. Die anziehenden Gestalten, welche uns Fritz Reuter vorführt, sind alle wirkliche Personen, unter denen er sich bewegt hatte. Bei Shakespeare und den Romandichtern Englands haben die Figuren deshalb eine so bestimmte Individualität und frische Lebendigkeit, weil sich dem Beobachter in keinem

anderen Lande so viele verschiedenartige und scharf ausgeprägte Charakter- und Sittenbilder darbieten.

2) Gegenstand der Dichtkunst ist nicht allein der Mensch nach seiner allgemeinen Natur, sondern sein Leben und Wirken in bestimmten Verhältnissen, seine nach Stand und Beruf so verschiedene Bildung, Denkweise und Thätigkeit. Hier läßt sich noch weniger durch bloßes Nachsinnen erfinden, was für jeden charakteristisch ist; das Leben muß dem Dichter wenigstens starke Analogieen unterbreiten.

Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen? 2c.
„Torq. Tasso" I, 3.

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her 2c.
Daselbst II, 1.

Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben. 2c.
Daselbst II, 1.

3) In unserm Jahrhunderte, welches auch von der Kunst fordert, daß sie die öffentlichen Interessen unterstützt, hat keine Dichtung eine so durchgreifende Wirkung wie die, welche sich an die herrschende Zeitidee anschließt. Manches Werk unserer Klassiker muß den Vorwurf hinnehmen, daß es zur Stubenpoesie gehört. Zwar sollte die Kritik nicht vergessen, daß rein menschliche Interessen immer modern sind, aber es liegt etwas Wahres in Schillers Worten (XVIII, 4): „Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, abzuschließen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem

Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?"

4) Endlich muß das Talent mit seinen Werken an die Öffentlichkeit treten, um durch die Kritik und den Wetteifer mit Kunstgenossen in seiner Entwickelung gefördert zu werden.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen 2c.

„Torq. Tasso" I, 2.

5) Allgemeines Ergebnis. Allerdings ist dem Talente auch die Stille unentbehrlich, nicht nur zum Studium, zur fleißigen Übung in technischen Erfordernissen, sondern auch zur tieferen Durchbildung der Ideen und der Lebensbilder, doch läßt sich ohne einen Verkehr mit der Welt nicht die Naturwahrheit, Lebendigkeit und Vielseitigkeit der Gestaltung gewinnen. Das Talent schafft in der Stille, aber die Welt verhilft ihm zur Reife.

Schluß. Oft hat es sich an denselben Personen erwiesen, daß die Welt als Bildungsmoment zwar dem Talente Vorteil brachte, aber den Sitten schadete. Günther, Schubart, Bürger, Grabbe und viele andere bis auf Fritz Reuter, — sie alle ließen sich in ihrer Jugend von dem Strome der Welt fortreißen, und was ihr Talent dabei gewann, das verlor ihr Charakter an Kraft und Würdigkeit.

4.

Laubwald und Nadelwald.

Einleitung. Bei einem Spaziergange vor das Thor erfreut man sich an dem Anblicke der freien Natur und vergißt dabei, daß das meiste, worauf unser Auge fällt, nicht mehr die Natur in ihrer Freiheit ist. Die Obst- und Gemüsegärten, die Saaten sind bereits Schöpfungen der Kultur, Gräben und Dämme schreiben dem Wasser seinen Lauf vor, selbst die Wiesen haben oft ein angesäetes edleres Gras. Nur die größeren Wälder entwickeln sich noch in ungebundener Willkür, die Axt oder die Meßschnur kann hier nur in kleinen Bezirken das Gepräge der freien Natur verwischen. Gleichwohl trennen sich auch die Wälder nach bestimmten Eigentümlichkeiten in abgesonderte Gruppen. Wie es des Menschen Hand ist, welche jeder Getreideart ihren besonderen Platz anweist, so sind es hier die Gesetze der Natur selbst, welche die Massen der Laubbäume und der Zapfenbäume auseinanderhalten. Allerdings finden sich auch gemischte Wälder, da die Ursachen, die jeder Art das Gedeihen geben, einander in demselben Raume durchkreuzen können. Für die Betrachtung denken wir uns beide Arten in ihrer reinen Gestaltung.

Thema. Der Laubwald und der Nadelwald nach ihren verschiedenen Eigentümlichkeiten.

1) Lage und Boden. Die Laubwälder suchen das nahrhaftere Erdreich der Thäler auf. Liebliche Bäche und Flüsse schlängeln sich durch die Gründe hin. In den Brüchen sammelt sich das Wasser der Quellen. — Die Nadelwälder steigen aus den sandigen Ebenen empor und lagern sich über die Bergrücken; ja sie erklettern mit den aufgetürmten

Granitmassen die Region der Wolken. Sie lassen sich an trockenem Kiesgrunde genügen. Schnee und Regen erzeugen wilde Bergwasser, die in tief ausgerissenen Schluchten raschen Laufes, ohne den Wald zu tränken, von Terrasse zu Terrasse hinabstürzen.

2) Die Bäume. Im Laubwalde teilen sich die Stämme in ein Gewebe von Ästen und Zweigen, die bald niederhangend, bald aufstrebend eine Kuppel oder eine Krone bilden. Die Blätter, äußerst mannigfach gestaltet und mit einem verschiedenartigen Grün wechselnd, runden die Wipfel ab und bekleiden sie mit dem üppigsten Schmucke. Die Stämme der einzelnen Geschlechter sind ungleich an Höhe und Stärke, die Rinde bald rauher, bald zarter und immer anders gefärbt. — Der Zapfenbaum hat eine weit weniger entwickelte Gestalt. Die innere Dürftigkeit seines Lebens zwang ihn, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Stämme erheben sich wie Lanzenschafte aus dem Boden. Sie teilen sich nicht, ihre Äste gleichen eingesetzten Leitersprossen, die in allmählicher Verkürzung eine Pyramide bilden. Oft ist der Stamm fast kahl und nur die Spitze trägt einen grünen Strauß. Das Blatt des Laubbaumes ahmt mit seinem Geäder die Äste der Krone nach, in den Nadeln der Zapfenbäume wiederholt sich die gerade Linie des Stammes. Die Nadel füllt sich nicht mit dem saftigen Grün des Blattes, doch ist sie fester und überdauert Herbst und Winter. Die Rinde der Nadelbäume vermehrt ihre Einförmigkeit; sie ist schwarz und trocken oder rötlich und mit Harz überflossen.

3) Die übrige Vegetation. Die Feuchtigkeit der Erde und ihre von den verwesten Blätterhaufen erhöhete Fruchtbarkeit breitet unter den Laubbäumen einen herrlichen Grasteppich aus. Mannigfache Blumen sind über ihn ausgestreut. Der Nachwuchs der Wurzelschößlinge und zahlreiche Gebüsche verkleiden die Lücken zwischen den Stämmen,

ziehen an den Ufern der Bäche dahin und zieren den Wiesengrund mit malerischen Gruppen. — Die Nadelwälder haben oft einen sehr kümmerlichen Graswuchs. Einzelne Flecken sind mit Moos und Flechten überzogen. Hie und da sprossen Heideblumen auf. Unter den Bäumen liegt eine Schicht brauner Nadeln, deren Harz jahrelang die Fäulnis hindert. Das Unterholz und die Laubbüsche fehlen meistens. Die jungen Tannen präsentieren sich gleich in der steifen Tracht der Väter. Doch gedeihen hier mancherlei Sträucher mit erquickenden Beeren und der würzige Harzgeruch umwallt uns wie ein Meer von Duft.

4) Die Temperatur. Im Laubwalde bewirkt die Ausdünstung des Bodens, der Gräser und der Blätter, daß die Luft selbst da, wo lichtere Kronen die Strahlen der Sonne nicht aufhalten, eine erfrischende Frühlingskühle hat. Dicht an einander stehende Bäume, die ihre laubreichen Wipfel zusammendrängen, bedecken den ganzen Sommer hindurch den Unterraum mit tiefem Schatten. Die Hitze über den Laubmassen und die Kühle unter denselben streben beständig nach einer Ausgleichung und in den Blättern regt sich daher ein tausendstimmiges Flüstern. — Der Nadelwald wird überall von der Sommersonne durchbrochen, die an sich trockene Luft erhitzt sich in ihm leicht bis zu einer drückenden Schwüle. Während der Laubwald sich selbst die Zugluft erzeugt, umstarrt uns der Nadelwald stumm und unbeweglich, bis ihn der Wind von außen her erfaßt und durchströmt. Dann knarren und pfeifen die kahlen Äste, die unbiegsamen Wipfel ächzen, mancher Stamm zersplittert oder wird mit seinen Wurzeln, wenn sie nicht tief in die Erde greifen und sogar entblößt sind, umgeworfen. Die Stelle, wo das ausgerissene oder ausgegrabene Wurzelgeflecht stand, bleibt ein tiefer Kessel, in dem sich braune Nadeln und Tannzapfen ansammeln. Im Laubwald stößt der Sturm nicht auf die harten Ränder der

Stämme und Äste. Die Blättermassen runden die Töne ab; man hört nur ein wechselsweise anschwellendes und gedämpftes Sausen, wie an der wogenden See. Die geschmeidigen Wipfel neigen sich vor der Macht, die über ihnen dahinbraust. Sie stützen einander und nur ein alleinstehender Zeuge alter Zeiten, dessen Mark sich bereits auflöst, erliegt dem furchtbaren Drucke.

5) Die Tiere. Die Singvögel lieben Gebüsche und fließendes Wasser. In dem Gipfel der Buche schmettert der Fink sein fröhliches Lied, von der Linde am einsamen Waldbrunnen her tönt bis zum späten Abende die Klage der Nachtigall. Rehe und Hirsche benagen die zarten Zweige des Unterholzes und sonnen sich auf stillen Grasplätzen. Das Wildschwein lagert sich im kühlen Bruch. — Auf den Wipfeln der Nadelbäume nistet der Raubvogel, welcher wie von einer hohen Warte in weitem Umblick nach Beute späht: die Bussarde, der Finkenhabicht, der Wanderfalke u. s. w. Geschwätzige Schwarz- und Buntspechte hacken die Rinde der Tannen auf. In dem leichten Sandboden, unter den hohl liegenden Wurzeln, machen die Füchse und Dachse ihre Gruben, aus denen sie zur Nachtzeit auf Raub ausgehen. Auf dem heißen Boden erheben sich die Brüthütten der Ameisen. Mancherlei Wespen, Käfer und Schmetterlinge, welche das hellere Licht lieben, schwirren unter den Bäumen umher, glänzend, in bunten Farben, aber stumm. Selten vernimmt man im Tannenwalde die lebensfrohen Weisen der Singvögel, häufiger den heiseren Schrei einer Krähe oder wenn es bereits dunkelt, den kurzen, ominösen Ruf der Waldohreule, des Waldkauzes u. s. w.

Schluß. Wer sich gern in einer heiteren Stimmung befindet und mit munteren Genossen an den sprudelnden Jungbrunnen der Natur erfreut, der wird dem Laubwalde den Vorzug geben; für denjenigen, welchem der Ernst des

Lebens nur wehmütige Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit übrig ließ und den einsamen Umgang mit seinem Herzen zum Bedürfnis machte, wird der stille, düstere Nadelwald mehr Anziehendes haben. In seine Einsamkeit voll schweigenden Ernstes verlegte die Romantik die Hütten der Einsiedler. Im Laubwalde tummeln sich die Jagdgesellen beim heiteren Klange der Hörner.

Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh'
Und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.
Sah zu der blanken Säge, es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.
„Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden ein Schrein zur langen Ruh'."

J. Kerner.

Die Thale dampfen, die Höhen glühn,
Welch' fröhlich Jagen in Waldes Grün!
Der Morgen weckt zu frischer Lust,
Hoch schwillt die Brust, des Siegs bewußt.
Dringt mutig durch Schluchten und Moor!
Laßt schmettern die Hörner im Chor,
Ihr Fürsten der Waldung hervor!

Helmine v. Chèzy („Eurhanthe").

5.

Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.

Goethe.

Einleitung. Die Menschen sind über den Wert des Lebens sehr verschiedener Meinung. Wer seine Tage ohne Sorgen, im heiteren Genusse der Freiheit zubringt, der

kann wohl mit dem kleinen Sänger, den Wieland in seinem „Vogelsang" so trefflich schildert, ausrufen:

Am End' ist doch nichts über Leben.

Der Leidende dagegen empfindet die Fortdauer seines Daseins oft als eine drückende Last; er ist es müde, in „dieser See voll tausend Plagen" herumgeschleudert zu werden und wünscht, er wäre im Hafen. Es ist eine traurige Wahrheit, daß, nach den Jahresberichten der Lebensversicherungs-Gesellschaften, in den Jahren, wenn die Cholera ihren Tribut einfordert, oft noch nicht so viele von den Versicherten an dieser Pest sterben als durch einen freiwilligen Tod den unerträglichen Qualen des Leibes oder der Seele ein Ende machen. Die Worte des Themas hat Goethe dem ersten Verlobten Dorotheens, jenem feurigen Jünglinge in den Mund gelegt, den seine Begeisterung für die Revolution in den Tod führte. Die bittersten Erfahrungen haben sein Vertrauen zu der Zukunft erschüttert; ihm erscheint das Leben mit allen seinen Gütern als ein Trugbild, dem niemand zu sehr anhangen müsse. — Wir wollen im Anschluß an jenen Ausspruch den Wert des Lebens festzustellen suchen, jedoch dabei von allen Eingebungen einer heitern oder trüben Stimmung absehen und an dasselbe einen ganz objektiven Maßstab anlegen.

Thema. Erklärung der Verse.

A. Heilig sei dir der Tag.

1) Wir halten das Leben heilig, wenn wir es den ewigen und ernsten Dingen weihen. Es wird damit nicht jenem frommen Wahne der Klausner das Wort geredet, die ihre Tage einzig mit Gebeten, religiösen Betrachtungen und Bußübungen hinbrachten, ohne sich um die Angelegenheiten der Welt zu kümmern und ihre Kräfte im Dienste der Nächstenliebe zu gebrauchen. Dagegen warnt

uns der Dichter auch vor einem eitelen und nichtigen Treiben. Seneca schildert uns solche Tröpfe, die an jedem Morgen eine Konferenz mit dem Friseur haben und keineswegs müßig zu sein glauben, während die Haarspitze, die über Nacht gewachsen ist, sorgfältig weggenommen wird, dum de singulis capillis in consilium itur. O homines inter pectinem et speculum desidiose occupatos! Das Verlangen, im Zeitverderbe gefördert zu werden, hat ebensoviele Erfindungen veranlaßt, wie jeder ernste Lebenszweck. Unzählige erstreben nichts Höheres, als durch eine reiche Kleidung, durch ein gewandtes Benehmen, durch eine schimmernde Kunstfertigkeit und Scheinbildung in feinen Zirkeln Bewunderung zu erregen. Wer so die Zeit in einem müßigen Wohlleben verschwendet, der hält die Tage nicht heilig. Er benutzt dieselben, aber wie König Belsazar die Tempelgefäße, als er sich ihrer bei seinen Schmausereien bediente. — Andere sorgen und schaffen mit einer unermüdlichen Thätigkeit; doch kommen sie bei ihrem Tagewerk nicht über den Standpunkt des materiellen Erwerbes hinaus und werden sich zu selten des göttlichen Ursprungs ihrer Seele und der sittlichen Verpflichtungen gegen ihre Nebenmenschen bewußt. Es gebricht ihnen an Zeit, eine Predigt anzuhören oder ein Buch zu lesen oder sich an den humanen Bestrebungen eines Vereines von Menschenfreunden zu beteiligen; „sie verachten das, und gehen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung.“ Nur der hält den Tag heilig, welcher in seinem Berufsleben, bei dem ganzen Verkehr mit den Menschen und selbst in der Mußestunde niemals zu vergessen sucht, daß ihn Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen hat.

2) Das Leben ist uns heilig, wenn wir es uns als ein wertvolles Besitztum zu erhalten streben. Nichts ist gewöhnlicher als Klagen über die Kürze des Lebens und nichts ist gewöhnlicher, als daß der Mensch

selbst die Reihe seiner Tage verkürzt. So mancher schleicht allerdings schon in den besten Jahren des Lebens mit einer hinwelkenden Gestalt, mit gebrochenem Mute umher, da ihn der Tod bereits gezeichnet hat. Er gehörte zu denen, welche, so oft sich die Gelegenheit dazu darbietet, die halbe Nacht beim Tanze durchrasen und obenein nicht darauf achten, daß unter Umständen ein Glas Wasser hinreicht, das tödliche Siechtum einzuleiten. Der Schlemmer glaubt einen Feier- und Festtag zu verleben, wenn er im Vereine mit gleichgestimmten Genossen durch unmäßiges Trinken und durch scharf gewürzte Speisen seine Nerven zerrüttet. Dem Spieler ist erst wohl, wenn er sich in die Fieberglut der Leidenschaft versetzt hat. Ihnen allen gilt der rasche Verbrauch des Lebens für den wahren Lebensgenuß. Sie vergeuden das Kapital, während ein ordentlicher Haushalter mit den Zinsen auskommt.

Non accepimus brevem vitam sed facimus.
Seneca.

B. Schätze das Leben nicht höher als die anderen Güter und sie sind alle trüglich.

1) Die Lebensgüter sind trüglich, weil sie an sich keinen Bestand haben und uns über ihren Wert täuschen. Geld und Gut, Ehre und Gunst verlassen uns oft schon, ehe wir am Ziele der irdischen Laufbahn anlangen.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!
Schiller.

Sie bleiben bei unserm Scheiden von der Erde zurück und begleiten uns nicht in das Jenseits hinüber.

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Matthisson.

Die Lebensgüter sind trüglich, weil sie uns zu ihrer Überschätzung verleiten. An sich haben sie gar keinen Wert, sie erhalten ihn erst durch die Art des Gebrauches. Man sucht Alexanders blutige Kriege damit zu rechtfertigen, daß er besondere Kulturzwecke im Auge gehabt. Seine großen Eigenschaften würden uns in einem reineren Lichte erscheinen, wenn er sich mit der Hälfte der Eroberungen begnügt, und wirklich am Euphrat und Tigris, die einst das Morgenrot der menschlichen Bildung gesehen, nicht bloß durch den ungeregelten Einfluß griechischer Kolonisten, sondern nach einem durchgreifenden Plane mit eigener Hand ein neues geistiges Leben begründet hätte. Die Macht übte ihren Trug an ihm. Als er im Besitze eines Reiches, welches kaum mehr von einem einzigen Oberhaupte verwaltet werden konnte, noch an die Unterwerfung der Römer dachte, da war wohl jeder ernste Gedanke an eine geordnete Kultivierung der Welt in ihm erloschen und die Herrschbegierde hatte bereits an sich selbst genug.

2) Auch das Leben ist ein trügliches Gut. Wer vor allem besorgt ist, sich dasselbe so lange wie möglich zu erhalten, dem zerrinnt es doch vielleicht unter den Händen und die Überschätzung des bloßen Daseins verleitet ihn, wichtigere Dinge zu versäumen. Wegen der Zwecke, zu denen es uns gegeben ward und nicht um seiner selbst willen soll uns das Leben heilig sein. Der wackere Soldat, der ein Gefühl für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes hat, trägt kein Bedenken, gegen die todsprühenden Geschosse vorzurücken. Aber nicht das Schlachtfeld allein

ist der Ort, wo man die rechte Geringschätzung des Lebens zu beweisen hat. Welchen qualvollen Tod zogen die Märtyrer der Verleugnung ihres Gottes vor. Männer und Frauen haben in den Religionskriegen um des Glaubens willen die schrecklichsten Verfolgungen ausgestanden, so daß ihnen zuletzt der tödliche Schwertstreich eine willkommene Erlösung war. Wie viele begeisterte Diener des Christentums und auch der Wissenschaft sind in fernen Wüsten dem Elende oder der mörderischen Waffe erlegen. Schiller wählte wie Achill ein kurzes aber thatenreiches Leben; eine eiserne Gesundheit wünschte er sich nur, um seine Kraft mit noch mehr Energie anstrengen zu können.

Er welkte früh, weil er so tief empfunden.

L. Brachmann.

Schillers Geistesverwandter Karl Maria Weber, den das Interesse für die Kunst im 40. Jahre aufrieb, seufzte einmal, als ihm die Ströme der Melodieen, die beständig in seinem Innern wogten, keine Ruhe ließen: Ach, wäre ich ein Handwerker, der doch wenigstens seinen Sonntag hat! Wenn wir uns an dem Werke eines Dichters oder eines Gelehrten erfreuen, so fällt es uns nicht ein, daß dasselbe den Verfasser vielleicht jahrelang in einer unruhigen, anstrengenden Aufregung erhalten, daß die Lösung seiner Aufgabe ihn auf jedem Schritt begleitet hat, daß der schönste Teil seines Lebens ihm durch das Verlangen, etwas Wertvolles zu schaffen, zu einer ununterbrochenen Kette von aufreibenden Mühen und Entbehrungen wurde. Der Mensch wird in jedem Berufe eine erbärmliche Rolle spielen, wenn die Heilighaltung des Lebens in eine ängstliche Rücksicht auf die Gesundheit umschlägt. Die trauernden Kinder, deren geliebter Vater schwer darniederliegt, senden in die Stadt nach dem Arzt. Dieser weiß, daß der Patient es nicht mehr lange machen wird; er schickt unter irgend einem

Vorwande den Wagen zurück, denn er selbst könnte sich bei dem rauhen Wetter ein Fieber zuziehen. Der Beamte schiebt seine Arbeiten auf die lange Bank oder läßt sich im Dienste vertreten, um eine Badekur zu brauchen; seine Nerven sind zu sehr angegriffen, als daß er lange am Schreibtisch sitzen oder sich durch vieles Sprechen anstrengen könnte. Selbst der Handwerker verfällt oft, wenn ihn nicht die Not treibt, in jenen gemächlichen Schlendrian, bei welchem man sich sehr gut konserviert, aber nur die Hälfte vollbringt und alles nur halb thut.

Schluß. Laßt uns daher das Leben heilig halten, indem wir es seinem erhabenen Zwecke gemäß verwenden und es nicht aus Leichtsinn gefährden; laßt uns aber auch bedenken, daß es die Bestimmung hat, um solcher Zwecke willen verwendet zu werden. Es erschiene uns als eine lächerliche Thorheit, wollte etwa ein Zimmermann sein Handwerkszeug sorgsam verwahren und sich hüten, es durch die Arbeit abzunutzen. Solche Thoren sind wir selbst, wenn wir einer eifrigen Pflichterfüllung um der lieben Gesundheit willen ausweichen. Er, der selbst sein Leben für die Brüder hingab, sprach: Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren. Wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden. Nach Jean Paul hat die Mehrzahl derer, welche ein sehr hohes Alter erreichten, zum Geschlechte der landstreichenden Tagediebe gehört; dies bewährte Mittel, sein Leben zu verlängern, hat Hufeland vielleicht nicht gekannt, doch gewiß auch nicht empfohlen.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Schiller.

6.

Der Schild des Achill und das Lied von der Glocke.

Einleitung. So verschieden die Dichtungen Homers und Schillers in vielen Beziehungen sein mögen, ist man doch vollkommen berechtigt, Schiller den deutschen Homer zu nennen. Man sagt, Ilias und Odyssee seien in Griechenland allgemein bekannt gewesen, und hieran ist gewiß nicht zu zweifeln, wenn man damit eine genaue Kenntnis der Helden und der Ereignisse, die Homer schildert, bezeichnen will und nicht etwa meint, daß jeder Grieche ganze Rhapsodieen aus diesen Gedichten Vers für Vers habe hersagen können. Schiller ist in gleicher Weise dem gebildeten Teile des deutschen Volkes bekannt. Sein Andenken und seine Dichtungen haben nicht nur in den Grenzen unseres Vaterlandes seit siebenzig Jahren eine unvermindert lebendige Wirkung, sie begleiten auch den deutschen Auswanderer in die fernsten Länder der Erde. Dieser äußere Umstand, daß ihre Werke volkstümlich sind, gründet sich aber auf eine innere Verwandtschaft beider Dichter. Die Griechen liebten Homer, weil die Art, wie er ihre Stammhelden und den Geist des heroischen Zeitalters dargestellt, mit ihren nationalen Idealanschauungen vollkommen im Einklange stand, und dem deutschen Volke sind Schillers Dichtungen teuer, weil in ihnen alles Herrliche, wozu sich Geist und Herz bei uns erheben mögen, zur Geltung kommt, weil in ihnen dieser Gehalt der deutschen Humanitätsbildung mit Tiefblick, Ernst und Wärme, mit Phantasie und Wohllaut ausgesprochen ist. — Schiller hat einmal, ohne dabei an Homer zu denken oder mit ihm wetteifern zu wollen, ganz denselben Gegenstand behandelt wie der griechische Dichter. Beide verfielen darauf, ein allseitiges Bild des Menschenlebens in einen Rahmen zu fassen, den ihnen ein äußeres Motiv darbot. Homer setzte die

Lebensbilder als plastischen Zierat auf den Schild des Achill, der deutsche Dichter knüpfte seine Schilderungen an den Hergang beim Gusse der Kirchenglocke und an den Gebrauch derselben. Es ist anziehend, die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit der beiden Dichtungen festzustellen.

Thema. Vergleichung der Lebensbilder auf dem Schilde des Achill und in dem Liede von der Glocke nach der Darstellungsweise und nach dem Inhalte.

A. Die verschiedene Art der Ausführung.

1) Der naive Stil des Epikers.

a. Homer enthält sich aller Reflexionen, und giebt weder zu erkennen, daß die geschilderten Szenen sein eigenes Gemüt bewegen, noch sucht er durch eine lyrische Farbe der Darstellung die Empfindung des Lesers zu erwecken. Es genügt ihm, uns die Zustände und Thatsachen auf eine anschauliche und lebendige Weise vorzuführen, und um den Eindruck, welchen seine Rede macht, bekümmert er sich nicht. Der epische Zug ist in seinem Verfahren so vorherrschend, daß er sogar die Beschreibung oft in eine Erzählung übergehen läßt, wie er denn auch in seinen Gleichnissen ein bloß gedachtes Ereignis stets im Aorist als einen wirklichen Vorfall erzählt, daß er ferner, wie es doch auf einem Werke der Skulptur geschehen sein mußte, nicht einen einzigen Moment der Handlung, sondern das zeitliche Fortschreiten derselben darstellt, weshalb ein Maler manches Bild, wenn er es wirklich genau nach den Worten des Dichters ausführen wollte, in mehrere Szenen zu teilen hätte. So ließe sich z. B. das Bild von der belagerten Stadt nur durch drei verschiedene Gemälde erschöpfen (vergl. Lessing, „Laokoon" XIX).

b. Es wäre jedoch ein Irrtum, wollte man annehmen, daß Homer die Dinge, welche er mit

keinem Worte der Betrachtung erörtert und ohne jede Kundgebung des Gefühles erzählt, auch ohne einen innern Anteil geschildert hätte. Man hat z. B. bemerkt, daß seine Dichtungen nirgends ein Landschaftsgemälde enthalten; daraus folgt aber gewiß nicht, daß er keinen Sinn für die Schönheit der Natur gehabt. Schiller sagt, unser Gefühl für die Natur gleiche dem Gefühl des Kranken für die Gesundheit. Wir preisen die Natur, weil wir sie entbehren, die Alten sprachen nicht von derselben, weil sie sich in ihrem Genusse froh und glücklich fühlten. Homer konnte voraussehen, daß schon die bloße Erwähnung des rötlich strahlenden Frühlichtes, des grauen Meeres die Phantasie seiner Zuhörer lebendig machen und ihnen das Gefühl für die Schönheit der Natur erwecken würde. Der Schild giebt uns zwar einige Idyllen aus dem Landleben in ungewöhnlich reicher Ausstattung, doch ebenfalls ohne eigentliche Schönmalerei, ohne Ekstase, ohne Kommentar. Andererseits muß man aber der naiven Dichtungsweise in betreff der Ideen und Gefühle, die nur unausgesprochen in der Darstellung des Thatsächlichen stecken, auch nicht zu große Zugeständnisse machen; denn erst die Betrachtung erschließt uns den wahren Gehalt der Dinge, und wie sollte etwas nach seinem rechten Gewichte empfunden werden, wenn man sich nicht seines Gehaltes bewußt ist?

2) Der sentimentale (reflektierende) Stil des Lyrikers.

a. Dem neueren Dichter gilt das Thatsächliche an sich sehr wenig; es hat für ihn nur insofern Wert, als es mit dem Seelenleben des Menschen in Beziehung steht. Er setzt uns durch seine Reflexionen instand, die Ereignisse, Handlungen und Sitten nach ihrer vollen Bedeutung sowohl für die geistige und moralische Entwickelung wie für das Wohl und das Wehe der Einzelnen

und der Völker aufzufassen und die Bewegung, welche ihn selbst bei diesem Nachsinnen ergreift, soll sich jedem mitteilen, der für solche Dinge ein Verständnis hat. Ohne den Wert des naiven Stiles herabzusetzen, dürfen wir wohl, wie bereits angedeutet wurde, daran zweifeln, daß schon die bloße Erwähnung eines Gegenstandes stets und bei jedem Leser des Homer eine Reihe von Gedanken und demgemäß das Gefühl für die Bedeutung desselben hervorgerufen habe. Erzählt der Dichter z. B. von dem Rechtsstreite auf dem Schilde, so kann sich der griechische Leser für den Ausgang des Handels, für die Rechtsgebräuche der Vorzeit interessiert haben, aber schwerlich sind in ihm jene Anschauungen wach geworden, welche Schiller in den feierlichen Anruf der „heiligen Ordnung" niedergelegt hat. Oder wie sollte einem Griechen, wenn er im Homer von der frohen Heimführung der Bräute las, auch nur im entferntesten dasjenige in den Sinn gekommen sein, was Schiller über den Bund des Mannes und des Weibes sagt. „Der sentimentalische Dichter reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft" (Schiller, „Über naive und sentimentalische Dichtung").

b. Die lyrisch-reflektierende Darstellungsweise schließt indessen nicht die Forderung aus, daß die Gegenstände, welche für unsere Auffassung auseinandergesetzt und mit unserem Gefühle in Verbindung gebracht werden, auch der Phantasie in bestimmten Umrissen und in anschaulicher Gestaltung vorgestellt werden. Der neuere Dichter kann nur, wenigstens in Gedichten dieser Art, nicht bis zur Erzählung vorschreiten; er muß bei der Schilderung stehen

bleiben. Wenn also Homer vor unseren Augen pflügen und ernten läßt, kann Schiller nur den Gewerbsfleiß charakterisieren und durch einzelnes veranschaulichen. In dieser versinnlichenden Schilderung hat jedoch das Lied von der Glocke das Außerordentlichste geleistet, wie denn die Beschreibung des Feuers, des Waltens der Hausfrau und anderes nach ihrer Anschaulichkeit homerisch genannt werden dürfen.

B. Zusammenstellung der Lebensbilder nach ihrem Inhalte.

1) Übereinstimmendes.

a. Der Feuergott bildet auf dem Schilde zuerst die Erde, das wogende Meer und den Himmel mit Sonne, Mond und Gestirnen ab. Das Lied von der Glocke konnte nichts der Art enthalten, aber den Gedanken, welcher vielleicht Homer bei diesem Abriß des Weltgebäudes vorschwebte, hat Schiller ebenfalls und zwar mit größerer Bestimmtheit ausgesprochen. Das ganze neuere Gedicht stellt nämlich die Erde und alles, was das wechselnde Verhängnis dem Erdensohne bringt, unter das Walten der Gottheit. Diese fromme Auffassung des Lebens gehört aber auch zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten der homerischen Poesie. Es muß daher unsere Verwunderung erregen, daß sich auf dem Schilde nicht einmal ein Opfer dargestellt findet, obgleich diese Szene dem Sinne und den Sitten der Griechen, welche solche öffentliche Festhandlungen liebten, angemessen war und dem Bildner eine willkommene Aufgabe darbot. Sollte aber Homer wirklich ganz wider seine Gewohnheit hier der Götter uneingedenk geblieben sein,*)

*) Die Kriegsgottheiten auf dem dritten Bilde sind nur Symbole der künstlerischen Allegorie. Seltsam genug dichtet Lucian (Ikaromenipp XVI, 10), wo er von dem Schilde spricht, aus Irrtum und doch mit richtigem Gefühle Opfer hinzu.

oder müssen wir nicht annehmen, daß er sowohl bei der Abbildung des Himmels wie zuletzt, wenn er die Erde von der heiligen Flut des Okeanos umgürten läßt, keineswegs eine kosmographische, sondern eine religiöse Vorstellung im Sinne gehabt und andeuten wollen, daß die Mächte des Himmels über der Erde thronen und alles Zeitliche von dem Ringe der Ewigkeit umschlossen sei?

b. Auf dem zweiten Bilde des Schildes erblicken wir ein fröhliches Hochzeitsfest. Die Bräute werden beim Scheine der Fackeln unter Musik, Gesang und Tanz in ihre neuen Wohnungen begleitet. Unser Lied schildert ebenfalls den Bund der Herzen und der Hände, ja es malt uns noch weiter das häusliche Leben aus, das unermüdliche Schaffen und Streben des Mannes, das sorgsame Walten der Hausfrau.

c. Dasselbe zweite Bild, gleichsam die Stadt im Frieden, stellt uns außer der Hochzeit noch einen Rechtshandel dar. Zwei Männer sind in der Versammlung des Volkes, das lebhaft zum Teil für den einen, zum Teil für den andern Partei nimmt, wegen eines Bußgeldes von zwei Talenten Goldes im Streite. Dieser behauptet, dasselbe bezahlt zu haben, jener leugnet den Empfang. Die Ältesten sitzen im heiligen Kreise umher und geben dann der Reihe nach ihr Urteil ab. Mit dieser Szene bezeichnet Homer in symbolischer Weise den Übergang von der Selbsthilfe (hier der Blutrache) zur Unterordnung unter das Gesetz und die Rechtspflege als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. — Schiller preiset in beredter Sprache die gesetzliche Ordnung, die er auch in anderen Gedichten als den Anfang der Entwickelung des Menschengeschlechtes hervorhebt. Sie hat die Städte gegründet, den ungesellig umherschweifenden Wilden an eine Heimat, an sanfte Sitten gewöhnt; sie ist der Ursprung der Vaterlandsliebe, die nächst

der Religion den Menschen am meisten veredelt; sie ist die Quelle der Freiheit und der öffentlichen Sicherheit, unter deren Schutz sich in rühriger Betriebsamkeit tausend fleißige Hände regen.

d. Der Schild führt uns dann eine Stadt im Kriege vor. — Sie wird belagert. Die Bürger rücken heimlich aus und legen sich an einem Bache in den Hinterhalt. Als nun eine Herde der Belagerer*) zur Tränke hinabkommt, überfallen sie dieselbe. Der Lärm macht jedoch ihre Feinde aufmerksam, welche zu dem Bache hineilen und es entspinnt sich ein blutiges Gefecht. — Diesem Bilde entspricht bei Schiller das furchtbar schöne Gemälde des Aufruhrs und des Bürgerkriegs. Der neuere Dichter weist hauptsächlich auf die mit solchen Ereignissen eintretende Verwilderung des Menschen hin, die ihn mehr schmerzt als das vergossene Blut. Bei Homer kann man an dieser Stelle vielleicht einen leisen Ton des Abscheues und des Mitgefühls erlauschen; sein Hauptzweck ist es jedoch, die Zuhörer durch die Erzählung einer mißlungenen Kriegslist zu unterhalten.

e. Die folgenden fünf Bilder geben uns eine mit ihrem anschaulichen Detail auf das lieblichste ausgeschmückte Schilderung der Ackerbestellung, der Ernte, der Weinlese und zweier Weideplätze mit Rindern und mit Schafen. — Schiller mußte sich mit Andeutungen begnügen, die das einzelne nicht so ausmalen, aber manches Wichtige, was Homer übergangen hat, nachtragen. So führt er uns die emsige Thätigkeit im

*) Es ist (vielleicht den Bürgern geraubtes) Schlachtvieh, welches das belagernde Heer bei sich hat und zur Tränke schickt, nicht eine Herde, welche die Städter austreiben lassen, um den Feind an den Bach hinzulocken. Die letzte Annahme macht die ganze Stelle unverständlich.

Haushalte und den tausendfältigen Fleiß der städtischen Gewerbe vor Augen. Dann gedenkt er ebenfalls der blökenden Schafe, der breitgestirnten Rinder, des unter der Last der Garben schwankenden Wagens und den Segen der Arbeit versinnlicht er ebenfalls durch das schöne Besitztum eines Landmannes.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen.

f. Das zehnte, letzte Bild Homers ist der geselligen Freude der Jugend gewidmet. Jünglinge und Jungfrauen vergnügen sich im schönen Schmucke an einem kunstvollen Reigen. — Auch bei Schiller eilt das muntere Volk der Schnitter zum Erntetanz. Außerdem erinnert er, den Reiz des traulichen Zusammenlebens ausmalend, an den Kreis, welchen die stillfleißigen Töchter und die unruhigen Knaben um die Mutter bilden, an die Vesperglocke, welche Menschen und Tiere unter das friedliche Dach ruft, an des Lichtes gesellige Flamme, um die sich die Hausbewohner sammeln, an die herzinnige Eintracht, welche im Gotteshaus die liebende Gemeinde vereinigt.

2) Abweichendes.

a. Wenn man die Kampfszene ausnimmt, hat Homer eigentlich nur die heitere Seite des Lebens im Auge gehabt. Daß auf der Weide ein Rind von zwei Löwen erfaßt und weggeschleppt wird, dient nur zur epischen Belebung des Bildes und dieser kleine Verlust soll nicht auf die bitteren Erfahrungen hinweisen, welche der Mensch hienieden zu machen hat. Traurige Ereignisse mußten auch

ausgeschlossen bleiben, damit der Schild nichts enthielte, woran sich eine übele Vorbedeutung knüpfte. — Schiller berücksichtigt auch den bittern Ernst des Lebens. Dem wohlhabenden Manne, der sein Glück festgegründet glaubte, verzehrt ein furchtbares Feuer das ganze Besitztum. Ja, der Mensch muß mit schmerzlicher Ergebung sein Teuerstes in die Erde senken.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege
Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter!

b. Die Taufglocke begrüßt das geliebte Kind, dessen künftige Schicksale noch im Zeitenschoße ruhen, auf seines Lebens erstem Gange; die Mutterliebe bewacht seinen goldenen Morgen, und so begleitet das neuere Gedicht den Menschen durch alle Stationen des Lebens von der Wiege bis zum Grabe. — In der homerischen Schilderung tritt der einzelne Mensch ganz zurück und von dem häuslichen Leben sehen wir nichts außer dem munteren Hochzeitsfeste. Fragen wir die Gelehrten, ob denn nicht auch in Griechenland bei einer Taufhandlung über dem geliebten Kinde ein Segenswort gesprochen wurde und ob man es nicht in feierlichem Gebete der Huld der Lebensmächte empfohlen habe, so erfahren wir, daß am fünften (siebenten) und zehnten Tage nach der Geburt allerdings Opferfeste veranstaltet wurden, daß der Vater dann dem Täuflinge den Namen gab, aber auch, daß derselbe dann bestimmte, ob das Kind in der Familie erzogen werden oder ob es (was namentlich oft das Schicksal der Mädchen war)

den wilden Tieren ausgesetzt oder verkauft werden sollte.*) Diese entsetzliche Roheit mußte den Familiensinn im Keime verderben. Nicht einmal das Tier läßt sich gutwillig sein Junges nehmen. Doch sollte in Griechenland das, was nach dem Gesetze freistand, wirklich allgemeinere Sitte gewesen sein, so hat sich doch im einzelnen und in dem edler gestimmten Zeitalter der Heroen das Vaterherz und das Mutterherz nicht unbezeugt gelassen. In ihrer Grotte auf dem Meeresgrunde vernimmt Thetis, diese Schmerzensmutter, durch das Rauschen der Wogen hindurch die Wehklage des geliebten Sohnes. Täglich berührt Auroras erster Strahl die Memnonssäule, aus der ihr der Gruß ihres Kindes in Wehmut und Liebe entgegenklingt. Ägeus stürzt sich beim Anblicke der schwarzen Segel trostlos vom Felsen herab. Priamus' ging um des Leichnams seines Sohnes willen in das Zelt seines Todfeindes,

Naht' und umschlang dem Peliden die Knie', und küßte die Hände,
Ach die entsetzlichen Würger, die viel' der Söhn' ihm gemordet!

Hektor selbst hielt, als er von der bekümmerten Mutter Abschied nahm, seinen Knaben den Göttern hin und die Worte, die er sprach, waren der rechte Vatersegen. Giebt es wohl etwas menschlich Ergreifenderes als Andromaches Klage über die Zukunft ihres geliebten Sohnes, als er eine Waise geworden? (Ilias XXII, a. E.) — Dürfen wir demnach nicht behaupten, daß jenem Zeitalter der Familiensinn fremd gewesen, so bleibt es doch allerdings wahr, daß der Schild des Achill den Griechen von dieser Seite des Lebens beinahe nichts gezeigt hat.

*) G. Klemm „Allgemeine Kultur-Geschichte" (1850) VIII, 89.

Schluß. Beide Dichtungen sind einander gleich an hoher Vollendung. Homer erfreut uns dadurch, daß er mit seinem unfehlbaren Sinn für das Schöne wahrhaft dichterische Szenen aus der Wirklichkeit erwählt und dieselben mit aller sinnlichen Bestimmtheit, Lebendigkeit und auf die anmutigste Weise darstellt. Schiller erhebt die Leser über ihren gewöhnlichen Standpunkt, indem er uns den wahren Gehalt der Dinge erkennen und empfinden läßt, wie er ihn selbst mit tiefer Anschauung und seelenvoller Innigkeit erfaßt hat. Wie zart und beweglich muß sein Herz gewesen sein, wenn dieser Dichter, der des Wortes mächtig war wie wenige, sich selbst in dem Ausdrucke des Gefühles nicht genug that.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

In diesem Gedicht ist aber jedes Wort nicht Sprache, sondern Seele. Die Verklärung der Form konnte nur noch durch die Musik gesteigert werden. A. Romberg verwandelte die Rede in Gesang und so wird dieses Lied von der Glocke mit seinen bald mächtig ergreifenden, bald unbeschreiblich rührenden Gedanken und Tönen nicht verhallen, so lange deutsche Herzen schlagen.

Ja, dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.

7.

Ob das Bedürfnis der Freundschaft zu den Mängeln unserer Natur gehört oder ob sich in ihm eine Vollkommenheit derselben ausspricht.

Einleitung. Beim ersten Anblick wird man das letztere bezweifeln. Schon das Wort Bedürfnis weiset auf einen Mangel hin und die Stoiker lehrten ja: je weniger der Mensch bedürfe, desto mehr nähere er sich der Gottheit. Hervorragende Männer leben wirklich oft einsam und haben an sich genug. Das vollkommenste Wesen hat nichts Gleiches neben sich und bedarf weder des Rates noch des Anteils oder Umgangs. — Dennoch zählen wir den Besitz eines Freundes zu den höchsten Gütern des Lebens; zwei Freunde, die einander wahrhaft zugethan sind, betrachtet jeder mit Wohlgefallen, ja man hält sich überzeugt, daß nur edele Herzen eines solchen treuen Bundes fähig sind. Cicero meint, ein Leben ohne die Freundschaft wäre wie eine Welt ohne die Sonne, und etwas so Vortreffliches sollte nur beweisen, daß der Mensch ein unvollkommenes und schwaches Geschöpf sei?

Thema. Betrachtung der Freundschaft nach den angegebenen Gesichtspunkten.

A. Weshalb die Freundschaft ihren Ursprung in Mängeln unserer Natur zu haben scheint.

1) Es ist eine Schwäche, daß wir oft nicht allein mit den Widerwärtigkeiten des Lebens fertig werden können; wir schließen uns an Freunde an, um von ihnen Beistand mit Rat und That zu erhalten. Nach dem Sprichworte kostet guter Rat zwar wenig, aber eigen-

süchtige und mißgünstige Menschen sind dennoch keineswegs sehr bereit, ihn zu erteilen. Nach ihrer Meinung ist es ein unbilliges Verlangen, daß andere die Erfahrung, welche sie selbst teuer bezahlen mußten, umsonst haben sollen. Noch schwerer entschließen sich Leute, denen wir fremd sind, zu einer wirklichen Hilfsleistung, welche über die gewöhnlichen kleinen Gefälligkeiten hinausgeht. Da nun unser Lebensschiff seinen Lauf durch „eine See voll Plagen" zu nehmen hat, so will man wenigstens Freunde besitzen, um einige Aussicht auf einen Beistand in der Not zu haben.

2) Es ist eine Schwäche, daß wir nicht einmal von den Empfindungen, die unsere Seele bewegen, schweigen mögen. Bei traurigen Erlebnissen, wenn Rat und Hilfe viel zu spät kämen, ja sogar bei frohen Ereignissen, wenn beides ganz entbehrlich ist, und bei unseren Hoffnungen sehnen wir uns nach der Teilnahme eines Freundes. Wie unglücklich ist der, welcher in seinem Elende bei niemand Mitgefühl findet.

Die Krankheit des Gemütes löset sich
In Klagen und Vertraun am leicht'sten auf.

Goethe.

Ebenso werden wir unseres Glückes erst recht froh, wenn sich andere mit uns freuen. Mit inniger Befriedigung umgehet der Landmann an einem schönen Sommerabende auch allein sein schönes Kornfeld; aber wie viel mehr Vergnügen macht es ihm, einen lieben Freund und Nachbar zu den Ställen, in die Gärten, auf Äcker und Wiesen zu führen, mit ihm von seinen Unternehmungen und ihrem Erfolge zu plaudern. Das alte Mütterchen muß noch in später Stunde zu der Busenfreundin eilen, um ihr einen eben angekommenen Brief von ihrem guten Sohne zu zeigen. Als unsere Dichter im vorigen Jahrhundert, hauptsächlich durch Klopstock und Gleim angeregt, der Freundschaft mit dem feurigsten

Enthusiasmus huldigten, erklärte man von vorne herein die Fürsten für unglückliche Menschen, weil ihnen ihr Stand verbiete, mit einem Freunde einen Seelenbund zu schließen und ohne Rückhalt die Empfindungen auszutauschen.

Die Könige sind nur Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.

Schiller.

3) Doch wir vermögen es überhaupt nicht allein zu leben, und abgesehen von allen wichtigeren Interessen ist schon der vertrautere gesellige Umgang mit einem Freunde für uns ein unabweisbares Bedürfnis. Wir wollen anderen unsere Gedanken mitteilen und ihre Ansichten kennen lernen, belehren und überzeugen oder belehrt und widerlegt werden. Selbst Angelegenheiten, die uns sonst gleichgiltig sind, werden uns durch das Gespräch interessant. Unser Geist fühlt sich durch einen Wechsel der Gegenstände erfrischt und gerade der Umgang versetzt uns aus dem gewohnten Gedankenkreise in eine andere Umgebung. Der Schulmann fährt in den Ferien zu seinen Freunden auf dem Lande hinaus, um einmal ein Wort von Hafer und Heu zu hören, obgleich er beides selbst weder baut noch braucht.

B. Gleichwohl ist die Freundschaft unzweifelhaft eine Vollkommenheit unserer Natur.

1) Die Freundschaft entspringt nicht aus der Hilflosigkeit, diese giebt ihr nur Gelegenheit, sich hilfreich zu zeigen. Wir machen allerdings in einer bedrängten Lage auf den Beistand des Freundes Anspruch, aber wir sind ebenso bereit, ihm selbst nach Kräften zu dienen. Eine echte Freundschaft bewährt sich in der vollkommensten Gegenseitigkeit; nicht die Gesinnung, sondern nur die Umstände machen einmal den einen und dann

wieder den anderen zu dem Gebenden oder Empfangenden. Wahre Freunde sind pares in amore et aequales propensioresque ad bene merendum quam ad reposcendum. Die Not und der Vorteil stiften an sich nur vorübergehende Verbindungen, die sich auflösen, sobald dem zeitweiligen Bedürfnisse genügt ist. Si utilitas amicitias conglutinaret, eadem commutata dissolveret. Vergl. den Abschnitt in Ciceros Laelius, welcher von dem Ursprunge der Freundschaft handelt.

2) Im Verkehre der Menschen mit einander ist die Nächstenliebe die höchste Tugend; die Freundschaft, eine der lautersten Formen derselben, kann daher nicht aus der Mangelhaftigkeit unserer Natur entsprungen sein und selbst unmöglich für einen Makel derselben angesehen werden.

3) Auch das Wort Bedürfnis wird uns nicht irre führen. Werden wir jemand, der das Bedürfnis fühlt, sich mit einer Wissenschaft oder Kunst zu beschäftigen, einen unvollkommenen Menschen nennen oder schätzen wir ihn nicht um so höher, je mehr er von diesem Bedürfnisse durchdrungen ist? Es kommt hier allein auf den Wert der Sache an und Bedürfnisse, die aus den edelsten Trieben des Geistes entsprossen sind, zeugen gewiß nicht von einer Dürftigkeit desselben.

Schluß. Die Freundschaft geht also in keinem Falle aus Mängeln unserer Natur hervor, im Gegenteil, sie bewährt sich gerade recht als eine sittliche Vollkommenheit derselben, wenn sie Mängeln abhilft, die uns von außen das Leben erschweren. Hat ein Mann von erhabenem und tiefem Geiste bisweilen keinen Freund, so folgt daraus nicht, daß er ihn mit Willen entbehrt. Selbst Schiller und Goethe empfanden das Bedürfnis, einander nahe zu sein und Kant, der allerdings keinen ebenbürtigen Genossen

seiner Studien um sich hatte, wußte eine frohe Unterhaltung im Kreise guter Freunde sehr zu schätzen. Ja die Welt wäre nicht geschaffen worden, hätte Gott selbst nicht das Bedürfnis gehabt, fühlenden und dankbaren Wesen seine Güte zu offenbaren. Nach dem in der Einleitung angeführten Grundsatze der Stoiker würde, wenn man ihn so thöricht auffaßte, nicht die Gottheit, sondern ein Stein oder ein Klotz das wahre Vorbild eines Weisen sein.

8.

Wozu man die Steine gebraucht.

Einleitung. Die Steine gehören zwar als unorganische Erzeugnisse der Natur zu der niedrigsten Klasse des Erschaffenen, doch erwecken sie in mannigfacher Hinsicht unser Interesse. Der Geolog bestimmt nach ihrer Beschaffenheit das Alter der Gebirge und konstruiert nach solchen Ermittelungen die Geschichte der Entstehung und der Umbildung der Erde. Er untersucht die seltsame Gestaltung einzelner Felsblöcke oder ganzer Felsgruppen. Der Adersbacher Steinwald bei Trautenau in Böhmen, das Felsenmeer in dem Oden- oder Odinswalde mit dem Riesenaltar, einem würfelförmigen Syenitblocke von 40 Fuß Umfang, und dem 48 Fuß langen, nach seiner Form das Schiff benannten Felsstücke werden Jahr für Jahr von vielen Naturforschern und Naturfreunden besucht. Dem Altertümler gewähren die Volkssagen, welche sich an manche sonderbar gestaltete Felsen, z. B. an die Roßtrappe im Harz, an die Teufelskanzel, Käse und Brot im Riesengebirge bei Hirschberg knüpfen, einen angenehmen Stoff

zum Nachsinnen.*) Maler und Dichter schmücken die Schilderung einer Gebirgslandschaft oder einer Strandszene mit Felsen und Klippen, den altersgrauen Zeugen der romantischen Vorwelt. Ein Überblick über die praktische Verwendung der Steine scheint uns ganz in die Prosa des Lebens hinabzuführen, doch ist die Erwägung ihrer vielfachen Brauchbarkeit zu wichtigen Zwecken sehr geeignet, uns darauf aufmerksam zu machen, daß wir in unserer Gedankenlosigkeit uns des unschätzbaren Wertes mancher gewöhnlichen Dinge niemals bewußt werden und überdies stehen sie selbst mit den Schöpfungen der Kunst in der nächsten Beziehung.

Thema. Zu welchen Zwecken man die Steine verwendet.

1) Seit alten Zeiten sind sie ein beliebtes Baumaterial. In holzarmen Gegenden führt der Landmann noch heute die Wände seines Wohnhauses, der Scheuern und Ställe aus rohen Feldsteinen auf, die er mit Lehm verbindet. Oft sieht man auch einen Garten oder einen Kirchhof mit einer solchen Mauer eingefaßt, ja manche Landkirche hat Wände von unbehauenen Feldsteinen. Die märkischen Dörfer sind meistens ganz aus Steinen gebaut. Auf dieselbe Weise werden tiefe Brunnen ausgemauert, wobei man den Vorteil hat, daß die Mineralien das Quellwasser läutern und verbessern, während Holzwände demselben faulende Vegetabilien mitteilen würden. Auch die vorgeschrittene, minder sparsame, ja verschwenderische Baukunst bedient sich vielfach der Steine. Jedes größere Haus ruht auf einem steinernen Fundamente. Es giebt nichts Festeres als Mauern oder Pfeiler von

*) L. Thomas, „Das Buch der Wunder" (1856) II, 106, Felsgestalten und Felsblöcke.

Quadern. Daher erhalten Brücken, Wassermühlen, Schlösser, Festungswerke einen solchen Unterbau. Molen und Kais von behauenem Granit sind eben so zweckmäßig wie elegant. In den alten Ritterburgen trugen steinerne Pfeiler die Gewölbe der Säle. Viele Luxusgebäude schmückt man mit einem steinernen Portale, zu welchem Treppen von Steinstufen hinaufführen, mit steinernen Gesimsen, Kaminrahmen, Fußplatten, einem Schieferdache. Schlanke Granitpfeiler, zwischen denen eiserne Stangen oder Ketten hinlaufen, bilden die Umzäunung der Vorhöfe. Felsenbauten wie die ostindischen Tempel bei dem Dorfe Ellore oder auf den Inseln Salsette und Elephante, wo Säulenhallen mit Altären und Götterbildern, Bogengänge und Treppen und dies alles in mehreren Stockwerken über einander aus einem einzigen Felsen gehauen sind, anscheinend mit solcher Leichtigkeit, wie man wohl aus einer Haselnuß ein durchbrochenes Körbchen schnitzt, hat die neuere Architektur nicht wieder hervorgebracht, doch giebt es Festungen (Gibraltar, Königstein), deren Kasematten zum Teil in den Felsen eingehauen sind. Endlich ist nicht zu übersehen, daß selbst die Ziegelbauten nicht ausgeführt werden könnten, wenn nicht das Steinreich dazu den Kalk und den Zementkitt lieferte.

2) Die Steine dienen ferner zur Pflasterung der Wege und des Bodens. Der Name Straße wird von via lapidibus strata (Livius) oder Strata viarum (Virgil) abzuleiten sein und so hat man in Deutschland wohl die Sitte, die breiteren Verbindungswege zwischen Städten und Dörfern und die Hauptstraßen in diesen selbst mit einem Steinlager zu befestigen, von den Römern angenommen, deren via Appia von ihrer Ausdauer und Kunst in solchen Dingen ein großartiges Zeugnis ist. Viele Jahrhunderte hindurch begnügte man sich bei uns mit einer sehr einfachen Pflasterung. Die Straße wurde nach der Mitte zu

ein wenig gewölbt, damit das Regenwasser schnell nach beiden Seiten hin abfloß. Hier liefen in einem kleinen Abstande von den Häusern die Rinnsteine hin. Für die Fußgänger lag in der Mitte der Straße eine Linie von größeren Steinen, der sogenannte Mittelstein, dessen Behauptung nicht selten Händel verursachte. Jetzt haben alle größeren Städte ein zweckmäßigeres Pflaster. Für die Fußgänger wird auf beiden Seiten neben den Häusern hin ein bequemer und sicherer Weg aus Fliesen hergestellt. Die Mitte der Straße überläßt man dem Fuhrwerk. Gesprengte und behauene Steine, oft sogar Platten von Granit bieten dem Pferde und den Rädern eine vollkommene Ebene dar. — Auch die meisten Landstraßen sind in Chausseen umgewandelt, in Deutschland begann man damit jedoch erst vor 100 Jahren. Man führt sie, die Hindernisse der Berge und Moräste beseitigend, in möglichst gerader Linie fort und zu der Abkürzung des Weges kommt der Vorteil, daß die Steinschüttungen einen festen und ebenen Boden bilden, auf welchem die Lasten nur den 6. oder den 7. Teil von der Kraft erfordern, die früher nötig war. — Mit dem Steinpflaster verschafft man sich auch trockene Kellerböden, reinliche Hofräume und dergl. Endlich haben die Säle in den Palästen ihre Marmorböden, die mit schwarzen und weißen Fliesen bald ein Schachbrett, bald einen Stern, oder in vielfarbiger Mosaik noch künstlichere Figuren darstellen.

3) Der Stein als Werkzeug und Material zu mancherlei Geräten. Wenn wir mit dem Ackerbau und der Bereitung des Brotes den Anfang der Kultur bezeichnen, so müssen uns der Mühlstein und der Feuerstein zur Achtung nötigen. Alle Verbesserungen der Mühlen, die man im Laufe der Zeit gemacht, betrafen die bewegende Kraft, die Mühlsteine selbst fand man nicht nötig mit etwas anderem zu vertauschen. — Was der Mensch bildet und

schafft, das verdankt er dem Feuer und das Feuer verdankte er viele Jahrhunderte hindurch dem Steine. Schon die alten Griechen (vielleicht sogar ihre Heroen) schlugen mit dem Kiesel den Zündsplitter vom Stahle und diese Art, Feuer zu gewinnen, war bis tief in unser Jahrhundert hinein die einzig gebräuchliche. Einen so langen Zeitraum hindurch hat der Kiesel dem Menschen die Speisen bereitet, die Stuben erwärmt, die Metalle erweicht, freilich in den letzten Jahrhunderten auch die Gewehre entladen. Eine großartige Thätigkeit hat auch der Wetzstein zu entwickeln, welcher selbst exsors secandi das Eisen schneidend macht. Die mannigfachsten Arten der Messer, Scheren, Meißel, Hobel, Ärte, Beile: alles würde ohne ihn bald unbrauchbar werden. Die Schärfe dieser Werkzeuge gewährt den doppelten Vorteil, daß die Arbeiten genauer und rascher ausgeführt werden können, welches beides sonst im umgekehrten Verhältnisse zu stehen pflegt. Außerdem leistet der Wetzstein beim Polieren des Metalles und dem Schleifen des Glases die wichtigsten Dienste (Bimsstein). In manchen Fabriken gebraucht man steinerne Schmelz- und Mischgefäße. Der Maler richtet die Farben auf dem Reibstein zu.

Einen bedeutenden Gewinn verschafft sich die Industrie durch die Anfertigung großer und kleiner Kunstwerke aus Lasur, Hornstein, buntem Marmor, Sprudelsteinen, Serpentin und dergl. Stets ist sie geschäftig, überflüssige Dinge zu erfinden. Sie liefert niedliche Vasen von Alabaster zu einem Veilchenstrauß und Bassins von Sandstein für die Springbrunnen, marmorne Konsolen und Nipptische für die Prunkzimmer und eine Granitplatte zum soliden Gartentisch, den zierlichen Leuchter für das Schreibepult und die gewaltigen Kandelaber für das Schloßportal, eine unzählige Menge von kleinen Geräten, Spiel- und Schmucksachen, wie Tabaksdosen, Zigarrenbecher, Feuerzeuge, Brief- und Kartenpressen,

Schreibzeuge nebst dem Gold- und Silbersand aus Glimmer und dem Petschaft von Achat, Würfel und Dominosteine, Armbänder, Halsschmuck u. s. w.

Daß die überall bereit liegenden Feldsteine dem armen Wanderburschen einen wirksamen Schutz gegen böse Dorfhunde gewähren, ist an sich nicht so unwichtig und verdient als Rest uralter Kriegsgebräuche erwähnt zu werden. Der Knabe Isai erwählte sich, als er die fünf Kiesel aus dem Bache nahm, eine naive aber furchtbare Kampfweise. Der Feldstein ist eine klassische Waffe; die homerischen Helden schleuderten ihn aus der Hand,*) spätere Generationen aus Katapulten und Ballisten, das Mittelalter aus den Bliden, selbst die Kanonen lud man anfangs mit steinernen Kugeln.

4) Die Steine gehören zu den wichtigsten Materialien, deren sich die Plastik bedient. Die Obelisken der alten Ägypter, ihre kolossalen Statuen, die Reliefs, mit denen sie die Wände der Pyramiden bekleideten, waren meistens aus Granit. Die Griechen gebrauchten zu ihren edlen Götter- und Heldenbildern am liebsten den pentelischen und parischen Marmor, dessen reines Weiß ihre Statuen als verklärte Lichtgestalten erscheinen läßt Im allgemeinen sind jetzt die ehernen Statuen mehr im Gebrauch. Vermutlich ist die Herstellung der Gußform aus einer weicheren Masse nicht so mühsam wie die Ausmeißelung des Steines und es können auch leichter große Gruppen von Figuren zusammengesetzt werden. Das Berliner Friedrichsdenkmal aus Marmor wäre eine Unmöglichkeit. Der Bronceguß, in seiner düsteren Färbung mehr ein Gebilde der Nacht als des Äthers, überwindet jedoch niemals in dem Grade

*) Noch in der Schlacht bei Platää wurde Mardonius durch einen Steinwurf getötet. Vergl. auch Xen. Anab. III, 3, 17.

die irdische Schwere, daß wir über der Idee und der Form gänzlich des Stoffes vergäßen. Wie sollte das plumpe Metall wohl die Verklärung ausdrücken, welche jetzt über das schlummernde Königspaar im Mausoleum zu Charlottenburg ausgegossen ist. Der neueren Bildhauerkunst liefern die karrarischen Brüche einen Marmor, der den griechischen noch übertrifft. Ein beliebter Schmuck an der Außenseite und im Innern der Kirchen, Grabgewölbe, Paläste sind die Reliefs aus Marmor oder Sandstein. Mit sehr einfachen, aber zahlreichen Werken mildert die Plastik auf den Kirchhöfen die Bitterkeit des Todes. Denktafeln, Urnen, Altäre, Kreuze mit eingemeißelten Inschriften und Sinnbildern ehren und erhalten das Andenken der Geschiedenen.

In der Bearbeitung der Edelsteine hat die Kunst Rückschritte gemacht. Die Gemmenbilder der Alten, sowohl Reliefs wie Tiefschnitte, gehörten zu den größten Meisterwerken der Plastik, regten aber schon im Mittelalter nur in Byzanz und in Italien zur Nacheiferung an. Der neueren Zeit ist die Kunst zugleich mit dem Bedürfnis fast fremd geblieben, höchstens daß man noch in die Siegelringe Wappen und Namen schneidet. Man begnügt sich, die Schönheit der Steine durch die Schleifung zu erhöhen, indem man ihnen eine regelmäßige Form und einen hellen Glanz giebt; sie gehören dann zu den kostbarsten Schmucksachen. Ob das Mittelalter in Wirklichkeit oder nur in der Phantasie der Dichter einen größeren Reichtum an Edelsteinen besessen und an der Schaustellung dieses Reichtums mehr Gefallen gefunden, kann nicht ausgemacht werden. Hundertmal heißt es bei der Schilderung der Zweikämpfe, daß die Edelsteine, mit denen Kleider und Waffen besetzt waren, ins Gras rieselten. Vielleicht wollte man nicht hinter den prachtliebenden Märchen des Morgenlandes zurückbleiben, welche ganze Gewölbe mit Edelsteinen anfüllen, von denen überdies der

eine oder der andere dem glücklichen Finder noch dienstbare Geister zur Verfügung stellte. Mit diesen Herrlichkeiten kann höchstens der Tempel des heiligen Gral verglichen werden. Ein merkwürdiger Beweis von dem schwindelerregenden Fortschritte der Wissenschaft ist es, daß man durch die Scheidung und Mischung der Stoffe, sowie die lieblichsten Fruchtessenzen der Bonbons aus dem Fuselöl des Kornbranntweins bereitet werden, jetzt künstliche, nicht falsche, sondern echte Saphire und Rubine herstellt, welche den natürlichen in jeder Eigenschaft gleich sind.*) Sollten daher nicht wieder Versuche folgen, den Stein der Weisen zu erfinden und mit den wunderthätigen Säuren und Salzen echtes Gold zu machen? —

Noch in einer ganz anderen Hinsicht ist der Stein durch die Plastik sowohl der Kunst als der Wissenschaft und der Industrie sehr nützlich geworden. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß die Bilder der Lithographie mit den besten Kupferstichen an Vollendung wetteifern, der Steindruck läßt sich nach seiner Wirkung auf die Volksbildung mit der Buchdruckerkunst vergleichen. Musikalien, Vorzeichnungen, Atlanten und Wandkarten, wissenschaftliche Bücher mit Abbildungen, alles ist durch ihn besser und billiger geworden. Die ärmste Landschule kann sich mit den wenigen Bilderbogen versorgen, welche dem Kinde nicht nur die seltneren Tiere und Gewächse der Heimat, sondern auch die wunderbaren Schöpfungen der fremden Zonen, von denen es sich nie eine richtige Vorstellung machen würde, vor Augen führen. Die Anschauung der schlichten Leute, denen in ihrer engen Umgebung jeder Blick in die große Welt versagt ist, wird durch die Bilderbogen unglaublich erweitert: ein Schiff auf der stürmischen See, eine Armee auf dem Marsch, mit den

*) Roßmäßler, „Aus der Heimat". (1859) S. 47 u. 95.

prächtig gekleideten Anführern, mit Kanonen und Fahnen, König und Königin auf dem Throne mit einer Umgebung von Herren und Frauen im glänzendsten Ornate, Prunksäle und Dome mit ihrer reichen Ausstattung, dies alles giebt ihrer Phantasie, ihren Begriffen, ihrem Lebensbewußtsein eine vielfache Nahrung. Die Porträts von Blücher, Friedrich dem Großen und anderen verehrten Helden und Fürsten erhalten die Tradition lebendig. Ja die Bilderbogen, jetzt meistens nicht mehr schlechte Holzschnitte, bringen den unteren Ständen, besonders den Landleuten und Handwerkern, die dichterische Seite ihres eigenen Daseins zum Bewußtsein. Erst wenn sie ihre Zustände und Sitten, ihre Beschäftigungen, Unterhaltungen, Feste dargestellt sehen und mit dem Bilde die Wirklichkeit vergleichen, wird alles nach seinen Einzelnheiten bemerkt, bedacht, als Erlebtes nochmals und mit erhöheter Lust empfunden.*)

Schluß. So sehr wir das Thema durch den besondern Gesichtspunkt einschränkten, hat es uns doch einen beinahe unbezwinglichen Stoff dargeboten. Darüber, daß auch die Sprache den Stein in ihren Gebrauch gezogen, mag wenigstens im Anhange noch ein Wort folgen. Pflaumen, Kirschen u. s. w. heißen wegen der harten Schale des Kernes Steinobst. Steineichen und Steinlinden haben härteres Holz als die anderen Arten. Den Mann, dessen Herz der frommen Bitte undurchdringlich ist, nennt man steinhart; ihn rührt nicht, was einen Stein erbarmen möchte. Der Arme steht wie versteinert da, wenn ein steinreicher Mann Stein und Bein schwört, daß er selbst darben müsse. Rühme sich niemand, bei dem Glücke einen Stein im Brette

*) K. Rosenkranz hat in seinen „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Litteratur" (1836) diese Poesie der Bilderbogen mit bewundernswürdiger Feinheit des dichterischen Gefühls auseinandergesetzt.

zu haben; unvermutet zerstört es sein Haus, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Wünschen wir endlich dem Leser, daß ihm bei seinen Unternehmungen niemand einen Stein in den Weg lege, vielmehr gute Freunde ihm die Steine aus dem Wege räumen, daß er hinwiederum auch selbst keinem ein Stein des Anstoßes werde, daß kein harter Richter einen Stein auf ihn werfe, daß er, wenn ihm ein schwerer Stein auf dem Herzen liegt, seiner Sorgen ledig, daß er im Frieden mit Gott und der Welt steinalt werden möge und daß einst am Ende der Tage der Erlöser auch den Stein von seinem Grabe wälze.

Anmerkung. Die Sammlung, Deutung und Herleitung dieser sprichwörtlichen Redensarten ist für sich eine hübsche Aufgabe und meine Schüler sind einmal mit Interesse auf dieselbe eingegangen.

9.

Hoffnung und Mäßigung, euch verehr' ich auf einem Altare;
Jene nur weckt die Kraft, diese nur sichert den Sieg.
(Nach Herder.)

Einleitung. Die Hoffnung wird unzählige Male von den neueren Dichtern als eins der herrlichsten Geschenke der Vorsehung gefeiert. Selbst Schiller widmet ihr ein Loblied („Es reden und träumen die Menschen viel" 2c.), welches allgemein bekannt ist, weil jeder seine Wahrheit empfindet. Die Hoffnung hilft uns die gewöhnlichen Sorgen des Lebens überwinden, sie beruhigt auch unsere tiefste Sehnsucht, weshalb sie mit dem Glauben und der Liebe verbunden, zu einem Symbole der christlichen Religion geworden ist

So lange es Menschen giebt, haben sie auch der Hoffnung bedurft und sich an derselben erquickt. Daher ist es natürlich, daß auch die Weisen und die Dichter des Altertums ihrer so oft gedenken. — Mit der Mäßigung verhält es sich etwas anders. Sie wurde nur von den Alten nach ihrem vollen Werte geschätzt. Nicht nur daß das μηδὲν ἄγαν und ne quid nimis weit verbreitete Wahlsprüche waren, die temperantia wurde auch ausdrücklich unter die vier Kardinaltugenden aufgenommen. Jetzt ist das Maßhalten eine seltene und unbeliebte Tugend; im Leben sowohl wie in der Kunst, dem Abbilde desselben, gehen Gedanken, Empfindungen, Begierden gern über die engen Grenzen der Ordnung hinaus. Nur das Ungewöhnliche, Exzentrische, Schrankenlose reizt den friedlos weiter strebenden Menschen und erweckt in der Lyrik und auf dem Theater die Aufmerksamkeit der Menge. Die Moral gründet ihre Gebote und Verbote auf andre Prinzipien als auf die Furcht, durch eine Hybris die Nemesis zu erzürnen. Gleichwohl ist klar, daß ohne die Mäßigung und die Herrschaft über sich selbst noch heute niemand eine Tugend üben und einen Fehler vermeiden kann, und wenn wir weit entfernt sind, das Moralprinzip unserer Religion*) mit dem Grundsatze des Maßhaltens zu vertauschen, so ist es doch heilsam, sich einmal auf den Standpunkt der antiken Anschauung zu versetzen. Das Epigramm von Herder giebt uns dazu Gelgenheit.

Thema. Inwiefern kann man von der Hoffnung sagen, daß sie die Kraft erweckt und von der Mäßigung, daß sie uns den Sieg verbürgt, daß also das Gelingen durch beide bedingt ist.

---

*) Die Ehrfurcht vor Gott und die Liebe zu ihm; daher bei Luther die Erklärung jedes Gebotes mit den Worten beginnt: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß ꝛc.

A. Die Hoffnung.

1) Ob sie bei unseren Handlungen wirklich als das eigentliche Motiv zu betrachten ist. Scheinbar nicht, denn unsere Wünsche gehen zunächst aus einem sachlichen Interesse hervor. Aber selbst die Habsucht oder der Ehrgeiz oder die Nächstenliebe würden uns zu keiner Handlung bewegen, wenn sich nicht zu ihnen die Aussicht gesellte, das erwünschte Ziel zu erreichen. Der Hunger reizt den Löwen zu einem Angriff auf die Herde, doch er schleicht mit bitterer Resignation davon, wenn ihm die Nähe bewaffneter Menschen keine Hoffnung läßt, sich der Beute zu bemächtigen. Stellt uns aber die Hoffnung einen günstigen Erfolg als möglich oder als wahrscheinlich dar, so werden die Kräfte und der Mut lebendig, man scheut kein Opfer, keine Gefahr, keine Anstrengung; denn das Gelingen, dem man mit Bestimmtheit entgegensieht, bietet für alles eine völlige Entschädigung dar.

2) Beispiele, welche die belebende Kraft der Hoffnung beweisen. Die Römer hatten die Gewohnheit, vor einer Schlacht durch die Augurn die heiligen Hähne beobachten zu lassen. Das begierige Fressen des Futters schwächte die Feinde nicht, aber es weckte die Hoffnung und mit dieser errang man mutig den Sieg. Publius Claudius Pulcher behandelte (Sueton im Leben Tibers, am Anfg.) das Tripudium mit Geringschätzung. Dies erregte Mißtrauen und er verlor Schlacht und Flotte (252 v. Chr.). — Die Meinung, daß bei Napoleons Macht und Genie aller Widerstand vergeblich sei, zersprengte bei Jena die sonst tapfere preußische Armee und die Verzweiflung machte die Menschen feige und niederträchtig, so daß die stärksten Festungen ohne einen Versuch zur Verteidigung preisgegeben wurden. Der Ausgang des Feldzuges nach Rußland gab

den zertretenen deutschen Völkern das Leben wieder und als erst die Hoffnung da war, sprangen wie auf einen Zauberschlag die alten siegreichen Tugenden hervor, die Ehrliebe, der Freiheitssinn, der alles opfernde Patriotismus, die Tapferkeit, die ausdauernde Heldenkraft.

B. Die Mäßigung.

1) Sie lehrt uns unsere Ansprüche herabstimmen. Es bedarf keiner Ungunst des Schicksals dazu, daß übertriebene Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Obgleich es keinen Menschen giebt, in dessen Lebensgang nicht wunderbare Ereignisse einmal eine entscheidende Wendung gebracht hätten, so darf doch niemand auf Wunder rechnen und auf Wunder seine Luftschlösser bauen. Dagegen hofft auf ein bescheidenes Glück niemand vergebens.

Multa petentibus
Desunt multa. Bene est, cui Deus obtulit
Parca, quod satis est, manu.
Horat.

2) Sie lehrt uns unsere Unternehmungen einschränken. Hochfliegende Pläne berauben sich selbst des Erfolges. Nach einigen fruchtlosen Versuchen legt man die Hände in den Schoß und verdirbt die Zeit mit trübsinnigen Klagen über Gott und die Menschen, während man ein halb so schwieriges Werk sehr gut hätte zustandebringen können. Selbst Eifer und Ausdauer können in diesem Falle zu nichts führen, da das Unerreichbare einmal nicht zu erreichen ist. Dagegen wird uns bei einem Vorhaben, das unseren Kräften gemäß ist, die Hoffnung nicht leicht täuschen und darum soll uns bei allen unseren Handlungen vorschweben, was der Dichter den Schriftstellern empfiehlt:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus; et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.
Horat.

Est quodam prodire tenus, si non datur ultra.
Idem.

Die deutsche Odyssee von Voß machte Epoche, die Übersetzung Shakespeares, die er mit seinen Söhnen unternahm, ist vergessen.

In tenui labor, at tenuis non gloria, si quem
Numina laeva sinunt auditque vocatus Apollo.
Vergil.

3) Ohne eine maßvolle Besonnenheit ist auch das, was an sich nicht unerreichbar ist, weder zu erlangen noch zu behaupten.

Non minor est virtus quam quaerere parta tueri;
Casus inest illic, hoc erit artis opus.
Ovid.

a. Beispiele aus der Kriegsgeschichte. Wie viele Schlachten gingen nur deshalb verloren, weil man den weichenden Feind zu hitzig verfolgte. Der blinde Eifer, die ungestüme Verwegenheit führen selten zum Siege. Miltiades bewies auch dadurch seine Größe, daß er bei Marathon die Flügel seines Heeres von der Verfolgung zurückrief und mit ihnen das schwache Zentrum verstärkte, bis der Feind hier ebenfalls geschlagen war. Die österreichischen Ritter erlagen bei Morgarten (1315), und bei Sempach (1386), weil sie in der Gewißheit des Sieges die Schar der Bauern verachteten und dieselbe ohne rechten Kampf niederreiten wollten. Ebenso bereitete die maßlose Verwegenheit den burgundischen Rittern bei Granson, Murten (1476) und Nancy (1477) den Untergang. Karl der Kühne ward das Opfer seiner unbändigen Leidenschaften;

Ajax fiel durch Ajax' Kraft,
Ach, der Zorn verdirbt die Besten.
Schiller.

b. Beispiele aus der inneren Geschichte der Staaten. Wie viele Männer, die sich aus niederem Stande bis zur höchsten Stufe des Ansehens emporschwangen, fanden einen kläglichen Tod, weil sie nicht Maß zu halten verstanden. Was sie selbst für sich gewünscht, was ihre Freunde, Anhänger und Mitbürger durch sie zu erlangen gehofft hatten, das alles war plötzlich dahin. So Cola Rienzi in Rom († 1354), der zweimal der Befreier des Volkes war und endlich als der grausamste Tyrann desselben getötet wurde. — Der Fischer Thomas Agnello (Masaniello † 1647) unternahm es, Neapel von dem Drucke der spanischen Herrschaft zu befreien. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Erwartungen. Doch sein Glück, sein neuer Rang, der Zauber der Gewalt, die Entfesselung der Leidenschaften durch ein unmäßiges Weintrinken stürzten ihn in Wahnsinn und Tod, worauf der Despotismus in seiner Vaterstadt noch ärger hauste. — Die Geschichte der französischen Revolution schärft uns zuletzt auf jedem Blatte die Wahrheit ein, daß die Hoffnung kühn macht und große Erfolge erringt, daß sie selbst jedoch dem Menschen zum Fallstrick wird, wenn es ihm an Mäßigung mangelt.

Schluß. Die Oden des Horaz sind sehr reich an Lehren dieser Art. Während der Bürgerkriege war in Italien hundert Jahre hindurch der Niedere erhöht, der Mächtige gestürzt worden und vielleicht wieder zu Ehren gekommen, so daß in dem Bewußtsein des Volkes zuletzt das Leben für nichts anderes als für ein wechselndes Spiel des Glückes gelten konnte. Eine verwegene Sorglosigkeit führte ebenso gewiß zum Untergange, wie der verloren war, welcher sich in dem Elende einem mutlosen Trübsinne ergab. Die

Lebensweisheit des Dichters stellt sich daher in die Mitte dieser Extreme. Immer sucht Horaz die Leidenden durch ein Wort der Hoffnung zu ermuntern und anderseits rät er den Stolzen, sich beizeiten zu mäßigen und resignieren zu lernen.

Sperat infestis, metuit secundis
Alteram sortem bene praeparatum
Pectus.

Der aber, welcher sich mit wenigem begnügt, nicht bestrebt ist, sich den Schicksalsmächten für ihre Gunst zu verpflichten und daher auch nicht in Gefahr kommt, sie zu erzürnen, hat das beste Teil erwählt.

Anmerkung. Es möge eine Übersetzung der Ode II, 10 folgen, die nach ihrem ganzen Inhalte hierher gehört oder eine Sammlung der mit dem Thema verwandten Sentenzen aus dem 2. u. 3. Buche. (Vgl. II, 2; II, 10; II, 16; III, 1; III, 4; III, 16.)

10.

Welches sind die Bande, die uns an das Vaterland knüpfen.

Einleitung. Die Natur hat uns den Trieb zur Geselligkeit verliehen. Allenthalben bilden sich Vereine zu ernsten und heiteren Zwecken. Die größte Innigkeit und Festigkeit ist den Verbindungen eigen, welche sich zugleich auf die Verwandtschaft des Blutes gründen; dahin gehören die Familie und der Staat, welcher eine rechtlich geordnete Gesamtheit eines oder mehrerer verwandter Volksstämme ist. Diese natürliche Zusammengehörigkeit der Menschen mit der

Familie und dem Volksstamme haben wir hauptsächlich zu berücksichtigen, wenn wir uns seine wunderbare, wie aus einer physischen Notwendigkeit hervorgehende Anhänglichkeit an das Vaterland erklären wollen.

Thema. Was uns auf das innigste mit dem Vaterlande verbindet.

1) Der Familiensinn. Er ist dem Menschen allein eigen. Die jungen Tiere bleiben mit den Eltern, nur so lange sie dieser bedürfen, zusammen. Was giebt es Süßeres für Vater und Mutter, als zu sehen, wie sich ihre Hoffnungen mehr und mehr an den Kindern erfüllen; was erhöhet so sehr die Freude der Kinder an dem Segen ihres Fleißes, als wenn die greisen Eltern sich mit ihnen des Gelingens freuen. Epaminondas äußerte, das Erfreulichste, was er je erfahren, sei, daß seine beiden Eltern den Sieg bei Leuktra erlebten. Ja die Gräber des Vaters und der Mutter sind den Kindern eine heilige Stätte. Geschwister können einander beim Umgange langweilig werden, der Verkehr mit Freunden gewährt ihnen eine mannigfachere Unterhaltung; aber es ist wider die Natur, wenn sie nicht einander mit Rat und That beistehen und in der Not ist doch ein Bruder der letzte und beste Freund. Der Familiensinn ist eins der stärksten Bande, die uns an das Vaterland knüpfen und niemand kann es mit Gleichmut lösen.

So ist nichts doch süßer denn Vaterland und Erzeuger
Jeglichem, wer auch entfernt ein Haus voll köstlichen Gutes
Wo im Fremdlingslande bewohnt, von den Seinen gesondert.
Homer (Od. IX, 34).

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken

Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Goethe.

2) Der Heimatsinn. Der Schauplatz der ersten Erlebnisse, der Kinderspiele, der ersten Beschäftigung in Schule und Haus, der Träume von der Zukunft, um welches alles die Erinnerung ihren Zauber webt, ist dem Menschen unendlich teuer. Durch unser ganzes Leben und Wirken schlingen sich lokale Beziehungen. Wer der alten Zeiten gedenkt und doch nicht mehr in dem Lande wohnt, das die Stätten umfaßt, an welche ihn die Erinnerung zurückführt, der muß in seinem Bewußtsein einen schmerzlichen Riß empfinden. Das Heimweh der Schweizer. Selbst der Bewohner der wüsten Eissteppen Lapplands verkommt in der Fremde. Grönländer wie Neger, die man der Heimat entführt hat, geraten oft in Schwermut und machen ihrem Leben ein Ende. Beispiele bei Herder, „Phil. u. Gesch." V, 70. Die zartere Pflanze kränkelt eine lange Zeit, wenn sie aus dem mütterlichen Boden in eine andere Erde und in eine andere Luft versetzt wird.

Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui.
Ovid.

3) Der Nationalsinn.

a. Wir fühlen uns im innigsten Zusammenhange mit den Gliedern desselben Stammes, welche uns in der Denkungsart und der Empfindungsweise gleichen, welche dieselben Sitten haben und dieselbe Sprache reden.

O werter Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns im fremden Lande hochwillkommen.
Goethe.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klinget ewig in mir fort!

v. Schenkendorf.

b. Als Glieder unseres Volkes haben wir teil an seiner Geschichte, an seiner Vergangenheit und Zukunft. Sein Herrscherhaus, seine Staatsmänner und Helden, seine Thaten, seine bösen und guten Tage, seine Gesetze und Einrichtungen, seine Hoffnungen und Befürchtungen sind die unsrigen.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Goethe.

Im fernen Lissabon hörte Nettelbeck in einem Wachsfigurenkabinett das Lob Friedrichs des Großen verkündigen; überwältigt von dem Gefühle, daß dieser große König sein König sei, rief er mit hervorbrechenden Thränen: Ich bin ein Preuße! Die Portugiesen nahmen diesen Ausbruch des feurigen Bürgersinnes mit stürmischer Freude auf.*) — Wer aus dem Vaterland scheidet, gleicht der von ihrem Weinstocke abgeschnittenen Rebe. Er hat an den teuersten In-

*) Ac si nos, id quod maxime debet, nostra patria delectat, cuius rei tanta est vis, ac tanta natura, ut Ithacam illam, in asperrimis saxulis tanquam nidulum affixam, sapientissimus vir immortalitati anteponeret, quo amore tandem inflammati esse debemus in eiusmodi patriam, quae una in omnibus terris domus est virtutis, imperii, dignitatis?

Cicero, de orat. I, 196.

teressen hinfort nur den mittelbaren Anteil eines Fremden. Er verliert, was er nie wieder gewinnen kann: im Auslande wird er Bürger des Staates, aber nicht ein Angehöriger der Nation, denn er kann nicht von neuem geboren werden.

c. Als Glieder des Volkes haben wir teil an dem Geiste seiner Religion, seinem kirchlichen Leben, an seinen Wissenschaften und Künsten. Nichts vermissen die deutschen Auswanderer in Amerika, namentlich die zarter fühlenden Frauen, so schmerzlich als die heimatliche Kirche mit ihrer einfachen, doch feierlichen Ausstattung, das Wort eines gebildeten Predigers, den vollstimmigen Gesang der alten Lieder, die erhabenen Klänge der Orgel, den grünen Friedhof der Gemeinde. Ohne Not mag niemand aufhören, mit Männern wie Klopstock, Herder, Lessing, Schiller, Goethe, Körner 2c., in deren Werken der edelste Teil des deutschen Volksgeistes zur Klarheit, Tiefe und zum würdigen Ausdrucke gelangte, in nationaler Einheit zu leben und zu sterben.

Schluß. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Schiller.

11.

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Schiller.

Einleitung. In den alten Sprüchen ubi bene ibi patria oder patria est ubi pascor, non ubi nascor liegt an sich eine große Leichtfertigkeit, aber selbst ernstere Männer, welchen nicht der eigene Vorteil über alles geht, sondern

die sich ihren Nebenmenschen nützlich machen wollen, verlassen bisweilen aus einer kosmopolitischen Laune ihr Vaterland, weil sie glauben, sie könnten in der Fremde ebenso viel ausrichten und erreichen wie daheim.

Thema. Weshalb unsere Thätigkeit im Vaterlande mehr Erfolg haben wird als in der Fremde.

1) Auf dem uns bekannten Gebiete treffen wir leichter das rechte Verfahren. Der Staatsmann wird nirgends so klar wie daheim den Geist und die Bedürfnisse des Volkes, die bestehenden Gesetze, die Ausführbarkeit der Reformen durchschauen. Welche klägliche Rolle spielte der edele Kleomenes, als er die Ägypter zur Freiheit aufrief (221 v. Chr.). Der Gelehrte überblickt am deutlichsten in seinem Vaterlande den Stand der Wissenschaft; er weiß, was geleistet ist und auf welchen Punkt er seine Forschungen zu richten hat. Der deutsche Lehrer wäre in Frankreich oder England, wo die nationale Engherzigkeit den Humanismus und die Philanthropie zu Hirngespinsten stempelt, ein unbrauchbarer Mann. In jedem Lande haben die Krankheiten einen besonderen Charakter und selbst der erfahrene Arzt müßte da, wo Nahrung, Luft, Lebensweise anders als in seiner Heimat sind, sein Studium von neuem anfangen. Sogar der Kaufmann und der Handwerker kommen ohne die gründliche Kenntnis der Landessitten auf keinen grünen Zweig. Jeder Ackerwirt, der sich in einem fremden Lande ansiedelt, hat ein tüchtiges Lehrgeld zu bezahlen.

2) Nur in dem Vaterlande dürfen wir auf Empfänglichkeit und Unterstützung rechnen. Denen, die sich in einem fremden Staate an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligen, wird man nie ein reines Interesse für die Sache zutrauen. Wie viele Deutsche, welche von den Ideen der französischen Revolution geblendet, um 1790

nach Paris eilten, verloren daselbst ihr Leben. K. F. Cramer, der Biograph Klopstocks und der Sohn des als Dichter, Kanzelredner und Jugendfreund Klopstocks bekannten Professors Andreas Cramer zu Kiel, Joh. Georg Forster, Verfasser der Ansichten vom Niederrhein, hatten in Paris die größten Gefahren auszustehen und entkamen mit Not der Guillotine. Nationale Eifersucht, nationale Vorurteile führen zur Verkennung des edelsten Vorhabens. „Wie kann aus Galiläa etwas Gutes kommen?" Die Behörden verfahren gegen den Eingeborenen mit aller Milde, gegen den Fremdling mit aller Strenge, die das Gesetz zuläßt. Nur in der Heimat hat man begeisterte Mitstreiter, nur hier gute Freunde und treue Nachbarn.

Im fremden Land bist du allein.
Schiller.

3) Die Vaterlandsliebe verhilft uns zur Ausdauer und begeistert zu Opfern. Jeder sorgt am liebsten für die, welche ihm von Natur die nächsten sind. Der Gelehrte, der Dichter, der Heerführer suchen ihre Ehre in der Ehre des Vaterlandes. Niemals würden der Bürger und der Bauer ihre Güter und ihre Söhne mit Freudigkeit hingeben, wenn es sich um die bloße Idee des Rechtes handelte oder um die Wohlfahrt eines Staates, in dem sie nur als Einwanderer leben; die Ehre, die Freiheit des Vaterlandes söhnt sie jedoch mit den schmerzlichen Opfern aus. Nächst der Religion hat nichts die Menschheit so sehr zu großen Thaten begeistert als der nationale Gemeinsinn.

Schluß. Der Kosmopolitismus ist meistens nur eine vornehme Phrase im Munde der Trägen. Wer sein Leben der Sorge für sein Haus, für sein Amt, seine Gemeinde und sein Vaterland widmet, der lebt auch für die Menschheit. Der Kosmopolit möchte, wie er sagt, die ganze Welt

an sein Herz drücken, aber er thut für dieselbe nicht das Geringste, wenn ihm die gewöhnlichen Wirkungskreise des einzelnen zu beschränkt erscheinen. Hast du wahre Menschenliebe, Geist und Stärke, so verstecke dich nicht hinter das *Δός μοι ποῦ στῶ*!

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Goethe.

12.

Über den Ausspruch des Tyrannen Pittakus, daß die Hälfte mehr sei als das Ganze.

Einleitung. Pittakus von Mytilene († 569 vor Chr. Geb., 80 Jahre alt) gehörte zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands. Jeder von ihnen soll einen Wahlspruch gehabt haben und es wurde auch sonst manche denkwürdige Äußerung, die sie gethan, fast zu einem Sprichworte.*) So wird z. B. Bias von Priene in Jonien dieser Wahlspruch beigelegt: Mehrere machen es schlimm! Bekannter ist, daß er einmal bei der Flucht aus seiner Vaterstadt nichts von seiner Habe mitnahm, weil er alles bei sich trage. Der Wahlspruch Solons war: Nichts zu sehr! Außerdem wiederholen wir noch heute gern die Mahnung, die er Krösus gab, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei. Pittakus werden ebenfalls mehre Sprüche zugeschrieben, z. B. Der Anfang zeigt den Mann, Verzeihung ist besser als Rache. Noch eine andere Lehre bekräftigte er in einem besondern Falle durch seine Handlungs-

*) Eine Sammlung derselben findet man in K. L. Roth, „Griechische Geschichte" (1849) S. 29 f.

weise. Seine Mitbürger wollten ihm nämlich mehrere tausend Acker Landes zum Geschenke machen; er nahm aber nur 100 an und sagte dabei (nach Diogenes Laertius): die Hälfte sei mehr als das Ganze.

Thema. Weshalb Pittakus hier recht hatte und ob sich der Spruch auch sonst bestätige.

A. Pittakus hielt die Hälfte für mehr als das Ganze,

1) weil ein zu großes Geschenk den Neid zu erregen pflegt. Kein Volk war jemals argwöhnischer gegen die Reichen und Mächtigen, keines mehr geneigt, den Einflüsterungen schlechter Menschen Gehör zu geben und seinen Wohlthätern mit Undank zu lohnen, als das griechische. Nach Nepos (im Leben des Thrasybul) verbat sich Pittakus das reiche Geschenk, weil er doch nicht lange im Besitze desselben geblieben wäre.

2) Die Dankbarkeit für eine bedeutende Gabe beeinträchtigt aber auch die Unabhängigkeit. Pittakus beteiligte sich in Krieg und Frieden an den Angelegenheiten seines Vaterlandes. Die Bürger übertrugen ihm sogar die Regierung, die er zehn Jahre führte, bis er sie freiwillig niederlegte. Die Dankbarkeit hätte ihn gehindert, seine Wohlthäter zu tadeln, auf Dingen zu bestehen, die nicht mit ihren Wünschen übereinstimmten ꝛc.

3) Vielleicht bedachte er auch, daß es vorteilhafter ist, ein kleines Gut mit Sorgfalt, als ein großes mit Nachlässigkeit zu bebauen. Sein Anteil an den Staatsgeschäften wird ihn vielfach in Anspruch genommen haben und die Liebe zur Weisheit machte ihm die Muße zum Bedürfnis. Wo sollte er also die Zeit hernehmen, noch einer ausgedehnten Landwirtschaft mit Eifer und Sorgsamkeit vorzustehen.

4) Der Reichtum macht nicht glücklich; er steigert nur die Bedürfnisse und vermehrt die Sorgen. Dies ist eine Wahrheit, welche unter den Lehren der griechischen Weisen (Solon, Sokrates) eine der ersten Stellen einnimmt und nachher bei den Stoikern zu einer Geringschätzung, bei den Cynikern zu einer völligen Verachtung der Glücksgüter führte. Es ist möglich, daß Pittakus solche Grundsätze teilte.

B. Nachweis, daß auch in anderen Fällen die Hälfte wirklich mehr als das Ganze sein kann.

1) Beispiele aus der Geschichte. Das römische Reich stürzte unter dem Drucke seiner eigenen Masse zusammen. Die Einfälle der Germanen seit Mark Aurel. Man teilte das Reich und gab die Grenzprovinzen auf, weil ein so ausgedehnter Staat nicht mehr zu verwalten und gegen die Barbaren zu verteidigen war.

2) Aus der Litteratur. Klopstocks „Messias", nach einem einfacheren Plane angelegt und nur halb so viel Gesänge enthaltend, würde in seiner Zeit noch nachhaltiger gewirkt haben und noch heute von vielen ganz gelesen werden.

3) Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben. Mit zu großen Tagemärschen kommt man vielleicht erst später ans Ziel, denn zum Schnellsein hilft Laufen nicht immer. Der Sänger, welcher zu fleißig übt, singt im Konzert mit heiserer Stimme. Mancher zerstört seine Gesundheit durch eine übermäßige Abhärtung.

Schluß. Pittakus scheint also wirklich als ein weiser Mann gehandelt zu haben und sein Ausspruch enthält eine Wahrheit, die wohl zu beherzigen ist.

13.

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

(Chrie.)

Exordium cum laude autoris. Schiller war ein äußerst strebsamer Dichter; von 1798 bis zu seinem Tode, im Frühjahre 1805, verfaßte er außer anderem fünf große Dramen, die einander nicht kopierten, sondern von denen jedes in Handlung, Charakteren und Diktion eine ganz neue Schöpfung war. Ein solcher Mann hatte das Recht, zu behaupten, daß die menschliche Kraft Unglaubliches zu leisten vermag; dennoch überschätzte er dieselbe nicht, sondern er sprach es oft und auch im „Liede von der Glocke" mit frommem Sinne aus, daß wir mit unserm Thun, wie mit unseren Schicksalen, von dem Willen der Gottheit abhängig sind.

1) **Expositio.** Das Thema bedeutet: Der Mensch muß mit unverdrossenem Fleiße thätig sein, damit sein Beginnen ihm Ehre bringt, aber das Gelingen steht gleichwohl in Gottes Hand.

2) **Causae.** a. Es ist schon eine Wohlthat Gottes, daß wir unser Werk mit Einsicht und frischem Eifer unternehmen und fortführen können. Wie manchen versetzen Unfälle aller Art in eine sorgenvolle Stimmung, die seinen Geist niederdrückt und seine Thätigkeit lähmt; wie leicht kann ein tödliches Fieber dem emsigsten Streben ein Ende machen?

b. Es genügt auch nicht, daß uns unsere Kraft und Arbeitslust erhalten bleibt, denn der Erfolg unserer Bemühungen ist überhaupt von Umständen abhängig, über die wir selbst nicht gebieten können. Ein fleißiger und begabter Jüngling muß vielleicht dem Studium entsagen, weil die plötzliche Verarmung seiner Eltern ihn nötigt, sich in einem bürgerlichen Gewerbe sein tägliches Brot zu verdienen. Wie soll ein Kaufmann, der sich zu Lieferungen über See verpflichtet hat, den Termin einhalten, wenn ein ungewöhnlich langer Winter die Schiffe über alle Berechnung hinaus in die Häfen einschließt.

3) **Contrarium.** Dagegen hilft dir auch Gott nicht, wenn du dir nicht selbst zu helfen suchst (vergl. die Dispos. zu I. Nr. 39). Dem Faulen, dem Leichtfertigen lächelt das Glück umsonst, er wird es nicht benutzen oder seine Gaben vergeuden, und schon mancher, der das große Los gewonnen, starb als Bettler. Ist der Acker schlecht bestellt, so bewirken Regen und Sonnenschein und aller Segen von oben nur, daß das Unkraut desto üppiger wuchert.

4) **Simile.** Unser Thun hat ohne den Beistand Gottes keinen Erfolg; wie ein tüchtiges, gut bedientes Segelschiff bei der Windstille nicht vorwärts kommt, wie der kunstvoll geschliffene Brennspiegel ohne den Sonnenstrahl nichts ausrichtet.

5) **Exempla.** Die Armada Philipps II. von Spanien, welche viele Millionen kostete, drohte England (1588) den Untergang, aber Deus afflavit et dissipati sunt. Friedrich der Große verteidigte sich im siebenjährigen Kriege mit einer bewunderungswürdigen Klugheit und Thätigkeit, dennoch rettete ihn nur der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (1762).

6) **Testimonia.** Sprichwörter: An Gottes Segen ist alles gelegen; Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Die

frommen Griechen des Homer pflegten zu sagen: *Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.*

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell' es ganz in seine Gunst.
P. Flemming.

Adhortatio. Strebe nach Kräften vorwärts, aber überhebe dich nicht; es liegt eine schöne Mahnung in dem alten Reime: Ora et labora!

14.

Über ein Rätsel aus Goethes Märchen von der Schlange.

Einleitung. Dieses Märchen ist eine sehr seltsame Dichtung. Nicht nur, daß in den phantastischen Bildern das Erhabene und Glänzende auf eine wunderliche Weise mit dem Gewöhnlichsten wechselt (die metallenen Könige, der Tempel, die Kohlhäupter, Artischocken und Zwiebeln), sondern es ist auch, wie viele Geheimnisse man enträtselt zu haben glaubt,*) so manches Parabolische bisher jeder Deutung unzugänglich geblieben. Einige spruchartige Stellen lassen sich indessen außerhalb des Zusammenhanges betrachten und verdienen wegen der überraschenden Wahrheit, die in ihnen enthalten ist, eine gründlichere Erwägung. —

*) Vgl. meine Abhandlung „Über die Bedeutung der Symbole in Goethes Märchen von der Schlange" in R. Gosche, „Archiv für Litteraturgeschichte" (1869) I. Bd., 1. Heft.

„Der goldene König fragte die Schlange: Wo kommst du her? — Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was ist herrlicher als Gold? fragte der König. — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was ist erquicklicher als Licht? fragte jener. — Das Gespräch, antwortete diese."

Thema. Vergleichung des Lichtes und des Gespräches.

A. Was ist herrlicher als Gold? — Das Licht.

Vermutlich ist nicht gemeint, daß das Gold selbst keinen Glanz hätte ohne das Licht, auch nicht, daß der Blinde alles Gold und alle Güter der Erde für den Genuß des Lichtes hingäbe, sondern es soll das Licht durch jenen Vergleich als die herrlichste sinnliche Erscheinung bezeichnet werden und daß es diesen Rang verdient, mögen wenigstens einige Hinweisungen uns zum Bewußtsein bringen.

1) Ohne die Sonne, den Quell des Lichtes, wäre die Welt ein unentwickeltes Chaos.

In der Pracht des anbrechenden Tages erneuert sich an jedem Morgen die Schöpfung. Jede Pflanze wendet sich dem Lichte zu. Der Vogel schüttelt beim ersten Morgenstrahle den Schlaf von den Flügeln, in jedem Tiere regt sich das Gefühl eines neuen Lebens.

Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen in perlendem Tau!

Schiller („Der Flüchtling").

Das Entzücken Kanes und seiner Begleiter, als sie auf der Franklin-Expedition nach der langen Polarnacht wieder

den ersten Sonnenblick wahrnahmen.*) — Der gestirnte Himmel, das Kreuz des Südens. Die schönen Mondlieder Goethes, zum Beispiel:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Mir die Seele ganz.

Doch von allen Gaben des Lichtes ist keine herrlicher, als die, daß der Mensch in dem Antlitz des Menschen, in dem freundlich leuchtenden Auge die Seele erblicken kann, die, gleich der seinen, höheren Ursprunges und zu der Unsterblichkeit bestimmt ist.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt sich selber Licht und Glanz ꝛc.
Schiller („Das Rätsel der Turandot").

2) Das Licht ist herrlich, nicht allein, wenn es von der unermeßlichen Sonne, sondern wenn es auch nur von unseren „kleinen Flammendienern" ausstrahlt.

Welches prachtvolle Schauspiel mag in Rom am Abende des ersten Ostertages die Beleuchtung der Peterskirche gewähren, die auf allen Seiten, bis zur Spitze des Kreuzes hinauf in blitzende Flammen gekleidet erscheint. Die Perser, Indier und Chinesen verstehen es mit ihren farbigen Lichtern und Raketen eine wahre Märchenwelt hervorzuzaubern. Jetzt schwimmt ein zierlicher Tempel, von bunten Flammen umflossen, auf dem Ganges daher, jetzt spielen die Fontänen eines mit blühenden Büschen eingefaßten Marmorbassins im Glanze unzähliger Lichter. Bei dem chinesischen Laternenfeste wird Peking allein von 200 Millionen Lampen erleuchtet, welche meistens Menschen und Tiere in gro-

*) J. G. Kutzner, „Ein Weltfahrer" (1861) S. 242.

teſken Formen darſtellen. Die Vornehmen verwenden auf eine einzige Figur dieſer Art, die aus koſtbaren Stoffen beſteht und kunſtvoll konſtruiert iſt, wohl 2000 Thaler.*) Doch das Licht darf nicht, um ſeine Wirkung zu thun, ſich wie ein Flammenmeer ausbreiten; herrlich iſt es auch, wenn man, von dem Geräuſche der Welt ermüdet, ſich in die Einſamkeit zurückzieht und dann in unſerer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, oder wenn man mit lieben Freunden in der Gartenlaube um die geſellige Flamme herumſitzt und Vertrauen, Anteil, Bruderſinn von Mund zu Munde fließt.

3) Das Licht iſt herrlich als das Sinnbild des Wahren, des Reinen, der Gottheit.

Wie der Lichtſtrahl mit ahnungsvollem Reize das Inſekt zu der Kerze, den Seevogel zum Feuer des Leuchtturms hinzieht, ob ſie auch in der Gefahr verderben, ſo opfert der Menſch die Ehre und Luſt der Welt, die Gemächlichkeit, die Geſundheit, das Leben dem Sinne für die Wahrheit, dem Triebe, das Unerforſchte zu ergründen, das Dunkle aufzuklären, das Verworrene zu ordnen. Ihm iſt nicht wohl in der Nacht des Geiſtes. — Den Heiden der alten und neuen Welt iſt der Oſten die Gegend, daher alles Heil kommt.**) Der Fürſt der Finſternis hauſet mit den ſchlimm gearteten Dämonen unterhalb des Tages. Licht iſt das Kleid, das Gott anhat, ſeine Diener ſind die Söhne des Lichtes. Der Stern, der über Bethlehem ſtand, iſt die Leuchte auf unſerm Wege durch das dunkle Thal des Todes. Unſer tiefſtes Sehnen ſtrebt zu dem Geheimniſſe der geſtirnten Nacht empor.

---

*) G. Klemm, „Allgemeine Kultur-Geſchichte" (1847) VI, 42; VII, 135.

**) Herder, „Religion und Theologie" (1827) I, 69; V, 59.

Wer könnte einen Blinden, dem nie mehr ein Tag anbricht, ohne Rührung ansehen!

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz.

Schiller.

B. Was ist erquicklicher als Licht? — Das Gespräch.

Dem Anscheine nach hat der Dichter hier nur an die gesellige Unterhaltung gedacht. Doch aller Verkehr mit den Lebenden und Toten durch die Vermittelung der Rede ist ein Gespräch und wie oft bei Goethe, steckt auch diesmal in der schlichten Form eine gehaltvolle Anschauung. Die Bedeutung der Rede giebt sich nicht mit demselben sinnlichen Glanze kund, wie die Herrlichkeit des Lichtes; sie darf aber darum nicht verkannt werden.

1) Mit dem Lichte trat das heitere Reich der Farben in das Dasein, mit dem Austausch des Wortes das höhere Reich der Gedanken.

Das Wort und das Gespräch haben das instinktmäßige Ahnen der unerschlossenen Seele zum klaren Bewußtsein erhoben. Die Fähigkeit des Sehens teilen wir mit den Tieren, die Rede gehört dem Menschen allein. Das Licht zeigt uns nur den Schein der Dinge, ihr Inwendiges offenbart sich dem Worte. „Rede, daß ich dich sehe" (Sokrates). Die Rede hat bewirkt, daß die Wissenschaft in Form und Wesen alles Erschaffenen eindringt. Ja nicht nur die Welt des Sichtbaren, nach der unermeßlichen Größe und Menge ihrer Erscheinungen, ward der Erkenntnis aufgethan, durch

das Wort ward es dem Geiste möglich, auch das Übersinnliche zu erfassen. Das Gespräch ist der Vermittler der Bildung. Der Blinde ist resigniert, milden Sinnes, dankbar und höchst bildsam, der Taubstumme dagegen argwöhnisch, mürrisch, eigensinnig, in seinem Wissen nur ein halber Mensch.*) — Die Sprache ist nicht minder ein Spiegel des Herzens als das Auge. Noch ist kein musikalisches Instrument erfunden, welches die seelenvolle und seelenbewegende Innigkeit der menschlichen Stimme nachzubilden vermöchte.

2) Das Gespräch ist erquickender als das Licht, weil es die Geselligkeit hervorrief, würzet und veredelt.

Nicht die ganze Pracht der Natur kann dem Schiffbrüchigen auf der einsamen Insel den Umgang mit Menschen ersetzen oder entbehrlich machen.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann ꝛc.

Simon Dach.

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
(Thor genug!) der süßen Sympathie.

Schiller.

---

*) Das blinde Fräulein Maria Theresia v. Paradies († 1824) als Virtuosin auf der Orgel und dem Fortepiano in Wien, London und den meisten größeren Städten Europas bewundert, war auch in den Wissenschaften wohl unterrichtet, und im Umgange so heiter und gesprächig, daß die Anwesenden oft ihre Blindheit vergaßen. G. H. v. Schubert, „Die Geschichte der Seele" (1833) S. 213.

Schön blüht und duftet die Ros' am Strauch,
Süß tönen der Nachtigall Lieder,
Und lieblich entschwebet der Frühlingshauch
Dem Himmel, zur Erde hernieder.
Doch wahrlich! nichts gleichet auf irdischem Rund
Dem redenden Odem aus Lippen und Mund.

F. A. Krummacher („das Wort").

Doch auch im höheren Sinne ist die Geselligkeit dem Worte, dem Verkehr ihren Ursprung schuldig. Nach Cicero (de offic. I, 16) haben ratio und oratio, quae docendo, discendo, communicando, iudicando conciliat inter se homines coniungitque naturali quadam societate, die Staaten gegründet. Zu Babylon zerstreuten sich die Völker, als sich die Sprachen verwirrten.

3) Das Licht ist ein heiliges Symbol für die höchsten Dinge, doch deutlich, bestimmt, nach ihrem vollen Gehalte und Umfang haben sie sich erst im Worte offenbart.

Erst das Wort lehrt uns in dem Lichte den Abglanz der Gottheit erkennen. Das Wort Gottes ist der Schlüssel, der uns instandsetzt, die Bilderschrift der Natur zu lesen. Am Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott.

Gott sprach durch seine Welt: ich kann ihn sehn!
Er sprach durchs Wort: nun kann ich ihn verstehn.

Herder, („Natur und Schrift").

Schluß. Es ist peinlich, sich die Frage vorzulegen, ob man lieber das Licht des Auges oder das Gehör einbüßen möchte. Lasset uns im Besitz dieser beiden edlen Organe, die uns die äußere und die innere Welt aufthun, mit Dank und Freude genießen.

Anmerkung. Ich ließ meine Schüler einmal die Frage erörtern: Warum J. Grimm (in der Rede über das Alter) die Behauptung, daß die Taubheit den Menschen schwerer treffe

als die Erblindung, nur in betreff der ältesten Zeiten für gerechtfertigt halten möge. — Die Aufgabe wurde nach folgender Disposition behandelt:

1) Es bleibt unter allen Umständen eine unbestreitbare Wahrheit, daß das Gehör für unser Geistesleben das wichtigere Organ sei.

2) In der neueren Zeit scheine es zwar anders, da Schrift und Bücherdruck dem Tauben die Schätze des Wissens zugänglich machen; dieser äußerliche Umstand ändere jedoch nichts an der Wahrheit, daß jene Schätze ohne die Rede nicht vorhanden wären.

3) Auch in der neueren Zeit gewähre doch nur denjenigen Tauben, welche zum Bücherstudium befähigt seien und daran ihre Lust finden, das Auge einigen Ersatz für das Gehör. Den übrigen lege die Taubheit noch heute ebenso wie in der ältesten Zeit eine schwerere Entbehrung auf.

15.

Ob in Schillers „Jungfrau von Orleans" das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich von einem unkindlichen Herzen zeuge.

Einleitung. Schon der Monolog, mit welchem Johanna von der Heimat Abschied nimmt, beweist, daß ihr ein inniges und zartes Gefühl eigen ist. Sie trennt sich nicht mit Gleichgiltigkeit von den Bergen und den traulich stillen Thälern, von den Grotten und kühlen Brunnen. Hier hat sie ihre Lämmer gehütet, den Wiesen Wasser zugeführt, Bäume gepflanzt, ihre Lieder gesungen. Wer das einsame Naturleben mit so heiterer Befriedigung liebgewinnt, dessen Gemüt kann nicht stumpf und gefühllos sein. Um so mehr muß uns daher ihr kaltes und verschlossenes Benehmen gegen den Vater befremden.

Thema. Ob sich ihr Betragen rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen läßt.

A. Was man ihr zum Vorwurf machen könnte.

1) In dem Prologe sind die liebreichsten Ermahnungen des Vaters nicht vermögend, ihr ein Wort zu entlocken. Er beklagt sich, daß sie ihm Gram und Schmerz bereite. Er äußert seine Besorgnis, daß sie mit den bösen Mächten verkehre, daß der Hochmut, durch den der Höllengeist den Menschen anfaßt, der weltliche Ehrgeiz in ihr Herz gedrungen; sie schweigt und überläßt es Raimond, den Unwillen und die zärtliche Unruhe des Vaters zu beschwichtigen.

2) Als sie nachher der Heimat lebewohl sagt, nimmt sie von allem, sogar von dem Echo Abschied, aber an den Vater und auch an die Schwestern denkt sie nicht.

3) Bei dem Krönungsfeste hörte sie mit demselben Starrsinne die Anklage des Vaters an, ohne zu ihrer Verteidigung und zu seiner Beruhigung eine Silbe vorzubringen. Als sie die Heimat verließ, stürzte die Sorge um sein geliebtes unglückliches Kind den Vater in Schwermut. Nach seinem frommen Sinne mußte er ihre Seele zu retten suchen und sollte es ihr das irdische Leben kosten. Welche Kämpfe mag er bestanden haben, ehe er zu dem furchtbaren Entschlusse kam, sie öffentlich vor König und Volk eines Verbrechens anzuklagen, das sie wahrscheinlich dem Scheiterhaufen überlieferte. Man erleichterte ihr mit so viel Güte die Verteidigung:

> Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
> Soll uns genügen.

Dies eine Wort hätte dem gebeugten Vater das Leben wiedergegeben, aber sie schwieg.

B. Weshalb wir Johanna dennoch nicht einen Mangel an kindlichem Gefühle zur Last legen dürfen.

1) Manche ihrer Äußerungen, obwohl nur einzelne Worte, die uns einen Blick in ihre Seele thun lassen, beweisen, daß sie in der Liebe zu dem Vater und in der Ehrfurcht vor ihm aufgewachsen war.

a. Wie sie zu Rheims ihre Schwestern wiedersieht und vor ihrer heißen Sehnsucht das Bild der heimatlichen Fluren auftaucht, fragt sie mit lebhafter Hast nach dem Vater; sie ist betroffen und schmerzlich bewegt, als sie glauben muß, daß er nicht mitgekommen, daß er ihr nicht wenigstens einen Gruß und seinen Segen gesendet.

b. Sie wird verstoßen und in die Wildnis hinausgejagt. Da gesteht sie ihrem braven Begleiter, daß sie keine Zauberin sei, daß sie freiwillig Schmach und Leiden über sich genommen, und als Raimond mit Erstaunen ausruft:

Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!

spricht sie jenes schlichte Wort, welches gleichsam der Inbegriff der kindlichen Ehrfurcht ist:

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott.

2) Ihr Schweigen beim Krönungsfeste können wir uns aus dem Zusammenhange, in welchem die Teile der Handlung mit einander stehen, leicht erklären.

a. Ihr Herz sollte ganz und ungeteilt der Heiligen gehören, deren Fahne sie trug, die sie zu der Befreiung des Vaterlandes berufen und mit wunderbarer Kraft ausgerüstet hatte. Als sie Lionel verschonte, gab sie einer irdischen Neigung Raum und das Bewußtsein, damit ihrem Gelübde

untreu geworden zu sein, versetzte sie in eine unruhige, trostlose Stimmung. Ihr zartes Gemüt brannte danach, die Heilige durch ein schweres Leiden zu versöhnen.

b. Man überhäufte sie aber beim Krönungsfeste mit königlichen Ehren. Hätte sie sich selbst derjenigen Schuld angeklagt, die sie wirklich begangen, so würde ihr niemand darum den leisesten Vorwurf gemacht haben. Im Gegenteil, Dunois und La Hire bieten ihr wetteifernd die Hand an; man redet ihr zu, ihr Inneres nicht der irdischen Neigung zu verschließen, ihre Locken mit dem Brautkranze zu zieren. Unter diesen Umständen ergreift sie die Gelegenheit, das Vergehen, welches nur ihr bekannt ist und nur ihr sträflich erscheint, damit abzubüßen, daß sie sich freiwillig der furchtbaren Strafe für eine Missethat unterzieht, der sie sich nicht schuldig gemacht. Sie schweigt, nicht weil sie der ungerechten Anklage mit Verachtung trotzen will, sondern weil sie in dieser Verkettung der Umstände eine Fügung des Himmels sieht, weil sie in dem Verfahren des Vaters das väterliche Walten der Gottheit erkennt, die ihr ein Mittel zeigt, die Reinheit ihres Herzens herzustellen.

3) Schwerer ist Johannas Benehmen in dem Prolog zu verstehen, doch lassen sich einige Gründe für ihre Zurückhaltung auffinden.

a. Sie hatte das hehre Gebot vernommen:

Geh hin! du sollst auf Erden für mich zeugen!

Die Himmelskönigin selbst war ihr erschienen. Die schlichte Hirtin sollte zur Streiterin Gottes verklärt werden, sich an Moses und David anreihen. Eine solche Umwandlung ihres Berufes, ihrer Gedanken versetzte sie in einen traumartigen Zustand. Das Gespräch beginnt damit, daß Thibaut seinen Nachbarn die vollständige Niederwerfung Frankreichs schildert: die Sieger seien bereits in Paris, der

fremde Prinz mit der alten Krone Dagoberts geschmückt, während der Enkel ihrer angestammten Könige enterbt und flüchtig umherirre. Diese Worte mußten Johannas Inneres mächtig aufregen; es war der Augenblick zum Handeln gekommen, wenn wirklich dem Vaterlande durch ihre Hand die Rettung zu teil werden sollte. Mit Ungeduld erwartet sie ein Zeichen, das ihr verheißen ist. Dies alles bestürmt ihre Gedanken; sie steht schweigend da, weil sie vermutlich von allem, was um sie vorgeht, nichts wahrnimmt.

b. Man muß ferner erwägen, daß jenes zarte Lebewohl, mit welchem sie von den lieblichen Plätzen ihrer stillen Freuden scheidet, eigentlich kein Abschied von dem Hause und von den Ihrigen ist. Auf der Hirtenflur hatte sie ohne Vater und Geschwister sich selbst gelebt und darum denkt sie auch nur an das, was ihr hier das einsame Stillleben erheiterte. Der Dichter war also durch die Sache selbst nicht genötigt, in diesen Monolog ein Lebewohl an das Vaterhaus einzuflechten. Es war ihm freilich auch nicht verwehrt, die Gelegenheit dazu zu benutzen und wir empfinden jetzt eine Lücke. Denn obwohl Johanna an jener erhabenen Stimmung teil hat, in welcher der Heiland sprach: wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder? und obwohl diese völlige Trennung von ihren irdischen Verhältnissen so sehr entschieden ist, daß der Dichter sie bereits in der ersten Szene des Dramas als geschehen voraussetzt, so würde es doch unserm Gefühle mehr zusagen, wenn sie mit einem Worte darauf hingedeutet hätte, daß ihr auch dieser Abschied schmerzlich sei. Johanna ist also in diesem Falle nicht ganz entschuldigt, doch hören wir sie wenigstens später es bedauern, daß sie das Vaterhaus heimlich verließ, was die Lage der Dinge notwendig machte, da man sie sonst nicht hätte ziehen lassen.

Und eure Liebe führt euch zu mir her,
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verließ.

Schluß. Es ist nicht denkbar, daß einer Heldin, die so hoch gestellt wird, die natürlichste Empfindung des Herzens nach der Absicht des Dichters fehlen sollte. Daher müssen wir uns ihr seltsames Benehmen nicht aus der Gemütskälte, sondern aus dem Zusammenwirken der Umstände erklären. Johanna liebt in der That ihre Angehörigen, weshalb sie zu Montgomery (II, 7) sagen konnte, sie sei

— weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust.

Sie äußerte diese Liebe aber nicht, weil sie, von ihrer ahnungsvollen Zukunft durchdrungen, für sich zu leben gewohnt war, und wenn ihre Schwester Luison (IV, 7) bemerkt:

Sie war uns fremd, da sie noch unser war,

so wird man hierin keine unvereinbaren Gegensätze finden.

16.

Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend.

Einleitung. Jeder mag gerne in einem Walde, an der See weilen oder die Aussicht von einem Berge genießen. Wir sollen uns aber nicht bloß an der Schönheit der Natur erfreuen, sondern auch durch sie unser Nachdenken anregen lassen.

Thema. Weshalb der Anblick der Natur uns demütigt und welche erhebende Empfindungen er andererseits erweckt.

A. Sie lehrt uns unsere Richtigkeit erkennen.

1) Viele Erscheinungen in der Natur sind weit großartiger als alle Werke des Menschen. Die Pyramiden, die Paläste und Münster sind, mit den Gebirgen verglichen, winzige Kartenhäuschen. Wir sind stolz auf einen schiffbaren Kanal von 30 Meilen Länge und doch verschwindet derselbe wie eine Regenrinne gegen die Stromgebiete Amerikas. Was ist ein chinesisches Laternenfest gegen den gestirnten Himmel, der mächtige Klang einer vielstimmigen Orgel gegen das Konzert der donnernden Brandung? Was ist die Erde, dieser Tropfen, der an dem Rande der Urne hängen blieb, als ihr der Ozean der Welten entquoll? Was sind die tausendmal Tausend, was die Myriaden alle, welche wie Rädertierchen diesen Tropfen bewohnen und bewohnten? und was ist auf der Erde unter diesen Myriaden der einzelne Mensch? (Vergl. Klopstock „Die Frühlingsfeier".)

2) In der Natur ist alles vollkommener und mit der höchsten Weisheit eingerichtet. Das feinste Gewebe aus Flachs oder Seide erscheint unter dem Mikroskope ungleich, rauh, voller Knoten und Lücken, nicht aber der Flügel des kleinsten Insektes. Die Lilie ist schöner gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht. Kein Gemälde erreicht die Zartheit und den Farbenschmelz einer Blume; immer wird uns das Mikroskop an demselben die derben Pinselstriche und den unvermittelten Stufengang der Farben zeigen, während auf der Blüte alle Tinten unmerklich in einander fließen. Mit welcher wunderbaren Genauigkeit entspricht in dem Bau des Vogels alles einzelne dem Bedürfnis des Fluges: der kahnförmige Leib, die leichten, markloſen und mit Luft gefüllten Knochen, die zugespitzten, zur fächerartigen Entfaltung eingerichteten Schwingen, die steuern-

den Schwanzfedern, der die Luft durchschneidende, keilförmige Kopf u. s. w. — Der Mensch hat an seinen Maschinen immerfort zu bessern, die Räder und Walzen knarren und ächzen, sie reiben sich in wenigen Jahren auf. Aber selbst die Kometen halten die ihnen vorgeschriebene Bahn und Zeit ein.

Ich singe dir, der jene Sterne
Aus seiner Hand hinwarf wie Saat,
Der in der ungemess'nen Ferne
Für jeden ordnete den Pfad.
Dort wandeln sie in sichern Kreisen
So friedlich hin, wie Freund an Freund,
Ein großer Chor, der dich zu preisen,
In seinem Fluge sich vereint.

(Evang. Gesangbuch.)

B. Der Anblick der Natur ist erhebend, weil wir uns ihr gegenüber unserer höheren Würde bewußt werden.

1) Uns ist ein unsterblicher Geist zu teil geworden, während auch die großartigsten Werke der Natur nur der Endlichkeit angehören und kein eigenes, bewußtes Leben haben. Dem unermeßlichen Weltall mit seinen Wundern gegenüber, was ist der Mensch?

Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten.

Klopstock.

Er ist ein Wesen, dessen Seele mit der Freude an dem Wahren, Guten und Schönen die Weihe zu einer ewigen Dauer empfing und sich schon hienieden aus dem Staube der Sinnenwelt zu Gott erhebt:

Ihr, der unsterblichen, ihr, der erlösten,
Bist du näher, als den Welten!
Denn sie denken, sie fühlen
Deine Gegenwart nicht.

Derselbe.

„Der Mensch muß sich fast Gewalt anthun, um dem Eindrucke nicht zu erliegen, den das Anschauen der Alpenzinne und das Gefühl ihrer Größe erzeugen. Doch wenn die Majestät der Alpen wegen des Bewußtseins unserer Schwäche uns danieder drückt, so erhebt uns der edlere Geist gegen diese Entmutigung und stellt den Adel seiner Abkunft, seine göttliche Natur mit diesen seelenlosen Massen in Gegensatz." (J. Löwenberg, „Schweizer Bilder" [1834] S. 43.)

2) Der Mensch hat Vernunft und freien Willen, während in der Natur nur das Gesetz und der Instinkt herrschen. Mag das, was wir hervorbringen, noch so unvollkommen sein, es ist das Werk unserer Einsicht, unserer freien Thätigkeit; die Natur gleicht einer in Bewegung gesetzten Maschine, die bewußtlos ihre Wunder schafft. Kein Tier kann den ihm vorgeschriebenen Kreis der Lebensordnung überschreiten; der Mensch lebt in jedem Klima, er bildet sich zu jedem Berufe aus. Cäsar Ducornet († 1836) wurde ohne Arme geboren, aber seine Füße machten ihn zu einem berühmten Historienmaler.*) Der Instinkt der Tiere ist bewundernswert, jedoch so despotisch, daß er sie auf eine belustigende Weise aller Überlegung beraubt. Das Huhn brütet mit gleichem Eifer, wenn man ihm statt der Eier einige runde Steine unterlegt. Die norwegischen Bergmäuse ziehen auf ihren Wanderungen stets in gerader Linie über Land und Wasser hintereinander fort. Sie schwimmen nicht um den Kahn herum, sondern überklettern ihn. Werden sie durch eine steile Felswand aufgehalten, so umgehen sie zwar dieselbe, aber sie vermögen nicht, die frühere Richtung in einer Diagonale aufzusuchen, sondern wandern erst an

*) Sein Leben findet man in Franz Otto, „Das Buch berühmt gewordener Kinder" (1861) I, 161.

der andern Seite des Felsens bis zu der unterbrochenen Linie hinab.

3) Der Mensch besiegt die Natur und ist Herr derselben. Wo er sich ansiedeln will, muß der Urwald Platz machen, der Morast verdunsten, das Raubtier in die Einöde weichen, der Acker, welcher Disteln und Dornen trägt, sich in einen Garten umwandeln. Seine Schiffe durchkreuzen die Meere, der Dampfer trotzt dem Sturm und der Windstille. Die Lokomotive rollt über den Strom hin und erhält eine Bahn unterhalb seines Bettes. Die stärksten Tiere müssen dem Menschen dienstbar sein; sie folgen dem Lenkseile, sie erschrecken bei einem zornigen Worte ihres Herrn, sie freuen sich, wenn er sie freundlich anblickt. Er übersteigt mit dem Saumroß den Kamm der Gebirge, er durchwandelt mit dem Kamel die Schrecken der Wüste. Selbst dem zerschmetternden Blitze schreibt er den Weg vor.

4) Die Natur ist hauptsächlich für den Menschen geschaffen. Die Blume hat kein Gefühl ihres Lebens; ihre Pracht ist für sie selbst nicht vorhanden. Dem Tiere ist ein Anteil an der Schöpfung eingeräumt. So erhält der Fisch sein Leben auch dazu, daß er selbst das Behagliche der kühlen, verschleierten Tiefe genießt, der Vogel, daß er in der Luft der Freiheit durch Flur und Wald streift oder sich jubelnd im Äther auf den Schwingen wiegt. Wiederum ist jedoch die nur sinnliche Empfindung der Tiere für die Schönheit der Schöpfung sehr beschränkt. Wie das kleine Kind alles in den Mund steckt, so forscht das Tier mit Auge und Ohr, mit der prüfenden Zunge und der schnüffelnden Nase überall nach Nahrung. In seinem Natursysteme giebt es nicht mehr als zwei Klassen: die eine umfaßt das Eßbare, alles übrige gehört zur zweiten. Das häßliche Kamel, die zierliche Gazelle, das schön gestreifte Zebra, der Mensch mit seiner wunderbaren Gestalt, dies

alles ist dem Löwen ohne Unterschied nur Speise. Wie viel muß der Mensch dem Schöpfer wert sein, daß er die Erde, alle ihre Werke, so groß und so viel, für ihn erschuf!*)

Schluß. Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem nächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,
Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, dich vernimmt;
Weniger Herzen erfüllt, mit Ehrfurcht und Schauer,
Gottes Allgegenwart!

Klopstock.

17.

Der Landsitz des Laertes, das Eiland der Kalypso und der Garten des Alkinoos nach Homers Odyssee.

Einleitung. Tief gebeugt durch den Verlust seines Sohnes und zu alt, um den übermütigen Freiern der Penelope Widerstand zu leisten, hat sich Laertes auf das Land

*) „Sin quaeret quispiam, cuiusnam causa tantarum rerum molitio facta sit: arborumne et herbarum? quae quanquam sine sensu sunt, tamen a natura sustinentur. At id quidem absurdum est. An bestiarum? nihilo probabilius, deos mutarum et nihil intelligentium causa tantum laborasse. Quorum igitur causa quis dixerit effectum esse mundum? Eorum scilicet animantium, quae ratione utuntur."

Cicero, De nat. deor. II, 53.

geflüchtet und beschäftigt sich in stiller Trauer mit der Pflege seines Gartens. Kalypso, die in ewiger Jugend blühende Nymphe, bewohnt ein umflutetes Eiland, das einem Garten gleicht. Ihre Einsamkeit wird nur durch den Besuch des Odysseus unterbrochen. Im Einklange mit diesen Umständen hat die Natur hier und dort den Charakter der idyllischen Zurückgezogenheit. Der Garten des Alkinoos macht einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Er liegt unmittelbar an dem geräuschvollen Palaste des Königs und soll die Pracht der Hofhaltung erhöhen. Die Schilderung der drei Gärten zeugt von dem lebendigen Natursinne der Griechen und zugleich von der Geschicklichkeit des Dichters, alles auf eine angemessene Weise darzustellen; denn kein Garten ist dem andern gleich und die Abänderung entspricht stets der jedesmaligen Situation.

Thema. Vergleichung dieser drei Gärten.

A. Lage und Umgebung.

1) Laertes hat seinen Landsitz unweit der Stadt. Er bewohnt ein schön gebautes Haus, um welches herum die Wirtschaftsgebäude liegen. Er treibt den Landbau mehr zu seiner Unterhaltung als um des Gewinnes willen; daher scheint der Garten sein Steckenpferd zu sein. Derselbe muß einen bedeutenden Umfang haben; denn Odysseus durchschreitet, als er den Vater aufsucht, eine weite Strecke (XXIV, 222) und hat einst als Knabe von demselben 63 Obstbäume und 50 Reihen von Weinstöcken zum Geschenke erhalten (XXIV, 339). Der Garten ist mit einer Dornhecke umzäunt, die vielleicht oft der Ausbesserung bedarf. Eben ist ein Teil der Dienstleute am Morgen ins Feld gegangen, um Sträucher zu holen; als sie mittags heimkommen, sind sie von der Arbeit tüchtig müde geworden (XXIV, 387).

2) Ogygia liegt in der einsamsten Wasserwüste, mitten in einem damals unbekannten nordwestlichen Teile des Mittelmeeres (Nitzsch, „Anmerkungen zu Homers Odyssee" [1826] V, 50). Die ganze Insel ist ein Lusthain und wird allein von der Kalypso und ihren Dienerinnen bewohnt. Daher war hier kein besonderes Besitztum einzuhegen. Der Dichter vergißt jedoch nicht, das Eiland für unsere Phantasie zu umgrenzen. Er gedenkt der sandigen Dünen und der Uferfelsen, wo Odysseus, gleich der tauriſchen Iphigenie, manchen Tag unter Thränen in das öde Meer hinausschaut (V, 156),

> Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
> Doch gegen seine Seufzer bringt die Welle
> Nur dumpfe Töne brausend ihm hinüber.

Die Nymphe wohnt nicht in einem Gebäude, sondern in einer geräumigen, schön gewölbten Grotte.

3) Scheria, das Reich des Alkinoos (wohl nicht Corcyra, sondern eine der im unbestimmten Westmeere gedachten seligen Inseln (vergl. Nitzsch, Anmerkungen zum 6. Buche, am Anfange) wird von Homer mit dem üppigsten Segen der Natur und der Betriebsamkeit ausgestattet. Der Garten nimmt einen Raum von vier Morgen Landes ein. Er liegt vor der prachtvollen Königsburg und erstreckt sich bis nahe zu der Pforte, die in den Vorhof führt. An den langen Seiten läuft ein Zaun hin, vielleicht eine Mauer (VII, 113).

B. Die Gewächse.

1) In Laertes' Garten stehen wohlgepflegte Feigenbäume, Weinstöcke, Öl- und Birnbäume. Aus der Menge wird ein alter, hoch emporgewachsener Birnbaum hervorgehoben, unter dem Odysseus, mit seiner Rührung kämpfend, verweilt, als er in der Ferne den still beschäftigten Vater

erblickt. Es ist noch von Beeten die Rede (XXIV, 246), auf denen wohl nicht Blumen, sondern Gemüse gezogen wurde, das freilich nicht zu den gewöhnlichen Speisen der Alten gehörte. Da jeder seine Gäste gern mit dem bewirtet, was er selber baut, kann es auffallend erscheinen, daß Laertes nachher beim Mittagessen nichts von seinem Obste auf den Tisch bringen läßt. Im allgemeinen gab man indessen in dem heroischen Zeitalter immer dem gebratenen Schweine oder Rinde vor allem andern den Vorzug.

2) Die Garteninsel der Kalypso ist mehr ein ewig grünender Park oder ein persisches Paradies. Hier giebt es gar keine Obstbäume. Ein traubenreicher Weinstock umrankt den Felsen ihrer Grotte, doch vielleicht mehr zur Zierde als zur Nutzung. Für ihre eigene Tafel bedarf die Göttin nicht des Obstes, nicht einmal des Schweinebratens. Sie bewirtet Hermes mit Nektar und Ambrosia (V, 93) und läßt sich selbst von ihren Mägden auch nur mit dieser Götterspeise bedienen (V, 199). Für ihren Gast Odysseus wird allerdings die Kost sterblicher Männer aufgetragen, doch sagt uns der Dichter nicht, woher Kalypso dieselbe nahm. Es ist weder von einem Getreidefelde die Rede, noch von Vieh oder Ställen und Weideplätzen. Gemüse und Früchte sind daher wohl ebenso wie Brot und Fleisch unmittelbar auf das Geheiß der Göttin zur Stelle gewesen. So sehen wir sie auch später, als Odysseus sein Floß baut, ohne weiteres im Besitze alles Handwerkszeuges, welches der Zimmermann braucht (V, 234). Homer erwähnt daher nur die laubreichen Bäume, welche die Grotte umschatten: die Erle, die Pappel und die duftende Cypresse (V, 64). Odysseus fällt zu seinem Flosse himmelan strebende Tannen, die an dem äußersten Ende der Insel standen (V, 239). Auch die Zeder und der Lebensbaum wuchsen hier, denn ihre Späne verbreiteten von dem Herde der Grotte her bis weit in die Insel hinein

einen lieblichen Geruch.*) Für die Obstbäume treten hier zarte, mit Veilchen und Eppich geschmückte Wiesen ein, an denen eine Frau vielleicht mehr Gefallen fand (V, 72).**)

3) Alkinoos hat wieder einen Nutzgarten wie Laertes. Außer den auf dem Landsitze des letzteren befindlichen Obstbäumen sind hier noch der Apfelbaum und der Granatbaum mit seiner seltneren Frucht genannt und der Dichter macht uns die größere Schönheit der Bäume und Früchte auf Scheria noch durch einige Beinamen bemerklich (VII, 114):

Und es erhoben daselbst sich schlank die grünenden Bäume,
Birn-, Granat- und der Apfelbaum mit den herrlichsten Früchten,
Bäume mit süßen Feigen, zugleich der grünende Ölbaum.***)

Homer kennt keine schöneren Früchte als diese im Garten des Alkinoos, denn es sind dieselben, nach denen Tantalus schmachtet (XI, 588). Aus dem Obstgarten kommt man in die traubenreiche Weinpflanzung, und am Ende derselben liegen allerlei Beete, die das ganze Jahr hindurch prangen. Die Erklärer beziehen dies richtig auf den Gemüsebau. Blumenbeete würde man auch näher am Hause gehabt haben.

---

*) Nach H. O. Lenz „Botanik der alten Griechen und Römer" (1859) ist κέδρος hier der Wachholder und θύον ein immer grüner, der Cypresse ähnlicher Baum.

**) Eppich, der wilde Sellerie (σέλινον), war im Altertum eine beliebte Zierpflanze. Mit ihr wurden die nemeischen Sieger bekränzt und die Grabmäler geschmückt. Lenz a. a. O. S. 557. Sie hat kleine, aber zahlreiche gewölbte weiße Dolden.

***) Voß, der enthusiastische Freund des Landlebens und des Gartenbaues, hat sich an dieser Stelle nicht enthalten können, die Schilderung Homers aus eigenen Mitteln zu verschönern. Er übersetzt so:

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgesprenkelter Äpfel.

C. Wasser und Tiere.

1) Das Gedeihen der Gewächse und die Lieblichkeit des Gartens sind durch das Wasser bedingt. Außer einer Quelle, die neben dem Schlosse und durch die Stadt hin fließt, giebt es auf Scheria noch eine zweite, welche sich durch den ganzen Garten schlängelt (VII, 129). Bei der Grotte der Kalypso plätschern gar vier Quellen nebeneinander und rinnen dann in verschiedenem Laufe nach den vier Seiten durch die Insel hin (V, 70).

2) Ein neuerer Dichter hätte es kaum unterlassen, zu diesen Herrlichkeiten den süßen Gesang der kleinen Vögel hinzuzufügen.*) Man könnte vermuten, daß die Nachtigall und ihre Genossen das Eiland der Kalypso wegen der weiten Reise über das rauhe Meer nicht besuchten und daher auch nicht in die Lieder einstimmten, welche die Nymphe bei ihrem Webestuhl sang. Die kleinen Sänger fehlen wohl aus demselben Grunde auch in dem Schloßgarten auf Scheria. Dagegen hausen auf Ogygia einige breitbeschwingte Seevögel, außer der Kalypso und ihren Mägden die einzigen lebenden Wesen auf der Insel, nämlich Baumeulen, Habichte oder Falken und Seekrähen mit breiten Zungen, die sich auf die Wasserjagd verstehen (V, 65). Ohne Zweifel sollte der Umstand, daß nur Vögel erwähnt werden, welche die Wohnstätten der Menschen zu meiden pflegen, die Vorstellung von der Abgelegenheit der Insel verstärken.

3) Laertes' Garten ist in beiden Beziehungen von dem Dichter vernachlässigt; es wird weder einer Quelle noch eines Vogels gedacht.

---

*) Seltsamer Weise ist auch in Goethes „Hermann und Dorothea" kein Vogel zu hören. Doch ist dies allerdings nichts Zufälliges, wie ich in meinem Kommentare zu diesem Idyll (B. G. Teubner, 1863) S. 29 gezeigt habe.

D. Die Pflege der Gärten.

1) Auf dem Eilande der Nymphe gedeiht alles von selbst. Da der Boden hier nur wilde Gewächse trägt, bedarf auch nichts der Pflege, doch scheint es seltsam, daß die Bewohnerin der Insel für die Lieblichkeit ihres Aufenthaltes nicht das geringste Interesse zeigt, obgleich Homer ausdrücklich bemerkt, daß wohl auch ein Gott an dem herrlichen Anblick der Bäume, Quellen und Blumen seine Freude haben mußte. Kalypso wandelt, freilich über die nahe Abreise des Odysseus verstimmt, von ihrer Grotte zu dem Gestade hin und wieder den breiten Weg zurück, ohne auf irgend etwas ihre Aufmerksamkeit zu wenden.

2) In dem Wunderlande der Phäaken scheint sich die Gartenarbeit auf das Abnehmen der Früchte zu beschränken. Alles sproßt von selbst in üppiger Fülle und man hat das ganze Jahr hindurch nur zu ernten (V, 117):

Niemals verdirbt der Gärten Frucht und sie mangelt auch niemals,
Weder im Winter noch Sommer, das Jahr hindurch, denn beständig
Sproßt bei des Zephyrs Hauch das ein' und reifet das andre.
Birne kommt auf Birne daselbst und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube zur Reife, nicht minder Feige auf Feige.

3) Laertes hat es mit seinem Garten nicht so gut. Er muß wie andere Menschenkinder seinen Fleiß daran setzen, wenn Bäume und Beete im gehörigen Stande sein sollen. Eben gräbt er die Erde rings um ein Bäumchen locker.*)

*) Lenz, S. 79, berührt die Stelle im Vorbeigehen und übersetzt, ohne sich deutlicher zu erklären, φυτὸν λιστρεύειν „er behackte die Pflanzung". Oben bin ich bei der gewöhnlichen Auffassung geblieben; ich vermute jedoch, daß Laertes mit der Ausbesserung der Dornhecke, die den Garten umgab,

Auch scheint der Boden zwischen den Bäumen mit stachligen Gewächsen bedeckt zu sein; denn der schlechte Arbeitsrock des alten Mannes, der ihm das Aussehen eines Knechtes giebt, ist vielfach geflickt und er hat sich Hände und Füße zum Schutze gegen die Dornen umwickelt. Vielleicht beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Garten und überließ die Feldwirtschaft dem alten Diener Dolios, der eine Art Kämmerer ist, und den rüstigen Söhnen desselben.

Schluß. Ein genaueres Bild läßt sich nach den Schilderungen des Dichters nicht entwerfen. Im allgemeinen ergiebt sich aus der Zusammenstellung, daß der Gartenbau hauptsächlich in der Anpflanzung und Pflege der Obstbäume und der Weinstöcke bestanden habe. Die jüngeren Griechen waren leidenschaftliche Blumenfreunde. Bei Gastmählern durfte es niemals an einer Fülle duftender Kränze fehlen, noch weniger bei den Opferfesten. Zu Homers Zeiten hatte man jedoch, wie es scheint, die prächtigeren asiatischen Blumen noch nicht nach Griechenland hinübergeholt und die heimischen Feldblumen wurden vielleicht nicht in den Gärten angepflanzt, um besondere Beete zu bilden. Die Blumenzucht war in Babylonien und Persien zu Hause. Es ist zwar mißlich, daraus, daß Homer etwas nicht erwähnt, den Schluß zu ziehen, daß es nicht vorhanden gewesen oder nicht stattgefunden habe. So wurde das Obst doch nicht bloß gebaut, sondern auch gegessen, und ebenso wird man auch manche Küchengewächse, namentlich Zwiebeln und Wurzeln, die im rohen Zustande genießbar sind, gewiß alle Tage gegessen haben, obgleich sich kaum eine bestimmtere Angabe

---

beschäftigt war. Im Garten selbst hätte er nicht die Dornsträucher gelitten und wenn sie sich da fanden, durfte Dolios keine vom Felde herbeischaffen.

darüber findet.*) Da jedoch bei den Opferfesten niemals eines Kranzes gedacht wird, da die Frauen niemals eine Blume in der Hand oder im Haare haben**) und da Homer nirgends einmal mit Bestimmtheit die Rose nennt, so läßt sich wohl annehmen, daß der eigentliche Ziergarten mit eingefaßten Beeten, auserlesenen Blumen, reinlichen Kiesgängen ꝛc. damals in Griechenland noch unbekannt war.

18.

Daß den Römern ein Jugendalter, wie es die Griechen durchlebten, nicht zu teil geworden.

Einleitung. Man könnte einen Vergleich beider Völker aus diesem Gesichtspunkte unpassend finden, da die Gründung Roms schon in das historische Zeitalter fällt und damals auch die Kultur der Griechen nicht mehr in der ersten Jugendblüte stand. Gleichwohl erkennt man bald, daß nicht der Zeitpunkt der Entwickelung, sondern das Naturell beider Völker die Ursache ihrer verschiedenen Denkweise war.

---

*) Für Nestor und seinen Gast werden zum Weine Zwiebeln, Honig und Gerstenbrot aufgetragen (Ilias XI, 630). J. Billerbeck, „Flora classica“ (1824), S. 69. nennt die πρασιὰς des Homer nach πράσον (porrum, Lauch) geradezu Porréegärten. Steckt in κῆπος das lat. cepa?

**) Wenn die Tänzerinnen auf dem Schilde des Achill (Ilias XVIII, 597) schöne Kränze haben, so ist dies eine Ausnahme, die vielleicht einen Gegensatz zu der im gewöhnlichen Leben herrschenden Sitte in sich einschließt. Denn an den Gebilden der Kunst, und ein solches ist ja der Schild, liebte man den Blumenschmuck, so an Dreifüßen und Gewändern, in welche Blumen eingewebt wurden, natürlich wohl nur die heimischen Feldblumen.

Thema. Die Geschichte der Römer hat selbst in ihren Anfängen nichts aufzuweisen, was für die Jugend charakteristisch ist.

1) Ihnen fehlte der Trieb und die Gabe, sich idealische Göttergestalten zu ersinnen und dieselben durch phantasievolle Sagen zu beleben. Ihre altitalischen Götter (Mars, Saturnus, Janus) wurden frühe mit griechischen vermischt und ihre Religion erhielt, trotz der Aufnahme der griechischen Mythen, statt des poetischen einen politischen Charakter. „Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, also daß jene durch diese geweihet wurden; daher die edlen Geschlechter für den Besitz der Religionswürden, als für ihr heiligstes Vorrecht, gegen das Volk kämpften" (Herder „Phil. und Gesch." VI, 222).

2) Die älteste Heldensage der Römer ist im Verhältnis zu der griechischen äußerst dürftig.

a. Um die Atriden, Labdakiden und so viele Fürstengeschlechter bewegt sich eine ganze Welt von Heldenthaten, von rein menschlichen Leidenschaften und Schicksalen, während die römischen Könige mit ihren Kriegen und Gesetzen sogleich in die Geschichte eintreten, die dann durch sagenhafte Zusätze unschönen Inhaltes mehr entstellt als geschmückt wird.

b. Es fehlt der römischen Geschichte namentlich der jugendliche Zug des Abenteuerlichen, des Hinausstrebens in die Ferne. Das Meer war den Römern noch Jahrhunderte hindurch eine Schranke, während es dort, als der Schauplatz großartiger Seeromane, die Argonauten, die achäischen Könige, nach Asien hinüberlockte, Odysseus zu so vielen Küsten und Inseln trug.

3) So weit die griechische Sage zurückreicht, kennt sie auch Dichter und Sänger. An viele Thaten der alten

Helden knüpft sich keine politische Wirkung; sie schienen nur unternommen, um zur Ehre und Freude der Nation durch die Dichtkunst verherrlicht zu werden. Zu dem Epos gesellte sich eine reichhaltige Lyrik, Ruhm und Liebe, der fröhliche Genuß des Lebens, Freiheit und Weisheit: alles wird zum Gesange. Den Römern blieb die Poesie fremd; selbst als man griechische Dichtungen aufnahm und nachbildete, erschien sie vielen als ein unmännlicher Luxus. Ihr Streben richtete sich von Anfang an auf die gesetzmäßige Ordnung des Gemeindewesens, auf die Sicherung der Grenzen und dann in ununterbrochener Folge auf die Erweiterung des Reiches.

4) „Die Dichtung der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück: selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, so wie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmahls bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben" (Herder a. a. O. 137). In Rom waren nur die rohen dramatischen Possen der Atellanen volksmäßig. „Die Musik der Römer war eine lärmende oder lustige, und ward im Lauf der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten, bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen gehalten; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommnet" (Schlossers „Weltgeschichte" von Kriegk [1845] III, 225). Ein jugendlicher Sinn gab sich auch in den griechischen Nationalspielen kund. Was Rom an deren Stelle setzte, die Arena der Gladiatoren, bot dem Volke nur ein blutiges Schauspiel dar, welches seinen schaudervollen Gipfelpunkt bei der Verfolgung der Christen erreichte.

5) Die Baukunst ging in Griechenland auf das Erhabene und Schöne, in Rom auf das Nützliche aus. Dort sind ihre größten Werke die Tempel und die Säulenhallen, hier die Landstraßen und die Wasserleitungen. (Vgl. Schlosser a. a. O. 251.) Die Wunder der Skulptur verstand Rom zu rauben, aber nicht zu schaffen.

Schluß. So stehen beide Völker nebeneinander wie Jugendsinn und Manneswürde. Dort ist vorwiegend ein idealer Aufschwung, die Phantasie, die festliche Verklärung des Daseins durch das Schöne; hier die praktische Richtung, der Verstand, die ausdauernde Kraft. Rom beherrschte den Erdkreis, Griechenland das Reich der Ideen und der Phantasie.

19.

Weshalb der Anblick des Meeres den Menschen in eine elegische Stimmung zu versetzen pflegt.

Einleitung. Der Mensch wüßte sehr wenig, wenn er nur von den Dingen eine Vorstellung hätte, die er selbst mit seinen Augen gesehen. Es gehört jedoch zu den Vorzügen unserer Natur, daß sich die Phantasie aus den Elementen, welche ihr einmal die Anschauung zugeführt hat, auch von solchen Gegenständen, die uns in der Wirklichkeit nie bekannt geworden sind, ein in den Hauptsachen richtiges Bild entwerfen kann. So hat niemand von uns die amerikanischen Grassteppen mit ihren Büffelherden oder eine durch die Sahara dahinziehende Karawane gesehen, wem wären sie jedoch eine unfaßliche Erscheinung? Wer darauf verzichten muß, eine größere Reise zu machen, der könnte sich damit trösten, daß in London jährlich viele Hunderte

sterben, die niemals in ihrem Leben einen grünen Wald oder ein Saatfeld gesehen; noch mehr Beruhigung wird ihm der Gedanke gewähren, daß die Schilderungen der Reisenden und der Dichter seiner Phantasie ein weit vollständigeres Bild von der Welt geben, als es selbst ein durch mehrere Jahre fortgesetztes Reiseleben vermöchte. Es geht dem Reisenden meistens wie dem Soldaten in der Schlacht; dieser weiß als Augenzeuge manches recht genau, aber er sieht nur Einzelnheiten, die in einem Umkreise von wenigen Schritten vorfallen, und wir würden aus seinen Mitteilungen den Gang des Kampfes lange nicht so gründlich kennen lernen, wie aus Büchern. — So ist auch das Meer nach seinen allgemeinen Eigentümlichkeiten selbst denen, die es nie sahen, nicht unbekannt. Wir versetzen uns mit dem Wanderer auf die sandige Düne. Er ersteigt die Klippen des Ufers und blickt hinaus in die wogende See, in den Tumult der grünen, schaumgekrönten Wellen; welche Gedanken, welche Empfindungen werden seine Seele beschleichen? Die bloße Vorstellung der Situation gestattet uns einen Blick in sein Inneres.

Thema. Aus welchen Gründen das Meer auf den Menschen einen elegischen Eindruck macht.

A. Das Meer mahnt uns an den Sieg des Todes über das Leben.

1) Das Ufer ist in der Regel sandig, mit seinem Steingerölle und den Dünen, die keine Blume und kein Grashalm schmückt, das Bild der unfruchtbarsten Wüste. Nur hie und da sieht man einige armselige Fischerhütten an einen Hügel oder Felsen gelehnt. Erst weiter vom Strande ab steigt eine Reihe geordneter Äcker die Höhe hinan, aber der Boden wird auch hier gewöhnlich schlecht bestellt und liefert nur den notwendigsten Bedarf an Getreide und

Gemüse. Man läßt ganze Strecken wüst liegen, weil man es vorzieht, das tägliche Brot durch den Fischfang zu gewinnen, dessen geringer Ertrag doch zu den Mühseligkeiten und Gefahren in gar keinem Verhältnisse steht. Da ist nirgends eine heitere Schar geschäftiger Menschen, welche ein lebhaftes Gewerbe zusammenführt und in Bewegung setzt. Nur zu Zeiten wird die Stille auf einen Augenblick unterbrochen. Einige Männer besteigen mit ihren Netzen den Kahn. Nach wenigen Minuten sind sie weit in der See, ihre Stimme ist nicht mehr zu hören, bald sieht man nur noch einen schwarzen Streifen in der Ferne und außer daß einige Kinder im Sande spielen oder einige Möven in der Luft kreisen, ist in dieser tiefen Einsamkeit alles Leben verschwunden.

2) Öder noch als der Strand ist das Meer selbst. Welche unermeßliche Fläche, die in allem das Gegenteil zu der ernährenden Erde bildet. Denn nirgends giebt es eine Wiese mit munteren Herden, nirgends ein Getreidefeld oder einen Wald. Umsonst durchläuft der Blick den ganzen Horizont, um an irgend einem Punkte wieder eine Pflanzstätte des Menschen zu entdecken: da erhebt sich nirgends der Turm einer Dorfkirche, da begrüßt uns kein Hüttendach mit der traulichen Rauchsäule. Der letzte Kreis der Wellen verschwimmt mit dem grauen Ringe des Gewölkes und uns überkommt das Gefühl einer trostlosen Leere. Zwar zerteilt sich oft die starre Masse unter dem Drucke des Windes in viele Millionen regsame Wellen. Sie steigen und sinken und drängen einander in sinnverwirrendem Getümmel. Näher und näher brauset es heran, bis endlich die langen, rasch daherrollenden Schlagwellen unaufhörlich und unaufhaltsam an den Felsen branden und über das Ufer stürzen. Doch was soll dies Spiel der riesigen Kraft ohne einen Zweck, das geschäftige Thun ohne eine Wirkung, diese Lebendigkeit ohne Leben?

Es schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!

Goethe.

3) Das Meer ist nicht nur selbst eine Öde, sondern es ist auch der Feind des Lebens und erscheint uns, wenn der Blick über die empörten Fluten streift, als das gefräßige Ungeheuer, welches raubgierig, voll Haß und gefühllos, mit seiner brüllenden Brandung schon so viele tausend Schiffe zerschmettert, eine ungeheure Menge der kostbarsten Güter verschlungen und unzählige Menschen in den Abgrund gerissen hat. Und unter welchen grausigen Umständen wird der Unglückliche das Opfer der Flut? Wie bejammernswert sind die Armen, welche sich in der letzten Not an ein schwimmendes Brett angeklammert haben und nun in der kochenden See zwischen Trümmern und Leichen herumgeschleudert werden, indem ihr Hilferuf, ihr Angstschrei in dem Tosen der Winde und Wellen erstickt.

Und als das Segel rauscht im Wind
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzig's Kind
Vom Ufer lebewohl!

O Mädchen, still! Bei Helgoland,
Bei Helgoland, im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her.

S. Chr. Vape.

Doch der Vater ruhet daselbst nicht. Wie die Fische, welche der Hai verschlingt, ohne einen Klagelaut ihr Leben

hingeben, wie die Ungeheuer der Tiefe in der Hungerwut einander schweigend anfallen, schweigend zerfleischen, so verwischt das Meer mit einer entsetzlichen Schnelligkeit jede Spur seiner Unthat. In wenigen Minuten sind die Trümmer des Schiffes und die Leichname verschwunden. Meistens erfahren Eltern und Geschwister, Frauen und Kinder gar nicht einmal, wo und wann ihre Lieben das Leben verloren haben. Hier sind zahllose Menschen versunken; aber niemand hat eine Ruhestätte erhalten. Da ist kein Rasenhügel, den die Liebe an Gedenktagen mit Blumen schmücken, kein Grab, das die Witwe, der Sohn, die Tochter am Feste aller Seelen besuchen könnte.

Denn ein großer, stiller Friedhof
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu.

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein, schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch' ein lebend Trauermal.

A. Grün.

B. Das Meer erinnert uns als das heilige Sinnbild des Unendlichen an die Beschränktheit der menschlichen Natur.

1) Es liegt außerhalb des Bereiches der Menschenmacht. Woher dies Schweben der Flut? woher dies ewige Steigen und Sinken? Während die Erde dem Menschen unterthan ist, walten hier Gesetze, die seiner Einwirkung, ja seiner Kenntnis entzogen sind, zeigen sich hier Kräfte thätig, die seines Stolzes spotten und mit seinen Werken ihr Spiel treiben. So erzählt die Sage, daß der große Knut, dem mehrere Reiche gehorchten, einst auf goldenem Stuhle an dem Ufer saß und dem Meere Schweigen gebot,

daß dieses jedoch respektlos ihm seinen Schaum in den Bart schleuderte. Spielend zertrümmerte der Hellespont die Brücken des großen Königs, unter dessen Scepter sich die Völker vom Indus bis zur Donau beugten. „Als zuerst ich das Meer sah; auch ein Unendliches, eine himmlisch weite Ansicht; bis wo es sich in die Wolken verlor und der Himmel sich zu ihm senkte, verlor sich mein Blick in die ungemessene Höhe und Tiefe. Auf einem Brett schwebend zwischen dem Endlosen über und unter mir, durch Fluten und Winde über einem unbekannten Abgrunde, welche Empfindung."

Herder, „Phil. u. Gesch." XIX, 80.

2) Das Meer überdauert die Geschlechter der Menschen und ihre Werke. An diesem Strande wohnte vor tausend Jahren ein Urvolk mit seiner phantastischen Naturreligion, mit seinen seltsamen Sitten, mit seinen Heldenthaten, mit seinen Freuden und Leiden. Das Volk ist verschwunden, aber dieselben Wasser rauschten schon damals und dieselben Wasser werden noch rauschen, wenn das jetzt lebende Geschlecht bis auf den letzten Mann verschollen ist. So mahnt uns das Meer daran, daß wir von gestern sind. Wie oft sind im Laufe der Jahrhunderte bald europäische, bald asiatische Heerscharen über denselben Hellespont gezogen, um ihrem Erdteile den Vorrang zu erstreiten. Mit Schwermut blickt der Hydriot, der Abkömmling der alten Argiver, wenn er mit seinem Schiffe aus der Stadt des Halbmondes heimkehrt, nach Sigeum hinüber. Dieselben Wogen trugen Agamemnons Flotte nach Troja, sie vernahmen den Tumult der Schlachten, den Wehruf der Priamiden, als Hektor fiel, die Klagen des Achill, die Klagen der Thetis, in ihnen spiegelten sich die Flammen der heiligen Stadt, sie wurden zu einem Wettkampf mit dem erfindungsreichen Odysseus aufgeboten; in ihrem Murmeln und Rauschen

vernahm einst der göttliche Sänger die flüsternden Laute der Sage, die er zu Liedern gestaltete.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schoß
Wiegt seine Phantasie sich groß.

Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Fr. L. Graf zu Stolberg.

3) Du bist auf dem betretbaren Boden bis zu der letzten schmalen Linie vorgeschritten; da liegt die unermeßliche Meeresfläche und so weit dein Blick über sie hinstreift, er entdeckt kein Ziel, keine Grenze: du stehst an der Pforte der Ewigkeit. Seit Homers Zeiten sprechen die Dichter alle von dem heiligen Meere. Es ist das heilige Bild der göttlichen Macht. Hier umweht dich das ahnungsvolle Geheimnis einer höheren Welt, wie den Wanderer, der sein sinnendes Auge zu den Sternen der Nacht erhebt, wie den Jäger, welchen hoch im Gebirge die erhabene Einsamkeit der Gletscher umfängt. Das Sehnen nach dem, was ewig ist, erfüllt deine Seele; jedes irdische Interesse verstummt.

Schluß. Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird auf dunkeln Grund gezogen;
Es behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.*)

Goethe.

*) Melancholische Leute sind sehr zur Dichtkunst aufgelegt. Vielleicht besteht die Melancholie im Dichten.

Hippel „Lebensläufe" (1781) III, 238.

Schäme dich nicht dieser heiligen Schwermut. Du kehrst ins Leben zurück, wiederum macht die Erde Anspruch auf dein Mitgefühl, auf deine Liebe, auf dein Wollen und Handeln; aber der Nachhall jener Melancholie gieße über das alles eine heilige Weihe aus und ob du schon nicht an allem, was dir begegnet, deine Freude hast, ja dir selber niemals völlig genug thust, —

„Die Unzufriedenheit des Weisen ist das Pfand seiner ewigen Dauer."

20.

Wer an den Weg bauet, hat viele Meister.

Einleitung. So große Vorteile und Annehmlichkeiten uns das Zusammenleben mit anderen Menschen gewährt, ist doch nicht zu leugnen, daß sich die Gesellschaft diese Wohlthaten mit einer außerordentlichen Einschränkung unserer Freiheit bezahlen läßt. Bei allem unseren Thun und Lassen haben wir auf Gesetze und Anordnungen der Behörden, ja auf die öffentliche Meinung Rücksicht zu nehmen. Man kann natürlich nicht die Freiheit beanspruchen, einen andern in seinem Rechte zu kränken, aber diese Rechte sind so ausgedehnt, daß wir, um sie zu achten, gar vieles von unseren eigenen natürlichen Rechten aufgeben müssen. Das Gesetz nötigt dich, dein Wohnhaus nicht als Rechteck zu bauen, wie es doch sein sollte, sondern mit schiefen Winkeln, weil die ganze Straße einmal schief ist. Du darfst nicht ein Glas Wasser von oben zum Fenster hinausgießen, oder du zahlst eine Ordnungsstrafe. Zwar sind diese und tausend ähnliche Vorschriften gerechtfertigt, aber es ist eben drückend,

daß das enge Zusammenleben mit anderen Menschen so viele Ansprüche und Forderungen rechtfertigt. Doch die öffentliche Meinung ist weit strenger als jede Behörde; sie verlangt Gehorsam, auch wenn es sich nicht im geringsten um eine Rechtsverletzung handelt. Wollte jemand, der den höheren Ständen angehört, aus Liebhaberei oder Sparsamkeit oder weil ihm eine Motion empfohlen ist, selbst sein Holz auf der Straße spalten, so würden ihn alle Nachbarn auslachen. Die Schicklichkeit verbietet ihm, auf der Straße zu laufen, obgleich er Eile hat, einem Bekannten mit lauter Stimme nachzurufen, obgleich er ihn gerne gesprochen hätte; sie verbietet ihm Kleider von Hausleinwand oder eine altmodische Taschenuhr zu tragen. Er muß das Geld, welches viel besser angewendet werden könnte, für unnötige Dinge hingeben, um den wohlhabenden Mann vorzustellen, der er doch nicht ist. Mit welchem Wohlgefühle mag ein Farmer seine Freiheit in dem Urwalde genießen, wo er allein Gott über sich hat, und nach der ganzen Welt nicht fragt. Das obige Sprichwort erinnert uns an unsere gesellschaftliche Abhängigkeit und wir sehen nun genauer zu, was es uns sagen will.

Thema. Erklärung des Sprichwortes.

1) Wer sind diejenigen, welche an den Weg bauen? Manche Besitzungen liegen nicht so versteckt, daß an ihnen keine Landstraße vorbeiführte; oft wird daher ein Gebäude wirklich unmittelbar an dem Wege errichtet oder es wird wenigstens von dem Wege aus deutlich zu sehen sein. — Das Bild bezeichnet zunächst diejenigen, welche mit ihren Handlungen und Werken vor die Öffentlichkeit treten, welche als Künstler, Schriftsteller, Redner, Beamte im engeren und weiteren Kreise die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Indessen kann niemand, der einmal in der Gesell-

schaft lebt, so unbemerkt bleiben, daß man nicht seine Handlungen, seine Sitten wahrnehmen sollte und so bauet eigentlich jeder an den Weg, der sich nicht geradezu in einem einsamen Winkel der Erde ansiedelt.

2) Wer sind diejenigen, welche uns meistern?

a. Ein angenehmes Gespräch auf Kosten eines dritten verkürzt den Weg. An den Markttagen wandeln und fahren die Landleute auf der Straße dahin. Das neue Haus fällt ihnen ins Auge und da jeder einmal von Natur den Trieb hat, seine Klugheit zu zeigen, so suchen sie in munterem Wetteifer an dem Hause allerlei Mängel zu entdecken. Der eine hätte das Dach weniger steil angelegt, der andere die Wand nicht mit so vielen Fenstern zerstückelt, der dritte noch ein Stockwerk aufgesetzt: das Haus wird in ihren Gedanken gründlichst umgebaut, so daß kein Stein auf dem andern bleibt. Endlich kommt noch ein ehrlicher Handwerksbursche daher und wundert sich bei seinem immer regen Appetite darüber, wie man doch die Küche in den Keller bringen konnte, da sie von Rechts wegen gleich neben der Wohnstube liegen müßte. Niemand fragt dabei, welche Bedürfnisse der Besitzer bei seinem Bau zu berücksichtigen hatte, ob er nicht selbst manches anders und besser eingerichtet hätte, wären nur nicht Zeit und Geld zu schonen gewesen. — Solchen unverständigen, übereilten Urteilen sind unsere Handlungen stets ausgesetzt. Arbeitest du gründlich, so bist du ein Pedant; geht es dir rasch von der Hand, so ist es Pfuscherei; liebst du die Geselligkeit, so bist du ein Tagedieb; lebst du für dich, so schilt man dich Stubensitzer. Jeder Bürgermeister hat die halbe Stadt wider sich, vorab seinen klugen Schreiber. Jenem Manne, der mit seinem Esel nicht nach dem Sinne der Menge umzugehen verstand, blieb nichts übrig, als das Tier tot zu schlagen. Goethe hat die unberufenen Kritiker, welche an seinen Werken mei-

sterten, oft in sehr derben Xenien zurechtgewiesen. Einige der gelinderen Sprüche sind:

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.
Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen, sie hätten mich widerlegt.

b. Bisweilen mag wohl auch ein tüchtiger Baumeister vorüberfahren, der mit sicherm Blicke die Konstruktion des Baues, die Ausführung des einzelnen, die Güte des verwendeten Materials prüft. Es ist ja nichts auf der Erde vollkommen und so wird denn auch jedes Gebäude wirklich manche Mängel haben, denen wohl abzuhelfen gewesen wäre. Indessen der Kenner weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten man bei jedem Unternehmen zu kämpfen hat. Der Besitzer findet Gelegenheit, ihn zu sprechen. Wie angenehm ist es ihm, ein ruhiges, wohlüberlegtes Urteil zu hören, vielleicht gar eine freundliche Belehrung zu erhalten, wie man noch jetzt durch einen leichten Umbau die Einrichtung wesentlich verbessern könnte ꝛc. — So wird man in allen Dingen einen vernünftigen Tadel mit Dank und Willigkeit aufnehmen. Wie sollte man sich auch einbilden, etwas Vollkommenes geschaffen zu haben. Goethe selbst dünkte sich nicht zu groß zu dem schönen Bekenntnisse:

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Seh' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Ein vernünftiger Tadel giebt sich schon äußerlich zu erkennen. Wir dürfen nur darauf achten, ob jemand tadelt,

um seine eigene Klugheit und sein dilettantisches Wissen an den Mann zu bringen und neben diesem Genusse der Eitelkeit noch die Freude haben will, andern wehe zu thun und sie zu demütigen oder ob er wirklich aus Interesse für die Sache oder für die Person ein Unternehmen, eine Arbeit der gründlichsten Prüfung unterwirft und nun auch mit Sachkenntnis nachweist, wie das Unvollständige zu ergänzen, das Schwankende zu befestigen, der Irrtum zu vermeiden war.

Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen.

Goethe.

Schluß. Soll man an den Weg bauen oder nicht? Es ist schon bemerkt, daß eigentlich niemand im stande ist, sich ganz in die Verborgenheit zurückzuziehen; doch es soll sich sogar niemand durch die bloße Scheu vor unbilligem Tadel abhalten lassen, die Öffentlichkeit zu suchen. Wir müssen uns in das thätige Leben hineinbegeben, weil wir nur da Gelegenheit finden, uns nach dem Maße unserer Kräfte nützlich zu machen. Daher haben wir die in der Einleitung geschilderten Unbequemlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen und wir können uns Glück wünschen, wenn nicht ernstere Übel unser redliches Streben durchkreuzen.

Und ich seh' nicht, was es frommt,
Aus der Welt zu laufen,
Magst du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
Auch einmal dich raufen.

Goethe.

21.

Über einige Beinamen, welche Cicero der Geschichte gegeben hat.

Einleitung. Cicero sagt (De oratore II, 36) zum Lobe der Geschichte, sie sei: testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae; nuntia vetustatis. Dem Anscheine nach enthalten alle diese Beinamen nur den einen Gedanken, daß die Geschichte uns von der Vergangenheit Kunde giebt und uns dadurch für unsere eigene Lebensführung lehrreich wird. Die Wiederholung der Begriffe und die mehrfache Abänderung des Ausdrucks würden also aus dem Streben nach rhetorischer Fülle zu erklären sein. Indessen ist es doch nicht rätlich, sich so leicht mit den Aussprüchen gebildeter Männer abzufinden und man muß wenigstens zuerst einen Versuch machen, es zu ermitteln, ob sich der Schriftsteller nicht doch bei jedem Worte etwas Besonderes gedacht habe und ob nicht in der Fülle der Worte zugleich eine Mannigfaltigkeit der Beziehungen liege. Freilich bleibt hier der Übelstand, daß manches bei der Kürze und Unbestimmtheit des Ausdrucks eine verschiedene Auffassung zuläßt.

Thema. Erklärung jener Beinamen.

A. Einige beziehen sich auf den Gegenstand, den die Geschichte behandelt.

1) Nach ihrem allgemeinsten Merkmale ist sie eine nuntia vetustatis; sie giebt uns Nachricht von dem, was in der Vergangenheit geschehen ist und geht dabei bis in das graue Altertum zurück.

2) Sie ist ferner eine testis temporum. Da sie aus den Erzählungen der Zeitgenossen hervorgeht, hat

sie den Ereignissen der Vergangenheit als Augenzeugin beigewohnt und giebt uns die Beweise dafür, daß etwas sich entweder wirklich so zugetragen habe oder daß die Thatsachen entstellt, vielleicht ganz erdichtet seien.

3) Dann heißt die Geschichte vita memoriae;*) welcher Name ihr in zwei Beziehungen zukommt.

a. Sie erhält das Andenken an die Vergangenheit lebendig. Wie viel Bemerkenswertes möchte ganz vergessen werden, wenn nicht schon die Zeitgenossen die sichersten Nachrichten sammelten und das Ergebnis ihrer Forschungen für die Nachwelt niederschrieben. Selbst welterschütternde Begebenheiten möchten sich in kurzer Zeit zu märchenhaften Sagen verdunkeln. Die Geschichte verleiht also den Ereignissen der Vergangenheit und der Erinnerung an dieselben ein fortdauerndes Leben.

b. Es giebt neben ihr noch andere Traditionen, sie ist aber der lebendige Mittelpunkt und die Seele derselben. Wir lernen nämlich die Vergangenheit auch aus der Volkssage, aus monumentalen Kunstgebilden, aus Erzählungen der Dichter, aus gelegentlichen Äußerungen der Redner und Philosophen kennen. Wir würden jedoch sehr vieles von der verkehrten Seite ansehen, viele Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse in poetischen und prosaischen Schriften würden uns nicht nur keine zuverlässige und deutliche Kenntnis gewähren, sondern selbst ganz unverständlich sein, wenn uns nicht die Geschichte unterstützte.

---

*) Der dunkelste Ausdruck, den man mit gleicher Unbestimmtheit durch Blüte des Gedächtnisses ersetzt hat. Die ganze Stelle lautet in der Übersetzung der „Römischen Prosaiker", herausgegeben von Tafel, Osiander und Schwab (1830) LXIII, 1903: Die Geschichte, die Zeugin der Zeiten, das Licht der Wahrheit, die Blüte des Gedächtnisses, die Lehrerin des Lebens, die Verkünderin der Vergangenheit.

Weder Goethes Egmont noch Schillers oder Shakespeares Dramen binden sich an die historische Wahrheit. So wertvoll also solche Nebenquellen sein mögen, weil sie bisweilen zur Bestätigung oder Ergänzung von Nachrichten dienen, so ist die Geschichte doch die vita memoriae; erst in ihrem Lichte sehen wir das Licht, weil erst ihr klarer bestimmender und ordnender Geist jenen traumhaften Schattenbildern der Erinnerung Leben und Sprache giebt.

B. Andere Beinamen bezeichnen den Nutzen, welchen wir von der Geschichte haben.

Sie ist eine magistra vitae; sie verhilft dem Menschen und dem Staatsbürger zu einer würdigen Lebensführung, und zwar indem sie 1) seinen Geist aufklärt, in welcher Hinsicht sie noch den besonderen Namen lux veritatis erhält, und indem sie 2) die edleren Triebe der Seele erweckt und zu einem segensreichen Streben anregt.

1) Die Geschichte ist eine lux veritatis,

a. weil sie unsere Menschenkenntnis und Lebensklugheit fördert. Wir stützen uns auf ihre Urteile, die aus einer tausendjährigen Erfahrung fließen, die sie mit Beispielen erläutert und begründet. Zu dem erfindenden Nachsinnen gesellt, stellt sie alles Theoretische auf die Probe der Praxis, indem sie die Berechnung des Möglichen durch die Hinweisung auf das, was unter gleichen Umständen geschehen ist, regelt und leitet.

b. Sie zieht aus den Schicksalen und Bestrebungen der Menschheit ihre bedeutsamen Resultate und wird uns so auch in höherem Sinne zu einem Lichte, in dem wir die Wahrheit erkennen und zu einer Wahrheit, die ein helles Licht ausstrahlt. Vor allem erschließt sie unserer Einsicht den wahren Sinn und Gang des Lebens, indem sie (als eine interpres numinis divini)

alle Ereignisse als die Wirkung zweier Faktoren hinstellt, nämlich des menschlichen Willens und der ordnenden Hand der Vorsehung, und darauf hinweist, wie etwas wahrhaft Großes und Gutes immer nur dann ins Leben getreten ist, wenn der Mensch sich bei einem kräftigen Streben des Lichtes und des Segens aus der Höhe würdig machte.

Was ist der Menschen Klugheit, wenn sie nicht
Auf jener Willen droben achtend lauscht?
Goethe.

2) Als eine magistra vitae wirkt sie jedoch nicht allein aufklärend, sondern auch anregend.

a. Sie ermuntert uns durch erhabene Beispiele zur Nacheiferung in allem Würdigen und Schönen.

b. Sie warnt uns durch ihr strenges Gericht und durch die Hinweisung auf die verderblichen Folgen der Verkehrtheit vor aller Mißachtung der Vernunft und des Gesetzes.

c. Sie erweckt in dem einsichtsvollen und edelgestimmten Menschen das Bewußtsein, daß die Vorsehung auch auf seine Kraft und Mitwirkung gezählt hat. Wer in der Geschichte nicht dieses religiöse Element zu finden weiß, der hat an ihr keine lux veritatis und keine magistra vitae. Er ersieht aus ihr nur, wie Tote die Toten begruben. Er empfängt von ihr keine nachhaltige Begeisterung, nicht die Geduld in der Trübsal, nicht den unüberwindlich machenden Glauben an den Wert und an das Gelingen seines Werkes, ohne welches alles der Enthusiasmus wie ein Strohfeuer verflackert.

Schluß. Die Geschichte verdient es also, daß man sich ihren hohen Beruf in klaren Begriffen vergegenwärtigt und sie nicht mit einer phrasenhaften Lobrede abfertigt. Cicero hat wohl mit jenen Beinamen wirklich eine Fülle von ver-

schiedenen Beziehungen bezeichnen wollen, wenn sie einander auch in manchen Dingen berühren, und von seiner Achtung vor der Geschichte zeugt auch das bedeutungsvolle Wort:

Nescire, quid antea, quam natus sis, acciderit, id est semper esse puerum.

22.

Beschreibung eines Gemäldes, welches eine Szene aus Schillers Ballade „Der Taucher" darstellt.

Einleitung. Bilder, welche nach Dichtungen entworfen sind, haben meistens eine sehr zusammengesetzte Handlung zu ihrem Gegenstande und können daher an sich nicht ganz verständlich sein. Es muß genügen, daß sie den Inhalt des Gedichtes nach seinen Hauptmomenten veranschaulichen und die Wirkung desselben durch die Lebhaftigkeit der Darstellung erhöhen. Von besonderer Wichtigkeit ist dabei, wie Lessing im „Laokoon" gezeigt hat, die Wahl des rechten Augenblickes, in welchem sich die Handlung möglichst konzentriert.

Thema. Der Entwurf zu einem solchen Gemälde.

1) Die Szene. Unten in der ganzen Breite des Bildes und an der linken Seite bis zum fernen Hintergrunde das kochende Meer, welches die schaumbegrenzten Wellen an den Felsen emporschleudert. Das klippenvolle Ufer bildet einen Halbkreis mit vorspringendem Bogen. Oben in der Mitte die Hauptpersonen, rechts und links die Ritter und Frauen. Der Knappe ist bereit, sich zum zweiten Male in den Strudel zu stürzen.

2) Der König. Er hat den Becher wieder in die Flut geschleudert und die erhobene Hand deutet nach der Tiefe hinab. In seinem Gesichte liest man den Heldensinn, welcher ihn an solchen verwegenen Thaten Gefallen finden läßt und zugleich die kalte Strenge, mit der er gleichgiltig das Leben des Tapferen aufs Spiel setzt.

3) Die Prinzessin. Sie blickt mit liebevoller Angst zu dem Jünglinge hin, unschlüssig, ob sie ihn nicht zurückrufen solle. Er geht um ihren Besitz in den Tod, doch unternimmt er das Wagestück nicht, so können sie ebenfalls einander niemals angehören und es regt sich die Hoffnung, daß er auch zum zweiten Male die Gefahr bestehen werde, der sich niemand auszusetzen wagte.

4) Der Knappe. Er steht auf der Spitze der Klippe, den Fuß zum Sprunge vorgestreckt und im Begriffe, den Mantel abzuwerfen. Das feuchte Haar erinnert, daß ihn die Flut schon einmal verschlang. Er wendet noch einen Augenblick das Haupt zu dem Könige und zu der Prinzessin zurück. Sein ganzes Wesen drückt eine kühne Entschlossenheit aus, wiewohl er das Auge nur schüchtern zu dem herrlichen Preise erhebt, der ihm zu teil werden soll.

5) Die Zuschauer. Ein Teil der Frauen sieht mit Schrecken, daß sich das Spiel um Leben und Tod wiederholt, andere blicken voll Mitleid nach dem Paare. Die jüngeren Ritter geben mit lebhaftem Interesse ihre Bewunderung zu erkennen und ermuntern den Knappen mit Zeichen des Beifalls; die älteren scheinen mit ernstem Schweigen an den unglücklichen Erfolg des frevelhaften Beginnens zu denken oder äußern ihre Mißbilligung.

6) Der Himmel. Schwarze Wolken fliegen dahin und vermischen ihre düsteren Schatten mit dem Abendrot. Ein unheimliches Licht ergießt sich auf die Klippen und auf das grimmige Meer, als wollte es mit drohender Weissagung

von dem Frevel abmahnen: „Der Mensch versuche die Götter nicht!"

Schluß. Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!

23.

Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes.

Horat.

Einleitung. Es handelt sich hier um mehr, als um die Rusticatio der römischen Philosophen, welche zur Zeit der Staatsferien auf ihre Landhäuser hinauszogen, um sich da zu erholen und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu unterhalten.

Thema. Weshalb die Dichter mit solcher innigen Hingabe die Natur lieben.

1) Schon die malerische Schönheit ihrer Erscheinungen macht sie alle zu Freunden derselben. Die toten, einengenden Steinmassen der Städte und dagegen das beseelte, frische Leben in Wald und Feld. Die murmelnde Quelle, der sprossende Hain mit den munteren Sängern, die sanfte Pracht des Abendrotes, die brausende See: Dies

alles sind Gegenstände von unerschöpflichem Reize und sie bilden daher seit Jahrtausenden einen wesentlichen Bestandteil der Lyrik.

2) Die Natur hat zu dem Dichter aber auch ein sittliches Verhältnis. Unabweislich umschwebt ihn der Traum von einem Arkadien, das in dem goldenen Zeitalter die Heimat eines idyllischen Naturlebens und zugleich der Poesie war. Der Dichter flieht das banausische Treiben in den Städten, den Lärm des Marktes, die gemütsleere Konvenienz, die frevelhafte Üppigkeit der vornehmen Leute. Die Schäferdichtung des Blumenordens an der Pegnitz, die noch jetzt bei S. Geßner, Goethe und anderen nachklingt.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.

Schiller.

3) Die Natur ist dem Dichter die herrlichste Offenbarung Gottes, die unmittelbare Kundgebung seiner Macht und Liebe.

Dem kommenden Tage sagt es der Tag,
Die Nacht, die verschwand, der folgenden Nacht.
In alle Welt ergeht das Wort,
Jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd:
Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und seiner Hände Werk zeigt an das Firmament.

Haydn, „Die Schöpfung".

4) Die Natur ist die Schwester des Menschen. Das Leben beider unterliegt denselben Wandlungen und ihre

mannigfachen Erscheinungen korrespondieren mit der bewegten Seele des Dichters. Ja, seine Phantasie findet in ihr nicht bloß versinnlichende Beiwörter und anmutige Vergleiche, nicht bloß ähnliche Stimmungsbilder und gleichartige Szenen für jeden Kummer, jede Beseligung, jede Erhebung des Gemütes, sondern sie ist die mitfühlende, mitlebende Freundin, zu der er flüchtet, wenn er sich von allen Menschen verlassen glaubt.

„Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeit, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte." Goethe.

Schluß. Nur wenige besitzen das Talent, ihre Gefühle in wertvollen Liedern auszusprechen, doch können wir alle die Gefühle der Dichter teilen und wie leer und roh müßte ein Herz sein, in welchem die Stimme der Natur keinen Widerhall fände.

24.

Zwei Soldatenbriefe aus der Zeit der Freiheitskriege.

Einleitung. Die Geschichtsbücher stellen uns die Kriege meistens nur nach strategischen und politischen Gesichtspunkten dar, wobei die gemeinen Soldaten nur als Zahlen oder als Massen mit einem Kollektivnamen betrachtet werden können. Will man sich vergegenwärtigen, wie viel der einzelne im Kriege leidet und dem Vaterlande zum Opfer bringt, so muß man sich mitten unter die Scharen

versetzen und die Zustände von der allgemein menschlichen Seite ansehen.*) Man wird dann finden, daß der Dichter in „Wallensteins Lager" nur die Heiterkeit eines Festtages im Soldatenleben geschildert hat.

Thema. Inhalt der beiden Briefe.

A. Auf dem Marsche in Feindes Land.

1) Die einförmige, abstumpfende Lebensweise. Der Soldat ist Tag für Tag unterwegs. Die übermäßige Anstrengung, bei der auf Hitze, Regen ꝛc. keine Rücksicht genommen wird, betäubt den Geist und spannt den Körper ab. Man ist stets mit denselben Kameraden zusammen und die Unterhaltung erschöpft sich. Man hat selbst für das Neue, was die Städte, die Volkssitten, die Natur im fremden Lande darbieten, keinen Sinn mehr. Wie schmerzlich vermißt man die gewohnten Berufsgeschäfte, das trauliche Familienzimmer, den festen Herd in der teuren Heimat ꝛc.

2) Die schlechte Verpflegung und die Entbehrung aller häuslichen Bequemlichkeiten. Das Heer nennt man gut verpflegt, wenn es täglich Brot, Fleisch und Reis erhält. Wem würde zu Hause diese Einförmigkeit der Kost behagen? Wie mangelhaft ist die Zubereitung? Man kommt Wochen lang nicht aus den Kleidern heraus, übernachtet oft unter freiem Himmel. Wäsche, Stiefel, Kleider geraten nach und nach in den traurigsten Zustand. Waschwasser, ein Handtuch, Nadel und Zwirn lernt man als sehr kostbare Dinge schätzen. Das Blücher'sche Korps, welches den Weg bis zu den Thoren von Paris mit seinem Blute erstritten hatte, war nicht bloß durch die vielen

*) Mitteilungen solcher Art enthält C. v. Martens, „Vor fünfzig Jahren. Tagebuch meines Feldzuges in Rußland 1812" (1862).

Kämpfe, sondern auch dadurch, daß sein nie rastender Führer ihm keine Zeit zur Pflege ließ, in einen so kläglichen Zustand geraten, daß es die elegante Stadt wegen seines schlechten Aussehens nicht betreten durfte.*) Die Geschichte zählt gewöhnlich nur die Opfer, welche dem Kriege auf dem Schlachtfelde fallen, es werden aber weit mehr Menschen in den Lazaretten und durch die Strapazen der Märsche hinweggerafft.**)

3) Die feindselige Stimmung der Landleute und Bürger. Der Soldat sehnt sich einmal nach einem Obdach, nach einer ordentlich zubereiteten Speise; er will einen Tag wie ein Mensch leben. Schon längst war es nötig, den Reisebedarf zu ergänzen und auszubessern. Das abgezehrte treue Pferd soll sich auch einmal erholen und erquicken. Endlich wird das Heer in einem Städtchen und in den nahen Dörfen einen Ruhetag haben. Alles eilt mit freudigem Verlangen unter Dach. Da wird man mit Verdruß und stillem Grimme bewillkommt. Die Leute sind

---

*) „Die Truppen Bülows und Winzingerodes erschienen in glänzend schönen, neuen Uniformen, die Gesichter weiß und rot, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen, die Reiterei auf wohlgenährten Pferden. Dagegen stachen die Truppen Yorks, Sackens gewaltig ab: vom Bivouac geschwärzte, magere Gesichter, mit langen Bärten, aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in wenig kennbaren Uniformen, zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Beinkleidern, unangestrichenem Lederzeug und unpolierten Waffen; die Reiterei auf mageren, ungeputzten Pferden" (H. Beitzke, „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 u. 1814" [1855] III, 310).

**) Daselbst, II, 727. — Aus Württemberg zogen mit Napoleon 10,000 Mann Infanterie nach Rußland. Als sie im August am Dnepr ankamen, hatten sie noch kein Gewehr abgefeuert und doch war ihre Zahl durch Ruhr und Nervenfieber bereits um die Hälfte vermindert (Martens, S. 88).

zum Teil entflohen, die Lebensmittel beiseite geschafft. Man kann sich in der fremden Sprache nicht verständigen. Nichts ist ohne Drohungen und Gewalt zu erlangen. Der, welcher nur als Feind des Landes die Grenze überschritt, wird ein Feind der Menschen. Das Gefühl seines trostlosen Zustandes macht ihn grausam und räuberisch.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Notdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majestät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menschen? Nicht der Kält' und Nässe,
Nicht jeder Notdurft sterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schicksal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm, — wo er weggeht,
Verwünscht man ihn! Er muß sich alles nehmen;
Man giebt ihm nichts, und jeglichem gezwungen
Zu nehmen, ist er jeglichem ein Greuel.

Schiller, „Die Piccolomini" II.

B. Am Vorabende einer Schlacht.

1) Anzeichen, die das Bevorstehen eines Kampfes verkündigen. Das allmähliche Zusammenrücken der Truppen. Adjutanten eilen hin und her. Revision der Waffen, Ergänzung der Munition, Gefechte der Vorposten. Ferner Kanonendonner.

2) Die verschiedenartige Stimmung, in welche die Soldaten versetzt werden. Alles ist in Unruhe und Spannung; jedem steht nur die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des Todes vor Augen. Die bis dahin sorgsam erhaltene Habe, selbst Geld und Kleinodien haben keinen Wert mehr.

a. Die Weichherzigen denken mit Schwermut an die Heimat, sie klagen über ihr hartes Geschick, sie zürnen mit Bitterkeit über den Urheber des Krieges 2c.

b. Andere ergeben sich aus Verzweiflung einer leeren

Lustigkeit, einem trotzigen Nihilismus, oder sie geraten in die übelste Laune, sind mürrisch, schweigsam, haderſüchtig ꝛc.

c. Nur wenige sehen mit stiller Fassung dem Tode ins Auge. Sie ordnen nach Möglichkeit ihr Zeitliches. Der Abschied von dem Leben erhebt und läutert ihre Seelen. Sie verkehren freundlich und traulich mit allen Kameraden, guten und bösen, die mit ihnen vielleicht nicht mehr lange auf einem Wege sind.

3) Je näher aber der entscheidende Augenblick heranrückt, desto mehr tritt das persönliche Interesse, das eigene Leiden, die eigene Gefahr zurück. Alle Empfindungen werden zuletzt von dem allgemeinen Geiste der Tapferkeit und des Patriotismus verschlungen. Die Musik stimmt die Kriegslieder Körners an. Der Gesang brauset von Schar zu Schar. Mut, Glaube, Hoffnung nehmen der Trauer, dem Tode den Stachel und alles Irdische verzehrt sich in der Opferflamme der Begeisterung.

Schluß. O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!

Schiller.

25.

Erklärung des Gedichtes von Schiller: „Die Worte des Glaubens“ (1797).

Einleitung. Dieses Gedicht gehört im eigentlichsten Sinne zu der didaktischen Gattung. Es ist ihm keine Situation untergebreitet, es ist keine Begebenheit, nicht einmal eine Allegorie da, welche die Gedanken für die Phantasie veranschaulichte. Nur die Sprache enthält einige Bilder. Wir müssen jedoch den Satz, daß die Poesie hauptsächlich oder ausschließlich in der Einkleidung und Form zu suchen sei, nicht zu weit ausdehnen; wo sich Gedanken finden, welche uns über die Anschauung des Alltagslebens emporheben, wo diese Gedanken von dem Dichter mit einer innigen Mitbeteiligung seines Herzens ausgesprochen sind, da ist Poesie vorhanden, mag die Darstellung noch so schlicht und trocken sein. Das obige Gedicht bedarf der Erklärung, teils weil manches in ihm an sich dunkel ist, teils weil man sich seines Inhaltes nur bewußt wird, wenn man die Worte des Glaubens mit dem Wahne vergleicht, der zur Zeit seiner Abfassung herrschend war.

Thema. Erklärung der einzelnen Strophen.

Zweite Strophe.

(Über die erstere wird passender am Schlusse gesprochen.)

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.

1) Gemeinhin läßt man sich verleiten, hier an die sittliche Freiheit zu denken.*) Schiller hätte demnach gesagt:

*) In diesen Irrtum ist sogar M. W. Götzinger verfallen („Deutsche Dichter“ [1832] II, 364), dem daher die folgenden Zeilen der Strophe unverständlich waren.

wenn der Mensch auch in Ketten und Banden schmachtet, so ist keine Gewalt der Erde vermögend, ihn gegen seinen Willen etwa zu einem Widerruf, zu einem falschen Zeugnis, zu einer schlimmen Handlung zu bewegen. Die Blutzeugen der Kirche haben zur Genüge bewiesen, daß der Mensch diese Freiheit wirklich behaupten kann. — Bei einer solchen Auffassung fiele diese Strophe jedoch mit der folgenden zusammen, welche von der Befähigung zur Tugend, d. h. zur Ausübung der Vernunftfreiheit handelt.

2) Der Dichter spricht vielmehr von der bürgerlichen Freiheit. Der Mensch könne als ein mit Vernunft begabtes Wesen nicht eine Sache, nicht das Eigentum, nicht der Sklave seines Nebenmenschen sein. Er ist als Bürger des Staates dem Gesetze unterthan, aber nicht der Willkür eines Mitbürgers unterworfen, der ihn im Gebrauche der allgemeinen Menschenrechte einschränken, ihm etwa nach Belieben Frondienste auferlegen, ihm einen bestimmten Beruf oder eine Religion vorschreiben, oder ihn verstümmeln, verkaufen oder töten könnte. Daher sind in allen Staaten, die nach vernünftigen Prinzipien verwaltet werden, die Sklaverei, die Leibeigenschaft, die drückenden Feudallasten schon längst aufgehoben und man bemüht sich, durch den Ausbau der Verfassung die Ansprüche des niedrigsten Bürgers auf die Gleichheit vor dem Gesetze, auf eine gerechte Verteilung der Pflichten und Leistungen, auf einen verhältnismäßigen Anteil an der Gesetzgebung, solchen Privilegien gegenüber, die von alters her gesetzliche Kraft haben und augenblicklich nur durch eine Rechtsverletzung beseitigt werden könnten, zur Geltung zu bringen. Bis zur französischen Revolution hin wurde den unteren Ständen ein Recht auf die bürgerliche Freiheit nur in äußerst beschränktem Maße eingeräumt und niemand zweifelte daran, daß die Kinder der Leibeigenen wie der Sklaven schon durch ihre Geburt unfreie Menschen

seien. Der Dichter erklärt also mit jenen Worten, daß die Sklaverei keinem Menschen angeboren werde; daß ihm das Recht auf die Freiheit, welche ihm nach seiner menschlichen Natur zukommt, nicht abgesprochen werden dürfe, wenn auch seine Eltern in der härtesten Dienstbarkeit schmachteten.

3) Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!

Wenn der Pöbel einmal die Herrschaft an sich reißt, die Gesetzlosigkeit als die wahre Freiheit proklamiert und in seiner Thorheit und Raserei von der Freiheit den schlimmsten Gebrauch macht, so darf uns dies nicht zu dem Irrtume verführen, daß der gemeine Mann die Freiheit nicht ertragen könne, daß sie ihm selbst verderblich sei. — Dies war eine Ansicht, welche sich in der französischen Revolution zu bestätigen schien. Die amerikanischen Pflanzer verteidigten stets die Sklaverei mit der Behauptung, daß der Neger in der Freiheit nicht zu leben, nicht einmal sich zu ernähren verstehe. Doch Schiller selbst war in der Verzweiflung über den Gang der Dinge in Frankreich an der Befähigung des Volkes zum Genusse der politischen Freiheit irre geworden. Er läßt nicht nur den bedachtsamen Gordon die Meinung aussprechen, daß man den Menschen nicht seiner eigenen Mäßigung vertrauen dürfe, daß ihn nur das deutliche Gesetz und der Gebräuche tiefgetretene Spur in Schranken halte, sondern er selbst sagte später mit ruhiger Überlegung im eigenen Namen:

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn;
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

4) Das Wahre liegt in den Worten:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Die Machthaber, die privilegierten Stände dürfen nicht vor dem Bürger zittern, dem sie mit Gerechtigkeit und Vertrauen sein Maß der Freiheit zugestehen; sie haben nur vor der Rache, Wut und Unvernunft derer zu zittern, welche durch die Unterdrückung erbittert, plötzlich das Joch abschütteln, ohne für die Freiheit sittlich und politisch reif geworden zu sein, weil man sie durch den Ausschluß von allen Verhandlungen über die Angelegenheiten des Staates in der Unmündigkeit zurückgehalten hat.

Dritte Strophe.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.

1) Dies ist dem Anscheine nach ein ganz bedeutungsloses Wort. Wer zweifelt daran, daß man Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Liebe zur Wahrheit, zur Ordnung, zum Fleiße und andere Tugenden üben könne. Der Zusatz:

Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben!

macht die Sache noch schlimmer, da er dem Menschen so wenig Willensstärke zutraut oder zumutet.

2) Man muß aber bedenken, daß die französischen Philosophen, Voltaire, Helvetius, Holbach, im vorigen Jahrhunderte einen Skeptizismus aussäeten, der allen Glauben an die edele Natur des Menschen verzehrte. Ja, ein deutscher Dichter, der einen großen Kreis von Lesern beherrschte, ein Landsmann und Freund Schillers, nämlich Wieland, scheute sich nicht, mit jener skeptischen Philosophie zu liebäugeln. Er redete sich ein, daß das Gute, welches in der Welt geschehe, ebenso aus angeborenen Neigungen, aus einer gewissen Liebhaberei, aus Eitelkeit, aus dem Zusammenwirken günstiger Umstände hervorgehe, wie das Schlimme aus anderen, gleich-

falls von dem Willen des Menschen unabhängigen Trieben und Umständen entstehe. Die sogenannten Ideale seien ein Hirngespinst, der sittliche Enthusiasmus ein krankhafter Wahn, eine Selbsttäuschung. Solche Grundsätze behagten den zahlreichen Hedonikern jener Zeit. Man konnte mit ihnen seinen vergnügungssüchtigen Schlendrian rechtfertigen, die Verbindlichkeit zur Selbstbeherrschung, zur angestrengten Thätigkeit, zu allen Opfern, welche das Gute fordert, ablehnen; ja man konnte mit ihnen das drückende Gefühl, welches die hervorragende Würde tüchtiger Männer dem trägen Weichlinge einflößt, beseitigen. — Ist nicht die Welt noch heute mit solchen Hedonikern überfüllt und schmeichelt sich nicht so vielen der aufgewärmte Materialismus einiger neueren Naturforscher ein, welche die freie Selbstbestimmung des Menschen leugnend, das Gute und das Böse zu einer Sache des Temperamentes, der natürlichen Beschaffenheit der Nerven, des Gehirnes und des Blutes machen? Solchen Verirrungen gegenüber hat das feste Glaubenswort des Dichters ein großes Gewicht:

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben.

3) Die Vernunft hatte damals auch noch den praktischen Unglauben der Frommen zu bekämpfen. Diese zweifelten nicht wie die theoretischen Skeptiker an der Freiheit des Willens und an der Verpflichtung zur Tugend. Sie meinten jedoch, da selbst der edelste und kraftvollste Mensch sich nicht immer auf dem rechten Pfade behaupten könne, so müsse ein allgemeines Verderbnis die menschliche Natur ergriffen haben und sie sei zum Guten unfähig geworden. In ihrer Verzagtheit betrachteten sie das Streben nach der Vollkommenheit beinahe als ein Werk der pelagianischen Selbstgerechtigkeit. „Die menschliche Natur sei durch den Sündenfall dergestalt verdorben, daß auch bis in ihren innersten

Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, weshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe."*) Ihnen galt also die Tugend zwar nicht für einen leeren Schall, sie waren vielmehr davon durchdrungen, daß dieselbe in aller Lauterkeit und Erhabenheit unter den Menschen herrschen sollte. Sie machten jedoch keinen Versuch, sich ihr im Dienste der Menschenliebe zu nähern, da man allein durch die Empfindung und Anerkennung seiner vollkommenen Ohnmacht und Nichtigkeit zum Heile gelangen könne und verbrachten ihre Tage in einer unthätigen Buße, finsteren Weltverachtung und unter Gebeten um die Gnade Gottes und Christi. Ihnen ruft Schiller zu: sie möchten von dem Menschen besser denken. Ob er schon aus Schwachheit fehlt, so ist die Tugend für ihn nicht gänzlich verloren,

Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.

4) Von jeher haben sich Philosophen und Religionslehrer bemüht, das oberste Prinzip der Moral zu ergründen und dasjenige festzustellen, was uns verpflichtet und antreiben soll, den Geboten der Tugend zu folgen.

Man fragt sich: aus welchem Beweggrunde soll ich das Gute thun? Der Stoiker antwortet: weil dies der Natur gemäß ist; der Epikureer: weil du dir damit die Annehmlichkeit der Gemütsruhe verschaffst. Die mosaische Religion macht hauptsächlich die Erwägung des Lohnes und der Strafe, die Verheißungen und die Drohungen Gottes zu den Motiven unseres sittlichen Verhaltens. Das Christentum ergänzte und veredelte dieses Prinzip. Aber auch später haben die Philosophen noch immer geglaubt, hier eine Lücke ausfüllen zu müssen;

*) Goethe, „Werke" (1829) XXVI, 307.

es möge nur an den Grundsatz erinnert werden, mit welchem Kant die Kinder des Hauses wieder zu Knechten erniedrigte.*) Der einfache Mensch mit seinem kindlichen Herzen weiß sehr wohl, was kein Verstand der Vernünftler erkennt; er kommt mit seinem Katechismus aus. Denn das allein wahre, das lauterste, das echt christliche Moralprinzip, welches auch Luther der Erklärung jedes Gebotes voransetzt, nämlich: Wir sollen Gott fürchten und lieben, es hat sich in den Tagen des ersten geistigen Erwachens der jungen Seele unvertilgbar eingeprägt. In der Ehrfurcht vor Gott, in der Liebe zu ihm, der der Inbegriff des Guten und der Vater der Menschen ist, liegt unsere Verpflichtung zu der Befolgung seiner Gebote, aus ihnen fließt die Gesinnung, welche allein die Tugend zur Tugend macht. Was die Weltweisen auf ihren Wegen suchen und nicht finden,

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Vierte Strophe.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

1) Der Dichter spricht seine feste Überzeugung von dem Dasein Gottes aus, in dessen Wesen die Heiligkeit und die Weisheit, die höchsten Ideen, ein persönliches Leben haben.

---

*) Schiller, „Werke" (1825) XVII, 219. Der Dichter stellte dem kalten Imperativ des Philosophen auch die Kunst gegenüber, welche die sittlichen Neigungen veredelt:

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit.

Daselbst, I, 172.

Er tritt damit den Atheisten jener Zeit entgegen, zugleich auch den Pantheisten, welche sich damals die Gottheit gern als eine in der Natur waltende und mit der Materie verbundene Weltseele vorstellten. Denn nach seinem Glauben ist die Gottheit dem Umkreise, in welchen Zeit und Raum alles Endliche gebannt haben, entrückt, ein außerweltliches, persönliches Wesen, das allem Erschaffenen die Seele einhaucht und die Entwickelung der Dinge nach Gesetzen ordnet, aber nicht selbst als Seele und Gesetz in sie eingeschlossen ist.

2) Den folgenden Satz

Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist,

kann man nicht auf den Menschen beziehen, dessen Geist durch den Glauben an Gott, durch den alleinigen Hinblick auf das Ewige zur Klarheit, Ruhe und Festigkeit gelangt sei. Der Zusammenhang zeigt, daß hier die Gottheit selbst als das Unveränderliche mit dem wechselvollen Spiel des menschlichen Lebens in einen Gegensatz gestellt ist. Die alltägliche Erfahrung und die Weltgeschichte führen uns den Menschen in einem ewigen Schwanken zwischen Wahrheit und Irrtum, Edelmut und Niedrigkeit vor; in den Schicksalen der einzelnen und der Völker wechseln beständig ein Aufblühen und Hinwelken, ein Kommen und Schwinden. Daher verfielen die Skeptiker der älteren und neueren Zeit in den Wahn, daß nur der schadenfrohe Dämon des Zufalls mit dem Menschengeschlechte sein Spiel treibe, daß der Mensch nur Gefühl und Vernunft empfangen habe, um seine Unglückseligkeit desto schmerzlicher zu empfinden. „Diese traurige Klage hat die ganze Oberfläche der Weltbegebenheiten für sich; daher mir mehrere bekannt sind, die auf dem wütenden Ozeane der Menschengeschichte den Gott zu verlieren glaubten, den sie auf dem

festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalme und Staubkorne mit Geistesaugen sahen und mit vollem Herzen verehrten. Im Tempel der Weltschöpfung erschien ihnen alles voll Allmacht und gütiger Weisheit; auf dem Markte menschlicher Handlungen hingegen, zu welchem doch auch unsere Lebenszeiten berechnet worden, sahen sie nichts als einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste ohne eine fortgehende gütige Absicht."*)

3) Doch die Überzeugung, daß über der auf- und niederwogenden Flut der zeitlichen Dinge ein heiliger, weiser Wille waltet, der jedem Streite der Leidenschaften unzugänglich, bei allem Wechsel der Erscheinungen unabänderlich beharrend, alles Irdische, was die Seele in Sorge und Kummer versenkt, herrlich hinausführt, entreißt uns der Verzweiflung. Blicket aufwärts! Aus der unermeßlichen Bläue leuchtet in stiller, erhabener Ruhe der feste Polarstern hernieder, welcher Klarheit, Frieden und Freude in unsere Herzen strahlt.

Der Anfang und die Schlußstrophe.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

Im Eingange wurden drei inhaltschwere Worte angekündigt, sie sind jetzt genannt, ihr Sinn ist erklärt; der

*) Herder, „Philosophie und Geschichte" VI, 277. — Man nahm an, daß die Schöpfung der Sichtbarkeit, wenigstens die schlechtere Hälfte derselben, gar nicht von Gott, sondern von Luzifer ausgegangen sei (Goethe, „Werke" XXV, 214).

Dichter wiederholt sie mit Nachdruck, nachdem er ihre Bedeutsamkeit für unser Leben und Handeln erwiesen.

1) Der Glaube an die Freiheit, an die Tugend, an Gott bedingen den Wert des Menschen. Wer sich die Befugnis beilegt, seine Brüder als Sklaven zu behandeln oder selbst in knechtischem Sinne auf die Freiheit, auf die Menschenrechte verzichtet, wer die sittliche Selbstbestimmung leugnend oder an der Kraft des Willens verzweifelnd, das Streben nach dem Guten als eine thörichte, vergebliche Sache aufgiebt, wer ohne den Anschluß an Gott als ein Fragment der Sinnenwelt in dem Chaos der streitenden Elemente umtreibt, der ist ein verlorener Mann.

2) Jene Worte stammen aber nicht von außen her; sie können uns weder durch die Betrachtung der Welt, noch durch die Belehrung anderer in das Herz gepflanzt werden. Wenigstens behauptete die damals kritische Philosophie, daß das, was über die sinnliche Wahrnehmung hinausgeht, sich aller menschlichen Erkenntnis entziehe. Doch wenn dies wirklich der Fall ist, so giebt uns das eigene Herz von ihnen Kunde. Ein unmittelbares Wissen, der Instinkt der Vernunft, das natürliche Gefühl, der Glaube sagt uns Der Mensch ist zur Freiheit geschaffen, er soll und kann in der sittlichen Entwickelung seine Bestimmung sehen und über uns waltet der lebendige Gott.

26.

Der Schiffbruch des Äneas, nach Vergil.

(Än. I, 81—207.)

Einleitung. Homer erzählt meistens mit einfachen Worten, Vergil hingegen liebt einen glänzenden und erhabenen Ausdruck. In der Ilias (XXII, 93—95) erwartet zum Beispiel Hektor den Angriff Achills,

So wie die Schlang' in der Schlucht des Gebirgs vor dem Manne nicht weichet;
Satt von der Kräuter Gift und von furchtbarem Zorne ergriffen,
Blickt vielmehr an der Schlucht sie sich windend ihm schrecklich entgegen.

Die Äneis (II, 471—475) wendet dasselbe Gleichnis auf Pyrrhus an und schmückt es mit einer malerischen Beschreibung des Aussehens und der zornigen Bewegung der Schlange. Der junge Held erscheint im Schimmer der Waffen,

So wie die Schlange, die jetzt, nachdem sie von giftigen Kräutern
Satt und geschwollen sich barg in dem kalten Boden des Winters,
Von sich streifend die Haut, in dem frischen Glanze der Jugend
Und mit erhobenem Hals den schlüpfrigen Leib an das Licht zieht,
Steigend empor dann zischt mit dreifach gespaltener Zunge.

Vergil ist daher vorzüglich glücklich in der Schilderung großartiger Ereignisse.

Thema. Der Schiffbruch des Äneas.

1) Wo sich Äneas mit seinen Gefährten anbauen sollte und wie weit sie bereits gesegelt waren. Die Flüchtlinge hatten schon die Ostküste Italiens begrüßt (III, 522—524) und waren dann, den Schrecken der Scylla und Charybdis ausweichend, um die Südseite

Siziliens gefahren (III, 684—708). Bei Drepanum überfiel sie der Sturm.

2) Weswegen Juno die Trojaner haßte und ihre Ansiedelung in Italien hintertreiben wollte. Das Urteil des Paris hatte sie tödlich beleidigt. Außerdem war sie die Nationalgöttin der Argiver und Karthagos, dem von den Nachkommen des Äneas der Untergang drohte (I, 11—27).

3) Der Sturm und das Schicksal der Flotte.

Die Wut der Winde. Die empörten Wogen. Regen, Finsternis, Blitze (I, 81—91). Die Klage des Äneas (92—101). Das Schiff, auf dem Äneas selbst fährt, wird ein Wrack (—107). Drei Schiffe werden auf verborgene Klippen geworfen (—109), drei andere auf eine Sandbank getrieben (110—112), eins verschlingt der Abgrund (113—117). In andere dringt die Flut durch die gelösten Fugen (120—123). Schwimmende Trümmer, Waffen ꝛc.

4) Wie Neptun das Meer beruhigte.

Er bedroht die Winde und Äolus (132—141). Die Wellen ebnen sich. Die Sonne verscheucht die Wolken. Er bringt mit Cymothoe und Triton die Schiffe von der Sandbank ab (142—146). Das Gleichnis (148—156).

5) Wie Äneas seine Gefährten ermutigte.

Sieben Schiffe, nämlich das, auf welchem sich Äneas befand, und die sechs, welche auf den Klippen und auf der Sandbank festgesessen, gelangen an der libyschen Küste in einen sicheren und lieblichen Hafen. Die Trojaner steigen ans Land und erquicken sich an einem Feuer mit Speise und Wein (157—197). Äneas heißt sie bedenken, a) daß sie schon schwereres Unglück überstanden haben, b) daß die Erinnerung an diese Not ihnen künftig einmal angenehm sein werde und c) daß die Verheißung, in Latium solle Troja einst wieder aufblühen, jedenfalls in Erfüllung gehen

werde (198—207). — Die Flotte hatte aus zwanzig Schiffen bestanden (I, 371). Venus teilt dem Äneas mit, daß (außer jenen sieben) noch zwölf erhalten seien (I, 393—400). Es war also nur eins untergegangen.

Schluß. Wir sollen die fremden Dichter auch zu dem Zwecke lesen, daß wir uns durch eine angemessene Übertragung in dem Gebrauche unserer eigenen Sprache fördern und eines edelen volltönenden Ausdrucks mächtig werden; in der höheren Schreibart ist aber Vergil so musterhaft wie Cicero in der Prosa.

Anmerkung. Man erwartet nicht eine Übersetzung, noch weniger einen Auszug, sondern vielmehr ein Referat über die Darstellung des Dichters, das einmal mit Genauigkeit die Gliederung der Erzählung und der Schilderungen angiebt und ferner in gehobener Sprache den Vortrag des Vergil auf eine freie Weise nachbildet.

27.

Über das Verhältnis der inopia und der abundantia zur Entwickelung der Künste.

Einleitung. Sollte der Mensch wirklich, wie manche Geschichtsbücher angeben, die ersten Erfindungen den Tieren abgesehen haben? Lehrte ihn etwa eine Krähe, die auf einem schwimmenden Baumstamme saß, den Kahn erfinden, veranlaßte ihn das Lied des Vogels sich im Singen zu versuchen? Unmöglich kann man behaupten, daß die Natur ihrem vollkommensten Geschöpfe einen minder entwickelten Instinkt verliehen habe als dem Tiere, welches sich nach dem ganzen Umfange seiner Bedürfnisse selbst zu helfen weiß, und nicht

nur der Biber erhielt Witz genug, sich eine Wohnung zu bauen, sondern auch der Mensch. Gewiß ist aber, daß besondere Übelstände und Bedürfnisse den Menschen zum Gebrauche seiner Kraft, zum Nachsinnen und Erfinden anregen müssen und so ist nach dem alten Spruche die inopia die inventrix artium gewesen. — Scheinen jedoch nicht manche Künste, z. B. Malerei, Skulptur mehr eine Erfindung der abundantia zu sein? Giebt nicht oft erst die höhere Ausbildung den Erfindungen ihren Wert und sollte auch diese ein Werk der inopia sein? Vielleicht will man der inopia nur diejenigen Künste zuweisen, welche die Beschaffung sinnlicher Bedürfnisse bezwecken. Hat aber nicht auch der ärmste Wilde seine Poesie? Es ist hier offenbar vieles zu bedenken und nur eine sorgsame Unterscheidung kann zu einem festen Ergebnisse führen.

Thema. Über den Anteil, welchen die inopia und die abundantia an der Entwickelung der Künste haben.

A. Vorbereitende Erklärungen.

1) Wir machen einen Unterschied zwischen den mechanischen und den schönen Künsten. Die mechanischen Künste haben den Zweck, für die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen zu sorgen. Sie bauen ihm eine Wohnung, bestellen den Acker, schmieden Geräte und Waffen, bereiten Bekleidungsstoffe. Sie fördern allerdings auch das geistige Leben, aber nur mittelbar, indem sie in den Dienst der Wissenschaften und der höheren Künste treten, ihnen Materialien, Werkzeuge und dergl. liefern.

2) Will man genauer verfahren, so kann man von den mechanischen Künsten noch das bloße Handwerk absondern. Die Schuhmacher, Schneider, Stellmacher zählt man nicht mehr zu den Künstlern. Erfordert dagegen ein Gewerbe

eine reifere Verstandesbildung, ein sinniges Nachdenken, mancherlei wissenschaftliche Fachkenntnisse, ein geübtes Auge, eine besondere Geschicklichkeit der Hand und ist es höheren Bildungszwecken dienstbar, so spricht man mit Recht nicht mehr von einem Handwerk. Der Maschinenbauer, der Optikus, der Lithograph, der Orgelbauer ꝛc. gehören zu den Künstlern, wiewohl natürlich auch nur noch zu denen, welche den mechanischen Künsten obliegen.

3) Schön ist nach Kant dasjenige, was an sich gefällt und Wert hat, ohne daß es einem sinnlichen Bedürfnisse dient. Die schönen Künste stellen Gedanken und Empfindungen, die sich über die niedere Sphäre des alltäglichen Lebens erheben, in anmutigen und erhabenen Gestalten dar. Ihre Werke verfolgen keine andere Absicht, als durch ihren Inhalt Geist und Herz zu erfreuen oder zu rühren und durch ihre Form der Phantasie und den Sinnen zu gefallen. Solche Künste sind vornehmlich die Poesie, die Musik, die Malerei, die Skulptur.

B. Das Verhältnis der inopia und der abundantia zu den mechanischen Künsten.

1) Das sinnliche Bedürfnis hat den Grund zu den mechanischen Künsten gelegt. Der Mensch braucht zu seinem Bestehen ein Obdach, Nahrung, Kleidung: ein Handwerk wurde nach dem andern ausgebildet. Bleibt ein Volk arm, so erhält die inopia das Handwerk auf der niedrigsten Stufe.

2) Der Wohlstand vermehrt die Bedürfnisse ins ungeheure; er gewährt die äußeren Mittel und die Bildung, ihnen zu genügen. Man will neben dem Nützlichen das Bequeme, die Erleichterung der Arbeit ꝛc. Welcher Unterschied zwischen der Zelthütte, der Bastdecke, dem Rindenboote des Indianers und einem fürstlichen Schlosse, einem Kaschmir-

schawl, einem Dampfschiff! Die Druckerei, das Fernrohr, das Mikroskop werden die Gehilfen der Wissenschaften. So bewirkt die abundantia, daß sich das Handwerk zu den mechanischen Künsten verfeinert.

3) Die abundantia veranlaßt ferner ein Zusammenwirken der mechanischen und der schönen Künste, indem sie von den letzteren für die Gegenstände des alltäglichen Bedürfnisses mancherlei Zierat entlehnt und oft erscheint alsdann die Rücksicht auf das bloße Bedürfnis als etwas ganz Untergeordnetes. Sehen wir einen kostbaren Pokal, der reich mit plastischem Bildwerk geschmückt ist, so fällt uns kaum ein, daß man aus demselben auch trinken könne. Für die herrliche Figur von Alabaster, welche eine Stutzuhr trägt, wäre, wenn es sich bloß um das Bedürfnis handelte, vielleicht ein Nagel in der Wand ein genügender Ersatz.

C. Verhältnis der inopia und der abundantia zu den schönen Künsten.

1) Die schönen Künste entspringen einem geistigen Bedürfnisse, das sich nicht erst mit dem Wohlstande einstellt; denn der Sinn für das Schöne ist dem Menschen angeboren und regt sich unter den dürftigsten äußeren Verhältnissen. Das Fenster der ärmlichsten Hütte hat seine Scherben mit Blumen, das Bauer mit einem Singvogel. In dem kleinen Krautgarten findet sich immer noch ein Plätzchen für einen Fliederstrauch, für eine Kürbislaube ꝛc. Der Wilde, für welchen der buntfarbige Kattun eine zu teure Ware ist, bemalt wenigstens seinen Körper. Er musiziert auf der Trommel und der Muschel. Er schnitzt seltsame Tierszenen in seine Waffen. Die Pfeife wird mit Bändern, Korallen, Federn und Skalps geschmückt. Er führt mimische Tänze auf. — Heißt also inopia überhaupt so viel wie

Bedürfnis, so hat sie auch die schönen Künste erfunden. Doch tritt sogleich eine Einschränkung hinzu, wenn wir die inopia nicht auf unbefriedigte Triebe des Geistes, sondern, was wohl in dem alten Spruche gemeint ist, auf die äußere Dürftigkeit und den Kampf mit der Not beziehen sollen.

2) Diese inopia wird den Sinn für das Schöne nicht ganz unterdrücken, aber sie läßt die Regungen des Kunsttriebes zu keiner Entwickelung kommen. Am besten gedeiht bei armen Völkern noch die Poesie, namentlich das Epische und Lyrische, da das Wort sich aus der Luft, dem billigsten und bildsamsten Kunstmateriale formt. Erst wenn die abundantia, der Wohlstand, ein Volk der Sorgen überhebt, ergiebt es sich mit Freude den Interessen des Geistes. Der hungernde Vogel singt nicht, nur das Gefühl des Behagens strömt in Liedern aus. Die wachsende Einsicht in den Wert der Wissenschaften und Künste nötigt zu einem immer größeren Aufwande. Monumente, Kunstsammlungen, Akademieen, stehende Theater ꝛc. kosten ungeheure Summen. Es befestigt sich die Ansicht, daß die Sorge für sinnliche Bedürfnisse sich zwar auf eine notwendige Bedingung des Lebens richtet, die geistigen Bedürfnisse jedoch den wahren Zweck desselben in sich fassen und daher nie zu teuer bezahlt werden. Denn das physisch Unentbehrlichste ist für den Menschen nicht das Wichtigste. Was wäre unentbehrlicher zum Leben als die Luft, aber atmen heißt nicht leben.

3) Die abundantia kann indessen den Künsten auch gefährlich werden. Der Luxus verwandelt den Sinn für das Schöne in eine leere Vergnügungssucht und Prachtliebe. Die Scheu vor dem Denken bringt das ernste Drama in Verfall, man liebt den bequemeren Genuß der Oper und des Balletts. Das Epos mit seinen strengeren

Formen macht dem Romane Platz. Man schmückt den Prachtbau mit Statuen und Gemälden nicht um ihrer selbst willen, sondern um seinen Reichtum zur Schau zu stellen. Die Kunst selbst wird von dem Verderbnis angesteckt, wenn in ihr nicht mehr das Schöne, sondern das Unterhaltende, Effektvolle, Glänzende herrscht, wenn sie nur das zu schaffen sucht, was nach den Launen der Mode gerade am besten bezahlt wird.

Schluß. Der Mensch handelt niemals ohne ein anregendes Bedürfnis und in diesem Sinne ist also die inopia die inventrix aller Künste, der schönen wie der mechanischen. Ärmliche Lebensverhältnisse, die auch mit dem Worte inopia bezeichnet sein könnten, halten jedoch selbst das Handwerk in einer unentwickelten Kindheit zurück und die höhere Ausbildung der Künste, welche schon ohne die Unterstützung der Wissenschaften kaum denkbar ist, haben wir nebst den letzteren allein der abundantia zu verdanken.

28.

Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.
Schiller.

Einleitung. Die heilige Schrift nennt den Teufel den Vater der Lügen und stellt damit die Wahrhaftigkeit an die Spitze der Tugenden. Mit dem ersten Fehler, der in das Herz des Kindes den Zugang findet, sucht sich auch sogleich die Lüge einzuschleichen. Wer bei dem festen Vorsatze bleibt, sich stets zu zeigen, wie er ist, seine Handlungen weder zu verschweigen noch anders darzustellen als sie gewesen, der hat schon aus äußeren Gründen an dieser herrlichen Gewohnheit einen kräftigen Schutz gegen die Versuchung, denn

er wird die Fehler, deren übele Folgen er durch keine Unwahrheit abzuwenden entschlossen ist, mit derselben Seelenstärke vermeiden, und wie tief jemand gesunken sein mag, so lange er fähig ist, die Wahrheit einzugestehen, darf man zu seiner Besserung Vertrauen haben. — Das Thema handelt jedoch nicht davon, daß der Mensch im Bekenntnisse der eigenen Fehler wahrhaftig sein soll, sondern es bezieht sich darauf, daß die Wahrhaftigkeit uns auch verpflichtet, anderen ihre Fehler vorzuhalten und mit Freimütigkeit zu sagen, was uns an ihrem Wesen und Betragen, an ihren Ansichten und Handlungen mißfalle. Es scheint so leicht, diese Art der Wahrhaftigkeit zu üben und der Hang, über andere zu urteilen, sie zu hofmeistern, ihnen Vorwürfe zu machen, ist auch unter den Menschen so ausgebreitet, daß man eine Ermunterung dazu für höchst überflüssig und schädlich halten sollte. Gleichwohl ist es nach jenen Worten Philipps von Spanien kaum möglich, jemand zu finden, der offen die Wahrheit redet. Freilich machen wir auch die Erfahrung, daß der König selbst, als ihm der Marquis Posa ohne Rückhalt ein Gemälde von seiner menschenfeindlichen Regierungsweise entwirft, für die Wahrheit taub ist.

Thema. Daß es Menschen giebt, die für andere keine Wahrheit haben; daß aber auch für manchen die Wahrheit nicht vorhanden ist, obgleich er sie hört.

A. Wer sich scheuen wird, anderen seine Meinung über sie zu erkennen zu geben.

1) Derjenige, welchem ein Vorteil, den er erlangen oder verlieren könnte, höher als die Wahrheit steht. Der Schmeichler erhebt auf eine feine oder plumpe Weise die Vorzüge seines Gönners, wenngleich er sehr wohl weiß, daß dieselben nicht ein solches Lob verdienen.

Er hütet sich, auch nur das Geringste gegen die Behauptungen desselben vorzubringen und will lieber der Vernunft Hohn sprechen, als auch nur durch einen bescheidenen Einwand Mißfallen erregen. Rosenkranz und Güldenstern finden die Wolke einem Kamel, einem Wiesel, einem Walfisch und allem ähnlich, was Hamlet nur zu nennen Lust hat. König Philipp ist so gewohnt, in seinen Hofleuten nur Heuchler und Augendiener zu sehen, daß er selbst die unumwundene Freimütigkeit des Marquis für nichts anderes als für einen Kunstgriff der Schmeichelei hält. Dabei handelt es sich vielleicht nicht einmal um einen erheblichen Vorteil, der den Abfall von der Wahrheit wenigstens erklärlich machte, sondern etwa um eine Einladung zu einem fetten Bissen, zu einer Kartengesellschaft und dergl.

2) Mancher schweigt aus Bequemlichkeit, Liebe zum Frieden, Gutherzigkeit oder auch aus Feigheit. Es geht ihn nichts an, wenn jemand in seiner Gegenwart eine thörichte Behauptung aufstellt und was schlimmer ist, er schweigt, wenn heilige Wahrheiten angegriffen werden, wenn man über rechtschaffene Menschen mit einer lieblosen Verblendung urteilt, ja, wenn der eigene Freund im Begriff ist, einen Irrweg einzuschlagen. Er mag mit niemand in Händel geraten und keinem wehe thun. Andere sind nicht so gutmütig, namentlich wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiele stehen, aber sie begnügen sich, in ihrem Kämmerlein zu murren oder ihren Ärger an den Hausgenossen auszulassen und sind zu feige, am rechten Orte, wo man ihre Wünsche vielleicht nur aus Unkenntnis derselben nicht berücksichtigt hat, ein Wort zu sagen. Wie mancher Landpfarrer hat es zu beklagen, daß die Väter der Gemeinde ihn bei der Beratung glauben lassen, sie seien mit seinen Vorschlägen vollkommen einverstanden und nachher im Wirtshause über die Neuerungen Lärm machen.

B. Für wen es keine Wahrheit giebt, auch wenn er sie vernimmt.

1) Unverständige, eitele und eigensinnige Menschen lassen sich nicht überzeugen. Sie sind der Unfehlbarkeit ihres eigenen Urteils gewiß und daher nicht von einer vorgefaßten Meinung abzubringen. Sie können auf die Gründe, die man anführt, nichts entgegnen und geben dennoch nicht die Schlußfolgerung zu, sondern wiederholen ihre Behauptung, so daß man wieder von vorn anfangen müßte.

Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.

Sprüche Salomonis.

Wie oft geschah es, daß der Heiland den Pharisäern „das Maul stopfte", aber sie gaben ihre Irrtümer nicht auf, sondern hielten lieber einen Rat, wie sie ihn griffen und töteten.

2) Am wenigsten sind unabhängige Leute, welche jeden entbehren können, für die Wahrheit empfänglich. Sie sind gewohnt, recht zu haben, weil ihnen selten die übelen Folgen eines Irrtums fühlbar wurden und weil sie in ihrer Umgebung, die von ihrer Gunst abhängig ist, nur ein gehorsames Schweigen oder Bewunderung vernehmen. Philorenus, der es sich unterstand, die Verse des Tyrannen Dionysius I. nicht schön zu finden, mußte in die Steinbrüche wandern. Diesen Despotismus haben wir jedoch nicht bloß auf den Thronen zu suchen, er kann in der engsten Werkstatt herrschen und ist ebenso in den republikanischen Volksversammlungen zu Hause. Welche Kämpfe hatten die atheniſchen Redner mit der vielköpfigen Autokratie der Menge zu bestehen, bis sie, wenn dies überhaupt gelang, das Vernünftige durchsetzten. Gemeinhin hört die Mehrzahl nur auf das, was ihrer Eigenliebe schmeichelt. „Wir müssen

nie wünschen, daß solche Freistaaten, wie die von Athen, Lakedämon und Syrakus wieder aufleben; sie würden das entsetzlichste Unglück des Menschengeschlechts sein." (Moritz Arndt.)

Schluß. Oft bewirken Ärger und Hadersucht, daß jemand einem anderen die Wahrheit sagt. Einer Wahrhaftigkeit dieser Art können wir jedoch durchaus nicht das Wort reden, weil sie stets das Verlangen einschließt, auf eine rücksichtslose Weise zu verletzen. Dem vernünftigen Menschen ist es nur um die Sache zu thun. Wie freimütig und fest er andern gegenüber sein Urteil geltend macht, seine Worte werden deutlich zeigen, daß er nicht wehe thun, sondern das Gute fördern will. So laßt uns, haben wir eine Wahrheit zu hören, solche Worte mit dem willigsten Herzen aufnehmen, und haben wir jemand die Wahrheit zu sagen, auch selbst nur solche Worte wählen.

29.

Lebensgeschichte eines Pferdes.

Einleitung. An einem heiteren Sommertage fährt eine Gesellschaft von vornehmen Leuten auf das Land. Die Wagen halten an einem Gasthofe. Mutige, reichgeschmückte Pferde. Seitwärts steht auch ein Sandkarren mit einem magern, alten Gaul, der das Gras am Wege abrupft. Er wird von den jungen, übermütigen Rossen verlacht und geschmäht. Nach einer Weile entgegnet er mit wehmütigem Ernste: Schämt euch dieser elenden Witze. Noch ist nicht aller Tage Abend gekommen. Einst wird vielleicht mancher von euch nicht mehr sein, als ich jetzt bin, während er in seiner besten Zeit nicht das gewesen ist, was ich vormals

war. Spöttischer Unglaube, Neugierde, Teilnahme. Man will seine Schicksale hören.

Thema. Was das Pferd erlebt hat.

1) Als Füllen. Erinnerung an den herrlichen, sehr geräumigen Weidegarten mit der weichen, dichten Grasflur, dem klaren Bache, den schattigen Büschen. Das angenehme Umherschlendern mit einer Anzahl Kameraden. Der stundenlange Wettlauf rings um den Garten. Der Amtsrat, ein kleiner, freundlicher Mann, sorgte für seine Füllen mit der größten Achtsamkeit. Seine Frau sagte ihm manchmal im Scherze, daß ihm seine Kinder nicht so am Herzen lägen. Bei jedem Unwohlsein wurde der Tierarzt geholt, obgleich er selbst den Rohlwes und Wagenfeld auswendig konnte. Täglich besuchte er wenigstens einmal den Weideplatz. Bisweilen brachte er einige Freunde oder auch seine ganze Familie mit. Wir wurden der Reihe nach gemustert, gelobt, gestreichelt. Ich war der Liebling der Kinder und sah dieselben auch gerne. Den kleinen Mädchen nahm ich ein Stückchen Zucker aus der Hand und machte mir dann den Spaß, sie durch einen Bocksprung zu erschrecken. Die Knaben, welche so klug sein wollten, mich zu fangen, lockte ich wie ein Schmetterling durch den ganzen Garten bis zum Bache hin und wenn sie dann schon nach meiner Mähne griffen, flog ich wie ein Vogel hinüber. Zu der Familie gehörte noch ein Bruder des Amtsrates, ein etwas verkommener Litteratus, vor dessen großer Brille wir uns nicht wenig fürchteten. Dieser war ein eben solcher Enthusiast wie sein Bruder. Er schrieb seit Jahren an einem Werke über das Roß (Equus caballus) in naturhistorischer, kulturhistorischer und poetischer Hinsicht. Er hatte zwar in seinem Leben auf keinem Pferd gesessen und mochte an Erfahrung ein ganzer Laie sein. Wenigstens lachte ihn der Amtsrat manchmal aus, so z. B. als er

bei einem Gaule, der am Spat litt, den Schaden an den Augen suchte. Dafür war er aber ein ganzer Gelehrter und wußte alles, was die alten Bücher von uns sagen. Der Amtsrat ergötzte sich gern an seinen Märchen und Schnurren, wie wenn er von einem Pferde erzählte, das seinem Herrn mit menschlicher Sprache den nahen Tod prophezeit (Achill), oder von einem andern, auf dem vier Helden zugleich in den Kampf geritten (die Haimonskinder). Mich erklärte er für das beste von uns Füllen, und zwar (nach Plinius) aus dem Grunde, weil ich beim Saufen die Nase immer am tiefsten ins Wasser steckte. Ein alter König sollte für ein Schlachtroß, welches, nach seinem Namen Ochsenkopf (Bucephalus) zu schließen, wie ein spanischer Maulesel ausgesehen haben muß, 15,000 oder nach dem jetzigen Werte des Geldes 120,000 Thlr. bezahlt haben! Er behauptete, das Pferd sei ein hochwichtiger Gegenstand für die Poesie; habe doch der Pegasus, als er die Hippokrene aus dem Felsen schlug, der ganzen Dichtkunst den Ursprung gegeben und es war mir wirklich sehr schmeichelhaft, als er zu einer Lobrede, die mir der Amtsrat gehalten, folgende Verse hinzusetzte:

Stolzeren Ganges trabt ein Füllen von edelem Blute
In den Gefilden dahin und setzt nur leise den Fuß auf!
Immer das erste im Lauf, versucht es die drohenden Flüsse,
Wagt es sich anzuvertraun der noch nie betretenen Brücke,
Ohne Furcht vor leerem Geräusch. Sein Hals ist gerade,
Fein ist das Haupt, der Leib ist schlank, doch fleischig der Rücken;
Mutig von Muskeln strotzet die Brust.

Vergil.

Was fehlte mir damals zum vollkommenen Glücke? Das, was auch die Menschen sich niemals aneignen, die Zufriedenheit. Oft lag ich mit dem Halse auf dem Zaun und blickte einem Reisewagen nach, bis er hinter dem Hügel

oder im Walde verschwand, wo ich mir alles schöner dachte, als in meinem Weidegarten. Meine größte Sehnsucht war es, gleich älteren Pferden mit prächtigem Geschirre geschmückt zu werden, und mit einem munteren Reiter durch die Felder zu jagen.

2) Als Jagd- und Rennpferd. Der älteste Sohn des Amtsrates, ein Husar, wurde Offizier und erhielt mich zum Geschenke. Die bittere Enttäuschung, als ich Zaum und Sporen aus Erfahrung kennen lernte. Indessen half mir mein Ehrgeiz den peinlichen Zwang der Schule überstehen und ich erfaßte mit Eifer und Gelehrigkeit das Eigentümliche jeder Gangart und jede Regel der Kunst. Obgleich nur Halbblut, bildete ich mich zu einem sehr eleganten Reitpferde aus. Keine größere Freude für mich und meinen Herrn, als wenn sich unser jugendliches Ungestüm auf einer Hetzjagd austoben konnte. Als wäre mir nichts unmöglich, setzte ich über Hecken und Gräben weg, deren bloßer Anblick mir später Furcht einflößte. Weniger romantisch, aber meinem Ehrgeize noch erwünschter waren die Schaurennen. Zwar im Rundlaufe fiel der erste Preis gewöhnlich einem Freunde von mir, dem schwarzen Bayard zu, der nebenan wohnte und mit dem ich oft zusammen war, weil auch unsere Herren gute Kameradschaft hielten und fast täglich mit einander einen Ausflug machten. Dagegen that es bei den Steeple-chases niemand mir zuvor und einmal (lange meine teuerste Erinnerung!) glückte es mir sogar, in der Zirkelbahn Bayard um eine Kopflänge zu besiegen. Freilich war unsere Freundschaft damit zu Ende; ich glaube, auch unsere Herren schmollten ein wenig. Noch nach Jahren soll Bayard behauptet haben, daß ich ihn, als wir schon nahe am Ziele waren, hinterlistig ans Bein geschlagen, so daß er einen Augenblick aus dem Tempo kam. Mein Herr wollte mich jetzt für keine tausend Thaler verkaufen, zumal da ihm

die Einsätze und die Reugelder eine hübsche Summe eingebracht. Das große Ereignis wurde gleich dem Amtsrat gemeldet und wir erhielten ein herrliches Gratulationsschreiben mit folgender Nachschrift des Litteratus:

Wohlauf denn! nimm die dorische Zither herab von der Wand, da des Siegbringers Ruhm dir mit süßem Entzücken den Busen schwellt. Ha! wie flog er ungespornet über die Rennbahn hin, daß in des Triumphes Schoß seinen Ernährer er trug und den rosseliebenden Amtsrat!

(Nach Pindar.)

3) Als Schlachtroß. Ich stand in dem Alter, wenn unsere Stärke und Schönheit zu der vollkommensten Entwickelung gelangt. Jetzt brach ein Krieg aus und die (zwar anstrengenden und mitunter halsbrechenden) Spiele der Jugend machten einem ernsten Zwecke Platz. Die Strapazen des Marsches. Die erste Schlacht. Als der Donner der Kanonen die Luft erschütterte und die Erde beben machte, überfiel mich ein Zittern und der Schweiß stand mir in Tropfen auf der Stirne. Plötzlich schmetterten jedoch die Trompeten. Ihr wunderbarer Klang durchzuckte uns; alle Bangigkeit war fort und wir flogen wie der Sturmwind mitten in die Feinde hinein. Mein Herr wurde auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister ernannt. Wir nahmen später noch an vielen Gefechten teil und er erwarb sich manche Auszeichnung. Oft sagte er zu seinen Freunden, daß ich ihm dabei durch mein Feuer, meine Ausdauer und Geschicklichkeit nicht wenig nützlich gewesen; ich sei ein ganzes Schlachtroß, wie es ihm einmal ein Gelehrter beschrieben:

Wenn ein Getön fern hallte von Waffen,
Unstät stampfet es, reget das Ohr, und erbebt an den Gliedern,
Brausend auch rollt's aus der Nase den Dampf des gesammelten Feuers.

Vergil.

Ich sollte ihm sogar das Leben gerettet haben. Ehrlich gestanden, war mein Verdienst dabei nicht so erheblich. Wir waren in einen Hinterhalt geraten und wurden mit einem wahren Unwetter von Pistolenkugeln empfangen. Mich ergriff, wiewohl ich sonst mutig war, eine entsetzliche Angst; ich kehrte daher bei Zeiten um und lief wie rasend vor den Verfolgern dahin. Das war meine ganze Heldenthat.

4) Als Kutschpferd. Da mich der Feldzug ein wenig mitgenommen und gerade ein Wagenpferd fehlte, wurde ich der Kutsche zugeteilt. Mein guter Rittmeister war sicher der Meinung, daß er mir ein ganz gemächliches Leben bereitete, indem er mich den Damen des Hauses, seiner Frau und seiner Schwester, überwies, aber hierin irrte er sich. Anfangs ging es zwar leidlich. Es war Sommer und die ganze Familie reiste in ein Bad. Wir Kutschpferde thaten nichts weiter, als daß wir im Stalle standen und fraßen. Die lange Ruhe machte mich ein wenig fett, kurzatmig und schwerfällig. Endlich im Herbste ging mein Dienst, ich muß sagen, mein Leiden an. Für den Rittmeister wurden wir zwar selten angespannt. Er hatte sich doch in der Campagne ein zehrendes Siechtum zugezogen und verließ kaum mehr das Haus. Einmal hörte ich ihn seufzen:

Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden!

Den Damen wußte er jedoch jede Besorgnis auszureden; er wolle zum Frühjahr wieder gesund sein wie ein Fisch. Sie ließen uns täglich gegen Mittag vorfahren. Bald machten sie hier, bald dort eine Visite. In allen Modemagazinen und Schuhläden, bei den Juwelieren und Pelzhändlern, überall hatten sie Geschäfte. Niemals bekamen wir das freie Feld zu sehen. Es war höchst langweilig, immer in den dumpfen Straßen der Stadt herumzutraben und wenn wir einige hundert Schritte gemacht, vor diesem oder jenem Hause ein

Viertelstündchen in Wind und Wetter zu halten. Nachher kam noch Schlimmeres. Wenn wir uns gegen die Nacht zur Ruhe gelegt, mußten wir plötzlich wieder hinaus; denn wir hatten unsere Damen heimzuholen, die wir einige Stunden vorher ins Konzert, ins Theater oder auf einen Ball gefahren. Niemand nahm darauf Rücksicht, daß wir uns bereits warm geschlafen und daß uns Regen oder Schnee und Kälte unmöglich bekommen konnten. In einer Silvesternacht sollte Jakob pünktlich um 12 Uhr vor dem Ballhause sein. Er hatte es nach seiner Meinung verschlafen und jagte nun durch die langen Straßen der Stadt dahin, daß wir trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt ankamen. Wir hörten den Jubel, mit dem in den hell erleuchteten Sälen das neue Jahr begrüßt wurde, das Klingen der Gläser, den Tusch der Trompeten und Pauken. Oben war alles fröhlich, wir aber standen schlaftrunken und frierend auf dem offenen Platze. Bei dem scharfen Nordostwinde funkelten die Sterne so hell und dicht, wie ich es nie gesehen. Endlich wurde nach uns gefragt. Wir hofften, es gehe heim in den warmen Stall. Aber unsere Herrschaft ließ uns sagen, wir möchten eine Weile warten, das Fräulein tanze noch einen Kotillon. Dieser denkwürdige Kotillon dauerte über eine Stunde und nach einigen Tagen spürte ich seine Wirkung. Aus Furcht oder Überklugheit machte Jakob selbst den Tierarzt und pinselte mir heimlich eine ätzende Flüssigkeit in die entzündeten Augen, wovon denn die Folge war, daß ich das eine ganz verlor. Die Frage, ob es schicklich sei, ein halbblindes Pferd vor der Kutsche zu haben, wurde traurig genug entschieden. Mein guter Rittmeister starb; die Witwe zog mit dem Fräulein zu ihrer Mutter und der Nachlaß wurde verkauft.

5) Als Frachtpferd. Ich wurde auf der Auktion einem Fuhrmann zugeschlagen. Mit tiefem Schmerze empfand ich meine Verstoßung in den Stand der Arbeiter; alle

Nachblüte der Poesie und der Jugend erstarb jetzt in der dürren Prosa des Lebens. Die Städte K. und T. sind von einander 12 Meilen entfernt. Auf dieser kurzen Strecke bin ich als Handpferd in einem Viergespann, das kleine Gebirge des Frachtwagens hinter uns, das ewige Geraffel der Schellen im Ohre, sieben Jahre hindurch hin und hergezogen. Selbst an den Sonntagen waren wir unterwegs und ich habe denselben Weg über sechshundertmal zurückgelegt. Niemals verließen wir die ebene, harte Chaussee, so gerne wir auch, um nicht zu versteifen, einmal auf einem gewöhnlichen Landwege bergauf und bergab gelaufen wären; niemals vertauschten wir den Schritt mit einer anderen Gangart. Vor allen Krügen hielten wir an und ich kannte auf jeder Station die Hunde und die Hühner. So waren wir überall zu Hause und hatten doch keine Heimat. Denn unser Herr hielt sich an zwanzig Pferde und besaß gleichwohl keinen Stall, sondern wir logierten die eine Nacht, welche wir in der Woche an seinem Wohnorte zubrachten, ebenso im Gasthofe wie auf der Reise. Mich beengten nun freilich nicht mehr die Häusermassen der Stadt, sondern ich war stets im Freien, und die Landstraße führte durch sehr fruchtbare und anmutige Gegenden. Aber dies gewährte uns selbst in der besten Jahreszeit wenig Genuß. Die Schwere der Last und die Einförmigkeit unserer Arbeit bewirkten, daß wir stets mit gesenktem Kopf und im Halbschlummer dahinschritten. Ich unterhielt mich daher meistens mit der Erinnerung an alte Zeiten. Bald träumte ich von den saftigen Rasenplätzen, auf denen ich mich in meiner Kindheit herumgetummelt, bald hatte ich mit meinem Freunde Bayard einen Streit wegen des ihm entrissenen Sieges, bald umtönten mich der Kanonendonner und die Signale der Trompeten, bald hörte ich, wie Jakob nachts mit der Laterne in den Stall polterte und die klirrenden Zäume vom Nagel nahm, um uns mit einem kleinen Ausflug zu schikanieren.

6) Als Sandgaul. Ich war alt geworden und ein Fehler in der Brust beschleunigte das Hinschwinden meiner Kräfte. Der Fuhrhalter überließ mich für wenige Thaler einem Vetter, meinem jetzigen Herrn, der sich damit ernährt, daß er täglich eine kleine Ladung Sand nach der Stadt bringt und in den Straßen verkauft. Mein Dienst wäre an sich nicht so beschwerlich. Die Sandgruben sind nahe, der Karren faßt nur eine mäßige Fracht und hier am Gasthof wird stets eine gute Weile angehalten. Das Übelste ist, daß der arme Mann nichts für meine Pflege thun kann. In meinem Stalle streicht der Wind durch Dach und Wände. Zur Nahrung erhalte ich nichts als ein wenig schlechtes Heu oder gehacktes Stroh. Drüben an jener Waldecke haben wir die kleine Anhöhe zu passieren. Da bleiben wir regelmäßig liegen. Mein guter Herr beschwört mich dann mit den eindringlichsten Worten, kräftig anzuziehen. Er bittet, er droht, er hält mir meine glorreiche Vergangenheit vor, aber die paar Hände voll Hafer, die weit mehr wirken möchten, kann er einmal nicht beschaffen. Er schiebt nach; bisweilen hilft ihm ein Bauer oder ein Wanderbursch; mit vereinten Kräften quälen wir uns endlich den Hügel hinan und ich habe den Trost oder den Kummer, daß ich an diesem Tage nicht mehr sterbe. Ihr habt mich zu einem Schwätzer gemacht. Von selbst kommen mir meine Erinnerungen nie mehr in den Sinn, denn meiner Phantasie schweben beständig nur zwei Dinge vor, ein Bündel gutes Heu und ein warmes Nachtlager. Wie bitter bereue ich den Übermut, daß ich einst über die kleinen Spazierfahrten jener lieben Damen murrte, da ich doch sonst wie ein Prinz lebte. Wozu noch mehr Worte? Alles ist hin, alles vorbei:

Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden!

Schluß. Hiermit endete die Erzählung und die Spötter waren verstummt. Nun hatte aber ein weißköpfiges Herr-

lein, das mit zu der vornehmen Gesellschaft gehörte, den Sandgaul schon längst durch das Fenster betrachtet. Er kam jetzt hinaus und suchte nach einem an der Seite eingebrannten Zeichen. Als er dann voller Herzensgüte dem alten Tiere in das eine noch übrige Auge blickte, leckte es von einer seltsamen Empfindung bewegt, dem Herrlein die Hand. Dieser ließ den Sandmann rufen und das Ende ihrer Unterhaltung war, daß der lebensmüde Dulder ausgespannt wurde und vorerst ein tüchtiges Futter erhielt. Der Sandkarren blieb einige Tage an der Landstraße stehen und wurde dann mit einem Esel bespannt, der auch bei schmaler Kost kräftig genug war, die Ladung ohne Hülfe über den Hügel zu schaffen. Der Gaul hatte inzwischen unter der Führung eines Bauerburschen eine Wanderung nach Süden angetreten. Eines Abends, als es schon dunkel wurde, langte er unter wunderlichen Ahnungen an einer Hofmauer an. Im Thore stand gerade das weißköpfige Herrlein nebst einem andern, der den Ankömmling durch seine große Brille in Augenschein nahm und alsbald ausrief:

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Matthisson.

30.

Weshalb es sehr unwahrscheinlich ist, daß Griechenland seine Kultur von Ägypten erhalten habe.

Einleitung. Die alten Sagen von der Einwanderung des Danaus und Cekrops deuten darauf hin, daß die

Griechen selbst an eine frühe Verbindung mit Ägypten geglaubt haben und sie sprachen auch stets mit einer besonderen Achtung von der Weisheit der alten Ägypter. Als man nun gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den geheimnisvollen Orden der Rosenkreuzer und Freimaurer eine besondere Tiefe der Erkenntnis zuschrieb, für welche das Volk nicht reif genug sei, betrachtete man auch bei uns sowohl die Religion der Israeliten (vergl. Schiller, „die Sendung Moses'") wie die erhabenen Anschauungen, welche den Eleusinischen Mysterien zu Grunde gelegen haben sollen, als Ausflüsse der höheren Einsicht, zu welcher die ägyptische Priesterkaste in ihren, dem Volke unzugänglichen Schulen gelangt war und es galt überhaupt für eine ausgemachte Sache, daß die Griechen ihre Kultur den Ägyptern verdankten. Heutzutage hat man nicht mehr einen solchen übertriebenen Respekt vor den geheimen Gesellschaften und eine vorurteilsfreie Untersuchung führt zu einem ganz anderen Ergebnisse.

Thema. Daß sich bei einer Vergleichung beider Völker in Anschauungen und Einrichtungen oft ein vollkommener Gegensatz herausstellt.

A. Die Religion.

1) Die Götter. Wie Cäsar und Tacitus die deutschen Götter mit den römischen identifizierten, so gaben die Griechen den ägyptischen Gottheiten, nach der Ähnlichkeit der Eigenschaften und Ämter, die Namen der griechischen Götter, woraus jedoch keineswegs eine Übertragung der Religion aus Ägypten folgt. Das Nilland stellte sich unter eine große Menge von Göttern und Dämonen. Unter ihnen ragten Osiris und Isis hervor, die dem Naturkultus der Ackerbauer angehörend, bald Sonne und Mond, bald den Nil und die Erde bedeuteten. Osiris ist der Sonnengott und doch nicht

Apollo selbst, sondern der Bruder desselben; er ist zugleich Dionysus, der als Eroberer Indien, Vorderasien, Thrakien, Makedonien, Griechenland durchzieht und überall den Weinbau und den Ackerbau lehrt. Er soll aber auch derselbe sein mit Pluto, Ammon, Zeus und Pan. — Isis wieder wird der Demeter gleichgestellt, aber auch der Proserpina, Selene und der Hera.*) Aus dieser Unsicherheit der Vergleichung ergiebt sich, bei aller Verwandtschaft in Einzelnheiten, eine Verschiedenheit im Wesen. — Typhon, der boshafte Gott, der den Osiris tötet und zerstückelt, wofür er von der Isis erschlagen wird, weiset auf den in Zoroasters Religion herrschenden Dualismus hin. Man bildete ihn unter gräßlichen Gestalten ab und brachte ihm in den ältesten Zeiten Menschenopfer dar. Den Griechen ist der Dualismus ganz fremd. Götter und Göttinnen begünstigten einen Heros und verfolgten einen andern, aber niemand unter ihnen war das absolute Prinzip des Hasses und der Zerstörung.

2) Der Tierdienst. In Ägypten hatte wenigstens die Volksreligion einen ausgebildeten Tierdienst. In einigen Gegenden verehrte man Krokodile oder Löwen, in anderen Wölfe, Hunde, den Habicht, den Ibis, die Schlange, fast allgemein den Apis und die Hauskatze. Die heiligen Tiere hatten Einkünfte von Ländereien, sie erhielten Vermächtnisse und Almosen. „Sie hatten besondere Gebäude und heilige Höfe und ihnen dienten angesehene Männer, die ihnen das kostbarste Futter gaben, Semmelmilch, Grütze in Milch gekocht, Honigkuchen, gekochtes oder gebratenes Gänsefleisch, andere erhielten rohes Fleisch, anderen fing man Vögel und berücksichtigte überhaupt ihre Lieblingsgerichte. Man gab den Tieren warme Bäder, salbte sie mit den besten Salben,

*) G. Klemm, „Allgemeine Kultur-Geschichte der Menschheit" (1847) V, 422.

räucherte sie fortwährend mit den kostbarsten Wohlgerüchen. Sie hatten schwellende Kissen zum Lager, ja sogar anständigen Schmuck" (Klemm a. a. O. 395). Wer ein heiliges Tier tötete, verlor das Leben. Gestorbene Tiere wurden ernstlich bedauert, mumisiert, prächtig bestattet. — In Griechenland war dies anders. Wenn neben Zeus' Thron ein Adler sitzt, im Tempel der Hera auf Samos Pfauen, im Tempel der Venus Erycina Tauben unterhalten wurden, wenn man sich den Wagen der Rhea und des Bacchus von Löwen oder Panthern gezogen dachte, wenn Poseidon das Pferd schafft, der Athene die Eule geweiht ist, so wurden deshalb nicht alle diese Tiere der ganzen Gattung nach für heilig gehalten, noch weniger genossen sie eine göttliche Verehrung.*)

B. Politisches und Soziales.

1) In Ägypten zerfiel das Volk nach einer strenge durchgeführten Trennung in verschiedene Kasten,**) der Lebensberuf jedes einzelnen sogar war an den Stand gebunden. Eine solche Zerspaltung und Beschränkung hat es in Griechenland nie gegeben. Dort stand eine einflußreiche geschlossene Priesterkaste an der Spitze des Staates; diese war in Griechenland so wenig vorhanden, daß das Heer der Achäer vor Troja nur den einzigen Priester Kalchas unter sich hatte. Die allgemeinen Opfer wurden für das Volk von den Königen dargebracht. Wenn auch daheim jeder Tempel unter der Hut einiger Priester gestanden haben wird, so bildeten diese doch nirgends eine Kaste mit politischem Einfluß (Nitzsch, „An-

*) Alle Tiere, die sich in einem Tempelraume aufhielten, standen unter dem Schutze der Gottheit, doch ist es voreilig, den Griechen deshalb den Tierdienst zuzuschreiben. K. F. Hermann, „Lehrbuch der griechischen Antiquitäten" (1846) II, 89.

**) Ein portugiesisches, vermutlich zuerst in bezug auf die Indier gebrauchtes Wort, welches Abteilungen bedeutet.

merkungen zu Homers Odyssee" [1826] III. Gesang, Vers 439). Auch die Krieger machten nur in Ägypten einen besonderen Stand aus. Während die Hirten, namentlich die Schweinehirten, in Ägypten dem übrigen Volke ein Greuel waren, hüteten in Griechenland die Prinzen die Herden ihrer Väter. Odysseus kehrt bei dem „göttlichen Sauhirten" ein. Der Rinderhirt und der Schweinehirt sitzen mit Laertes, Odysseus und Telemach zu Tische.

2) In Griechenland waren die Könige in ihren Ländern von niemand abhängig, höchstens verbunden, den Rat der Ältesten in der Volksversammlung zu hören. Ägypten hatte eine theokratische Verfassung, indem der Priesterstand nicht nur auf die Regierung einen entscheidenden Einfluß behauptete, sondern sogar dem Könige seine Kleidung, die Speisen, die Einteilung des Tages vorschrieb. Das Hofgesinde desselben bestand aus lauter Söhnen angesehener Priester, die zugleich seine Aufseher waren. In Griechenland bildete sich daher bald eine freie Volksregierung aus, in Ägypten gab es nur bisweilen eine von der Kriegerkaste unternommene Erhebung gegen die Priester, und die unteren Stände gelangten nie zu politischen Rechten, wie die Absonderung der Kasten überhaupt in dem Volke nie das Gefühl einer Gesamtheit und Einheit aufkommen ließ.

3) Während die Griechen schon im frühesten Altertum das Meer befuhren, und alle Küsten mit Kolonieen besetzten, gestatteten die ägyptischen Priester dem Volke nur einen Karawanenhandel mit dem Osten. Sie hielten bis Psammetich die Nilmündungen für die Fremden geschlossen. Die Ägypter selbst entsendeten kein Schiff in das Mittelmeer, keine Kolonie in das Ausland; sie verließen ungern ihre Heimat (vergl. den Anlaß zum Kriege mit Kambyses), was schon allein jene Auswanderung des Cekrops und des Danaus unwahrscheinlich macht.

C. Wissenschaften und Künste.

1) Manche Wissenschaften mögen in Ägypten früher zur Blüte gelangt sein als in Griechenland; so die Mechanik, die Geometrie, Astronomie, Arzneikunde und nach der kunstvollen Bereitung der Farben zu schließen, die Chemie. Eine wesentliche Verschiedenheit beider Völker zeigt sich darin, daß in Griechenland niemals ein besonderer Stand seine Kenntnisse und Erfahrungen für sich behielt, die übrigen von der Bildung ausschloß und zu diesem Zwecke eine nur den Eingeweihten verständliche Bilderschrift gebrauchte. Man behauptet zwar, die Kenntnis der Hieroglyphen sei allgemeiner gewesen, als wir gewöhnlich annehmen, doch ist eine Litteratur in einer unvollkommenen Bilderschrift an sich etwas Unmögliches.

2) Baukunst, Skulptur und Malerei der Ägypter zeigen einen frühe erstarrten Stil. In Griechenland gab es keine Pyramiden, die dem Totenkultus dienten und durch das Kolossale wirken sollten. Die Gestalten der ägyptischen Skulptur und Malerei sind ohne Leben und einförmig. Sie haben eine steife, eckige Haltung. Der Kopf zeigt sich stets im Profil und ohne allen Ausdruck. Die Künstler selbst waren an verjährte Vorschriften gebunden und ihre Werke blieben von den ältesten Zeiten bis zu den Ptolemäern einander gleich, ohne jede merkliche Spur eines Fortschrittes. Die Poesie, der glänzendste Edelstein in der griechischen Bildung, fehlt fast gänzlich. Von der Lyrik und dem Drama hat man nichts entdeckt, das Epos stand, mit den reichen Lebensbildern Homers verglichen, auf der niedrigsten Stufe; denn man beschränkte sich auf die Konstruktion von Göttersagen mit einer ausgeklügelten Symbolik und auf trockene Kriegsgeschichten der Könige. Harfen und Lauten hatten nur Tänze, keine Lieder zu begleiten.

D. Stimmung, Sitten und Gebräuche.

1) Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob wir uns die Stimmung der Ägypter nicht als zu ernst denken. Schon Herodot erzählt von Festen, die mit Ausgelassenheit gefeiert wurden. Auf manchen Wandgemälden in den Grabkammern sieht man Gesellschaften von Männern oder Frauen, die bei Wein und Blumen fröhlich sind (Klemm a. a. O. 335). Man unterhielt sich auch mit Bällen, Kegeln und Würfeln. Selbst Tänze dienten in Ägypten zur geselligen Unterhaltung, doch tanzte man nicht selbst, sondern sah nur tanzenden Männern oder Frauen zu, die einer helleren Rasse angehörend, aus der Fremde in das Land kamen. Möglicherweise sind jedoch solche Szenen aus einer jüngeren Zeit, als bereits Griechen die ägyptischen Sitten umbildeten. In dem strengen Totenkultus erscheint wohl die Melancholie als der eigentliche Grundzug des alten Volkscharakters. Die Ägypter nannten ihre Häuser Herbergen und ihre Gräber Wohnungen. Daß man bei Gastmählern eine Mumie herumtrug mit dem Zurufe: Sieh' auf diesen, iß und trink und sei fröhlich, denn ein solcher wirst Du nach Deinem Tode sein! war weniger ein memento vivere als ein memento mori. — Das Herz des Griechen war heiter, voll blühender Lebenslust, so wie seine Götter im Saale des Zeus mit seligem Lachen schmausten. Er ehrte das Andenken der Toten, aber er sehnte sich nicht nach dem Übergange in das Reich der grauen Dämmerung. Als Odysseus sich mit Achill im Hades unterredet und ihn glücklich preist, da er im Leben ein göttlich geehrter Fürst gewesen und nun auch unter den Toten herrsche, bittet der Pelide ihn, von diesem Glücke zu schweigen, denn es wäre ihm angenehmer, in der Oberwelt ein Tagelöhner zu sein (Odyss. XI, 483). Das Mumisieren (von Mum, persisch

für Harz), die Totengerichte und dergl. waren den Griechen ganz fremd.

2) Einzelne Abweichungen in Sitten und Gebräuchen hat schon Herodot hervorgehoben. Merkwürdig ist die Mitteilung, daß in Ägypten die Töchter ihre alten Eltern zu ernähren hatten und daß die Frauen die Marktgeschäfte besorgten. Da die Königinnen mehr geehrt wurden als ihre Männer und der Bräutigam bei der Verlobung geloben mußte, seiner Frau in allen Stücken zu gehorchen (Klemm a. a. O. 314) hatten die Frauen wohl überhaupt den Vorrang, was in Griechenland nie der Fall war. Auffallen muß es ferner, daß die Wandgemälde zwar häufig die Beschäftigungen der verschiedenen Stände darstellen, ein Opfer, einen Kriegszug, einen Markt, eine Ernte,*) aber niemals eine idyllische oder eine rührende Szene aus dem häuslichen Leben, nichts, was an Hektors Abschied von Andromache und Astyanax oder an Nausikaa und ihre Eltern oder an Odysseus' Wiedervereinigung mit Penelope, Telemach und Laertes erinnerte. Von Einzelnheiten mag noch als Kuriosum angeführt werden, daß das ägyptische Heer, wenn es zum Kriege auszog, in Masse und umsonst von den Ärzten mit Brechmitteln und Klystieren bedient wurde; eine Sitte, die für Griechenland ganz undenkbar ist (vergl. Klemm a. a. O. 316).

Schluß. Die angeführten Gegensätze betreffen die Hauptrichtungen des religiösen, staatlichen, bürgerlichen und häuslichen Lebens und weisen demnach auf eine völlige Verschiedenheit der Völker hin. Die Annahme, daß wenigstens vor der Zeit, die Homer darstellt, die griechische Bildung

*) Eine Beschreibung sehr anziehender Bilder der Art findet man bei Philipp Koerber, „Kosmos für die Jugend" (o. J.) S. 193.

der ägyptischen ähnlich gewesen, ist etwas ganz Willkürliches, da wir von jener älteren Periode keine sicheren Nachrichten haben. Überdies pflegt eine Übertragung der Kultur nur da stattzufinden, wo ihr eine Stammverwandtschaft entgegenkommt. Die Volksmasse Ägyptens war aber unzweifelhaft der Negerrasse entsprossen; die höheren Stände zählt man freilich zu den Kaukasiern, doch hatte sich in ihnen der weiße Stamm offenbar mit einem anderen, vermutlich mit dem indischen, gekreuzt.

31.

Ferro nocentius aurum.

Ovid.

(Chrie.)

1) **Exordium cum laude autoris.** Die Metamorphosen enthalten viele anziehende Erzählungen, bisweilen ist auch ein sinnreicher Ausspruch eingeschaltet.*)

---

*) Beispiele:

Medio tutissimus ibis. II, 137.

— Sed scilicet ultima semper
Exspectanda dies homini est; dicique beatus
Ante obitum nemo supremaque funera debet.
III, 135.

Fas est et ab hoste doceri. IV, 428.

Serius aut citius sedem properamus ad unam,
Tendimus huc omnes, haec est domus ultima.
X, 33.

— Nihil est toto quod perstet in orbe,
Cuncta fluunt omnisque vagans formatur imago.
XV, 177.

2) **Expositio.** Das Gold ist für die Menschen in weit höherem Grade eine Ursache des Verderbens als das Eisen.

3) **Causae.** 1. Das Eisen scheint gefährlicher zu sein. Aus ihm werden die Waffen bereitet (Meuchelmord — Krieg). Die Waffe ist jedoch nur ein Werkzeug und um des Eisens willen wird sie nicht gemißbraucht.

2. Dagegen regt das Gold selbst zu Übelthaten an.

a. Es verleitet zur Schwelgerei, die Leib und Seele zu Grunde richtet.

b. Es verführt zur Habsucht. Nichts giebt so häufig zum Betruge und zu Gewaltthaten Anlaß. Es erregt sogar zwischen Geschwistern Haß und Streit.

4) **Contrarium.** Auch wenn beide nach ihrem Nutzen verglichen werden, gebührt dem Eisen der Vorzug. Es liefert uns notwendige Geräte, Hammer, Zange, Säge, Pflug ꝛc.; das Gold dient nur zu Schmucksachen. Nach Rousseau verdankt Europa seine Kultur dem Getreide und dem Eisen.

5) **Simile.** In der Natur giebt es viele Dinge (Giftpflanzen, Raubtiere), die eben so schädlich wie schön sind.

6) **Exempla.** Ein Landmann lebte mit den Seinen glücklich, so lange er sein Brot mit dem Pfluge erwarb, als er aber einen Schatz fand, kam das Verderben über sein Haus. — An die Fahrt nach dem goldenen Vlies knüpfte sich eine Reihe von Unfällen und Missethaten, die Jason den Untergang bereiteten. Phillippus maiore ex parte mercator Graeciae quam victor (Val. Max.). — Crassus kam durch seinen Golddurst ums Leben. — Rom, welches durch das Schwert nicht besiegt werden konnte, unterlag der Schwelgerei und der Habgier. „Urbem venalem et mature perituram, si emtorem invenerit“ (Sallust). — Die Schätze der neuen Welt brachten Spanien um seine sittliche Kraft und um sein politisches Ansehen.

7) **Testimonia.**

Non possidentem multa vocaveris
Recte beatum. Horat.

Die gold'ne Kette gieb mir nicht ꝛc. Goethe.

Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt.
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.
Schiller.

8) **Adhortatio.** Laßt uns daher nicht wie Midas wünschen, daß uns alles unter den Händen zu Gold werde, sondern lieber den Worten Juvenals beistimmen:

Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano.

32.

Was die Dichter über sich selbst in ihren Dichtungen sagen.

Einleitung. Schiller hat uns in dem Gedichte an die Künstler die Stellung der Kunst in der Entwickelung des geistigen Lebens auseinandergesetzt und Goethe zeichnet in seinem Tasso ein Bild des Dichters, welches zwar Porträt ist, aber zugleich allgemeine Charakterzüge von Bedeutung enthält. Die Sänger haben indessen auch in kleineren Gedichten oder gelegentlich über ihr Schaffen und Walten und über ihr persönliches Verhältnis zu der Welt und zu den Menschen gesprochen, namentlich Schiller, welcher ganz von seinem edelen Berufe erfüllt war. Vielleicht läßt sich aus diesen zerstreuten Äußerungen ebenfalls eine ziemlich erschöpfende Charakteristik entwerfen.

Thema. Wie sich die Sänger selbst nach dem Geiste, der sie beseelt, nach ihrem Wirken unter den Menschen und nach ihrem Verhältnis zu der Außenwelt darstellen.

A. Was dem Dichter nach seinem Wesen eigentümlich ist.

1) Die ideale Stimmung, der er sich ohne Rückhalt hingiebt.

a. Er ist von dem Sehnen nach einer reinen Existenz erfüllt.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der feuchte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
O wie fühlt' ich mich beglückt.

Schiller („Werke", 1823) II, 15.

b. Auf alle Vorteile, welche ihm der Anschluß an die materielle Welt bieten würde, verzichtend, folgt er dem Zuge nach dem Ideale und setzt voll mutigen Glaubens sein irdisches Leben ein, um ein höheres zu gewinnen.

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Schiller II, 16.

All' mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Schiller II, 17.

2) Die Gabe, das wirkliche Leben in seinem Gehalte zu erfassen und in heitern Bildern zu verklären.

a. Dem Dichter enthüllt sich das wahre Wesen der Dinge. Die ganze Erde ist ihm Harmonie, Seele, Gott, Gesang.

Es schwebet aus den Saiten, es lispelt mir ins Ohr;
Der Geist der Harmonieen, der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen in ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien der Sympathie durchdrang.
In rauher Felsenhöhle bin ich der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage das Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Chören es auf zum Himmel führt."

Herder („Das Saitenspiel").

b. Sein prophetischer Blick, rückwärts und vorwärts gerichtet, durchdringt das Dunkel der Zeiten.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Schiller II, 31.

c. Von diesem Standpunkte aus stellt er die reiche Welt der Erscheinungen nach ihrer dichterischen Seite dar, indem er die Freude an ihnen erhöht und veredelt.

Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben,
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Es führt einen Himmel voll Götter herein.

Schiller II, 31.

Die Wirklichkeit verlöre jeden Reiz, wollte man die idealen Regungen des Herzens und der Phantasie unterdrücken.

Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, wie sie ist, ein Grab.

Schiller II, 271.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein? 2c.

Goethe („Meine Göttin").

Nach des Dichters Überzeugung liegt in den idealen Bildern der Kunst der wahre Gehalt des Lebens.

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Goethe („Tasso").

3) Die Inspiration.

a. Wie alles Edle nicht von außen in das Herz hineinkommt, sondern aus einem göttlichen Triebe der Seele hervorquillt, so auch die begeisterte Anschauung und das dichterische Gefühl.

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.

Schiller II, 115.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam.

Schiller II, 127.

Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht.
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.

Schiller II, 171.

Liebste Mutter, warum verwehrst du dem lieblichen Sänger
Das zu singen, wozu ihn das Herz treibt; denn nicht die Sänger
Sind zu tadeln, nein, Zeus selber wär' es, der eingiebt
Jegliches Lied, wie es ihm beliebt, den sinnigen Männern.

Homer („Odyssee" I, 346).

b. Aber die Begeisterung allein bringt nichts Vollendetes hervor; nur der eitele Stümper glaubt mit ihr auszukommen, der Studien und des Fleißes bei der Ausführung entbehren zu können.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genugthun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.

Schiller II, 247.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefverstecker Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller II, 131.

4) Die unvergängliche Jugend.

Wie nur die Erscheinungen das abwechselnde und veraltende Kleid sind, das wahre Wesen der Dinge aber unwandelbar bleibt, wie z. B. die Welt, die Homer schildert, längst untergegangen und uns nach ihren Äußerlichkeiten fremd ist, aber der Geist, der in ihr waltet, noch heute als die frische Blüte echter Menschlichkeit erkannt wird, so grünt in dem Herzen des wahren Dichters ein ewiger Frühling.

Alles wiederholt sich nur im Leben;
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Schiller II, 36.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet,
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunst.

Schiller II, 237.

B. Was der Dichter von seinem Streben und Wirken unter den Menschen sagt.

1) Er will, wir sollen gleich ihm erkennen, daß die Seele, nur wenn sie sich in das Reich des Ideales erhebt, zum Frieden, zur Freiheit und zur Beseligung gelangt.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Schiller II, 284.

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.

Schiller II, 133.

2) Er belebt daher die höheren Triebe des Busens,

a. indem er uns anregt, in den Hymnus der Schöpfung einzustimmen;

Eine Schnur, woran geordnet dir zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, samt den Blüten aller Haine,
Eine Schnur, woran das Meer die Perlen seiner Andacht,
Und der Erdgrund reihet seiner Inbrunst Edelsteine.
Gieb, daß in das Lobgeweb', das neu die Schöpfung täglich
Dir aus tausend Fäden wirkt, ich wirken dürf' auch meine.

Rückert („Gebet des Dichters").

b. indem er uns zur Erquickung und Erhebung das Herrlichste aus glücklicheren Zeiten und glücklicheren Ländern vorführt.

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt ꝛc.

Schiller II, 207.

Allem eitelen Schein des Weltwesens abhold, ermuntert die Poesie den Menschen, zur Natur zurückzukehren.

— zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück.

Schiller II, 172.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Schiller II, 83.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Schiller II, 127.

c. indem er alles Vollkommene in seinen Liedern feiert,

Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.

Schiller II, 115.

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.

Bürger.

und das Schöne, wenn es irdisch untergeht, zur Unsterblichkeit verklärt.

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Schiller II, 196.

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Schiller II, 197.

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt.

Goethe („Euphrosyne").

3) Sein Wort ist gewaltig, wenn er von erhabenen Dingen redet:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Schiller II, 171.

„Wie du sagst, mein Herr und König, steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn" 2c.

Uhland.

sein Wort ist die lieblichste Würze der Geselligkeit.

Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste.

Schiller II, 31.

Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

Schiller II, 115.

Seine Nähe ist daher für jeden beseligend.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Schiller II, 127.

4) So lange es Menschen giebt, so lange wird es Dichter geben; denn die Empfänglichkeit für die Schönheit der Welt und der Trieb, das bewegte Gefühl in Worte zu fassen, liegen in unserer Natur und können erst mit unserem Geschlechte selbst aussterben.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht, als der letzte Dichter,
Der letzte Mensch hinaus. A. Grün.

C. Der Dichter nach seinem persönlichen Verhältnisse zu der Außenwelt und zu den Menschen.

1) Er versteht es nicht, mit den Kindern der Welt im Erwerbe irdischer Schätze zu wetteifern, doch mag er sich auch nicht mit Sorge für zeitliche Güter befassen; er zieht es vor, in heiterer Freiheit dem Tage zu leben und die Ausübung seiner Kunst gewährt ihm eine völlige Befriedigung.

Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.
Schiller II, 125.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern.
Goethe („Der Sänger").

Arion sprach: Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
A. W. Schlegel.

So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.
Schiller II, 62.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Goethe („Der Sänger").

2) Er ist allen Menschen ein willkommener Gast.

Denn bei allem Geschlecht der Sterblichen werden die Sänger Wert der Achtung geschätzt und Ehrfurcht; weil ja die Muse Ihnen gelehrt den Gesang, und huldreich waltet der Sänger.
Homer („Odyssee VIII, 479—481).

a. Die Fürsten ehren ihn, der im schönen Reiche der Phantasie ein Herrscher ist.

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasieen Himmelsräumen.
Rückert („Dichterselbstlob").

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.
Schiller („Jungfrau von Orleans").

Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat er ihn brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."
A. W. Schlegel („Arion").

Die Fürsten erhalten für ihre Gaben von dem Dichter einen völligen Ersatz.

Und es ist vorteilhaft den Genius
Bewirten; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.
Goethe („Tasso").

Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.
Goethe („Tasso").

Der Fürst wird von der Gunst, die er dem Dichter zuwendet, nicht ein Recht herleiten, ihn zu bevormunden.

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Schiller II, 115.

Ebenso wenig gebührt es sich, dem Dichter niedere Geschäfte aufzubürden.

Im lächerlichen Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Schiller II, 266.

Die Dichtkunst entfaltet, wenn es sein muß, ihre Blume auch ohne den Strahl der Fürstengunst.

Kein augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.
Schiller II, 179.

b. Heroen und Dichter können einander nicht entbehren; besser noch, wenn sie, wie Th. Körner, beides in einer Person sind.

Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra Freudig zu wecken.
Schiller II, 192.

Ich sah nie Fiedelspieler so herrlich noch stehn
Als diesen Tag von Volker dem Degen ist geschehn.
Seine Weisen hallen durch Helm und Schildesrand:
Gute Rosse soll er reiten und tragen herrlich Gewand.
Nibelungenlied.

Mein tapferer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid;
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein lebenlang.
Uhland („Taillefer").

c. Nach ihrer zarten Empfindungsweise sind vornehmlich die Frauen der Kunst des Dichters hold.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten!
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Schiller II, 33.

d. Der Dichter erfreut sich vor allem an denen, welche sich, in der hoffnungsreichen Blüte der Jugend prangend, zum Eintritt in das Leben anschicken.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.
Schiller II, 127.

e. Doch der Dichter will nicht nur mit einzelnen befreundet sein; er sehnt sich nach den alten schönen Zeiten, als die Sänger unter dem versammelten Volke auftraten und mit ergreifendem, lebendigem Worte die Herzen entzückten.

Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter begrüßt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
Schiller II, 192.

So war Ibykus ein Liebling des Volkes.

Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Schiller II, 64.

3) Er ist auch ein Freund der Götter, die ihn, der auf der Erde ein Fremdling ist, gern bei sich aufnehmen,

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.
Schiller II, 126.

die seine Wünsche erfüllen,

So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!
Schiller II, 117.

ihn aus der Gefahr erretten,

Er lebet noch, der Töne Meister!
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
A. W. Schlegel („Arion").

oder an den Übelthätern rächen:

Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen.
Schiller II, 67.

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Uhland („Des Sängers Fluch").

Schluß. Möge auch die Zukunft unserm Volke solche Dichter bringen, welche die hohe Aufgabe ihrer Kunst auf eine würdige Weise lösen, welche ihren Anspruch auf die Gunst der Menschen und der Götter durch die begeisterte Pflege alles Edlen und Schönen rechtfertigen und dabei auf ihre Schöpfungen mit jener Bescheidenheit zurückblicken, die unter Schillers großen Eigenschaften nicht die kleinste ist.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

33.

Hoffnungen und Blüten.

Einleitung. In der Natur spiegelt sich das Leben der Menschen ab und man liebt es daher, beide zu vergleichen. So werden z. B. oft die Lebensalter und die Jahreszeiten, der Krieg und das Gewitter, Gefahren und Widerwärtigkeiten mit Klippen und Stürmen zusammengestellt.

Thema. In welcher Hinsicht Hoffnungen und Blüten einander ähnlich sind.

A. Den ganzen Sommer hindurch giebt es mancherlei Blumen, aber für die fruchttragenden Saaten und Bäume ist der Frühling die rechte Blütezeit. Die Obstbäume sind gleichsam mit einem weißen Tuche bedeckt; man sollte befürchten, daß die Äste einst unter der Last der Früchte brechen werden. Ebenso ist die Jugendzeit die rechte Zeit der Hoffnungen (vergl. Herder, „Phil. und Gesch." IV, 54). Weshalb?

1) Je weniger man noch besitzt, desto zahlreicher sind die Wünsche. Jeder malt sich sein künftiges Berufsleben mit den glänzendsten Farben aus. Ein einträgliches Physikat, eine idyllische Landpfarre, ein Kontor mit einigen im Dienste des Hauses ergrauten Buchhaltern und einem nicht zu kleinen Arnheimschen Geldschranke bilden den Mittelpunkt für tausend bescheidene Wünsche.

2) Man hat in der Jugend noch wenig Täuschungen erlebt und ist durch die Fürsorge der Eltern und Freunde verwöhnt. Unzählige Dinge, die uns von der ersten Kindheit an zu teil wurden, kosteten uns nichts als ein Wort der Bitte und des Dankes. Ja man suchte unseren Wünschen zuvorzukommen. Uns in der

Schulbildung von Stufe zu Stufe befördern, ist ein redlicher Fleiß vollkommen ausreichend. So, glaubt man, werde auch später dem guten Willen nichts unerreichbar sein.

B. Rauhes Wetter und gefräßige Insekten vernichten den größten Teil der Blüten, der Sturm schüttelt eine Menge junger Früchte von den Bäumen. Weshalb gehen so viele Hoffnungen nicht in Erfüllung?

1) Manche hegen die übertriebensten Erwartungen. Jede kleine Anstrengung soll ihnen einmal Reichtum und Ehre bringen Wie viele junge Dichter und Komponisten hoffen, in der Kunst, wie vormals Schiller und Mozart, eine neue Ära zu begründen und haben später beständig über ihr Mißgeschick und über die Ungelehrigkeit und den Undank der Menschen zu klagen.

2) Andere sind träge. Sie erwarten alles von der Gunst des Glückes oder von der Gnade Gottes und möchten ernten ohne zu säen.

Selbst wollte der Vater
Nicht zu leicht der Bestellung Werk und schuf die Gefilde
So voll Kunst, um den Geist des Menschen mit Sorgen zu schärfen
Und nicht in trägen Schlaf sein Reich versinken zu lassen.
Vergil (Georg. I, 121—124).

„Daher verkaufen, wie die Griechen (Plato) sagen, die Götter den Sterblichen alles um Arbeit; nicht aus Neid, sondern aus Güte, weil eben in diesem Kampfe, in diesem Streben nach der erquickenden Ruhe der größte Genuß des Wohlseins, das Gefühl wirksamer, strebender Kräfte lieget."
Herder, „Phil. u. Gesch." V, 163.

Oder sie sind unverständig und flatterhaft; sie vereiteln dadurch selbst die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Sie fangen alles zu unrechter Zeit an oder sie geben ihre

Unternehmungen auf, wenn sie nicht augenblicklich einen Erfolg sehen und bringen so ihre Lebenszeit mit bloßen Plänen und Versuchen hin.

3) Es ist außerdem nicht zu läugnen, daß uns auch ohne unsere Schuld viele Widerwärtigkeiten entgegentreten, denen wir mit aller Vorsicht und Thätigkeit nicht vorbeugen können.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen und ruft da Labyrinth' hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.

Klopstock.

Das Leben liefert uns von den poetischen Idealen unserer Jugend nur eine prosaische, unmetrische und ungereimte Übersetzung.

Jean Paul.

C. Obgleich die Blütenpracht oft ganz vernichtet scheint, bringt jeder Herbst doch seine Ernte und so erlangen die meisten Menschen zuletzt ein Los, welches nur den Unzufriedenen nicht glücklich macht.

Diejenigen, welche sich in ihren Jugendträumen nur aus löblicher Bescheidenheit um einige Stufen unter die ersten Männer der Geschichte stellten, finden nachher, wiewohl in engen Lebenskreisen, Anlaß genug, mit freudigem Aufblicke auszurufen:

Der Herr hat alles wohl gemacht.

Wir müssen nur nicht so thöricht sein, darauf zu rechnen, daß das Glück unserer Zukunft auch in allen Nebenumständen so beschaffen sein werde, wie unsere Phantasie es sich ausgemalt hatte. In der Hauptsache wird uns oft mehr zu teil, als wir erwarteten. Vornehm und reich, wie Hermanns Vater (in Goethes Idylle) sich seine Schwiegertochter gewünscht hatte,

war Dorothea allerdings nicht, aber die Natur hatte sie vor Tausenden befähigt, der Segen und die Freude des Hauses zu werden. Ist es nicht genug, daß der Fleiß deiner Jugend mit einem würdigen Amte belohnt wird; warum soll es gerade in deiner Vaterstadt oder vielleicht in der Residenz sein?

Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.

Goethe.

Schluß. Erfreue dich an deinen Hoffnungen, aber thue auch das Deine und gewöhne dich an Genügsamkeit.

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Goethe.

34.

Welche Vorteile und Annehmlichkeiten haben die Küstenbewohner von der Nähe des Meeres.

Einleitung. Die Erde spendet in jeder Gestaltung einen reichen Segen. Die Tiefländer haben ihre fruchtbaren Auen, die Gebirge ihre Schätze an Holz, Mineralien ꝛc.

Thema. Auch die Meeresküste bietet ihren Bewohnern viele Vorteile und Annehmlichkeiten dar.

1) Boden und Temperatur. Oft besteht die Küste aus fruchtbaren Niederungen mit Ackerland, Weideplätzen, Torfmooren. Die Flüsse sind gewöhnlich in der Nähe ihrer Mündungen am tiefsten, selbst für größere Fahrzeuge schiff-

bar. Manche teilen ihre Wassermassen, um weite Strecken zu tränken, bisweilen wie der Nil, die Weichsel ꝛc., ein gesegnetes Delta bildend. Die frischen Seewinde und der häufige Regen mildern ebenso die Hitze wie die Kälte. England hat den Winter der Lombardei und den kühlen Sommer Schwedens. Das immergrüne Irland.

2) Produkte. Fast überall Fischfang, Viehzucht, Getreidebau, Torfgräbereien von großer Ergiebigkeit. Rinder hauptsächlich in Holland und Oldenburg, Pferde in Dänemark, Hannover, Mecklenburg, Getreide in Belgien, wo derselbe Acker in jedem Sommer zwei Ernten liefert, Torf in Dänemark, Holland, Belgien, Kohlen in England. An klippenreichen Küsten eine Menge Seevögel; die Eidergänse mit den kostbaren Dunen in Island, Norwegen, auf den Färöern und den Orkneys. Preußen war schon im Altertume durch seinen Bernstein berühmt. Das Jahr 1770 brachte noch 65,760 Pfund,*) dann war der Ertrag geringer, doch 1865 im kurischen Haff allein wieder 53,000 Pfund und 1866 daselbst sogar in jeder Woche durchschnittlich 5184 Pfund.**)

3) Schiffahrt und Handel. Die Strandbewohner sind geborene Schiffer und die besten Lotsen. Die merkwürdige Lotsenschule auf Helgoland. Selbst die Eisenbahnen können den Transport der Waren nicht so billig

*) J. Voigt, „Geschichte Preußens“ (1827) I, 37.

**) Reicke und Wichert, „Altpreußische Monatsschrift“ (1866) 400. Nach offiziellen Angaben betrug 1869 die Ausbeute in der ganzen Provinz an 1710 Zentner. Davon kamen auf die Baggerei in Schwarzort 795 Ztr., auf die Taucherei in Brüsterort 215 Ztr., auf die Gräbereien im Samlande 400 Ztr. Durch Schöpfen, Stechen und Lesen am Samländischen Strande wurden 300 Ztr. gewonnen. Das ganze Quantum hatte einen Wert von 700,000 Thlr.

Ostpreußische Zeitung 1871, 3. Januar.

besorgen, wie die Schiffe. Die Handelsstädte an der See stehen mit dem Auslande in unmittelbarer Verbindung und sind für das Binnenland und die Hinterländer die Stapelplätze. Der Handel mit eigenen Produkten und Fabrikaten kann niemals einen so bedeutenden Gewinn abwerfen, wie der Zwischenhandel und die Spedition.

4) Die Bäder. Mit welchen Umständen und Kosten ist eine Badereise verknüpft, namentlich wenn eine ganze Familie einige Monate an der See verleben will. Das Unternehmen verschlingt vielleicht die Ersparnisse mehrerer Jahre. Die Bewohner der Küste haben die Annehmlichkeit, das erfrischende Seebad ihr lebenlang umsonst oder mit geringem Aufwande an Zeit und Geld benutzen zu können. Vielen Stranddörfern gewährt der regelmäßige Besuch wohlhabender Sommergäste eine erhebliche Einnahme. An der Samländischen Küste giebt es von Pillau bis Cranz kein einziges Dorf, in welchem nicht des Bades und der rusticatio wegen in jedem Sommer einige Familien ihren Aufenthalt nähmen und manches ist so besucht, daß es die Fremden kaum beherbergen kann.

5) Der erhabene Anblick des Meeres und der Küste. Alle Dichter preisen die ergreifende Schönheit des Meeres, mag es sich bei heiterm Himmel bis zum fernsten Wolkensaume wie ein glänzender Spiegel ausbreiten oder mögen sich seine schaumbekränzten, donnernden Fluten mit wildem Ungestüm erheben. Die See hat den Vorzug vor dem Gebirge, daß sie sich mitunter in der Bewegung zeigt, wobei sie eine Kraft entwickelt, die so erstaunlich ist wie ihre Masse, während die Last der Berge stets in träger Ruhe verharret. In den Küstenländern finden sich oft das Meer und das Gebirge, die beiden erhabensten Schöpfungen der Natur, an einem Platze beisammen (Rügen, Schottland, Norwegen ꝛc.).

Schluß. Die Auseinandersetzung beschränkt sich auf die Darlegung der äußeren Vorteile; doch bleibt das Meer auch in betreff der geistigen Anregung nicht zurück. Manche Küstenvölker, wie die Phönicier und die Griechen, haben sich durch eine frühe Entwickelung ausgezeichnet, andere, wie die Spanier, Niederländer, Engländer, in späteren Zeiten durch die Enthüllung des Erdkreises, durch Kolonisationen, durch die Verwertung bis dahin unbenutzter Produkte, durch die Bereicherung der Wissenschaft die Interessen der Kultur gefördert.

35.

Das Jubiläum eines Oberförsters.

Einleitung. Ein milder, heiterer Wintertag. Befreundete Familien aus der Stadt wollen nachmittags nach dem Forsthause hinausfahren. Sammelplatz an einem Gasthof vor dem Thore. Die zierlichen Schlitten, die stattlichen Pferde mit glänzendem Geschirr, wohltönenden Glocken, Federbüschen, Schneedecken 2c. Die heitere Stimmung der Gesellschaft. Im vordersten Schlitten Musiker.

Thema. Die Fahrt nach dem Forsthause, das Fest, die Rückkehr.

1) Die Hinreise.

a. Der Weg führt anfangs an einem Landsee hin und durchschneidet dann die Ebene. Rechts und links die unabsehbare weiße Fläche, aus der in der Ferne einzelne Gehöfte, ein Dorf mit einem Kirchturm 2c. hervorragen. Der blendende, rötliche Glanz des Schneegefildes unter der sinkenden Sonne.

b. Ankunft im Walde. Die schwarzen Stämme und die schneebeladenen Wipfel der Bäume. Das hervorschimmernde Grün der Tannen. Das Geläute der Schlitten in der schweigenden Einsamkeit. Die einbrechende Dämmerung; im Westen das glühende Rot der Federwolken. Die Musiker blasen ein Waldlied mit Echo.

c. Die Ankunft im Forsthause. Der Lärm der Jagdhunde. Eingang und Vorhaus sind mit Tannen geschmückt. In den Zimmern sieht man Geweihe von Hirschen und Elentieren, mancherlei Jagdgerät. — Begrüßung und Erfrischung. — Kurze Charakteristik des Jubilars: sein Äußeres, seine Rechtschaffenheit, seine soldatische Geradheit und heitere Gelassenheit. Die Oberförsterin, die Kinder und die Enkel.

2) Das Fest.

a. Die Gratulationen. Rede des Landrates, der beauftragt ist, dem Jubilar einen Orden zu überreichen. Herzliche Glückwünsche der Familienglieder und der Freunde. — Man hört eine Extrapost ankommen. Es treten zwei Gäste ein, die 30 Meilen weit aus der Ferne herbeigeeilt sind, ein jüngerer Bruder und ein Jugendfreund des Oberförsters.

b. Unterhaltung vor dem Essen. Nach einer längeren Pause begiebt sich die Gesellschaft in den behaglich erwärmten und hell erleuchteten oberen Saal. Unter Begleitung der Musik werden lebende Bilder nach Webers Freischütz aufgeführt; zum Schlusse eine Szene aus der verkehrten Welt. Einige kolossale Hasen, maskierte Kinder, jagen einen Jägerburschen auf der Bühne umher und entreißen ihm Hirschfänger und Gewehr. Er klettert auf einen Baum. Schon erhebt ein Hase das Gewehr. Der Jäger bläst in seiner Angst auf dem Horne und die Hasen tanzen ein kleines Ballet.

c. Das Festmahl. Toaste und scherzhafte Tischreden. Unterhaltung nach dem Essen. Die junge Welt eilet zum

Tanze. Die alten Herren sitzen um eine Bowle herum und vergnügen sich an Kriegs- und Jagdgeschichten.

3) Die Heimkehr. Einige Jünglinge brechen zeitig auf und kehren auf den mitgebrachten Schlittschuhen über den See zurück.

a. Die klare Mondnacht. Rechts die Abhänge des Bergwaldes mit den Massen der Bäume, links eine freie Ebene. Hie und da eine einsame Fischerhütte oder ein Bauerhaus, aus deren Fenstern ein Licht schimmert und aus deren Schornsteinen Rauchsäulen aufsteigen. Von Zeit zu Zeit erschallt im Walde ein Schuß und Hundegebell; vermutlich will ein Jägerbursche die Holzdiebe erschrecken, die sich an diesem Abende sicher glauben könnten.

b. An einem Rohrgebüsche wird zum Ausruhen Halt gemacht. Ein Studiosus zieht ein Päckchen Kuchen hervor, welches ihm die Frau Oberförsterin beim Abschiede auf den Weg mitgegeben; ein anderer eine Flasche Wein, die ihm der Oberförster mit dem Rate, nicht auf die gläserne Seite zu fallen, in die Tasche gesteckt. Ein Lebehoch dem lieben greisen Paare! Gesang:

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin und daher:
Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig*) und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe des Lebens dahin.

Herder.

c. Aufbruch und Wettlauf. Man nähert sich der Stadt, über welcher die von den Gasflammen gefärbte Nebelschicht mit düsterrotem Schimmer schwebt. Die schwarzen Häusermassen treten in bestimmteren Umrissen hervor. In den

*) Th. Echtermeyer, „Auswahl deutscher Gedichte" (1852) S. 636 hat, ich weiß nicht woher, die bessere Lesart eilig.

Giebeln blinken noch viele Lichter. Die gespenstisch emporragenden Kirchtürme und die feurig dampfenden Schlöte einiger Fabriken. Die Signale vom Bahnhofe Das Schlagen der Turmuhren und der Ruf der Nachtwächter. — Die Schlittschuhläufer erreichen den Gasthof vor dem Thore, wo eben auch die Schlitten mit der übrigen Gesellschaft ankommen.

Schluß. Wohl dem Manne, welchem es beschieden ist, in dem Kreise der Seinigen und mit lieben Freunden ein so herrliches Fest zu feiern.

36.

Auf welche Vorstellungen und Thatsachen sich das große Vertrauen, das die Griechen in das delphische Orakel setzten, gegründet haben mag.

Einleitung. Der Parnaß hatte die Spuren davon behalten, daß einst ein heftiges Erdbeben das Gebirge von Phocis zerrissen. Tiefe Klüfte wechselten mit kahlen Felswänden, die terrassenförmig hinanstiegen. Der rauhe Gebirgswinkel hatte nur zwei Zugänge. In dieser einsamen Wildnis lag am südlichen Abhange des Parnaß die Stadt Delphi, und auf der Höhe, wo sich eine Schlucht 900 Fuß tief hinabsenkte, der heilige Bezirk des Apollo mit dem prachtvollen Tempel und den vielen zu ihm gehörigen Gebäuden. Im Gegensatze zu der unfruchtbaren, nur mit Felsblöcken besäeten Öde, die er durchschritten, hatte der Wanderer hier plötzlich einen Ort vor Augen, den die glänzendsten Schätze der Kunst und ein orientalischer Reichtum schmückten. Mitten in der Einsamkeit des Gebirges fand er

ein ebenso geräuschvolles wie bedeutsames Leben; denn die vielen Fremden erhielten die Stadt in einer fortwährenden Regsamkeit und in dem Tempelbezirke erinnerten die feierlichen Aufzüge der Gesandten, die Opferfeuer auf den Altären, die Aufstellung der Weihgeschenke ꝛc. an die Beziehung, in welcher der Hauch des an dem Dreifuß gesprochenen Wortes mit den wichtigsten Ereignissen und den Schicksalen der Völker stand. Von allen griechischen Orakeln genoß das pythische das höchste Ansehen. Seine Priester hatten für ganz Griechenland den Kultus nach seinen allgemeinen Grundlagen geordnet und ihnen übertrug man, wo ein göttliches Recht verletzt war, die Bestimmung der Sühne. Hier holte man sich Rat, als bei den Angriffen der Perser der Untergang des Vaterlandes unabwendbar schien. Sollte eine Kolonie auswandern, so ließ man von der Pythia den Führer und den Ort der Ansiedelung bestimmen; ja es galt für ein Vergehen, wenn man in diesem Falle nicht das Orakel befragte (Herod. V, 42). Von den lydischen Königen erschienen öfters Boten in Delphi, sogar von den Römern im Kriege mit Veji und mit Hannibal. Bei Herodot werden einige hundert pythische Orakelsprüche erwähnt. Wenn und wodurch der Glaube an das delphische Orakel erschüttert werden mußte, erkennt man leicht, sobald man es sich vergegenwärtigt hat, worauf er beruhete.

Thema. Was dem Orakel das Vertrauen der Griechen verschaffte.

A. Religiöse Vorstellungen.

1) Orakel konnte es nicht geben, hätte man nicht die feste Überzeugung gehabt, daß unser Dasein unter der Leitung der Götter stehe und daß alles, was dem Menschen begegnet, eine Fügung derselben sei. Bei Homer ist die Mythologie gewiß kein poetischer Schmuck; er selbst

und das Zeitalter, welches er darstellt, hatten stets mit frommer Gläubigkeit das göttliche Walten vor Augen und im Herzen. Auch später wurde im häuslichen und im öffentlichen Leben nichts Wichtiges eingerichtet oder unternommen, ohne daß man sich durch Opfer, Gelübde und Gebete des Beistandes der Götter zu versichern suchte. Apollo war im allgemeinen nicht eine Gottheit des Schicksals, aber er erscheint hier als der Vertraute des Zeus, des höchsten Herrschers über Menschen und Götter, von dessen Fügungen er manches den Sterblichen vorherzusagen berechtigt ist.

2) Die Griechen hatten ferner den Glauben, daß die Götter den Menschen nicht ratlos ließen, sondern ihn, wenn auch nur auf eine dunkele oder bildliche Weise, durch gewisse Winke und Andeutungen belehrten. Bald gaben die Schicksalsmächte bei einem Unternehmen durch Himmelszeichen, Vogelflug, die Beschaffenheit der Eingeweide eines Opfertieres, durch Träume Beifall oder Mißfallen zu erkennen, bald ließen sie die geheimen Ursachen eines unglücklichen Ereignisses (die thebanische Pest und Ödipus) oder zukünftige Dinge erraten. Die Annahme, daß die Götter sich durch solche Kundgebungen gnädig bewiesen, rief die gesamte sehr mannigfache Kunst der Weissagung und so auch die Spruchorakel ins Leben.

3) Die Götter sendeten den Menschen, namentlich begünstigten Heroen, durch ein Gebet derselben bewogen oder aus freien Stücken, oft ein Zeichen, das leicht verständlich war. Im allgemeinen, namentlich bei wichtigeren Gelegenheiten, übertrug man jedoch sowohl die Anfrage wie die Deutung den Priestern, weil man die amtlichen Diener der Götter für besondere Vertraute derselben hielt. Wie grausam rächte Apollo es an den Achäern, daß man nicht die Bitte des Chryses erhört. Von der Gunst der Götter empfingen die Priester die Gabe, die Geheimnisse des Schicksals

zu ahnen und sie mit Bestimmtheit oder andeutend zu offenbaren. Doch wurde oft auch ihnen das Verständnis nur aufgethan, wenn der Enthusiasmus, die Ekstase ihre Seele über die Schranken der menschlichen Natur erhob und in den Zustand der Verzückung oder eines heiligen Wahnsinnes versetzte.

B. Thatsachen.

1) In vielen Fällen verlangte man nicht eine Weissagung, sondern einen Rat und es war natürlich, daß die instruierenden Orakel sich mehr als einmal bestätigten.

a. Die Bildung der Priester machte das Orakel zu einem Organe der Weisheit, der Sittlichkeit und der Kultur.*) In der Vorhalle des Tempels stand das γνῶθι σαυτόν eingegraben, die Mahnung des weisen Chilon, welche damit für ganz Griechenland zum Wahlspruch werden sollte; ferner das μηδὲν ἄγαν, welches der oberste Grundsatz der Griechen war, wie denn auch ihre Dramatiker so viele Tragödien mit einer Erinnerung an das Maßhalten schließen. Man hatte den schönen Gebrauch, daß die, welche in den Tempel traten, erst im Wasser der kastalischen Quelle ein Sühnbad nahmen. Die griechische Anthologie sagt hierüber (nach Jacobs):

Rein nur nahe dem Tempel, o Freund, und der heiligen Gottheit Schranken, nachdem du das Naß reinen Gewässers berührt. Weniges Wasser genügt für den Redlichen; aber den Frevler Wüsche mit sämtlicher Flut nicht der Okeanos rein.

Das Orakel war ein oberster Gerichtshof, welcher Sühne forderte (z. B. die Bestattung des Pausanias neben dem Tempel, in welchem man ihm gegen das göttliche Recht die Begnadigung versagt hatte) und den Bußfertigen Rat erteilte (wie es den Athenern die Berufung des Epimenides

*) Liedtki, „Der delphische Apollontempel", Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Gleiwitz (1861).

empfahl) — Philosophen, Dichter, Künstler fanden hier eine hingebende Anerkennung (Solon, Sokrates, Pindar). Der Wald von Statuen in Delphi war das Nationalmuseum der Griechen.

b. Seit der dorischen Wanderung wurde das Orakel durch häufige Anfragen zur Beteiligung an der Politik veranlaßt und sein Ansehen wuchs, weil es eine lange Zeit hindurch mit unparteiischem Wahrheitssinn die Fortschritte der Gesetzgebung, Recht und Freiheit schützte. Die Priester unterstützten Lykurg, Solon, Klisthenes durch ihren gewichtigen Einfluß. Es war ihr Werk, daß die Spartaner den Athenern bei der Vertreibung der Pisistratiden Hilfe leisteten. Sie wußten wohl, weshalb sich Tyrtäus zum Anführer eignete. — Außerdem verhalf ihnen der Verkehr mit den Fremden zur genauen Kenntnis entlegener Gegenden und die Kolonisation, eine der folgenreichsten Unternehmungen Griechenlands, wurde von ihnen geleitet. Kyrene im nördlichen Afrika, Syrakus, Gela und Heraklea auf Sizilien, Rhegium und Kroton in Unteritalien und viele andere Kulturstätten verdanken ihre Gründung der Aufforderung des delphischen Gottes. Bei inneren Streitigkeiten, Bündnissen, Kriegen und Friedensschlüssen mußte das Orakel seine Stimme abgeben und es war die Stimme der Weisheit. Nunquam illud oraculum Delphis tam celebre et tam clarum fuisset neque tantis donis refertum omnium populorum atque regum, nisi omnis aetas oraculorum illorum veritatem esset experta (Cicero, De divin. I, 37).

2) Die uralten Überlieferungen von in Erfüllung gegangenen Orakeln behielten ihre Wirkung. Theben wurde von der Pest befreit, als man den Mörder des Lajus entdeckte, Orestes genas von seinem Wahnsinn, als er das Bild der Artemis aus dem Lande der Taurier holte: in diese Begebenheiten waren die wunderbarsten Geheimnisse verflochten und das Orakel schien die

verborgenen Umstände gekannt zu haben, da es durch seine Aussprüche sowohl die Entdeckung der Abkunft des Ödipus als des Aufenthaltes der Iphigenie herbeiführte. Kodrus' Tod verschaffte den Athenern wirklich, wie das Orakel vorausgesagt, den Sieg. Manche Begebenheit traf auf eine merkwürdige Weise mit den Worten der Pythia zusammen und dies machte einen unauslöschlichen Eindruck. So hatte ein Spartaner Glaukus angefragt, ob er ihm anvertrautes Geld zurückgeben oder behalten und einen Meineid schwören sollte. Das Orakel erinnerte ihn daran, daß der Eid einen Sohn habe, der den unredlichen Mann und sein ganzes Geschlecht von der Erde vertilge. Glaukus wählte das Bessere, doch schon die Befragung der Pythia in einer solchen Sache wurde mit dem Aussterben des ganzen Hauses bestraft (Herodot VI, 86).

3) Die Priester halfen sich mit doppelsinnigen Weissagungen und wenn jemand durch einen solchen Ausspruch zu Schaden kam, schrieb man lieber ihm selbst als dem Orakel einen Irrtum zu. Die Undeutlichkeit der Antworten mußte man sich wohl gefallen lassen, da man doch die Gottheit selbst zu einer ganz bestimmten und unumwundenen Offenbarung ihres Willens und ihrer Geheimnisse nicht nötigen konnte. Die Geschichte des Krösus zeigt, wie sorgsam die Priester darauf bedacht waren, sich eine Hinterthür offen zu halten. Die Söhne des Tarquinius Superbus, welche bei der Heimkehr ihre Mutter küssen sollten, verstanden das Orakel nicht so gut, wie Brutus. Der Bescheid, welchen Pyrrhus erhielt, wetteifert an Unbestimmtheit mit dem Spruche für Krösus:

Sieg, Äakide, verkünd' ich in deinem Kampf mit den Römern.

Manches von jenen Orakeln, welche nur durch Umstände, die kein Menschenwitz voraussehen konnte, einen Schein der

Wahrheit erlangten, mochte erdichtet sein, verstärkte aber auch so den Wunderglauben der Menge. Pythia hatte den Athenern die Gefangennehmung aller Syrakusaner in Aussicht gestellt; die Sache kam ganz anders, aber man rettete die Ehre des Orakels mit der Fabel, daß ihnen eine Namensliste der Feinde in die Hände gefallen sei und mehr als diese Beute auf dem Papier sollte ihnen nicht versprochen sein (Plutarch).

Die hölzernen Mauern, welche die Pythia den Athenern empfahl, verschafften ihr dagegen den unbestrittenen Ruhm, das wirksamste Mittel zur Befreiung des Vaterlandes erkannt zu haben.

4) Wie sollte man endlich gegen eine Anstalt Mißtrauen hegen, deren Verherrlichung und Beschirmung Menschen und Göttern in gleichem Maße am Herzen lag. Delphi stand unter der Obhut einer mächtigen Amphiktyonie, die im Interesse des Tempels mehrere Kriege führte. Die kostbaren Schätze an Gold und Silber, mit denen man das Heiligtum schmückte, werden auf 10,000 Talente oder 14 Millionen Thaler berechnet.*) Die Perser wurden von einem Angriffe auf Delphi durch Unwetter und Erdbeben zurückgeschreckt, ebenso die Gallier unter Brennus. Wir können noch heute nichts entdecken, was uns zu einem Zweifel an diesen wunderbaren Ereignissen berechtigte und müssen unsere Zuflucht zu der Vermutung nehmen, daß sich damals das vulkanische Feuer noch häufig in dem Gebirge geregt haben mag.

---

*) Nach Diodor war dies nur der Raub, den die Phocenser in die Münze schickten. — Die Weihgeschenke des Krösus wogen, ohne vieles andere Geschmeide, an Gold allein über 271 Talente. A. Böckh, „Die Staatshaushaltung der Athener" (1851) I, 11.

Schluß. Der Verfall des Orakels erklärt sich aus einer Umgestaltung der politischen Verhältnisse und der religiösen Ansichten. Gemeinhin legt man darauf das größte Gewicht, daß die Phocenser die Tempelschätze plünderten und so der heiligen Unverletzlichkeit des Institutes thatsächlich ein Ende machten. Es mußte allerdings ein eigenes Gefühl erwecken, wenn man die Söldner überall in Griechenland mit den Kostbarkeiten, die einst dem Gotte gehört, ihre schwelgerischen Gelage bezahlen sah, wenn Gastwirte, Kaufleute, Geldwechsler im öffentlichen Verkehre diese Münze anerkannten. Von ebenso großem Einflusse war es jedoch, daß das Orakel, als mit dem peloponnesischen Kriege die Reihe der Bürgerkriege anfing, nicht mehr der einen Hälfte Griechenlands dienen konnte, ohne bei der andern in Haß zu geraten. Es war von jeher mit den Doriern befreundet gewesen und stand jetzt auf der Seite der Spartaner, die es sogar mit Geld unterstützte. Sein nationales Ansehen hatte auf seiner Neutralität beruht; jetzt aber sah man den Gott von Beutestücken umgeben, welche Griechen den Griechen in Krieg und Raub abgenommen, von schönen Weihgeschenken, deren häßliche Inschriften von Siegen der Griechen über Griechen erzählten (Plutarch). Endlich war es natürlich, daß die politische Weisheit der Pythia im Angesicht der makedonischen und der römischen Macht verstummte. Während die Priesterin bis dahin (gleich der Jungfrau von Orleans) alle Einmischung in das Kleinleben des Privatmannes abgelehnt hatte,

(„Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke")

erhielt sie jetzt nur neben den klugen Vettern und Basen eine Stimme im Familienrat. Gleichzeitig hatte das Aufblühen der Philosophie und die wahre oder scheinbare Aufklärung des Volkes den naiven Glauben an das Walten der homerischen Götter und an die Unfehlbarkeit ihrer Priester unter-

graben. Seit 400 v. Chr. sank die Achtung vor dem Orakel daheim und in der Fremde; es erhob sich nur dann und wann zu einer vorübergehenden Blüte, bis es mit dem gesamten Olymp dem Eifer der Christen erlag und von Theodosius geschlossen wurde.

37.

Der Krieg als Feind und als Freund der Künste.

Einleitung. Krieg oder Frieden allein bestimmen nicht das Gedeihen der Künste. Die Blüte derselben ist ebenso von einer idealen Zeitrichtung, von der Lebendigkeit des Nationalgefühls, von der Regsamkeit des wissenschaftlichen Strebens, von dem Wohlstande des Volkes und von anderen Dingen abhängig. Doch hat auf diese mitwirkenden Faktoren der Krieg selbst nicht selten einen entscheidenden Einfluß und damit wird er allerdings zu einer hauptsächlichen Ursache des Aufschwunges oder des Verfalles der Künste. Im allgemeinen bestätigt die Geschichte folgendes Gesetz: Der Krieg ist für das unterliegende Volk ein Feind der Künste, für das siegreiche ein Freund derselben.

Thema. Welchen Schaden die Künste durch den Krieg erleiden und inwiefern er ihnen förderlich sei.

A. Der Krieg als Feind der Künste.

1) Es werden viele Kunstschätze zerstört oder geraubt.

Die Verwüstung Roms durch die Vandalen im Jahre 455 hat eine sprichwörtliche Berühmtheit erlangt. Auf ähnliche Weise hausten die Türken, fanatische Bilderstürmer,

1453 in Konstantinopel und noch neulich beraubte Napoleon I. halb Europa, um Paris zu schmücken.

2) Die Kriegslasten, Plünderungen und Kontributionen führen zur Verarmung.

Weder der Staat noch der Privatmann hat Geld für die Künste; man scheut den Aufwand für dieselben wie eine Luxusausgabe.

3) Es verliert sich der Sinn für die Kunst.

a. In einer ernsten, sorgenvollen Stimmung richtet alles seine Gedanken auf die ersten Bedingungen der Existenz, auf die Herstellung der Gewerbe und des Handels, auf die Wahrung der politischen Unabhängigkeit und Selbständigkeit, so weit sie zu erreichen sind. Den Dichtern wird nur erlaubt, den Schmerz des Volkes auszusprechen, nicht aber für sich selbst in dem heitern Asyl der Kunst Vergessenheit zu suchen. So macht man es noch heute Goethe zum Vorwurf, daß er 1809 die „Wahlverwandtschaften", und Jean Paul, daß er in derselben Zeit des Elends „Katzenbergers (lustige) Badereise" schrieb.

b. Ja die Gesinnung und Sitten können gänzlich verwildern.

Im dreißigjährigen Kriege verstummte das deutsche Volkslied für immer. Hundert Jahre lang flossen seitdem die Kunst und alle Bildung, Gutes und Schlimmes, den Deutschen nur aus fremder Quelle zu. Mit Mühe wurde die Selbständigkeit der Sprache gerettet.

B. Der Krieg als Freund der Künste.

1) Der Patriotismus, das Nationalgefühl, oft mit einer religiösen Erhebung verbunden, wollen sich auch in den edlen Formen der Kunst vernehmen und bewußt werden, wie umgekehrt die

Poesie in die Thaten einzugreifen sucht oder sie gerne verherrlicht.

Gleim und Rammler. Die Dichter aus der Zeit der Freiheitskriege. Schillers „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell", welche nach dem Tode des Dichters erst recht zur Wirkung gelangten. Die Gefahren des Vaterlandes gaben der neuen Romantik eine nationale Richtung und dies führte, was noch wichtiger war, zur Erforschung der älteren deutschen Dichtung, zur Beachtung des Volksliedes, deren Geist mehr und mehr die ganze Nation durchdringen.

2) Der Krieg bietet den Künsten Stoffe und Ideen dar, die gleichsam ihre physische Nahrung sind.

Völker, die keine Helden hatten, haben auch kein Epos. Ohne Achill kein Homer. Ein großer Teil der Dramen Shakespeares ist eine Gabe des Krieges. Malerei und Bildhauerkunst haben in ihren Denkmälern noch heute nicht die Heldenzeit von 1813—1815 erschöpft.

3) Der Krieg erhebt alles zum Ungemeinen.

Die erhöhete nationale Kraft, die sich in Kriegsthaten bewährte, kommt auch auf anderen Gebieten zum Vorschein. Die griechischen Tragiker besangen nur ausnahmsweise die Perserkriege, aber ihre Dichtungen von den Fürstenhäusern der Vorzeit wurden großartige Erscheinungen, wie es die Siege bei Marathon und Salamis gewesen. Die Dichter des Mittelalters schilderten nicht die Kreuzzüge, aber die Freude an Heldenthaten gab sich in der Blüte des Epos kund. Klopstock und Lessing kopierten in der Poesie die Schlachten des großen Friedrich.

4) Der Krieg bringt die Völker in Verkehr; man lernt die Kunstschätze und die Dichtungen der Fremde kennen.

Die alte Einfachheit der griechischen Dichtersprache weicht zur Zeit der Perserkriege bei Pindar und Äschylus dem Wetteifer mit der asiatischen Pracht. Die Römer nahmen die besiegten Griechen zu ihren Lehrern. Die Kreuzzüge befruchteten die Phantasie der Europäer mit den Naturbildern und der Sagenfülle des Morgenlandes; sie machten die deutschen Ritter mit den französischen bekannt, die deutschen Dichter eigneten sich das sagenreiche Epos der Nachbarn an, um es tiefer auszubilden. In Übereinstimmung mit der politischen Kombination brach die deutsche Poesie und Kritik seit dem siebenjährigen Kriege mit der französischen und schloß einen Bund mit England.

Schluß. Viele Kriege haben für die Poesie gar keine segensreiche Folge gehabt und es ist fraglich, ob das Gute, was andere hervorbrachten, nicht auch auf friedlichem Wege zu erreichen war. Niemand wird sich daher nach diesem Beförderer der Kultur sehnen. Sollte aber einmal unser Vaterland durch solche schreckliche Ereignisse erschüttert werden, so möge es dafür in der geistigen Verjüngung eine Entschädigung erhalten.

38.

Der Pfarrer von Grünau.

Einleitung. „Luise", ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von J. H. Voß (1795), stellt uns nicht eine Handlung dar, d. h. ein Streben der Hauptpersonen, welches auf ein bestimmtes Ziel gerichtet ist und dasselbe mit Beseitigung von Hindernissen erreicht, auch nicht eine Begebenheit, die von Moment zu Moment fortschreitend, uns in Spannung erhält, weil uns die Verwickelung der Umstände über den Ausgang in Zweifel läßt. Selbst ein episches Idyll

sollte sich der Forderung, daß eine Handlung oder eine solche Begebenheit seinen Inhalt bildet, nicht entziehen, namentlich wenn es schon einen ansehnlichen Umfang hat, und Goethes „Hermann und Dorothea" liefert den Beweis, daß sich auch in einem einfachen idyllischen Lebenskreise für beides ein genügendes Material finden läßt. Es ist daher zu bedauern, daß sich bei Voß die lieblichen Schilderungen und Gespräche nicht an wichtigere Dinge anschließen als an ein Mittagsessen unter den breitlaubigen Linden, das Kaffeetrinken im Walde ꝛc. Wenn indessen das Gedicht auch mehr in einem malerischen als in dem epischen Stile verfaßt ist, so zeichnet es sich doch durch eine vortreffliche Charakterschilderung aus und das lebhafte Hervortreten der Hauptpersonen nach ihren anziehenden Eigenschaften bildet, als einiger Ersatz für die fehlende Handlung, den Mittelpunkt, um welchen sich die herrlichen Bilder des Familien- und Naturlebens gruppieren. Im Vordergrunde stehen der Pfarrer und Luise; jener ist dabei mit solcher Vorliebe berücksichtigt, daß das Idyll ebenso richtig nach dem Namen des Vaters wie der Tochter hätte benannt sein können.*)

Thema. Der Charakter des Pfarrers von Grünau.

A. Allgemeinere Eigenschaften.

1) Der Pfarrer ist das Abbild der vegeta senectus, ein körperlich und geistig rüstiger Greis, der sich bis in sein Alter die Klarheit der Gedanken, Bestimmtheit

*) Man sollte glauben, daß Voß dem Pfarrer seinen eigenen Charakter geliehen. Wir erfahren jedoch, daß er sich den Pfarrer Weise in Malente bei Eutin zum Vorbilde genommen. Er pflegte in der nahen Gremsmühle seine Sommerfrische zu genießen und besuchte dann häufig den Pfarrer, der sein vollkommenes geistiges Ebenbild gewesen sein muß.

Springer „Die Naturszenerie zu Vossens Luise", in der Illustr. Ztg. April 1870.

des Willens, die Lust zur Thätigkeit, den Anteil an geistigen Interessen, die Freude an dem Fortschritte, eine heitere Stimmung erhalten hat. Es wäre überflüssig, dies schon hier mit Beweisstellen zu belegen, da alle besonderen Eigentümlichkeiten des Pfarrers, über die wir im einzelnen sprechen werden, nur eine Entfaltung jener allgemeinen Grundzüge seiner Natur sind.

2) Die Kraft und Entschiedenheit des Willens. Nicht selten ist derselben die Neigung zu einem herrischen, trotzigen, wunderlichen Wesen beigemischt. Die Ansätze dazu nehmen wir auch bei dem Pfarrer wahr, doch hindern die natürliche Güte und Weichheit seines Herzens und namentlich die Liebe zu den Seinigen jede verletzende Ausschreitung und es bleibt bei einem harmlosen Poltern und Vermahnen.

Die Mutter warnt im Scherze:

Weit aus dem Schuß dem Papa! denn ein Hitzkopf war er und bleibt er.
III, 1, 505 (147).*)

Als sie ihre Gäste mit dem ländlichen Mahl fürlieb zu nehmen bat, schalt der Vater und verwies es ihr mit eifernden Worten, doch sagte er zum Schlusse:

— Komm her, mein Mütterchen, daß ich dich küsse!
I, 89 (10).

Kurz darauf wird Luise unter gleichen Umständen bedroht. Walter hat das Glas nicht auf die rechte Weise angefaßt und der Alte gerät auch darüber in Eifer.

Tausendmal hab' ich ihn, Sohn, an die Erzuntugend erinnert! Klappt nicht immer sein Glas, wie ein spaltiger Topf und des neuern

*) Ich füge die Seitenzahl der sehr verbreiteten Ausgabe der „Luise", Leipzig 1837, Verlag von J. Müller, hinzu, in der die Verse nicht gezählt sind.

Dichterschwarms ungeschliffner Hexameter, welcher daher plumpt
Ohne Takt und Musik, zum Ärgernis! Kann er nicht anders?
Oder gefällt es ihm nicht?

I, 637 (49).

In diesem derben Tone äußert er sich gewöhnlich über Dinge, die ihm nicht nach dem Sinne sind. So hat auch die Art, wie er sich wegen der Trauung der Tochter zu rechtfertigen gedenkt, etwas Herausforderndes:

Würdigster Herr Generalsuperintendent und Patronus,
Voll Amtstreue verharr' ich des Herrn pflichtschuldigster Diener,
Dennoch sei mir erlaubt, freimütig und frank zu versichern ꝛc.

III, 1, 467 (144).

B. Seine Liebe zu Weib und Kind.

1) Die Eltern gewähren das Bild einer herzlichen Eintracht. Der Pfarrer denkt gern an die Zeit ihres Brautstandes. Er erzählt mit Lebhaftigkeit, wie er seine Frau aus dem Hause ihrer Eltern heimgeführt, II, 63 (66). Er hat den Hausrock und die Mütze von feinem Batist, die er als junger Ehemann getragen, aufbewahrt und bekleidet sich mit ihnen noch im hohen Alter an festlichen Tagen II, 82, (69). Er predigt oft laut im Traume und bedauert es zärtlich, wenn er damit seine Frau gestört II, 44 (65). Er fügt sich wohl auch in ihre Meinungen und Wünsche, jedoch nicht ohne zu bemerken, daß diese Unterordnung nur eine Sache der Kourtoisie und der besonderen Rücksichtsnahme sei.

Hört er, mein Sohn, wie sie waltet, die Herrscherin? Aber ich muß schon
Folgsam sein; denn es gilt den Geburtstag meiner Luise.

I, 44 (8).

Er mag nicht widersprechen, als die Pfarrerin behauptet: das Weib sei des Mannes

Rechte Hand, oft wahrlich dem teuren Haupte der Kopf gar!

aber er bittet gutmütig,

Scheinherrschaft doch wolle dem Hausherrn gönnen die Hausfrau.
II, 183 (171).

2) Die Tochter ist sein Stolz, seine Freude, sein ganzes Glück. Immer muß er sie um sich haben.

Eifrig liest der Papa und vergaß, sich die Pfeife zu stopfen. Dennoch fragt er dazwischen: Wo bleibt mein Töchterchen? schläft sie?
Nein, das wäre zu arg! Geh, rufe sie, daß mir gefertigt
Werde die Pfeif' und im Dampf anmutiger schmecke die Zeitung!
II, 624 (106).

Während sie mein ist,
Soll sie meiner Geschäfte sich fleißigen, meine Vasallin
Neben dem Pult, in der Bibliothek, in dem labenden Keller
Nun auch am dampfenden Rohr!
II, 307 (84).

Oft muß sie ihm seine Lieblingslieder singen und er brummt dann vergnügt den Baß dazu, I, 468 (38); I, 718 (54).

Aber den Baß, wo es Kraft galt, stärkte der Vater.
III, 1, 38 (114).

Indem er sie wie seinen Augapfel in acht nimmt, mahnt er sie, den Hals zu verhüllen und nicht zu rasch zu laufen.

—; doch nimm dir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft, etwas mehr um den Hals.
I, 371 (31).

Töchterchen, folge dem Rat, und verhülle dich. Besser ist besser.
I, 715 (54).

Heida! wie saust das Gesindel herab von dem höckrigen Abhang! Töchterchen, geh vorsichtig, und strauchle mir nicht an den Wurzeln.
I, 277 (25).

Er wiegt sie wie ein Kind auf den Knieen,

Aber mit Inbrunst
Herzte der Greis sein freundliches Kind, auf dem Schoße sie wiegend.

I, 59 (9).

Er muß seine Kraft zusammennehmen, wenn er an den Abschied von ihr denkt und trotz aller Trostgründe entfällt ihm eine Thräne der Wehmut.

Aber wie sehr auch schmerze des trautesten Kindes Entlassung,
Dessen Gestalt wohl künftig bei Tag und in Träumen mir vorschwebt, 2c.

I, 48 (65).

und er herzte die Kinder, in Freud' hinschmelzend und Wehmut.

III, 1, 490 (146).

C. Religiöser Standpunkt und Amtsführung.

1) Der Pfarrer gehört nach seinem Bekenntnis zu den Freidenkern oder Vernunftgläubigen der damaligen Zeit. Diejenigen Dogmen, welche so viel Streit und Haß unter die Menschen gebracht, namentlich die über die Person Christi, sucht er zu umgehen, da sie ihm als bloße Satzungen der Konzile erscheinen. Der Glaube an den einen Gott, in welchem sich nicht nur die christlichen Konfessionen, sondern auch Juden und Muselmänner begegnen, und das Vorbild Christi als des liebreichsten Menschenfreundes, waren ihm zum frommen Leben ausreichend und nichts haßte er mehr als eine Verfolgung des Bekenntnisses halber.

Liebet euch! redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund!

I, 460 (38).

Die Legende von den drei Toten, die sich an der Himmelspforte zusammenfinden, rührt ihn zu Thränen. Der Katholik aus Mainz, der Kalviniſt, der lutherische Genosse des Pastors Goeze in Hamburg vereinigen sich, auf die Pracht

der Welt zu ihren Füßen hinabblickend, zu dem Gesange: Wir glauben all' an einen Gott! I, 447 (36).*) Der Pfarrer versteht es, so zu predigen, daß ihm auch ein Jude mit Andacht zuhört, II, 281 (82).

2) Die rationalistische Auffassung der heiligen Schrift führt ihn nach seiner Meinung tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Dinge hinein und das Studium der Alten fördert dabei die Aufklärung der Gedanken.

Frische Luft ist dem Menschen so wert, wie dem Fische das Wasser,
Oder dem Geist frei denken, so weit ein Gedanke den Flug hebt.
II, 147 (72).

Er beschäftigte sich gern mit Homer, Pindar, Platon, und den hochherzigen, tapfern und freien Männern des Altertums.

Solch ein Geisterbesuch in der Einsamkeit hellt das Verständnis,
Wärmet das Herz und weiht zur Enträtselung hoher Orakel,
Daß buchstäblicher Nebel (sic!) zerfließt und erscheinet die Gottheit.
II, 504 (98).

3) Auch äußere Freiheit wünscht er für seine Amtsführung! Er will nicht durch Vorschriften und Aufsicht der Behörde oder durch den Kastengeist geniert sein.

Ob den Gebrauch die Agend' anordnete oder wir selber
Nach dem Bedarf, vorsichtig dem Heiligen Schönes vermählend.
II, 530 (100).

Heb' er das Glas! Herstellung der altbischöflichen Freiheit!
III, 2, 154 (169).

Gelegentlich entschlüpft ihm ein scherzhafter Hieb auf die orthodoxe Behörde.

---

*) Was wäre wohl geschehen, wenn Petrus ihnen Zeit gelassen hätte, den an Haderstoff unerschöpflichen zweiten Vers des alten kirchlichen Glaubensliedes anzustimmen?

Welch' ein Rohr! O gewiß aus der Mondstadt Konstantinopel
Mitgebracht von dem Freunde, dem Hauskapellan der Gesandtschaft.
II, 288 (82).

Nicht wittere solches der Propst mir,
Daß die Lippen entweiht an dem türkischen Greuel ein Pfarrer.
II, 310 (84).

Selbst die vorgeschriebene Amtstracht behagt ihm nicht.

— in der Schachtel ein Paar steifhaltiger Kragen,
Jenem ein Greuel.
II, 100 (69).

Doch weiß er sich bei alle dem vor Gott zu demütigen, was nicht alle Rationalisten verstehen.

Dieses gesagt, entblößte der redliche Vater die Scheitel,
Glänzend kahl, und umringt von schneeweiß prangendem Haare,
Senkte den Blick demütig, und sprach, mit gefalteten Händen.
I, 47 (8).

4) Nach der Weise der Freidenker legt er alles Gewicht nicht auf den Glauben, sondern auf die Gesinnung und die Handlungen der Menschen. Die Nächstenliebe ist ihm die wichtigste Forderung der Religion und alle edelen Menschen, auch die Heiden, sind ihm Genossen des Reiches Christi.

Wahrhaft lernen wir dann, daß Gott die Person nicht ansieht,
Sondern in allerlei Volk ist, wer ihn fürchtet und Recht thut,
Angenehm dem Vergelter! O Himmelswonne! wir freu'n uns
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten; freu'n uns mit Petrus,
Moses, Konfuz, Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt.
I, 409 (34).

5) Wer sich mit jener deistischen Erweiterung einiger Glaubenssätze aussöhnen kann, wird nicht Anstand nehmen,

den Pfarrer einen wahrhaft frommen Mann zu nennen. Ehrfurcht und Dank gegen Gott, ein freudiges Vertrauen in der Trübsal, eine thätige Menschenliebe, der feste Glaube an die Unsterblichkeit und an ein verklärtes Leben im Jenseits, dies bildet den Kern seiner religiösen Gesinnung. Er spricht gerne von Gott und stets mit einer herzlichen Wärme und Innigkeit.

Mancherlei Freude verlieh mir der Herr und mancherlei Trübsal
Im abwechselnden Leben und Dank ihm sagt' ich für beides.
III, 1, 326 (134).

Gott sei Dank für die Freude des Tags, und die Freude des Abends,
Der uns morgen Heitre verkündiget! Ebenso heiter
Müss' auch meiner Luis' aus lauterem Tage der Jugend
Mild ein behagliches Alter hervorgehn! Ebenso meld' uns
Ruhiger Lebensabend der Ewigkeit herrlichen Aufgang!
I, 782 (59).

6) Als Prediger sucht er hauptsächlich unter dem Volke Aufklärung zu verbreiten und die Herzen mit den Empfindungen zu beleben, die ihn selbst bewegten.

Er ist dabei äußerst eifrig, an den Festen schon vor Tage auf, ja im Traume steht er auf der Kanzel.

Wahrlich das Antlitz
Glüht, als hätt' ich, vertieft in des Ewigen Wundergeheimnis,
Voll zuströmende Worte geprediget.
II, 142 (72).

Aber die Braut, wo bleibt sie? die oft mit dem Hahne mir aufsteht,
Häufte sich Festarbeit, und am Pult mir den Kaffee besorget,
Selbst in winternder Nacht.
II, 157 (73).

Mit großem Nachdruck erklärt er sich gegen leere Formen und Zeremonieen, gegen das Hersprechen langer Gebete, das bußfertige Jammern um Christi Wunden, welches alles den Menschen nicht besser mache. Er ist ein heftiger Geg-

ner der katholisierenden Richtung, welche die protestantische Kirche am Ende des vorigen Jahrhunderts einschlug. Wie Voß selbst seine Freunde Fr. Stolberg und Claudius ausschalt, als sie „die Ohren hängen ließen", so sind sein Pfarrer und dessen Schwiegersohn kopffeste Leute, II, 81 (68).

Weg denn niedriger Wahn, durch Tön' unverständlicher Formeln,
Und durch Tempelgebräuch' und Satzungen, werde gedient Ihm.
II, 511 (98).

Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint um Sokrates' Giftkelch?
II, 515 (99).

Weg, ihr Martergebilde der Kreuzigung.
II, 519 (99).

Der Pfarrer fordert daher auch den jungen Walter auf, künftig seine Gemeinde zu lehren, daß die Religion nicht eine dumpfe Empfindelei fordere, sondern Menschenliebe und edele Handlungen.

Prediger Gottes
Ihnen zu sein, der Natur und der Menschlichkeit weiser Verkünder,
Die uns Endlichen sind des Unendlichen dämmernder Abglanz.
Üb' er denn Gottes Beruf mit Freudigkeit, stets wie Johannes,
Lehrend das große Gebot: Liebt, Kindlein, liebet einander.
II, 189 (76).

Befremden muß es uns bei diesem warmen Eifer für die Heiligkeit des Amtes, daß der Greis in unschicklicher Eile die eigene Tochter aus dem Stegreif und bei einem nichtigen Anlaß — sie hat sich von der mutwilligen Freundin die Hochzeitskleider anlegen lassen — in dem Wohnzimmer traut, ohne auf die geweihte Stätte Rücksicht zu nehmen, wo die Sakramente zu verwalten und den Segen auf eine feierliche Weise zu erteilen sein schöner Beruf ist, und ohne zu bedenken, daß die Nichtachtung der Kirche gewiß manche

Familien in der schlichten Landgemeinde an ihrem Seelsorger irre machte.*)

D. Sonstige Interessen, Beschäftigung und Lebensweise.

1) Der Pfarrer sucht sich durch die Fortsetzung seiner griechischen Studien, durch den Verkehr mit den alten Dichtern und Philosophen, auf der idealen Höhe der Jugend zu erhalten, obgleich diese Vorliebe für die alten Heiden den ängstlichen Orthodoxen jener Zeit verdächtig war.

Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloß, und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbartums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,
Zur altedelen Würde der Menschlichkeit.

II, 495 (97).

2) Als ein Freund des Fortschrittes nimmt er an dem Kampfe des aufblühenden Bürgertums gegen das Feudalwesen Teil. Der Postbote kommt am frühen Morgen an und der Pfarrer kann schon im Bette die Zeitungen lesen.

Klas hat die Zeitung
Eben gebracht. Sie erzählt von Amerika, und von Gibraltar,
Auch von dem Parlament, und der Reise des heiligen Vaters.

II, 621 (106).

Lies noch ein Weilchen im Bett, wie du pflegst: ein Kapitel der Bibel
Dort auf der kleinen Riole zur Seite dir; oder ein Leibbuch
Besserer Zeit, als Menschen wie Washington lebten und Franklin;
Oder den lieben Homer, der einsamen Abende Tröster.

II, 119 (70).

---

*) Für Goethe lag darin nichts Anstößiges; vielmehr sagt er in der Widmung zu Hermann und Dorothea:

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Weiset die Uhr nicht
Funfzig Minuten auf fünf? O wie oft dann las ich die Zeitung.
II, 140 (72).

3) Der Pfarrer ist eine gesellige Natur. Liebe Freunde sind stets gern gesehen. Er selbst ist gewöhnlich in der heitersten Stimmung.

Ja, du trauteste Tochter, ich bin auch fröhlich! so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald hier, oder das Eichhorn,
Welches die lustigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager.
I, 379 (32).

Speisekammer und Keller spenden die Mittel zu einer freigebigen Aufnahme der Gäste.

— nie fehlt' unvermuteten Gästen ein Vorrat,
Stärkenden Trunk zu begleiten und bittere Magenerquickung,
Kam am stürmischen Morgen ein Hausfreund, oder im Nebel.
II, 2, 370 (182).

Es ward ein purpurner Kohlkopf von Porzellan aufgetragen, der in sein geräumiges Innere Punsch oder Bischof aufgenommen, I, 565 (44). Der bescheidene Walter trinkt dem muntern alten Herrn zu säumig.

Ärgerlich, Sohn, wie beständig sein Glas voll stehet, geleert nie!
Mutter, gebeut mit der Kell'! Er muß uns ehren den Bischof;
Weil aus der Bischofskumm' anhaucht bischöfliche Weisheit!
III, 2, 105 (165).

Die Herrschaft vom Schlosse und nicht minder die Musikanten, welche am Hochzeitsabende ein Konzert aufführen, werden sehr gastfrei bewirtet.

4) Der Pfarrer ist überhaupt kein solcher platonischer Idealist oder Doctor seraphicus, daß er nicht das Behagen liebte und auf Speise und Trank mit Geringschätzung herabsähe. Voß wollte kein verfeinertes Phantasiebild, sondern einen Charakter aus der Wirklichkeit schildern und hat daher die kleinen sinnlichen Genüsse seines Helden wohl absichtlich so oft erwähnt. Daß der Greis es sich immer

im wohlansehnlichen Lehnstuhl bequem macht, sein Mittagsschläfchen in der kühlen Kammer hält ꝛc., bringen seine Jahre mit sich. Bedenklicher ist vielleicht die fortwährende Erwähnung der Pfeife und des Kaffees. Er muß ein leidenschaftlicher Raucher gewesen sein; der Schwiegersohn weiß ihm nichts Angenehmeres zu schenken als Pfeife und Tabak.

Hier ein türkisches Rohr, und echter Virginiakaster,
Lieber Papa, der wie Balsam emporwallt.

II, 278 (82).

Einmal zählt er so genau, als ab ein Gastwirt mit den Reisenden abrechnete, alles auf, was der Mittagstisch Gutes gebracht und für jedes hat er ein Wörtchen des Lobes.

Waren nicht jung die Erbsen und frisch, und wie Zucker die Wurzeln?
Und was fehlte dem Schinken, den Heringen oder der Spickgans? ꝛc.

I, 80 (11).

Doch könnte es ihn entschuldigen, daß die Mutter vorher aus Rücksicht auf die Höflichkeit Gottes Gaben herabgesetzt hatte. Auch ein andermal zeigt er schon vor dem Essen eine genaue Bekanntschaft mit dem Küchenzettel:

Butterbrod will sagen ein Paar Kramtsvögel und Drosseln ꝛc.

III, 1, 65 (115).

Selbst sein Magen richtet sich nicht nach dem zärtlichen Geschmack der Romantiker,

— und einen gewaltigen Rettig
Für den Papa.

I, 575 (44).

Ein romantischer Kritiker (A. W. Schlegel) hat dafür bemerkt, daß in diesem Idyll die Musen immer die Küchenschürze vorhaben.

Der Schlafrock und die Hausmütze scheinen des Pfarrers liebste Tracht zu sein; die Gräfin bittet ihn daher bei ihrem

Besuche, nicht von der Gewohnheit abzuweichen und es ist schön, daß wenigstens diesmal die Bequemlichkeit dem Anstande Platz macht, III, 1, 87 (117).

5) Indessen sind seine geselligen Genüsse nicht durchaus so sinnlicher Art. Er liebt politische und gelehrte Gespräche, am meisten jedoch eine religiöse Unterhaltung, namentlich wenn er mit seinem jungen Amtsbruder und Schwiegersohn zusammenkommt, wobei ihm im Eifer selbst die Pfeife ausgeht und der Mutter des Predigens zu viel wird.

Während der Vater vergnügt sein ruhiges Abendpfeifchen
Raucht' und dabei mit Walter, der nicht auf alles Bescheid gab,
Häufig ein Wort einsprach, von Gelehrsamkeit, und von der Zeitung.
I, 776 (59).

— oder mit Walter
Über Europa geschwatzt und Amerika, jenes im Dunkel,
Dies im tagenden Lichte der Menschlichkeit!
II, 145 (72).

Kinder, der Kaffee wird kalt; ihr prediget immer und ewig.
I, 518 (40).

Doch ist er zu unruhig, um lange auf einer Stelle zu sitzen.

Kinder, wir ruhn unverrückt, wie ein Markstein, und ein verjährter
Volkswahn! Geistiges Leben verlangt Umtrieb und Bewegung.
I, 528 (41).

Ist kein Besuch da, so erzählt er den Seinigen alte Geschichten, welche Mutter und Tochter oft gehört haben, daher diese es sich mitunter erlauben, während des Vortrags nebenbei ein Wörtchen mit einander zu sprechen.

Aber Mama, sanft lächelnd der wohlbekannten Erzählung,
Zupfte geheim Luisen, die neben ihr saß, an dem Ärmel ꝛc.
I, 17 (6).

6) Der Pfarrer ist ein Freund der Musik. Er hört gerne singen und stimmt bisweilen in den Gesang der jungen Leute ein. Er hat seine Freude an dem frommen Naturliede der Göttinger Dichter und an den einfach edelen und männlichen Weisen der älteren Komponisten, die das Herz durch die ewigen Laute der Natur bewegen und nicht zu der modernen Künstelei ihre Zuflucht nehmen, zu der Aftermusik,

die mit üppigem Modegeklimper
Sinnlos kälbernden Tanz nachhüpft und verwegenen Bocksprung.
III, 2, 549 (195).

In solchen Dingen wird der Mann des Fortschrittes ein Lobredner der Vorzeit.

Plauderten viel und sangen empfundene Lieder von Stolberg, Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi; Sangen: „O wunderschön ist Gottes Erde" mit Hölty.
I, 542 (42).

Schaue, da hängt des Neumonds werdende Sichel
Duftig. Wohlan! „Willkommen, o silberner Mond" ihm gesungen.
Frischer Gesang giebt Mut auch dem Zärtlinge; schreienden Kindern
Naht im Gesange der Schlaf; mit Gesang schlug Luther den Teufel!
I, 717 (55).

Bravo! hier ist Kraft in dem Satz! und, lieber Gevatter,
Auch in dem Vortrag Kraft! Wir hangen noch steif an der alten Kernmusik, und glauben, Musik sei Sprache des Herzens.
III, 2, 530 (194).

Auf denn! gebt mir ein Lied zur Veränderung, etwa von Händel, Gluck, und Emanuel Bach, Reichardt, und dem trefflichen Meister Schulz, dem Luther noch selbst nachsäng' an der Orgel mit Andacht.
III, 2, 554 (195).

Die Liebe zur Musik soll sich in der Gemeinde ausbreiten und den Sinn der Landleute veredeln. (Die Göt-

tinger Dichter verfolgten diesen Zweck mit Ernst und Eifer; man erinnere sich des von R. Z. Becker zusammengestellten „Mildheimischen Liederbuches" 1799.) Walter nimmt sich auch hierin den Schwiegervater zum Muster.

Schon ist dem Dorfanwachse bestellt ein verständiger Lehrer,
Welcher zugleich Baumzucht, und, Väterchen, edle Musik lehrt.
Künftig schallen auch dort vollstimmige Chör' um die Orgel,
Bald dem Altar antwortend, und bald der Gemeind' und der Predigt.

II, 544 (101).

7) Endlich veredelt sich der Pfarrer den Lebensgenuß durch die Freude an der Natur und am Gartenbau. Wie wohl ist ihm im Garten unter den Linden, in der Laube am Bach, auf dem See, im Walde, beim ersten Morgenstrahl, beim sanften Mondlichte, zumal da die Natur ihm überall die Macht und Güte des Schöpfers abspiegelt. Den Gartenbau betreibt er als eine ernste Angelegenheit. Derselbe verschafft ihm nicht nur eine willkommene Zulage zu seinem Einkommen, sondern er bringt ihn auch auf eine schickliche Weise mit dem Gewerbe der Landleute in Verbindung, und diese selbst haben einen Gewinn davon, wenn sie neben der Feldarbeit eine feinere Kunst treiben, zu dem Nützlichen das Schöne hinzufügen.

Sohn, aus dem Garten erwuchs manch' saubres Gerät in die Wirtschaft,
Und manch' teures Buch, der Ertrag des veredelten Obstes.

II, 216 (77).

Dort nun halten sie Rat, die verödeten Gärten in Seldorf
Anzubaun wie des edlen Alkinoos fruchtbare Gärten:
Obstbäum' ordnet der Vater, es legt dickschossende Spargel
Meine Mama.

III, 1, 114 (119)

Schluß. Manchem Leser wird dieser Pfarrer nicht ganz zusagen. Der eine wünscht vielleicht, seine religiöse

Überzeugung möchte mehr Tiefe haben, ein anderer, er spräche auch über Dinge, die nicht gerade in seinen Beruf einschlagen, mit Geist und Kenntnis. Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" ist offenbar gewandter, feiner und gebildeter. Goldsmiths „Vikar von Wakefield" hat bei aller Einfachheit einen gehaltvolleren Charakter. Dagegen ist aber wohl zu beachten, daß der Geistliche, wie Voß ihn geschildert, dennoch viele nicht nur an sich würdige und anziehende Eigenschaften besitzt, sondern daß er gerade in dieser Gestalt geeignet ist, seinen Platz vollkommen auszufüllen. Mit einer höher gearteten Natur würde er der Landgemeinde fremd geblieben sein. Es sind nach der „Luise" noch sehr viele Idyllen erschienen, die gleichfalls den Landpfarrer in Haus und Gemeinde zeichnen,*) aber bisher hat es niemand wieder verstanden, ein so vielseitiges, in allen Teilen übereinstimmendes, festes und lebensvolles Bild zu entwerfen, weshalb von den jüngeren Dichtungen auch nicht eine einzige volkstümlich geworden ist.

39.

Die Resignation ist erst dann eine Tugend, wenn alle anderen Tugenden erschöpft sind.

(Chrie.)

1) *Ἐγκωμιαστικόν.* Wir wissen nicht, wem wir diese Sentenz zu verdanken haben. Er muß jedoch ein Mann gewesen sein, der nicht zu den genußsüchtigen und trägen

*) Einen Überblick findet man in meiner „Geschichte der deutschen Poesie" (1856) II, 468.

Weichlingen gehörte, sondern an großartigen Thaten, wenigstens an der Verfolgung ernster Lebenszwecke seine Freude hatte. Er muß ferner ein Mann von Urteil gewesen sein, da es ihm nicht entging, daß die Anwendbarkeit jeder Tugend von den Umständen abhängig ist und daß jede erst, wenn sie an ihrem Platze ist, Wert hat, was man z. B. bei der Friedfertigkeit, der Nachsicht, der Wohlthätigkeit sehr leicht erkennen kann.

2) *Παραφραστικόν.* Es ist nicht löblich, ein unternommenes Werk aufzugeben, wenn man nicht vorher das Äußerste versucht und von alle den Tugenden, die uns bei unserm Streben zum Ziele führen, Gebrauch gemacht hat. Hauptsächlich kommen hierbei Mut und Gottvertrauen, Fleiß und Überlegung in betracht.

3) *Αἰτίαι.* Eine voreilige Resignation ist keine Tugend.

a. Sie beweist, daß man keinen Mut hat, da man vor den Gefahren erschrickt, welche ein Unternehmen (z. B. eine Seereise) mit sich bringt und vor den Opfern, die eine Sache (etwa das Studium einer Kunst) erfordert oder vor der Ungunst der Menschen, denen wir entgegenzutreten genötigt sind. Vergleiche dagegen die Kühnheit Luthers.

b. Sie zeigt ferner, daß man keiner Anstrengung fähig ist oder keine Stätigkeit besitzt.

α. Mancher ist gleich für alles begeistert, doch es fehlt ihm an Kraft und ernstem Willen, auch nur das Geringste auszuführen. Er pflegt es sich selbst und andern mit den lebhaftesten Farben auszumalen, wie viel er selbst oder gar die Menschheit gewönne, wenn eine Sache ins Werk gesetzt würde, wenn z. B. in seinem Städtchen ein Verein zur Verpflegung und Erziehung von Waisenkindern ins Leben träte. Ihn reizt die Höhe, aber er mag die vielen Stufen nicht hinansteigen. Er ist zu jeder ernsten Anstrengung zu träge.

Er hat nur das Talent, Reden zu halten oder das, was andere leisten, zu bekritteln. Stets verfliegt der erste Enthusiasmus, wenn man mit einer Sache genauer bekannt wird, aber kräftige Menschen geben deshalb ihr Vorhaben nicht auf, sobald sie sich einmal von dem Werte desselben überzeugt haben, sondern widmen ihm eine unter allen Mühen und Täuschungen ausdauernde Thätigkeit. Einen sehr schönen Sinn hat auch in dieser Beziehung der Satz:

Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.
Schiller.

β. Für andere wäre zwar der Vorwurf der Trägheit zu hart, weil sie nicht, wie die Vorigen, bloße Schwätzer sind, sondern mit Ernst und Eifer ans Werk gehen, aber sie vermögen es nicht, bei einer Sache zu bleiben. Sie sind beständig mit Plänen beschäftigt und möchten alles an einem Tage beendigen, um morgen etwas Neues anfangen zu können. Der eine wechselt mit seinem Studium, der andere verkauft sein Landgut, weil es ihm an Stätigkeit fehlt, die angefangenen Verbesserungen durchzuführen ꝛc.

4) *Ἐναντίον.* Wenn aber alle Mittel erschöpft sind, ist es ein Fehler, keine Resignation zu haben.

a. Wie unklug wäre es, wollte man bei einer Sache beharren, die einmal nicht durchzusetzen ist, etwa in Norddeutschland unabläßig den Seidenbau versuchen, obgleich die ganze Pflanzung der Maulbeerbäume in jedem strengeren Winter erfriert.

b. Das vergebliche Streben erschöpft die Kräfte, hindert uns, an ein besseres Unternehmen zu gehen und macht uns überhaupt zum Handeln untüchtig. Wir verurteilen uns damit selbst zur Strafe des Sisyphus und der Danaiden.

5) *Παραβολή.* Homer vergleicht den Helden, welcher selbst vor der Übermacht nur langsam zurückwich, mit

einem Löwen, der sich ein Rind aus dem Gehege zu holen trachtete. Die Landleute wachten mit ihren Hunden die ganze Nacht hindurch. Wo er eindringt, fliegen ihm Wurfspieße und brennende Fackeln entgegen. Seine Kühnheit ermüdet nicht; erst als der Tag anbricht, zieht er sich zurück (Ilias XVII, 657).

6) *Παράδειγμα.* Die Römer machten es sich zum Grundsatze, niemals über den Frieden zu unterhandeln, wenn sie eine Niederlage erlitten hatten. Robert Bruce saß im Gefängnisse und verzweifelte daran, jemals seinen Thron wiederzugewinnen. Eine Spinne schwang sich an einem langen Faden, der von der Decke herabhing, nach der Seitenwand hin, um ihn da zu befestigen. Sechs Versuche waren vergeblich, der siebente gelang. Bruce faßte von neuem Mut und setzte sich wieder in den Besitz seines Reiches, was ihm sechsmal mißlungen war. Ähnliches erzählt man von Tamerlan. Eine Ameise wollte ein Weizenkorn auf eine Anhöhe schaffen. Sie fiel 69mal mit der Last zurück, bei dem 70. Versuche führte sie ihr Vorhaben aus. Tamerlan, der ihr zugesehen, machte sich seitdem eine eiserne Beharrlichkeit zum Gesetze.

7) *Μαρτύρια.*

Scio audax videri consilium, sed in rebus asperis et tenui spe fortissima quaeque consilia tutissima sunt.

Livius XXV, 38.

Durch wiederholte Streiche fällt die größte Eiche.

Sprichwort.

Daß die Wogen sich senken und heben,
Das eben ist des Meeres Leben,
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wellenschlag.

Rückert.

8) *Ἐπίλογος.* Eine Resignation, die immer schmerzlich ist, können wir uns ersparen, wenn wir vorher sorgsam

überlegen, in welchem Verhältnisse die Umstände und unsere Kräfte zu einem Werke stehen. Suchen wir es dann mit aller Beharrlichkeit auszuführen und hat unser Streben doch keinen Erfolg, so bleibt uns wenigstens der Gewinn, daß wir uns keine Vorwürfe machen dürfen, daß wir unsere Kräfte kennen gelernt, unsere Lebenserfahrung erweitert haben und an ein neues Unternehmen mit größerer Sicherheit gehen.

40.

Weshalb man auf dem Gutenberg-Denkmal zu Frankfurt a. M. „die weltumfassende Bedeutung der Buchdruckerkunst mit den vier wassergebenden Köpfen eines Stieres (Europa), Elefanten (Asien), Löwen (Afrika), Lamas (Amerika)“ bezeichnet haben mag.

Einleitung. Die Angabe, daß man diese Symbole auf dem Denkmale zusammengestellt, findet sich bei Heinzelmann, „Das deutsche Vaterland“ (1860) IV, 3 ohne weitere Erörterung. Ein aufmerksamer Leser wird indessen zu erfahren wünschen, weshalb man gerade Tierköpfe zur Bezeichnung der Erdteile genommen hat und die Sache enthält außerdem manches Rätselhafte. Wir dürfen von einer Bilderschrift dieser Art fordern, daß sie das, was sie sagen will, deutlich ausspricht und daß sowohl in dem Gedanken wie in der Ausdrucksweise Einheit herrscht.

Thema. Betrachtungen über die Wahl dieser Symbole.

A. Weshalb sind die Erdteile durch Tiere repräsentiert?

Sinnbilder aus der Pflanzenwelt hätten dem Zwecke weit weniger entsprochen. Es giebt keine Bäume, Sträucher, Getreidearten, welche für einen ganzen Erdteil eine charakteristische Bezeichnung wären und ließen sie sich auffinden (etwa: Korn, Reis, Datteln, Baumwolle), so stellt sich doch die Pflanze sowohl in ihrer natürlichen Beschaffenheit als nach ihrer Bedeutung für die Kultur der Völker nicht mit einer genügenden Lebendigkeit dar. Auch Menschenköpfe mit den Merkmalen der Rasse durften nicht gewählt werden. Die Buchdruckerkunst und die Wissenschaften sind zwar auch in Amerika und Afrika eingedrungen, aber den Indianer und den Neger haben sie sich noch nicht unterworfen. Überdies sind Menschenköpfe, denen ein Wasserstrahl aus dem Munde fließt, ein greulicher Anblick; bei den Tierköpfen haben wir uns schon an die Unnatur gewöhnt. Sonst veranschaulichen die hervorsprudelnden Quellen an sich auf eine passende Weise den Segen, der aus den Büchern quillt. Daß der fünfte Erdteil übergangen wurde, gebot schon die vierseitige Form des Denkmals.

B. Was wollte man nun mit diesen Tieren bezeichnen? Etwa den Sieg der Kultur, weil sie selbst die Kultur der Menschen gefördert haben?

1) Der Stier hat in der That die Erde bezwungen und den Ackerbau geschaffen, auf welchem die Kultur Europas beruht. Er ist für diesen Erdteil ein angemesseneres Bild als selbst das Pferd.

2) Der Elefant, vorzüglich in Indien heimisch, wo das Menschengeschlecht zuerst seinem göttlichen Ursprunge

nachsann, noch heute als Lasttier bei friedlichen und kriegerischen Geschäften unentbehrlich und mit einer bewundernswürdigen Fügsamkeit und Einsicht in das Vorhaben der Menschen begabt, ist ein vortrefflicher Repräsentant Asiens, namentlich da er, wenn dies aus den Mammutresten an der Lena gefolgert werden darf, einst bis Sibirien hin verbreitet war.

3) Die Wahl des Lamas hat schon etwas Befremdendes. Man benutzt seine Milch, sein Fleisch, seine Haut; es ist als Lasttier, besonders in den Gebirgen, äußerst nützlich. Aber seine Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit fällt nicht so ins Auge; es findet sich in dem mittleren Amerika selten, in Nordamerika gar nicht, und doch verdiente jenes wegen der uralten mexikanischen Kultur und dieses als der Hauptsitz europäischer Bildungselemente ebenfalls beachtet zu werden. Überdies gehören die drei anderen Tiere zu den Riesen der Schöpfung, das Lama aber nicht.

4) Doch wie kommt der Löwe, der nimmersatte Würger der Menschen und der sanften Tiere, in diese Gesellschaft? Fast möchte man glauben, er habe Afrika als den Weltteil bezeichnen sollen, der noch jetzt in der Nacht der Barbarei schmachte, der die Missionäre der Religion und der Wissenschaft mit Raub und Mord verfolge. Diese Auslegung widerspräche jedoch der Idee des Denkmals. Warum hat man nicht das Kamel zum Repräsentanten Afrikas gewählt, den dienstbaren und freundlichen Gefährten des Menschen auf seinen Zügen durch die Wüste, den Vermittler des Handels in alten und neuen Zeiten? Vielleicht deshalb, weil es nicht bloß in Afrika, sondern auch in dem südwestlichen Asien heimisch ist? aber da erschallt ja ebenfalls das schreckliche Gebrüll des Löwen. Oder vielleicht aus dem äußeren Grunde, weil sein Kopf dem Kopfe des

Lamas gleicht und weil das letztere einmal durch kein anderes Tier zu ersetzen war?

C. Oder sollten diese Tiere nicht nach ihrem eigenen Anteil an der Entwickelung der Kultur, sondern nur nach dem Merkmal der Stärke den Sieg der Wissenschaften andeuten?

Die Wahl des Löwen wäre dann gerechtfertigt, da er, wenn nicht an Größe, so doch an Kraft mit dem wilden Stiere und dem Elefanten einen gleichen Rang hat. Aber auch nach dieser Auffassung macht das Lama wieder eine Ausnahme, die hier noch mehr als oben stört. Der gewaltige Büffel der nordamerikanischen Graswüsten hätte für dasselbe eintreten können; doch er wäre dem Stiere, der einmal Europa vertreten sollte, zu ähnlich gewesen.

Schluß. Man muß, wie es scheint, darauf verzichten, in diesen Symbolen eine Einheit zu finden. Gleichwohl läßt sich nicht annehmen, daß der Entwurf zu einem Werke, welches so kostspielig war und noch in der fernsten Zukunft von der Ehre des Vaterlandes zeugen sollte, nicht vielfach und sorgsam von einsichtsvollen Männern überlegt worden wäre. Es müssen also andere Zusammenstellungen (z. B. Pferd, Elefant, Kamel, Büffel) noch mehr Bedenken erregt haben oder wir vermögen es nur nicht, das Rätsel, welches uns in der Wahl dieser Symbole vorliegt, zu lösen.

41.

Daß jede Tugend des Beistandes der Klugheit bedürfe.

(Allegorische Erzählung.)

Einleitung. Die Tugenden versammelten sich diesmal in einem schönen Waldthale. Sie plauderten über ihren Verkehr mit den Menschen und eine machte die andere darauf aufmerksam, wo ihre Einwirkung und Nachhilfe wünschenswert und ersprießlich sein möchte. Frau Klugheit war noch nicht anwesend. Man sehnte sich auch nicht nach ihr, ja Frau Aufrichtigkeit bezeigte offen ihre Freude darüber, daß diese lästige Hofmeisterin, die es sich herausnehme, bei ihren Beratungen den Vorsitz zu führen, sich stets mit Tadel und Warnungen in ihre Gespräche zu mischen, auszubleiben scheine. Ihr Charakter sei höchst zweideutig, denn neulich habe sie einem Bankier geholfen, einen artigen Betrug auszuführen, ja vor Gericht seine völlige Unschuld darzuthun und was das Schlimmste sei, seine Gläubiger so zu täuschen, daß sie ihm wieder ein unbedingtes Vertrauen schenkten. Frau Gerechtigkeit machte sogleich den Antrag, diese Verbündete der Betrüger nicht mehr in ihrer Gesellschaft zu dulden. Jetzt trat Frau Klugheit hervor, die schon eine Weile zugehört hatte. Sie erklärte mit Lächeln, daß sie sich künftig von ihnen fern halten wolle und bat nur um die Erlaubnis, noch der nächsten Versammlung als stille Zuhörerin beiwohnen zu dürfen. Frau Bescheidenheit, Frau Artigkeit und einige andere baten sie zu bleiben, aber sie empfahl sich auf Wiedersehen. Alle waren mit dieser Wendung der Sache sehr zufrieden. Jetzt erst hätten sie volle Freiheit, unter den Menschen Gutes zu wirken, denn stets habe sie die Furcht vor den Belehrungen, Witzeleien und

Sarkasmen der Klugheit von einem entschiedenen Auftreten zurückgehalten. Als sie sich trennten, freuten sich einige schon darauf, bei der nächsten Zusammenkunft Frau Klugheit durch die Mitteilung des Guten, was sie gestiftet haben würden, beschämen zu können. Nach einiger Zeit versammelten sie sich wieder alle an demselben Orte und die Klugheit fand sich ebenfalls ein. Es mußte sich etwas Seltsames ereignet haben. Einige schienen ihr mit Beschämung auszuweichen, andere sie mit stiller Achtung zu begrüßen; ja man nötigte sie sogar, sich wieder auf den Ehrenplatz zu setzen. Die Klugheit lehnte jedoch diese Auszeichnung ab und bat, der Frau Aufrichtigkeit, ihrer heftigsten Gegnerin, die Leitung der Geschäfte zu übertragen, worauf die neue Präsidentin bemerkte, daß die Tagesordnung heute eine umständliche Berichterstattung vorschreibe und die einzelnen Tugenden zum Vortrage aufrief. Jede Mitteilung lieferte den Beweis:

Thema. Daß die Tugend oft einen großen Schaden anrichte, wenn sie nicht mit Klugheit geübt wird.

1) Die Arbeitsamkeit erzählt:

a. Ich hörte eine arme Witwe, mit der ich seit vielen Jahren befreundet bin, darüber seufzen, daß ihr geliebter Sohn, der Theologie studiere, bei seiner Vorbereitung zum Examen so saumselig zu Werke gehe. Unwillig lief ich in die Dachkammer hinauf und hauchte dem jungen Herrn etwas von meinem Geiste ein. Er wurde ein ganz anderer Mensch. Sofort setzte er sich an den Schreibtisch, um eine Aufgabe auszuarbeiten. Er sollte umfassende Charakterbilder von solchen Menschen entwerfen, deren Herzen nach der Parabel vom Sämann einem Landwege gleichen oder einen steinigen Boden haben oder mit Dornen bedeckt sind und dann darlegen, wie die Seelsorge jedem von ihnen aufhelfen könne. Er beschloß, etwas recht Wertvolles und

Gründliches zu liefern. Zuerst wollte er das Gleichnis von seiner bildlichen Seite erklären. Da fragte er sich, warum der Landmann nicht auf den steinichten Boden Erde und Dünger hinaufgeführt, wie man es auf Malta mache, oder warum er nicht zuvor die Dornen von seinem Acker weggeschafft? ob man in Palästina dazu keine zweckmäßigen Werkzeuge gehabt? ob sich die Israeliten vielleicht in dem Nillande an eine so bequeme Ackerbestellung gewöhnt? Er suchte im alten Testamente alle Stellen auf, wo von Ausreuten, Pflügen und Düngen die Rede ist, er lief auf die Bibliotheken und schleppte einen Haufen Bücher zusammen. Er hoffte ermitteln zu können, welche Getreideart dort dreißig- oder sechzig- oder hundertfältige Frucht trage, ferner welche Gattungen von Vögeln im Morgenlande die ausgestreute Saat aufzupicken pflegten. Kurz, er studiert mit unermüdlichem Fleiße, aber nicht Theologie, sondern biblische Landwirtschaft, Naturkunde, Antiquitäten. Sein Verfahren ist durchweg unzweckmäßig, sein Eifer richtet sich auf die unwichtigsten Nebendinge.

b. Und wie hat sich dabei sein Äußeres verändert! Er schläft nicht, er ißt und trinkt nicht, ich glaube, manchen Tag wäscht er sich nicht. Wenn er einmal, mit Büchern beladen, über die Straße läuft, erstaunt jeder Nachbar über die Verwandelung. Er ist mager, bleich, struppig, in Gang und Kleidern schlotterig, halb ein Jammerbild, halb ein Scheusal. Die alte Mutter hat ihn unter Thränen auf diese Folgen der übertriebenen Anstrengung hingewiesen und ihn gebeten, sein Examen lieber noch aufzuschieben. Dies Letztere wird sicher geschehen, denn er kann seine Arbeit nicht in zehn Jahren beendigen.

Die gute Frau Arbeitsamkeit blickte mit nassen Augen nach der Klugheit hin, als wollte sie dieselbe um Erbarmen und Hilfe anflehen.

2) Bericht der Sparsamkeit. Stets betrachtete ich auf meinen Reisen ein ländliches Besitztum, welches Abkömmlingen der Salzburger Emigranten gehörte, mit der größten Freude. Das Wohnhaus, die Wirtschaftsgebäude, Äcker, Gärten, Vieh und Menschen waren ein rechtes Bild der Solidität und des Wohlstandes. Mir mißfiel nur die etwas verschwenderische Haushaltung, namentlich die Gastfreiheit des Paares. In der Nähe des Gutes lag ein Städtchen, aus dem im Sommer und im Winter, an jedem Sonntage einige gute Freunde herausgewandert kamen, natürlich mit Familie, ja manche zärtliche Mutter brachte wohl ihr Jüngstes auf dem Arme mit. Alles wurde mit herzlicher Freundlichkeit bewillkommt, satt gemacht, mancher in der Stille beschenkt und abends brachte ein langer Leiterwagen die ganze Gesellschaft nach Hause. Dennoch ersparten die Leute so viel, daß sie ein größeres Gut kaufen konnten. Sie zogen ab und obwohl die Ratsherren des Städtchens dem biederen Salzburger bei dem Abschiedsschmause, den er an ihrer Stelle gab, noch einen wohlverdienten Ehrenbürgerbrief überreichten, beschloß ich doch, das Meinige dazuzuthun, daß ein solches Schlachten und Backen und Braten nicht wieder vorkäme.

a. Auf dem neuen Landgute fing sogleich eine andere Wirtschaft an. Das Wohnhaus war baufällig, aber es wurde gestützt; die Wirtschaftsgebäude hatten Lücken in den Wänden, diese wurden nicht vermauert, sondern mit alten Brettern verschlagen und die zerbrochenen Fenster in den Ställen mit Stroh verstopft. Leider bekamen aber auch Menschen und Tiere nicht das Ihrige. Zwar der Hausherr und die Hausfrau gaben das beste Beispiel im Darben. Er läßt sich schon alle seine Westen enger machen und sie wird bald so schlank sein wie vor zwanzig Jahren. Man hat kein Geld mehr zum Notwendigen, geschweige

denn zum Anständigen. In der Küche spielen das Blinde und die Surrogate die Hauptrolle. Neulich hatte sich der Herr Prediger zum Besuche angemeldet. Er wurde, ich weiß nicht, ob mit einer blinden Fischsuppe, zu der man alles Übrige nimmt, nur keine Fische, oder mit einer ähnlichen blinden Fleischsuppe bewirtet. Das zweite Essen war Schaffleisch mit einer Sauce, auf der nicht ein einziges Fettauge herumschwamm. Nach Tisch trank man Kaffee, nicht von Bohnen, sondern von einem Surrogate, nicht mit Zucker gesüßt, sondern mit einem Surrogate. Die Herren zündeten sich ihre Pfeife nicht an einem Lichte an, sondern die Mutter brachte flink einen langen brennenden Span und unter den Tabak hatte der Alte auch im Stillen etwas Surrogat geschnitten.

b. Dazu kommt die Neigung, wertlose Dinge zu sammeln und nichts wegzuwerfen. Jeder alte Nagel, jedes Stück Hufeisen, der gesprungene Topf, der abgefegte Besen wird aufbewahrt, kein abgetragenes Kleidungsstück weggeschenkt. Stets heißt es: wer weiß, wozu man das noch einmal brauchen kann. Der kleine Hermann bekommt jetzt einen Sonntagsrock von des Vaters altem braunen Überzieher und obgleich das Zeug mürbe und verschossen ist, hat der Dorfschneider die strengste Ordre, bei dem Zuschneiden auf das Auswachsen zu rechnen.

Ich sehe Frau Klugheit lächeln. Vermutlich steht ihr der arme Junge mit dem Schleppgewande und den langen, zurückgeschlagenen Ärmeln vor Augen. Es wäre feiner, wenn sie sich der verlorenen Leute annehmen oder wenigstens mit den Tieren Mitleid haben möchte; denn die Kühe geben keine Milch mehr, die Pferde sind alle Krippenbeißer geworden, die Schweine sehen wie die Windhunde aus und die hier so lange ansässigen Rattenfamilien denken im Ernst an eine Auswanderung.

3) Darauf sprach die Herzensgüte:

Teure Schwestern! wie elend ergeht es mir, da ich, im Widerspruche mit meinem Namen und meiner Bestimmung, ein gutes Herz schlecht gemacht habe. Zwei Brüder, Johann und Friedrich, standen vor einem hübschen Hause und unterhielten sich über ihre Herren, welche mit einander befreundet sind. Friedrich schilderte seinen Herrn, einen sonst wackeren Rittmeister, als einen äußerst strengen und genauen Mann, der seine Leute den ganzen Tag in Atem halte. Er mache es mit ihnen ungefähr wie mit seinem Pferde, welches er lieb habe, aber auch keinen Augenblick vergessen lasse, daß es Zügel und Sporen gebe. Johann meinte, er habe es bei seinem Herrn, einem pensionierten Major, weit besser. Aus seinen Äußerungen entnahm ich, daß derselbe ein sehr liebenswürdiger alter Junggesell sei, der nur bisweilen, wenn ihn etwas zu sehr verdrieße, in ein leidenschaftliches Poltern gerate und dann allen Ärger und Zorn, die sich eine gute Weile hindurch angesammelt, auf einmal ausschütte. So habe er z. B. viele arme Verwandte, die ihn beständig um Unterstützung angingen. Kaum seien ein Neffe oder eine Nichte so weit herangewachsen, daß sie einen Brief zu schreiben vermöchten, so könnten sie es nicht unterlassen, dem lieben Onkel zum Geburtstage oder zum Weihnachtsfeste, zum glücklich überstandenen Winter oder zur guten Wirkung des Teplitzer Bades zu gratulieren und so werde seine kostspielige Korrespondenz immer mehr erweitert. Er gebe oft und gern, aber bisweilen schicke er allen Verwandten nach der Reihe ein so arges Wetter über den Hals, daß sie sich wohl ein halbes Jahr lang mäuschenstill verhielten. Johann schloß: er ist gewiß ein seelenguter Mann, aber nicht immer, und heute ist eben sein schlimmer Tag, so daß ich mich ordentlich fürchte, ins Haus zu gehen. Sogleich versuchte ich den Major von dieser Unart zu befreien und aus ihm ein rechtes

Musterbild der Herzensgüte zu machen. Er hatte sich eben zu einem Mittagsschläfchen niedergelegt, aber die Aufregung ließ ihn nicht einschlummern und er zerpflückte einige Briefe in kleine Fetzen. Ich verwandelte mich in einen Traum und flüsterte ihm zu: Herr, seid Ihr ein Mann, ein Soldat, ein Held?

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

a. Der Major verfiel in einen friedlichen Schlaf. Von Stund' an war er zu jeder Zeit die Herzensgüte selbst. Er beantwortete jene zerrissenen Briefe nicht so, wie die Verwandten selbst gefürchtet hatten und da es einer dem andern mitteilte, welche harte Geduldprobe der liebe Onkel so trefflich bestanden, wurde die Korrespondenz äußerst lebhaft. Ja, er erhielt Gratulationsbriefe von kleinen Neffen und Nichtchen, denen man offenbar noch die Hand hatte führen müssen und die älteren verfaßten Bittschriften im höheren Stile; denn jetzt handelte es sich schon um eine Aussteuer, um Darlehen, Kautionen und solche Dinge. Kurz, der Major hatte seinen ganzen Sparpfennig hingegeben und einige gefährliche Wechsel unterzeichnet. Er mußte erfahren, daß man sich bei dieser Herzensgüte arm giebt, ohne jemand dankbar und glücklich zu machen, da die Wünsche nur immer unbescheidener werden.

b. Außerdem wurde sein Haushalt teuerer. Sein kleiner Vorrat von Wein, Zucker, Zigarren verminderte sich auffallend rasch. Einige Male hatte er seinen Diener in Verdacht und die Warnungen seines Freundes, des Rittmeisters, dem er sein Bedenken mitteilte, bestärkten ihn im Argwohne. Doch er erwog, daß ihm Johann fast ein Jahr lang mit Treue gedient, daß man sich in der Berechnung des Verbrauches irren könne und so bereuete er sein Mißtrauen und

war dann gegen Johann jedesmal gütiger denn zuvor. Die Sache wurde indessen schlimmer. Er überschickte einst einem Neffen eine Taschenuhr. Das Kästchen kam dort an, aber leer. Gleich fiel ihm wieder Johann ein, doch er hatte auch Ursache, diesem Neffen selbst nicht recht zu trauen und durch wie viele Hände war bei einem Wege von vierzig Meilen das Kästchen auf der Post gegangen! So sehr ihn die Sache verdroß, er kaufte eine zweite Uhr, für die denn auch richtig ein unfrankiertes Dankschreiben nebst einem Fäßchen mit saueren Gurken einging. Das Unglück häufte sich. Johann holte nach einiger Zeit für seinen Herrn die Pension. Man gab ihm auch eine Banknote von fünfzig Thalern. Der Major war ausgegangen. Johann saß bei seinem Mittagsessen und besah sich den Schein. Da fiel ihm derselbe zu seinem nicht geringen Schrecken in die Grütze und als er das Papier rasch mit der Gabel heraushob und zum Abträufeln über die Sandschale hielt, sprang plötzlich der alte Jagdhund des Herrn hinzu und verschlang es. Der Major war einen Augenblick äußerst aufgebracht auf Johann, auf den Hund, auf sich selbst, weil er nicht zu Hause geblieben, um erst die Zahlung in Empfang zu nehmen. Doch diese Aufregung währte nicht lange; er war bereits in der Selbstbezwingung ein Held geworden, und so beschloß er, diesen Verlust, der ihm in seiner jetzigen Lage sehr empfindlich war, sich damit zu ersetzen, daß er ein ganzes Jahr lang keine Zigarre rauchte. — Eines Morgens hörte der Major im Zimmer Johanns, der nicht zu Hause war, ein seltsames Herumschieben der Möbel. Er ging endlich hinauf. Sein erster Blick fiel auf eine alte Waschfrau, die Mutter Johanns, sein zweiter auf den Boden. Hier waren einige Dielen abgehoben und in der Vertiefung lagen Weinflaschen, Schachteln mit Zigarren, Zucker, Kaffee und dergl.; ja die alte Frau hielt ihm ein Kistchen hin, in dem er einen

silbernen Stockknopf, einen Meerschaumkopf, eine Taschenuhr und eine Banknote erblickte. Hier, rief sie mit einem Strome von Thränen, die Schmach meines unglücklichen Sohnes! Der Major erstarrte bei dieser Entdeckung. Er selbst und die arme Mutter brauchten einige Zeit zur Sammlung. Darauf erzählte sie, Johann habe gestern in ihrer Wohnung mit einigen Kameraden, lauter leichtfertigen Burschen, seinen Geburtstag gefeiert. Sie hätten viel Wein getrunken, Karten gespielt, sich heimlich mancherlei unter Gelächter erzählt und eine Fröhlichkeit gezeigt, bei der ihr das Herz gebebt. Sie habe einmal Johann in ihre Kammer gerufen und ihn gefragt, warum er nicht seinen Bruder Friedrich eingeladen, wo er denn das Geld zu dem Weine und dem hohen Spiele herbekommen, sei aber mit einer kurzen und barschen Antwort abgefertigt worden. Da nun auch Friedrich manchmal Sorge um den Bruder geäußert, habe sie den Entschluß gefaßt, der Sache auf den Grund zu kommen und Johanns Zimmer zu durchsuchen. — Der Major rief zornig: Nun, so fahre hin, lammherzige Nachsicht und Gutmütigkeit. Ihr Sohn, der undankbare Taugenichts, muß mir ins Gefängnis! Die weinende Mutter erwiderte bescheiden, doch fest: Ja, Herr Major, und schreiben Sie den Zuchtmeistern: die Seele dieses jungen Menschen, der unverdorben in mein Haus kam, habe ich durch meine sorglose, übertriebene Gutherzigkeit für euch zurecht gemacht. Ach, wie viel besser ist mein Friedrich daran; er hat einen schweren Dienst; der Herr Rittmeister leidet es nicht, daß ein Schwefelhölzchen zu viel verbraucht wird, aber seine Dienstboten bleiben redliche Leute und gewöhnen sich an Gehorsam, Ordnung und Arbeitsamkeit. Es überlief den Major siedend heiß. Er wünschte, sein Hektor hätte wirklich die Banknote, die Uhr und alles übrige aufgefressen. Hastig fragte er die jammer-

volle Mutter, was er thun solle. Die Sache werde doch nicht besser, wenn er sich noch weiter bestehlen lasse; er könne keinem anderen einen diebischen Diener empfehlen und auch im Atteste die Unredlichkeit nicht verschweigen. Er bat die Frau, sie möchte Johann wieder in ihr Haus nehmen, bis sie durch Lehre und Beispiel das Unkraut aus seinem Herzen ausgerottet, er wolle ihr ein Jahrgeld zahlen. Sie antwortete über so viel Güte bewegt: Der Müßiggang bessere doch keinen. Johann würde ihr auch nicht folgen; er sei kein guter Sohn, kein guter Bruder mehr. — Selbst ohne Trost und ohne Rat, konnte ich diese schmerzliche Unterredung nicht weiter anhören und bin nun mit gebrochenem Mute unter euch; wenn jemand eine Hilfe weiß, bitte ich herzlich um ein Wort, das mir und den armen Leuten den Frieden zurückgiebt.

Schluß. Es entstand jetzt eine bedenkliche Stille. Endlich trat eine andere Tugend vor, doch die Aufrichtigkeit erhob sich und sprach: Liebe Schwestern! ich fürchte, wir alle haben nichts Besseres mitzuteilen. Möge Frau Klugheit uns die beschämenden Bekenntnisse erlassen, uns unsere Übereilung verzeihen und wieder den ihr gebührenden Platz einnehmen. Ich lege hiemit das Präsidium nieder. Alle erklärten mit stürmischem Beifall ihre Zustimmung, worauf die Klugheit auf die Erhöhung trat und also anhub: Geehrte Schwestern! wenn ich wieder den Vorsitz übernehme, so geschieht es nicht, weil ich mir einbilde, besser zu sein, als die geringste unter Euch, sondern nur, weil ich Euere gemeinsame Dienerin bin und einige geschäftliche Kenntnisse besitze. Euere Behauptung, daß ich eigentlich gar nicht unter Euch gehöre, war ganz richtig. Die Klugheit ist keine rechte Tugend, sie ist freilich auch kein Laster. Aus ihr selbst entspringt nichts Gutes und nichts Schlimmes. Mir kommt höchstens der Name einer formalen Tugend zu, den mir die Philosophen auch gegeben haben, weil ich nur über die Zweckmäßig-

keit Euerer Handlungen und über die Art der Ausführung Rat erteilen kann. Es ergeht mir, wie z. B. der Tapferkeit, die in gleicher Weise dem Helden wie dem Räuber dienen muß. Doch mag ich lieber mit Euch zusammen wirken, als mich von bösen Leuten mißbrauchen lassen. Ein großer Dichter sagt von mir:

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Im Leben zeigt, wie sehr sie nötig sei.

Goethe.

Und so ist es mir genug, wenn Ihr bekennt, daß meine Mithülfe zu Euren Zwecken notwendig sei, daß sittliche Handlungen sich nicht allein auf die Triebe des Herzens, sondern auch auf ein verständiges Urteil, auf Menschen- und Lebenskenntnis, mit einem Worte, auf die Bildung des Geistes stützen müssen. Don Quichotte war ein hochherziger, edelgesinnter Ritter und ist dennoch der Spott der Kinder, weil er keinen Verstand hatte.

Sagt mir nachher alle in der Kürze, wo einem Schaden abzuhelfen ist. Zuerst will ich die drei Schwestern, welche uns ihre Not geklagt haben, von ihrer Sorge befreien. Schon sind einige meiner Dienerinnen, die Überlegung, die Vorsicht, die Erfahrung unterwegs. Die Verirrten werden wie aus einem Traume erwachen. Der Kandidat wird sein Gleichnis von der rechten Seite ansehen und munter auf die Hauptsache eingehen. Bis zum mündlichen Examen ist alles fertig und er behält inzwischen noch Zeit, sich zu waschen. Der ehrliche Salzburger schüttet morgen früh ein großes Tuch über den Kehrichthaufen; ich glaube, es sind Surrogate darin. Auch soll dem kleinen Hermann noch einmal Maß genommen werden. Johanns Angelegenheit wird keinem Menschen außer dem Rittmeister mitgeteilt. Die Herren wechseln morgen ihre Diener. Nach einigen Wochen steht die alte

Mutter wieder mit ruhigem Herzen an ihrer Waschtiene. Der Major schreibt an alle Verwandten, nicht polternd, aber in ernstem, entschiedenem Tone und raucht eine Zigarre dazu.

Anmerkung. Die Schüler wählen sich andere Tugenden und Beispiele zur selbständigen Bearbeitung, nachdem man ihnen die Form der Behandlung angegeben und das Verhältnis der Klugheit zu der Tugend deutlich gemacht. Bulwer hat in den „Pilgern des Rheins" eine ähnliche Erzählung; doch sind seine Beispiele für die Schule unbrauchbar und er ist bei seiner Darstellung auch von einem andern Gedanken ausgegangen.

42.

Die Zustände Italiens zur Zeit des Torquato Tasso, nach Goethe.

Einleitung. Das historische Drama stellt, wie der historische Roman, entweder einen Abschnitt aus dem geschichtlichen Leben der Völker mit seinen bedeutenden Ereignissen oder einen hervorragenden Charakter dar. In dem ersten Falle wird das Gewicht, wie in vielen Romanen von Walter Scott, auf die Zustände der Zeit und auf die Begebenheiten selbst gelegt, wobei die Ansichten, Handlungen und Schicksale einzelner Personen nur als Anhalt für die Schilderung des allgemeineren Gegenstandes dienen; im zweiten Falle ist zwar die Persönlichkeit des Helden der eigentliche Gegenstand der Dichtung, aber seine Geschichte muß schon um der Verständlichkeit willen eine Schilderung der Zeit zur Grundlage erhalten. So beschäftigt sich Schillers „Wallenstein" hauptsächlich mit der Charakteristik, dem Unternehmen und dem Schicksale des Fürsten; der

Dichter hat jedoch der Darstellung dieses Heldenbildes eine Schilderung der damaligen Zustände und Ereignisse untergebreitet und diese Beziehungen auf das Allgemeine gaben dem Drama den ungewöhnlichen Umfang. — Torquato Tasso (1544—1595) gehört der Geschichte seines Zeitalters nur als Künstler an und da er überdies in dem neueren Drama nur nach ganz individuellen Eigentümlichkeiten aufgefaßt ist, so kann man ihn eigentlich keinen historischen Charakter nennen. Gleichwohl hat Goethe dieses Porträt mit geschichtlichen Randzeichnungen umgeben. Auch die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, entspricht den Gesetzen der Kunst. Er enthält sich nämlich jeder zusammenhängenden Auseinandersetzung, welche mit ihrer didaktischen Tendenz den Fortgang der Handlung störte und wir müssen uns das Bild Italiens aus gelegentlichen Angaben zusammenstellen, die mit scheinbarer Absichtlosigkeit, doch nirgends ohne eine besondere Motivierung in den Dialog eingeflochten sind.

Thema. Die Zustände Italiens, wie wir sie aus dem Drama kennen lernen.

A. Geistige Bildung.

1) Die Pflege der Wissenschaften und Künste war für Fürsten und Städte eine Sache des Ehrgeizes und des neidischen Wetteifers geworden.

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Den Bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt:
Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

(V, 1.)

In Ferrara erglänzte zuerst „das schöne Licht der Wissenschaft, des freien Denkens". Das Haus Este zeichnete sich 200 Jahre lang in allen Mitgliedern durch die eifrigste Pflege der Bildung aus.

Mir klang als Kind
Der Name Herkules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
(I, 1.)

Vermutlich sind nicht nur Herkules II. († 1559) und sein Bruder, der Kardinal Hippolyt, sondern auch Herkules I. († 1505) und dessen Bruder, ein älterer Kardinal Hippolyt, gemeint, der sonst ein unedler Mann, aber ein Gönner des Ariost war.

Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
(Daselbst.)

(Man zeigt noch heute in Ferrara das Tintenfaß des Ariost und die Manskripten des Ariost, Guarini und Tasso. Auch Bojardo († 1494) hatte in Ferrara bei Herkules I. in Ansehen gestanden.)

Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
(I, 1.)

Die zweite Pflanzstätte der Kultur war Florenz mit den Mediceern, die als Bürger den Fürsten in Glanz und Kunstsinn nacheiferten und herrliche Schätze aufhäuften.

Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht.
(Daselbst.)

Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
Welch' einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt und welche Frauen.
(IV, 2.)

Alle wurden jedoch von Rom überflügelt, wo der Dichter sich an dem Urteile der größten Kenner und an

zahllosen Kunstwerken bilden konnte, und wo er nach strenger Prüfung auf dem Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt ward.

Er ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Kapitol dich zieren soll.
Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen.
(I, 3.)

Gar viele meiner Freunde sind' ich jetzt
In Rom versammelt.
(IV, 4.)

Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben.
(V, 2.)

Ich finde viele Männer dort versammelt,
Die Meister aller Art sich nennen dürfen.
Und spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!
(V, 4.)

2) Selbst fürstliche Frauen waren mit den alten Schriftstellern bekannt, sogar mit Plato, dessen Philosophie damals zuerst in Europa studiert wurde, nachdem man sich das Mittelalter hindurch mit Aristoteles beholfen.

Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Wert;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede ꝛc.
(I, 1; Worte der Prinzessin.)

Du, Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?
(Daselbst.)

3) Von den italienischen Dichtern wird Ariost genannt und auf geistreiche Weise charakterisiert.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein ꝛc.
(I, 4.)

Ferner Petrarch.

Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
(III, 3.)

Tasso erhält den für Vergil bestimmten Kranz; dadurch wird uns die Verwandtschaft beider Dichter bemerklich gemacht.

Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt, —
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.
(I, 3.)

4) Wir erfahren, daß von den Dichtungsgattungen außer dem Epos besonders das Sonett und das Pastorale oder Idyll in Blüte standen.

Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden ꝛc.!
(I, 1.)

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab ꝛc.*)
(II, 1.)

*) Das Drama läßt auf eine feine Weise Tasso sich selbst als Dichter darstellen, indem er hier und sonst wahrhaft dichterische Gemälde entwirft. Wir hören nicht bloß von seiner Kunst sprechen, sondern wir sehen ihn sie ausüben.

5) Neben der Dichtkunst blühte die Musik. An die Malerei und Skulptur wird im einzelnen nicht gedacht, doch erinnern wir uns ihrer Meisterwerke, wenn wir von dem Prachtbau St. Peters hören.

Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.

(III, 2.)

Er (der Papst) schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht.

(I, 4.)

6) Endlich ist sogar die Schattenseite dieser Bildung von Goethe angedeutet. „Die litterarischen Bestrebungen schlossen sich überall dem Antik-Heidnischen an, und die platonische Philosophie nährte ein ganz unchristliches Wesen." Die Mutter der Prinzessin war Renée von Frankreich, die zweite Tochter Ludwigs XII. Der an dem Hofe ihres Schwagers Franz I. aufblühende Klassicismus hatte sie zur Kalvinistin gemacht und so in den für heidnisch geltenden „fremden Irrtum" gestürzt.*)

Was half denn unsr'er Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntnis jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem großen Irrtum schützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie tot;
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

(III, 2.)

*) H. Leo, „Lehrbuch der Universalgeschichte" (1838) I, 13. Derselbe, „Geschichte Italiens" (1832) V, 549.

B. Das Leben an den Höfen.

1) Mit dem Enthusiasmus für die Kunst ging die Prachtliebe Hand in Hand. Alphons II. liebte rauschende Vergnügungen und die glänzenden Feste der Ritterzeit.*)

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien. —
Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall, und Lanzen krachten splitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
(II, 1.)

2) Ein Zeitalter, welches im Vergnügen unersättlich ist, pflegt sich einen Genuß durch Gegensätze zu würzen. Unter Ludwig XV. verbanden die Pariser Hofleute mit ihrer Üppigkeit eine Vorliebe für das sentimentale arkadische Idyll. Sie verwandelten sich durch eine ländliche Tracht in Schäfer und Schäferinnen, aber die weißen Kleider waren von Seide, die Hirtenschuhe von Sammet, die Naturliebe eine Tändelei. Ähnlich erscheint hier das Land- und Gartenleben, zwar mit einer reineren Freude an der Natur, doch auch mit dem Prunke der Villen und Gewächshäuser verbunden.

Ja, meine Fürstin, mit Vergnügen seh' ich
Uns beide hier so ländlich ausgeschmückt.
Wir scheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und sind auch wie die Glücklichen beschäftigt,
Wir winden Kränze.
(I, 1.)

---

*) Sonst begann jetzt auch ihr Verfall, weil Heinrich II. von Frankreich in einem Turniere, an dem sich Alphons beteiligt hatte, tödlich verwundet wurde (Schlosser).

Wir können unser sein und stundenlang
Uns in die gold'ne Zeit der Dichter träumen.
(Daselbst.)

Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten. —
Wie will ich deine Bäume pflegen, die Zitronen
Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken ꝛc.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade;
Die schön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel säubern ꝛc.
(V, 4.)

3) Eine besondere Gunst genossen an den Höfen die Dichter. Sie waren den Fürsten als eine Zierde des Landes willkommen, selbst mit ihren eigensinnigen Launen. Der Gönner war auf die Dichtungen stolz, welche seiner Freigebigkeit ihre ungestörte Vollendung dankten.

Ich nehme meinen Teil des Ruhms davon.
(I, 2.)

Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmut trugen diese Männer
Manch' groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!
(V, 1.)

Die Frauen ließen sich gerne mit poetischen Huldigungen schmeicheln.

Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
(I, 1.)

Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
(III, 3.)

Die Fürsten selbst waren mitunter tüchtige Männer und geeignet, Vorbilder für die Gestaltung der dichterischen Ideale zu sein. An ihren Höfen lernte der Dichter die fürstlichen Sitten kennen, die er darzustellen hatte.

Ariost fand seine Muster hier.
(I, 1. Er hatte namentlich Alphons I. gefeiert.)

Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt ꝛc.
(I, 3.)

Das Hofleben gewährte ihm eine Anschauung von dem Adel und der Liebenswürdigkeit der Frauen.

Ich bin nur einer, einer alles schuldig!
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tankredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens stille, nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Not ꝛc.
(II, 1.)

C. Politische Verhältnisse.

1) Die kleinen Staaten hatten keine Rolle zu spielen, es wird uns daher besonders Rom vorgeführt, doch mußten auch jene bei ihrem ewigen Unfrieden sich an dem

päpstlichen Hofe einen Anhang verschaffen und wachsame Agenten unterhalten. Venedig war der Dichtung wohl zu fremd.

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest.

(V, 2)

2) Der Dichter entwirft uns das Ideal eines Kirchenfürsten nach seiner weltlichen Stellung, in der Wirklichkeit war demselben Sixtus V. ähnlicher als sein Vorgänger Gregor XIII., den das Drama nennt. Der würdigste Greis, dem je eine Krone das Haupt belastete, versteht den Wert der Menschen zu beurteilen; nur erfahrene und thätige Männer genießen sein Vertrauen; er durchschaut die Verhältnisse der Welt mit klarem Blicke.

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regieret;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

(I, 4.)

3) Doch hören wir auch von den beiden Mächten, welche das Reich des Papstes bedrohen, von dem Halbmond und dem Protestantismus.

Italien soll ruhig sein, — daß die Macht
Der Christenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort, vertilge.*)

(Daselbst.)

*) Die Greuel der Pariser Bluthochzeit beklagte Gregor mit aufrichtigen Thränen; das berüchtigte Te deum wurde ihm abgedrungen. Dagegen war er sehr unzufrieden, als Spanien und Venedig die Niederlage der Türken bei Lepanto (1571) nicht weiter benutzten (Schlosser).

4) Zuletzt erfahren wir sogar, an welchen inneren Schäden die päpstliche Regierung litt.

a. Die Verschleuderung der Ämter und Güter an die Verwandten.

Hat er für die Nepoten viel gethan?

b. Die Bestechlichkeit und Geldgier der Kardinäle, die Simonie.

Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

c. Die Intrigen der Weiber.

Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?

d. Die hinterlistige Schlauheit der Politik.

Denn welcher Kluge fänd' im Vatikan
Nicht seinen Meister?

e. Der hierarchische Stolz.

Vom Vatikan herab sieht man die Reiche
Schon klein genug zu seinen Füßen liegen,
Geschweige denn die Fürsten und die Menschen.
(I, 4.)

Schluß. Diese Äußerungen über Italien sind nicht so eingehend, bestimmt und erschöpfend, daß man aus ihnen eine geschichtliche Abhandlung konstruieren könnte. Sie sollen es auch nicht sein, weil sie sonst die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande abgelenkt haben würden und mit dem Allgemeinen das Besondere erstickt hätten. Als nebensächliche Einschaltungen in den Dialog betrachtet, haben sie jedoch eine überraschende Vollständigkeit. Sie enthalten

Winke genug, um die Erinnerung an jene Zeit lebendig zu machen und der künstlerische Hauptzweck ist erreicht: Tasso, die Prinzessin, der Herzog und die beiden anderen Personen stellen sich uns nicht als eine isolierte Gruppe dar, die auch ganz anderen Ländern und Zeiten entnommen scheinen könnte, sondern die eigentliche Handlung des Dramas tritt mit den Personen nur aus jener Periode der Geschichte Italiens in den Vordergrund. So verlangen es die Gesetze der Kunst. Die historische Dichtung muß uns ihre goldenen Früchte nicht auf dem Teller präsentieren, sie soll uns dieselben an den grünen Zweigen des Baumes zeigen, der sie hervorbrachte.

43.

Ἄριστον ὕδωρ.

Pindar.

Einleitung. Von den vier Elementen der älteren Naturwissenschaft macht jedes auf unsere sinnliche Empfindung einen anderen Eindruck. Die Erde, welche sich mit ihrer ungeheuren Masse unter unseren Füßen dreht, ist ein zu fester und plumper Körper, als daß es der Phantasie nahe läge, sie in einen flüssigen Urstoff der Dinge aufzulösen. Das Feuer repräsentiert sehr gut das luftige Wesen eines Elementargeistes. Im allgemeinen lieben wir es jedoch nicht. Es ist stets ein Feind, der uns bedroht. Selbst die kleinste Lichtflamme, so freundlich und schuldlos ihr Blick ist, vermag es, uns zu verletzen und unter Umständen einen furchtbaren Brand zu bewirken. Die Luft ist ein so gestaltloses und unkörperliches Wesen, daß wir ohne einen besonderen Anlaß kaum ihre Existenz bemerken. Das Wasser ist das echt poetische Element:

Beseligend ist seine Nähe
Und alle Herzen werden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernet die Vertraulichkeit.

Es vereint auf eine seltsame Weise in sich die verschiedensten Eigenschaften. Es ist uns befreundet und nicht so gefährlich wie das Feuer, aber es hält uns in Respekt. Wir können in ihm schwimmen, es trägt unsere Fahrzeuge, aber wir können es nicht betreten, nicht bewohnen. Es ist flüssig wie die Luft, aber es hat gleich den Ländern seine bestimmten Grenzen. Es ist ein greifbarer Körper und doch durchsichtig und locker.

Thema. Weswegen das Wasser eine solche Auszeichnung verdient.

1) Pindar stellt das Wasser, das Gold und die olympischen Spiele zusammen; jedes sei unter den Dingen seiner Art das edelste. Vielleicht hat er die Lehre des Thales im Sinne gehabt, daß die Erde sich einst aus dem Wasser entwickelte und daß ihr hauptsächlich das Wasser ihre letzte Gestalt gegeben. Goethe erwähnt öfters den lebhaften Streit, welcher im vorigen Jahrhunderte zwischen den Neptunisten und Vulkanisten geführt wurde, ein Nachspiel zu dem Kampfe zwischen Skamander und Hephästus bei Troja. Man kam zuletzt zu dem Schlusse: Die ältesten Gebirgsarten seien auf nassem Wege entstanden, die neueren, die nicht Anschwemmungen seien und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden auszeichneten, müßten für Produkte unterirdischen Feuers gelten.*) Heute stellt die Kosmologie uns die Erde nach ihrer ersten Gestalt als einen Feuerball vor,

*) Werke (1833) LI, 135.

in welchem alles Feste, welches nachher durch die allmähliche Abkühlung Gestalt annahm und Lebendiges hervorzubringen fähig wurde, als ein Gas vorhanden war, doch wird dem Wasser immer noch eine wichtige Rolle bei diesem Bildungsprozesse zuerteilt. Wasser und Luft umgaben als eine dichte und unermeßliche Dampfhülle, durch die kein Sonnenstrahl durchdrang, den Erdkörper. „Als aber, vielleicht in höheren Regionen, als wir uns denken können, durch Erkältung der Dampf sich kondensierte, d. h. in Wasser verwandelte und nun als Regen auf die glühende Erde, von der er angezogen ward, herabstürzte: da entstanden Szenen, von deren entsetzlicher Gräßlichkeit wir uns keinen Begriff machen können. Wir sehen an der Dampfmaschine wohl die Kraft der Dämpfe, aber wir können uns nicht denken, was immer mächtigere auf die glühende Oberfläche der Erde unaufhörlich stürzende Wassermassen, die da augenblicklich wieder verdampfen mußten, daselbst für Wirkungen hervorbrachten. Der Kampf, das Krachen, Sprühen, Kochen dauerte vielleicht Hunderttausende von Jahren, bis das Wasser ruhiger, obwohl immer noch sprudelnd heiß, die tieferen erkalteten und festgewordenen Stellen allmählich füllte. Durch seine zersetzende Kraft aber begann es auch zugleich die Zerstörung alles dessen, was das Feuer geschaffen hatte. Und nach und nach mochte die Erde jene Form erlangt haben, welche uns der zweite Vers der Schöpfungsgeschichte darstellt: die Erde war wüste und leer. Finsternis bedeckte die Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf den Gewässern."*)

2) Erst das Wasser macht die zerstückelte Erde zu einem Ganzen. Denken wir uns die Vertiefungen zwischen dem Festlande und den Inseln und die ungeheuren Räume zwischen den Erdteilen ohne das Wasser; wie sollte

*) Phil. Koerber, „Kosmos für die Jugend" (o J.) S. 14.

es da wohl möglich sein, den Meeresboden, der voller Abgründe, Gebirge und Felsen ist, mit einem Netze von Handelsstraßen zu überziehen, und ließe sich das wirklich ausführen, so könnte doch niemals ein Austausch der Produkte, wie ihn jetzt die Schiffahrt zwischen den entferntesten Punkten der Erde hergestellt hat, auch nur annäherungsweise auf eine so leichte, schnelle und wohlfeile Art bewirkt werden. Völker, die heute den lebhaftesten Verkehr unterhalten, würden kaum von einander wissen, daß sie existieren und unsere Kenntnis von der Erde wäre so mangelhaft wie vor tausend Jahren. Wie wunderbar ist es, daß das Wasser in Räumen, die Hunderte und Tausende von Quadratmeilen umfassen, über alle Höhen und Tiefen eine ebene Brücke ausspannt, als wären sie nicht vorhanden, daß es die schwersten Lasten nicht sinken läßt und doch wieder dem dahingleitenden Fahrzeuge noch weniger Reibung zu überwinden bietet als der Erdboden dem rollenden Rade. Was wäre Europa ohne seine Ströme und Meere? (Herder, „Phil. u. Gesch." VII, 303.)

3) Wir verdanken dem Wasser die Vegetation. „Die Straße, worauf der Segen wandelt, folgt der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen." Die verbrannten Steppen Asiens. Die afrikanischen Wüsten. Mit Ausnahme einzelner schwacher Regenschauer giebt es selbst im unteren Teile Ägyptens jährlich nur sehr selten einen Regen, in Oberägypten aber regnet es nur alle 15 bis 20 Jahre einmal (Schlosser). Auf den Inseln des grünen Vorgebirges starben 1831—33, da es drei Jahre nicht regnete, 30,000 Menschen den Hungertod (H. A. Daniel, „Handbuch der Geographie" [1866] I, 510). Das Aufgrünen der Fluren, Wälder und Gärten, das frische Lebensgefühl der Tiere und Menschen, wenn nach langer Dürre der Regen herabströmt.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Klopstock.

4) Die Schönheit des Wassers. Gleitet dein Nachen an dem Flußufer hin, wie reizend ist es, wenn Büsche und Bäume ihre Wipfel in den Wellen wiegen, oder ruderst du abends in den See hinaus, wie herrlich, wenn sich das verklärte Blau des Himmels, der Mond und die Sterne in seine stille Tiefe senken.

Oft rudern wir ferne im wiegenden Kahn,
Dann blinken die Sterne so freundlich uns an!
Der Mond auf den Höhen, der Mond auf dem Bach,
So schnell wir entflöhen, sie gleiten uns nach.

v. Salis.

Als wären sie verjüngt, entsteigen Tiere und Menschen dem kühlen, erfrischenden Bade. Kein anderes Geschöpf ist so beweglich und munter wie der Fisch. Die Freude der Völker an diesem Elemente, welches ein so heiteres und sanftes Wohlgefühl spendet, bekundet sich auch darin, daß sie es zum Aufenthalte höherer Wesen machten, jener Nereiden und Najaden, des Nöck, der Niren und der Wasserelfen welche in den kühlen Muschelgrotten der Tiefe nicht von dem heißen Strahle der Sonne erreicht werden und in der Mondnacht den Strand betreten, um ihre luftigen Reigen zu tanzen oder ihre Sehnsucht erweckenden Lieder zu singen.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Goethe.

5) Die Heilquellen. Kaum sind die linden Lüfte erwacht, daß Laub und Gräser sprossen, so treibt es die Leidenden aus ihren dumpfen Kammern zu den sprudelnden Mineralquellen hin; wie viele Tausende verdanken ihnen Gesundheit, Milderung der Schmerzen, neuen Lebensmut. Hat die Kunst des Arztes alle Heilmittel erschöpft, so ist ein Badeort der Morgen- oder Abendstern, welcher einen neuen Tag heraufführt oder das hereinbrechende Dunkel der ewigen Nacht noch zuletzt mit seinem freundlichen Scheine erhellt. Viele Jahrhunderte früher, ehe ein glänzender Luxus diese Bäder schmückte und zu Sammelplätzen der vornehmen Welt machte, waren die Mineralquellen dem Volke bekannt. Schon damals wußten die Siechen in der tiefen Wildnis und in dem Gebirgswinkel die Heil- und Quickbrunnen zu finden. Bisweilen erstand auch daselbst eine Kapelle oder ein Meierhof mit dem Namen Heilbronn. Ja, die nie erlöschende Liebe zum Leben trug sich mit der Sage, daß irgendwo Jungbrunnen sprudelten, welche dem Menschen die anwachsende Last der Jahre abzunehmen und ihn noch einmal in die Blütezeit der Jugendkraft zurückzuversetzen vermöchten.

6) Die Heiligkeit des Wassers, Aberglaube und Glaube. Nicht allein von den Völkern des klassischen Altertums, sondern auch von Alemannen, Franken und Sachsen wurden Quellen und Flüsse, vorzüglich der Ursprung oder der Brunnen göttlich verehrt. Schon damals schrieben unsere heidnischen Vorfahren dem Wasser, welches in der Festzeit um Mitternacht oder vor Sonnenaufgang geschöpft wurde, heilsame Kräfte zu. Dieser Aberglaube wurde in die christlichen Zeitalter hinübergenommen. Er schloß sich in dunkeler Beziehung an die erste Wunderthat des Heilandes, an die Verwandelung des Wassers bei der Hochzeit zu Kana.*) Noch heute besteht in Scherz und

*) J. Grimm, „Deutsche Mythologie" (1844) S. 549.

Ernst der Volksgebrauch, in der Nacht vor Ostern aus den Flüssen und Brunnen heiliges Wasser heimzuholen und wenn es nicht zu früh im Jahre ist, am Ostermorgen die Pferde zu schwemmen. Endlich ist das Bad oder die Besprengung mit Wasser ein Symbol der Reinigung des Herzens; so bei den Alten, bei den Hindus, den Mohamedanern, bei den Juden und den Christen, denen sich in der Taufe das schlechte Wasser durch den Geist, der mit und bei dem Wasser ist, in den Jungbrunnen des ewigen Lebens umwandelt.

Schluß. Alle Seegedichte haben einen eigentümlichen Reiz. Was wäre die „Odyssee", wenn sie eine sonst ganz ähnliche Irrfahrt zu Lande schilderte! Küsten und Inseln haben schon in der Vorstellung für das sinnliche Gefühl etwas Erfrischendes. Sie bezaubern die Phantasie mit Bildern, die bald eine otaheitische Lieblichkeit atmen, bald mit ihren Brandungen und Klippen eine rauhe Erhabenheit darstellen. Gegen den Verkehr mit dem Elementargeiste des Wassers, der jetzt Segen spendet, jetzt grollend aufbraust und die Schrecken seiner Macht entfaltet, ist das Naturleben des Landmannes eine prosaische Alltäglichkeit. Jede Küste ist ein letzter Saum der Erde, jede Insel eine Erde für sich. Sie erscheinen uns wie eine fremde Welt; ihre Bewohner stehen außerhalb der gewöhnlichen Lebenskreise. Wie das Meer weit länger seine urweltlichen Gewächse und Tiere behalten hat als das Land, so sind die Cyklopen, die Lästrygonen die Reste einer im Binnenlande bereits untergegangenen Generation. Nach Herodot (III, 106) hat die Natur ihr Schönstes den Enden der Erde (Indien, Arabien) zuerteilt. Weit entfernt von den Wohnstätten der gewöhnlichen Menschen, in dem Schoße des Ozeans, wo das Geräusch unseres Tagewerkes nicht hindringt, liegt das grüne, waldbedeckte Eiland der Kalypso, des Zauberreich der Kirke,

die selige Insel der Phäaken, der Garten der Hesperiden, die Atlantis, das glänzende Eldorado, der Musterstaat der Felsenburger, jedes idealische Traumland der Eudämonisten. Das Meer hat aber auch jene Kaufleute geboren, die noch in der äußersten Thule nach Schätzen suchen, jene Seehelden, die auf ihren Wikingszügen kein ungastlicher Pontus, kein noch so tapferes Volk von der Erwerbung des goldenen Vließes zurückschreckt, jenen Odysseus, der dem Zorne Poseidons sein Leben abrang, sich von Küste zu Küste, von Insel zu Insel forthalf, bis er den Hafen erreichte, wo er vor zwanzig Jahren ausgeschifft. Die Romantik der Odyssee, der Argonautenfahrt, der Reisen des Sindbad, der Gudrun, der Insel Felsenburg ꝛc. verdankt ihr Bestes dem Wasser.

44.

Viel lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken Den Stern, der etwa glänzt, in dunkler Nacht entdecken.

Rückert.

Einleitung. Unter den Gottheiten der Griechen gab es viele, die nie in einem Tempel durch Gebete und Opfer verehrt wurden, weil sie nicht einem Mythus der Volksreligion ihr Dasein verdankten, sondern nur durch die Allegorie, welche einem abstrakten Begriffe konkrete Gestalt gab, zu persönlichen Wesen erhoben waren. Zu ihnen gehört auch Momus, der Inbegriff der Tadelsucht, eine bloße Personifikation, wiewohl sich an dieselbe eine kleine Fabel angesetzt hat. Niemand von den Menschen und selbst von den Göttern genügte ihm; er entdeckte an jedem etwas Mangelhaftes.

Man erfand von ihm die artige Anekdote, daß er, als Aphrodite seinen kritischen Witz durch ihre untadelhafte Schönheit in Verlegenheit setzte, dennoch das Knarren ihrer Sandalen für unleidlich erklärte. Die Entdeckung dieses Fehlers muß indessen ihn selbst nicht befriedigt haben; denn man erzählt, daß er zuletzt doch aus Ärger über die durchaus vollkommene Gestalt der Göttin zerplatzt sei. Leider hat die Sache, welche unter seiner Pflege stand, damit auf Erden nicht ein Ende genommen.

Thema. Über die Tadelsucht und ihre verderblichen Folgen.

A. Ursachen.

1) Die Neigung, an Personen und Dingen, welche uns Achtung einflößen sollten, Mängel aufzusuchen, weiset meistens auf eine ebenso häßliche wie beklagenswerte Beschaffenheit des Gemütes hin.

a. Sie entspringt aus der Überschätzung der eigenen Vorzüge. Viele können sich dabei noch gar nicht einmal auf erprobte Leistungen berufen, sondern sie prahlen nur mit großartigen Plänen, durch welche einst alles, was bisher erreicht worden, in Schatten gestellt werden soll. Ihre Vaterstadt würde in einem Jahre eine ganz andere Gestalt haben, wenn man sie zu Ratsherren machte ꝛc.

b. Oft ist der Neid die Quelle der Tadelwut. Manche verkleinern das Würdige, weil sie sich durch dasselbe erniedrigt fühlen, weil sie es nicht ertragen können, daß ein anderer sie verdunkelt. Ein rechtschaffener Aristides ist ihnen im Wege; wäre er ein Schelm gewesen, so hätten sie ihn neben sich geduldet.

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Goethe.

Männer, die selbst Verdienste haben, erkennen gerne die Verdienste anderer an und denken von ihrem eigenen Werte bescheiden.

Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.
Derselbe.

„Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und die Anlagen an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle."
(Goethes „Werke" [1829] XXVII, 70.)

c. Gemeine Seelen hassen das Gute. Sie verspotten alles Vortreffliche mit einem mephistopheliſchen Unglauben, sie üben sich mit Voltaire in der Kunst, es lächerlich zu machen, sie legen jeder edelen That unlautere Beweggründe unter, bis sie die Sache in eine Form gebracht haben, die ihrer niedrigen Denkungsweise zusagt. Ein Fehler, den sich ein rechtschaffener Mann zu schulden kommen läßt, wird mit herzloser Freude ausgebeutet.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.
Schiller.

2) Die Tadelsucht erscheint sogar als eine allgemeinere Eigentümlichkeit gewisser Lebensalter, jedoch ohne bis zu einem solchen Grade auszuarten oder aus einer solchen Verdüsterung der Seele zu fließen.

a. Ältere Leute sind mit dem Benehmen der Jugend selten recht zufrieden. Selbst wenn der Großvater den Enkel lobt, hat er immer noch etwas zu wünschen, zu ermahnen und nachzubessern. Man sagt von dem Greise, er sei

Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator, censorque minorum.

Horat.

b. Andererseits ist auch die Jugend in ihren Anforderungen äußerst strenge. Sie legt gerne einen idealen Maßstab an die Handlungen und Leistungen anderer, weil sie nicht bedenkt, wie viel leichter es ist, einen Kranz zu winden als ihn zu verdienen, einen Fehler zu verdammen als ihn zu vermeiden. „Die Kinder sind alle moralische Rigoristen" (Goethes „Werke" [1829] XXV, 40).

Schnellfertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig ꝛc.

Schiller.

Warum hat Herkules Altäre?
Den Weg, den Prodikus nicht gehn, nur malen kann,
Den ging der Held.

Wieland.

Mag nun aber der Greis mit Recht oder aus einer Selbsttäuschung das jüngere Geschlecht in manchen Beziehungen unter die idealische Vergangenheit stellen, so geht sein Tadel doch stets aus einem liebreichen Sinne hervor und so haben auch die ungenügsamen Ansprüche der Jugend, wenn sie wirklich aus der Freude an dem Vollkommenen entspringen, ihre gute Seite. In beiden Fällen kann sich jedoch die Neigung zum Tadel allerdings auch mit unreinen Trieben verbinden und demgemäß mehr oder weniger verwerflich sein.

B. Welche nachteilige Folgen die Tadelsucht für uns hat.

1) Wer mit liebloser Strenge die Fehler anderer ans Licht zieht, verscherzt damit selbst

jedes Anrecht auf Nachsicht. Nach der Bibel wird uns mit demselben Maße gemessen werden, mit welchem wir messen.

Quam temere in nosmet legem sancimus iniquam.
Horat.

(Die dritte Satire des 1. Buches, aus welcher dieser Vers genommen ist, enthält sehr viel Schönes über die Billigkeit des Urteils.)

2) Wir verlieren unsere Freunde. Wer mag auf die Dauer mit jemand Umgang haben, der stets an seinen Worten, Sitten und Handlungen herummäkelt? Goethe beklagte sich noch spät über den spöttischen Tadel, mit dem er in seiner Jugend von Herder geplagt worden war, obgleich ihn dieser für die Neckereien, welche vermutlich die Eitelkeit des jungen Dichters dämpfen sollten, mit den Schätzen seines reifen Wissens entschädigt hatte.

3) Wir berauben uns des Einflusses edler Vorbilder. Vielen Tausenden bleibt die Bibel ein fremdes Buch, weil sie bei jedem Versuche, sich mit ihr bekannt zu machen, immer nur auf das achten, was ihnen erdichtet und ungereimt erscheint. Es ist ihnen ein Rätsel, warum der Allmächtige nicht auf einmal die ganze Welt wie mit einem Zauberschlage erschuf, sondern das einzelne in Zwischenräumen nach einander entstehen ließ und sie erklären es für eine ganz unziemliche Vorstellung, daß er nach seiner Arbeit gar noch geruhet habe. Ist es darum nicht nötig, sich nach dem Sinne der heiligen Schrift in die Wahrheit hineinzuleben, daß die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Feste seiner Hände Werk verkündiget? Es erscheint ihnen unglaublich, daß Christus die Kranken auf eine wunderbare Weise heilte; aber müssen sie es deshalb versäumen, ihre Herzen daran zu erheben, daß er stets als der liebreichste Menschenfreund handelte, daß er alle, die mühselig und

beladen waren, zu sich rief und erquickte? Welche Schätze bleiben ihnen verborgen, wenn sie an den Werken der edelsten und reichsten Dichter immer nur das Unvollkommene aufsuchen, wenn sie um ärgerlicher Anekdoten willen so viel Herrliches mit dem trüben Blicke des Mißtrauens ansehen, wenn sie niemals erfahren, was es heißt, einem Manne, der trotz seiner Fehler die Zierde unseres Geschlechts war, mit ganzem Herzen anzuhangen. Strahlt die Sonne, obgleich ihre Scheibe Flecken hat, nicht genug des Lichtes aus, um die ganze weite Welt in den Zauber der Farben zu kleiden und Millionen von Geschöpfen zu erfreuen?

Verum ubi plura nitent — — —, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.

Horat.

Wenn ich hasse, nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Schiller.

Schluß. Wie häßlich es in einer Seele aussieht, die durch Dünkel, Mißgunst, Schadenfreude, Widerwillen gegen das Gute entstellt ist, so wohlthuend ist der Anblick solcher Menschen, welche mit harmloser Bescheidenheit und liebevoller Hingabe alles Vortreffliche ehren, über die Mängel, die auch dem Vollkommensten ankleben, mit Billigkeit wegsehen, ja voll milden Sinnes sich des Verirrten annehmen, da an dem bewölkten Nachthimmel vielleicht doch noch ein verlorener Stern, an dem entarteten Gemüte vielleicht doch noch ein edeler Zug, der Verheißung hat, zu erspähen ist. Die Neigung, alles schwarz zu sehen und ins Schwarze zu malen, ist ein Zeichen der Beschränktheit und als eine Verleugnung der Nächstenliebe, der ersten christlichen Tugend, oft schlimmer als die Verirrung dessen, auf den man den Stein wirft.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Goethe.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
Betrachte, was noch einem jeden bleibt.

Derselbe.

45.

Über die Menschenopfer bei den Griechen.

Einleitung. Man ist gewohnt, es als ein Zeichen der tiefsten Barbarei anzusehen, wenn ein Volk seinen Göttern Menschen opfert und sich gar von dem Fleische der letzteren ein Festmahl bereitet. Menschenfresser sind die Griechen hoffentlich nie gewesen; doch hören wir wirklich von Menschenopfern sowohl vor als lange nach dem trojanischen Kriege, obgleich schon Homer seinen Heroen einen so entwickelten Geist, eine so milde Vorstellung von den Göttern und so viel Zartheit und ächte Menschlichkeit des Gefühls beilegt.

Thema. Welche Beispiele uns von solchen Menschenopfern bekannt sind und weshalb dieselben nicht einen so grellen Gegensatz zu der Kultur der Griechen bilden.

A. Kurzer Bericht über die Menschenopfer, von welchen Sage und Geschichte erzählen.

Andromeda und Hesione sollten die Beute eines Meerungeheuers werden. Der den Athenern von Minos auferlegte Tribut. Iphigenie in Aulis. Achill schlachtet zwölf troische Jünglinge am Grabe des Patroklus. An seinem

eigenen Grabe wird Polyxena geopfert. Makaria, die Tochter des Herakles, weiht sich für ihre Brüder dem Tode. Die Tochter des Aristodemus im ersten messenischen Kriege. Die Griechen opfern vor der Schlacht bei Salamis drei persische Prinzen.

B. Zunächst sind die scheinbaren von den wirklichen Menschenopfern zu unterscheiden.

1) Eigentliche Opfer sind Gaben, die man, um die Götter zu versöhnen (Andromeda, Hesione, Iphigenie) oder um von ihnen eine Gnade zu erlangen (die Tochter des Aristodemus), von dem eigenen Besitztum darbringt. Dahin gehört auch die Selbstaufopferung der Makaria und einiges, was weiterhin erwähnt wird. Für die höchste Opfergabe gilt dann eine Königstochter, welche die stille Reinheit der jungfräulichen Seele, die Liebe der Eltern, die Blüte der Jugend, der fürstliche Stand mit den Erwartungen einer beglückten Zukunft zu dem Herrlichsten machen, was die Erde besitzt.

2) Auf mehrere jener Beispiele ist also der Name Opfer nicht einmal recht anwendbar, denn man brachte den Göttern bisweilen nicht ein teures Besitztum dar, sondern man schlachtete ihnen verhaßte Feinde. Wenn Achill die troischen Jünglinge, das griechische Kriegsvolk die persischen Gefangenen tötet, so sollte dadurch allerdings den Manen der Gefangenen Genugthuung verschafft werden, doch war das mehr ein Akt der Vergeltung und des Kriegsgebrauchs, wie er sich in den kultiviertesten Zeiten wiederholt hat. Dasselbe gilt von dem Tode der Polyxena. Sie wird an dem Grabe des Peliden zur Vergeltung dafür geschlachtet, daß er bei seiner Verlobung mit ihr von Paris verräterisch erschossen wurde. So erhielt auch Minos die athenischen Jünglinge und Jungfrauen als eine Buße für den Tod seines Sohnes Androgeus.

C. Weshalb selbst die Fälle, in denen wirkliche Menschenopfer stattfanden, nicht auf eine rohe Grausamkeit hinweisen.

1) Ihre Zahl ist, wenn man das Fremdartige absondert, äußerst gering und sie gehören, mit Einschluß des ebenfalls nur mythischen messenischen Opfers, sämtlich dem Zeitalter der Sage an. Ein ausgebildeter Molochdienst hat in Griechenland niemals geherrscht. Wenn erzählt wird, daß in den ältesten Zeiten, wie bei den Tauriern, so auch in Sparta und in Brauron in Attika an den Altären der Artemis Menschen bluteten, so hat dies traurige Los wahrscheinlich nur Gefangene getroffen. In der historischen Zeit sind auch solche Opfer nur eine Ausnahme, nicht Sitte. Als ein Wahrsager und das Kriegsvolk, welche die Angst wahnsinnig gemacht hatte, die Schwestersöhne des Xerxes schlachteten, entsetzte sich Themistokles über den Mord, doch konnte er ihn nicht hindern (Plutarch).

2) Die Grausamkeit wird dadurch gemildert, daß in den Sagen, wie sie von namhaften Dichtern ausgebildet sind, die Opfer mit eigener Willigkeit, bisweilen durch einen heldenmütigen Gemeinsinn erhoben, in den Tod gehen. Iphigenie erklärt sich (bei Euripides) bereit, mit ihrem Blute das große Unternehmen zu fördern. Polyxena scheidet (in der Hekuba des Euripides) mit einer hochherzigen Ergebung in ihr Schicksal; sie sehnt sich, was ein neuerer Dichter (H. J. v. Collin, „Polyxena", 1804) beinahe zu sentimental ausgemalt hat, mit Achill, ihrem Verlobten vereinigt zu werden. Makaria (in den Herakliden des Euripides) erleidet mit gleicher Hingabe den Opfertod, um ihren Brüdern den Sieg über Eurystheus zu verschaffen. (Mit demselben Edelmute weihen

sich, ebenfalls in Tragödien des Euripides, Alceste und Evadne dem Tode.)

3) Ein milderer Sinn spricht sich ferner darin aus, daß in manchen Fällen auch die griechischen Götter sich am Gehorsam genügen lassen oder daß die Opfer durch einen Heros befreit werden.

Artemis nimmt für Iphigenie eine Hindin an, wie Abraham seinen Sohn durch ein Opfertier ersetzen durfte. Andromeda wurde durch Perseus, Hesione durch Herakles dem Tode entrissen. Der Tribut für Minos fand durch Theseus ein Ziel.

4) Endlich müssen die Griechen selbst schon frühe gegen diese Kundgebung der Frömmigkeit Bedenken gehegt haben.

Diejenigen nämlich, welche ein solches Opfer darbrachten, werden bisweilen gestraft. Agamemnon kommt durch Klytämnestra ums Leben, weil die Mutter ihm nicht den Tod Iphigeniens vergeben kann. Aristodemus verliert den Preis des Opfers und tötet sich zuletzt in Schwermut auf dem Grabe seiner Tochter.

Schluß. Die Griechen haben in ihren Bürgerkriegen gegen einander mit entsetzlicher Grausamkeit gewütet (Kleon — Lesbos) und selbst in zweifelhaften Rechtsfällen sich nicht gescheut, das Blut verdienter Männer zu vergießen (die Sieger bei den Arginusischen Inseln); aus dem Obigen folgt jedoch, daß die Sitte, den Göttern Menschenopfer darzubringen, bei ihnen nie herrschend war oder sich doch schon in der heroischen Zeit nicht mehr gegen das bessere Gefühl behaupten konnte.

Anmerkung. Gänzlich wurden die Menschenopfer vielleicht niemals bei den Griechen abgeschafft, weil die Sitte an manchen Orten zu fest mit den uralten Grundlagen des Kultus

verwachsen war. Die Nachrichten hierüber sind nicht berücksichtigt, weil es sich empfiehlt, den Gegenstand nur nach solchen Überlieferungen zu behandeln, die der Jugend bekannt oder leicht zugänglich sind und weil die Untersuchung, wenn man auch das übrige Material hineinzieht, in den Hauptsachen kein anderes Resultat giebt. „Jedenfalls blieben verhältnismäßig nur wenige Dienste übrig, wo die Strenge der Satzung fortwährend in ihrem vollen Umfange geübt ward. Ja selbst wo dieses wirklich noch geschah, nahm man womöglich Verbrecher, die ohnehin den Tod verdient hatten; in den meisten Fällen aber reichte es hin, daß irgendwie Menschenblut floß, ohne daß darum der Tod des Opfers verlangt ward, oder man gab demselben vor dem Altare Gelegenheit zur Flucht, oder begnügte sich auch geradezu mit einem stellvertretenden Gegenstande." K. F. Hermann, „Lehrbuch der griechischen Antiquitäten" (1846 II, 122).

46.

Der Park.

Einleitung. Die neuere Gartenkunst blühte im 17. Jahrhundert in Frankreich auf, wo Lenotre die Gärten von Versailles, Fontainebleau ꝛc. anlegte. Ihr Prinzip war die Regelmäßigkeit. Geschorene Baumgänge und Strauchhecken durchschnitten einander in rechten Winkeln. Kreise, in deren Mitte eine Fontaine spielte, Halbkreise, welche die Fronte der Pavillons umschlossen, zeigten eine mathematische Genauigkeit. Selbst der Irrgang lief in einer regelmäßigen Kurve durch die Gebüsche. Meßschnur, Zirkel und Schere dressierten die Natur. Auch das Schönste, was diese Gärten enthielten, die Fontaine, war ein Werk des Zwanges. Denn das Wasser wurde seiner Natur zuwider in die Höhe geschleudert und floß, wunderlich genug, aus Löwenrachen, Blumenkelchen ꝛc. Eine noch ärgere Verirrung entstellte die

holländischen Gärten mit ihren angestrichenen Baumstämmen, Beeten von bunten Steinen, Muscheln ꝛc. Seit 1750 entwickelte sich die englische Gartenkunst. Sie sucht eine romantische Landschaft herzustellen, indem sie der Natur ihre Freiheit läßt, aber dem Mannigfaltigen, welches der umschlossene Raum in sich faßt, Einheit, Seele und Charakter giebt. Im Folgenden werden zwei Arten des Parks beschrieben, von denen uns die eine das Anmutige, die andere das Erhabene vorführen soll.

Thema. Der Schweizerpark und der Ritterpark.

A. Der Schweizerpark, eine liebliche Gegend mit heiteren idyllischen Lebensbildern.

1) Ein Wiesenthal, von sanften Hügeln mit Baumgruppen, Gebüschen und Saatfeldern eingefaßt und von einem Bache durchflossen, der sich in einen klaren See ergießt.

2) Eine Meierei. Das Wohnhaus mit vorspringendem Dache und zierlichem Schnitzwerk an Fenstern und Thüren. Die Wände hinauf rankt sich Weinlaub. Am See eine Muschelgrotte, eine Mooshütte, ein Belvedere. Leichte Brücken von weißen Birkenästen. Rasenbänke. Eine Gondel.

3) Aus Holz geschnitzte Figuren in der Tracht der Landleute. Ein Schäfer, der am schattigen Busche ruhend, den treuen Hund zur Seite, auf der Schalmei bläst. Ein Gartenarbeiter, der den Spaten im Arm, auf einem Baumstumpfe sitzt und sein Morgenbrot verzehrt. Eine Schäferin, die ein verirrtes Lamm nach Hause trägt und mit Liebkosungen beruhigt. Im Hintergrunde die weißen Statuen des Pan, der Ceres und der Flora.

4) Um das Haus herum weidende Schafe und andere zahme Tiere, namentlich Pfauen, Tauben; auf dem Wasser Enten und Schwäne.

B. Der Ritterpark, eine düstere Berglandschaft mit Erinnerungen an die verschwundene Romantik des Mittelalters.

1) Eine Wildnis mit tiefem Schatten, bemoosten Felsen, einem rasch hinabbrausenden Gießbach, entrückt den Wanderer der gewohnten Umgebung.

2) Die Ruinen einer Ritterburg. Mauertrümmer mit Epheu überzogen. Reste des Burggrabens, der Zugbrücke, des Portals mit dem steinernen Wappen. Ein halb erhaltenes Gemach mit alten Waffen und Geräten.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wildverschlungne Ranken sich
Über Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwer erkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinn'rung schauerlicher Lust.

F. Matthisson.

3) Die Einsiedelei. Außen an der Hütte eine Glocke, ein Kochherd; Reste eines Kraut- und Blumengärtchens. Im Innern das Wohngemach mit einigem Hausrat und die kleine Kapelle. Auf dem Altar ein hölzernes Kruzifix und das Memento mori: ein Schädel und gekreuzte Armknochen. An der Wand eine Tafel mit dem Denkspruche:

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Schluß. Der englische Park verdient offenbar den Vorzug, da er Gedanken ausspricht und erweckt, während die französischen Gärten bloß den Anblick einer leeren Regelmäßigkeit darboten. Doch müssen seine Dimensionen nicht zu klein sein. Es war lächerlich, wenn man Raritäten aus

allen Zeiten und Ländern, ägyptische Obelisken, chinesische Tempel, italienische Villen mit griechischen Statuen, fünf Fuß hohe Wasserfälle und noch einen niedlichen Ätna, der an hohen Festen Feuer spie, in einen kleinen Raum zusammendrängte. Ein solcher Park macht nur den komischen Eindruck einer Travestie, wie jene geschnitzten oder stereoskopischen Bilder des Riesengebirges, der Schweizeralpen, die das Erhabene auf eine spielende Weise kopieren, als ob uns wirklich jemand, der in eine Schale Wasser hineinbläst, zu einer Vorstellung von den Sturmfluten der See verhelfen könnte.

47.

Die Kunst ist lang, das Leben ewig.

Einleitung. Als die Königsberger Universität im Jahre 1844 ihr drittes Jubiläum feierte, überraschte der durch seine philologischen Forschungen weltberühmt gewordene Professor Christian August Lobeck († 1860) in seiner Festrede die Zuhörer durch jene Korrektur des alten Spruches: Ars longa, vita brevis und man liest jetzt auch in der Aula des neuen, 1862 eingeweihten Universitätsgebäudes der Albertina über dem Eingange die Inschrift: Ars longa, vita aeterna. Daß diese Abänderung eine wirkliche Verbesserung ist, indem sie dem Gedanken mehr Gehalt, Wahrheit und anregende Kraft verleiht, empfindet man sogleich, doch es ist lohnend, die Sache gründlicher zu erwägen.

Thema. Erklärung des Satzes.

A. Die Kunst ist lang.

1) Jeder Künstler macht die Erfahrung, daß eine namhafte Leistung nur aus den umfassend-

sten Vorübungen und Studien hervorgeht. Eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Zeichnen verleitet manchen Jüngling, mit Zuversicht die Künstlerlaufbahn zu betreten. Nach und nach entdeckt er, daß die Malerei ihren Zöglingen etwa Folgendes zumutet: das anatomische Studium des menschlichen Körpers, das Studium der Architektur in den Werken der Menschenhand und der Schöpfung, das Studium der Perspektive, der Lichtbrechung und Lichtverteilung, das Studium der Theorie und der Geschichte der Kunst. Tausende bleiben auf halbem Wege stehen; sie entsagen einem Ziele, welches nur durch diese mühevolle, langwierige Pilgerfahrt errungen wird; sie nähren sich als Kopisten und Porträtmaler und beschränken sich darauf, nur in ihren Mußestunden, mit wehmütiger Erinnerung an ihre Jugendträume, ein kleines Genrebild zu entwerfen. Sie empfinden das Leiden Wagners:

Ach Gott! Die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Goethe.

Und doch wird selbst durch jene Studien noch niemand ein Künstler. Der wirkliche Maler muß ein Dichter sein. Er muß wie dieser tiefe Gedanken, eine ideale Anschauung, einen gebildeten Geist, er muß das Vermögen besitzen, alles Sinnliche zu beseelen, zu verklären, alles Geistige in angemessene und deutliche, phantasievolle und gefällige Formen zu kleiden. Niemand kommt in der Entwickelung so weit durch seine natürlichen Anlagen; die Luft, in der er atmet, muß von dem balsamischen, lebensfrischen Hauche der Wissen-

schaft und der Philosophie getränkt sein. Aber auch für den Dichter ist die Kunst lang. Schiller verwandte auf seine Studien einen unglaublichen Fleiß und doch zählt die Kritik erst, was er seit seinem vierzigsten Lebensjahre dichtete, nicht mehr zu den unreiferen Jugendarbeiten. Selbst Goethe, der von Kindheit an seinen Geist an den vollendetsten Kunstwerken geübt hatte, gelangte nicht zu einer völligen Sicherheit der Praxis, da er auf „Hermann und Dorothea" die schwache „Achilleis" folgen ließ. Wer wollte diesen Männern daraus einen Vorwurf machen? wer wollte aber auch nicht eingestehen, daß ein Menschenleben für die Erwerbung der Meisterschaft in einer Kunst ein kurzer Zeitraum ist, wozu noch kommt, daß die Jugendfrische des Geistes so bald verweht.

2) Schon aus dem unsäglichen Aufwande an Zeit und Mühe, welchen das Studium, die Vorübungen und dann die Ausführung eines Werkes den einzelnen Künstler kosten, ergiebt sich, daß die Kunst selbst im Laufe der Jahrhunderte nur äußerst langsam fortschreitet. — Die Sagen der Griechen erhielten vielleicht schon im zehnten Jahrhundert eine vollendete epische Gestalt, sie sind bei Homer mit einem wahrhaft dichterischen Geiste aufgefaßt, nach allen Seiten hin bis ins Einzelne ausgebildet und in die anmutigste Form gebracht; aber fast ein halbes Jahrtausend verging bis zu ihrer dramatischen Darstellung. Stehen die Vorzüge, welche die Tragiker vor Homer haben mögen, in einem irgend angemessenen Verhältnisse zu diesem ungeheuren Zeitraum, in welchem die griechischen Völker wenigstens zwölfmal ausstarben und zwölfmal wiedergeboren wurden? So langsam entwickelte sich die Kunst unter den geistig regsamsten Menschen, die das Altertum kennt. Oft aber tritt ein Stillstand ein oder gar eine Periode des Sinkens, der Entartung, des gänzlichen Verfalles, so daß der Bau einer

ganz neuen Grundlage notwendig wird. So erging es uns Deutschen. Die alte Volksdichtung und die romantische Poesie des Mittelalters verloren die Fähigkeit, sich in noch höheren Schöpfungen zu verjüngen und starben aus. Es folgte eine traurige Pause, die über 300 Jahre währte. Der Winter überzieht das Land weit und breit mit der Schneedecke. Nur hie und da taucht das Immergrün des Volksliedes hervor oder entsproßt das Kirchenlied an dem Rande einer heißen Quelle. Endlich versucht es Opitz, eine neue Kunst, die mit der Bewußtheit der Kritik Hand in Hand gehen soll, auf das klassische Prinzip zu gründen. Abermals schleichen hundert Jahre dahin, bis Winckelmann, Lessing und Klopstock, bis Herder, Schiller und Goethe das Rätsel lösen, um welches Opitz herumtappte. Mit einem Worte: das Zifferblatt an dem Uhrwerk der Kultur braucht keine Zeiger für Minuten und Stunden, nur für Jahrzehnte und Jahrhunderte.

B. Das Leben ist ewig.

Ein Menschenalter ist nur ein Bruchteil der Zeit, die Kunstbildung nur ein Bruchteil der Kultur. Dies muß uns über die Schwerfälligkeit des Vorschreitens beruhigen.

1) Nur die einzelne Generation hat ein kurzes Dasein, nicht das Menschengeschlecht. Schon durchlebte dasselbe viele Jahrtausende und vermutlich liegen noch mehr Jahrtausende vor ihm. Mag die Kunst sich noch so langsam entwickeln, mag jede Periode der glänzenden Erhebung mit einem doppelt und dreifach so großen Zeitraum der Ermattung und des Verfalls bezahlt werden müssen: im ganzen befindet sich die Idealanschauung ebenso wie die Ausbildung der Darstellungsformen in einem stetigen Fortschritte. Außerdem giebt es solche hoch begünstigte Geschlech-

ter, die in einem einzigen Menschenalter leisten, was sonst die Kraft eines Jahrhunderts übersteigt. So folgten bei uns die Geniedichtung, der Hellenismus und die Romantik auf einander in dem kurzen Zeitraum von dreißig Jahren.

2) Die Thätigkeit des einzelnen Künstlers ist allerdings durch die Spanne eines Menschenlebens begrenzt, gleichwohl kann auch er für die Ewigkeit wirken. Der Gedanke an die Flüchtigkeit der Zeit soll nicht der Trägheit zum Deckmantel dienen, sondern unsern Eifer beleben. Wird der Mensch schon abberufen, während er erst mit den Vorbereitungen zu einem bedeutenden Unternehmen beschäftigt war, so hat doch sein Geist an Einsicht gewonnen, die Schwierigkeiten haben seine sittlichen Kräfte geübt, er geht reifer in das Jenseits hinüber. Andere werden das Begonnene vollenden. Niemand gebe ein wichtiges Vorhaben auf, weil er demselben im Verlaufe einiger Jahre keine Wirkung nachrechnen kann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blüh'n?

Schiller.

In dem Reiche des Geistes ist es nicht anders wie im Reiche der Natur. Zwischen Ursache und Wirkung liegt oft eine unendliche Reihe von Vermittelungen, die der Mensch gar nicht voraussehen kann. Die Korallen, welche in dem stillen Ozean ihre Inseln bauen, erhalten dazu das Material auch von den Schweizeralpen; denn die Bergwasser zerschlagen und zerreiben das verwitterte Felsstück, welches in ihre Rinne stürzt, und führen die Atome Hunderte von Meilen weit in das Meer. Haben die Phöniker, als sie das Glas erfanden, an das Teleskop und das Mikroskop gedacht? Hat Homer eine Ahnung davon gehabt, daß man einst unter Völkern, die

noch jenseit der Hyperboreer wohnen, seine Sprache lernen, daß er ein Freund und Lehrer ihrer Jugend, ein Vorbild ihrer Dichter und Künstler sein werde? Ist es denkbar, daß Schiller und Goethe jemals aufhören werden, in dem deutschen Volke zu leben und zu wirken?

3) Die Zeit ist ewig und daher ein so rascher Fortschritt der Künste auch gar nicht notwendig. Die Menschheit lebt nicht allein für die Ausbildung derselben, sie hat noch andere Aufgaben. Wenn hier eine Baustelle verlassen ist, so regen sich die Kräfte in der Regel desto munterer an anderen Orten. So liegt zwar ein langer Zeitraum zwischen der Nachblüte der deutschen Ritterdichtung und dem ersten Aufgrünen der neueren Poesie. Aber in diese Pause fällt die Entwickelung des Bürgerstandes, die Entdeckung der neuen Welt mit ihren Folgen für Gewerbe, Handel und Schiffahrt, die kirchliche Reformation, die neue Begründung der wissenschaftlichen Bildung, ihre Ausbreitung durch den Bücherdruck, durch Gymnasien und Universitäten. Nur in dem engen Umkreise unseres Blickes hat die Erde Höhen und Tiefen; wenn wir sie uns im Geiste als ein Ganzes vorstellen, so schwindet jede Unebenheit und wir nehmen nur die stetige Wölbung der Kugel wahr. So bildet jeder Stillstand in dieser oder in jener Kunst, wenn man den ganzen Verlauf der Kultur überblickt, nur eine unerhebliche Lücke.

Schluß. Jene trübseligen Klagen des Famulus Wagner, die wir von manchen seiner Genossen wiederholen hören, dürfen uns also nicht anstecken. Während der alte Spruch uns mit dem vita brevis entmutigte, erfüllt uns diese neue Fassung, nach welcher die Länge der Kunst an der Ewigkeit selbst gemessen wird, mit froher Zuversicht und erhebt uns auf einen Standort, wo Leben und Kunst dem Auge nach ganz anderen Dimensionen sichtbar werden.

Es ist hier mit einem einzigen Pinselstriche ein weinendes Antlitz in ein lachendes verwandelt. Blicken wir daher auf solche Männer hin, die über die kurze Spanne des Einzellebens hinwegsehend, einen begeisterten Glauben an die ewige Dauer des Wahren und Schönen haben, die selbst ihr Lebenlang mit unermüdlichem Eifer thätig sind und über die Beschwerden des Alters erst dann seufzen, wenn ihnen bei ihren Studien Hand und Auge den Dienst versagen.

Wie der Aar im hohen Äther, ohne Grenze, ohne Schranke,
Lenkt den Flug im Geisterreiche unaufhaltsam der Gedanke;
Und das Wort vom Geist empfangen, stark und frei im Dienst der Wahrheit,
Leuchtet durch die Nacht des Lebens mit des Morgenlichtes Klarheit.

C. August Lobeck, im „Gedenkbuch der Albertina" (1844).

48.

Über den Laokoon des Sophokles.

Einleitung. Das Schicksal des Laokoon und seiner Söhne war für die epische Darstellung ein sehr dankbarer und anziehender Gegenstand: Virgil beschreibt mit den volltönendsten Worten das furchtbare Aussehen der Schlangen, die sich von Tenedos über das Meer heranwälzen, in sicherem Zuge ihre Opfer ereilen und umschlingen, er erzählt den kurzen schrecklichen Kampf des Vaters mit den Ungeheuern und schildert das Grauen, von welchem das Volk bei dem Anblicke dieses göttlichen Zorngerichtes ergriffen wurde. Die bildende Kunst der Alten hat denselben Gegenstand in einem ihrer vollendetsten Werke ausgeführt und die Kenner sind der Ansicht, daß sich dem Bildhauer nicht oft eine so

schöne Aufgabe dargeboten habe. Winckelmanns Bemerkungen über diese Marmorgruppe, welche der Nachwelt erhalten ist, gaben dazu Anlaß, daß Lessing seine Forschungen über das Wesen der Kunst und ihren obersten Grundsatz anstellte, daß er zwischen der Poesie, die mehrere Jahrhunderte hindurch an der Vorliebe für das Deskriptive gekrankt hatte, und der Plastik die Scheidegrenze zog, womit sowohl die Ästhetik als die Dichtkunst in eine neue Periode der Entwickelung eintraten. Endlich hat auch Sophokles einen Laokoon gedichtet. Dies Werk ist verloren und nicht einmal eine Nachricht über seine Beschaffenheit vorhanden, aber man fühlt sich unwillkürlich angeregt, darüber nachzusinnen, ob der für die Kunst in so vielen Beziehungen ergiebige Gegenstand sich wirklich auch zur dramatischen Behandlung geeignet habe und nach welchem Plane wohl die Tragödie angelegt gewesen sein mag.

Thema. Ob das Schicksal des Laokoon tragisch sei und eine dramatische Behandlung zulasse.

A. Vorbereitende Erklärung.

Seit Lessing ist es das erste Gesetz der Kritik, daß jedes Kunstwerk nach dem Begriffe seiner Gattung zu messen sei, und so haben wir zuerst das Wesen des Tragischen zu bestimmen. Die Tragödie hat nicht die Aufgabe, ein bloßes Leiden darzustellen. Sehen wir nur Personen, die in der Not verschmachten und umkommen, so ist dieser Anblick nicht wohlthuend und eine Tragödie, die uns nichts weiter vorführt, gehört nicht mehr zu der Kunst, welche den Beruf hat, das Schöne zur Erscheinung zu bringen.*) Das echte

*) Schiller, „Über das Pathetische"; Werke (1825) XVII, S. 267.

tragische Drama soll uns zeigen a) wie seine Helden, durch die Kraft und Entschiedenheit ihrer Natur fortgerissen und durch eine scheinbare Berechtigung in ihrem leidenschaftlichen Thun bestärkt, es sich herausnehmen, an den ewigen Bestimmungen des Rechtes zu freveln, b) wie sie dann vergebens gegen die unseligen Folgen ihrer Willkür, gegen das Gericht der Nemesis, ankämpfen, c) wie sie endlich unter dem Drucke des Leidens die Wahrheit erkennen und mit erhabener Resignation den irdischen Teil ihres Glückes, ihres Lebens den Mächten der Vergeltung hingeben, wenn sie dabei nur die ursprüngliche Lauterkeit und Hoheit ihrer Seele wieder gewinnen. So stellt Schiller in der „Maria Stuart" nicht die qualvolle Haft und den Tod der Königin dar, sondern ihre durch ein solches Schicksal vermittelte Erhebung nach dem tiefen Falle. Jenes würde nur einen traurigen Eindruck machen, Dieses veredelt die Trauer zur tragischen Rührung.

B. Weshalb die Geschichte des Laokoon weder ein tragisches Moment zu enthalten noch überhaupt zu einer dramatischen Behandlung geeignet scheint.

1) Es ist keine Tragödie ohne eine Verschuldung des Helden denkbar und diese vermissen wir.

Nach Virgil betrachteten anfangs mehrere Trojaner das Pferd mit Mißtrauen (II, 35). Niemand von ihnen trat jedoch so entschieden auf wie Laokoon. Er warnte mit gerechter Furcht vor den Geschenken der Griechen, er erinnerte nachdrücklich an die Ränke des Odysseus, und der Eifer, zu welchem ihn seine Vaterlandsliebe anregt, macht einen so schönen Eindruck, daß er uns ganz für sich gewinnt und wir nur mit desto mehr Verdruß den unglaublichen Stumpfsinn der Übrigen wahrnehmen. Als der Lanzenstoß das Pferd

erschütterte, hörten sie das dumpfe Klirren der Waffen, aber es hatte wohl, wie Virgil sagt, wirklich ein Gott ihre Herzen bethört, daß sie jede Nachforschung unterließen. Ist es ein Verbrechen, ein Patriot und ein verständiger Mann zu sein?

2) Gerade das, was die epische und die plastische Darstellung begünstigte, widerstrebte der dramatischen Behandlung.

a. Die Gestalt der Schlangen, ihre Ankunft, die Ergreifung der Unglücklichen, die ohnmächtige Gegenwehr und der Tod der letzteren bilden bei Virgil den hauptsächlichsten Inhalt der Schilderung; der Bildhauer stellte ebenfalls die Todesszene dar, welche ihm einen so reichen Stoff zur kunstvollen Behandlung der Körper darbot. Der Dramatiker konnte aber weder die Schlangen noch überhaupt den Tod des Laokoon auf die Bühne bringen und damit ging ihm derjenige Bestandteil der Fabel verloren, welcher gerade die Vorzüge enthält, wegen deren der Gegenstand den anderen erwünscht war.

Non tamen intus
Digna geri, promes in scaenam; multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praesens;
Ne pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

Horat.

b. Fällt nun aber der deskriptive Teil der Fabel fort, was bleibt dann von dem Stoffe übrig? Laokoon hält seine Rede, um das Volk zu warnen und stößt dem Pferde, wenn dieser Koloß wirklich auf der Bühne stand, die Lanze in die Seite; darauf bringt Sinon seine allerdings sehr ausgesponnenen Lügen vor und endlich erzählt ein Bote, daß die Schlangen Laokoons Söhne und ihn selbst erwürgt haben. Der Stoff ist dürftig und entbehrt, wenn nicht andere Momente hinzukommen, außerdem jeder dramatischen Verwickelung.

C. Daß bei einer gründlichen Erwägung solche Bedenken dennoch wegfallen werden.

1) Laokoon hat teil an der allgemeinen Verschuldung seiner Vaterstadt; an ihm wird wie an allen Mitbürgern und an dem Königshause der Raub der Helena und mancher ältere Frevel gerächt. Als Zeus die Lose des Hektor und des Achill auf die Schicksalswage legte und Hektors Schale sank, da war das Schicksal aller Troer entschieden. Niemand entrinnt dem Verderben; es ereilt den einen auf diese, den andern auf eine andere Weise und der Ausgang ist nur ein Kommentar zu dem Worte: pereundi mille figurae. Die Götter selbst, so viele ihrer die heilige Stadt liebten, wandten sich endlich trauernd ab und ließen das Unvermeidliche geschehen; nach den Begriffen der Griechen war es schon ein Frevel, daß sich ein Sterblicher erkühnte, dem Beschlusse der Schicksalsmächte und der hehren Themis entgegenzutreten.

Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Schiller.

2) Laokoon belud sich aber auch noch mit einer besonderen Schuld. Das hölzerne Pferd, obwohl vom Truge erfunden, war einmal ein Weihegeschenk. Nach Virgil betrachteten es die Trojaner als ein solches, schon ehe Sinon ihnen mitteilte, daß man es als einen Ersatz für das geraubte Palladium zurückgelassen.

Als ein Weihegeschenk für die Heimkehr, solch' ein Gerücht fliegt.

Virgil, An. II, 17 (Voß).

Das Weihegeschenk war unter allen Umständen unverletzlich, dennoch wurde es mit der Lanze durchbohrt und was

diese Schuld erschwert, es geschah von einem Manne, der durch seinen Stand verpflichtet war, dem Volke in der Ehrfurcht vor den Göttern ein Beispiel zu geben. Laokoon war ein Priester des Apollo und entweihte vielleicht sogar mit Bedacht das der Beschützerin der Achäer geheiligte Pferd. Die Schlangen eilen, als sie das Werk der Rache vollbracht, nicht nach dem Meere zurück, sondern in den Tempel der Athene, wo sie gleich treuen Dienerinnen sich zu den Füßen der Göttin niederlegen und hinter ihrem Schilde bergen. Demnach durfte der Dichter nicht erst einen tragischen Konflikt in die Fabel hineinbilden; er war in ihr schon nach der ursprünglichen Fassung der Sage vorhanden.

3) Das zweite Bedenken betraf den geringen Umfang des Stoffes.

a. Indessen konnte schon die epische Einleitung einen bedeutenden Raum einnehmen. Schiller bemerkte einmal, in seiner Jungfrau von Orleans fange die eigentliche Tragödie erst da an, wo Johanna den Lionel verschont und durch den Bruch ihres Gelübdes zu einer tragischen Heldin wird, alles Vorhergehende, ganze Akte, sei episch. So begann der Laokoon des Sophokles ohne Zweifel mit einer episch-lyrischen Darlegung der aus den wunderbarsten Ereignissen hervorgegangenen Situation und man denkt unwillkürlich an den ersten Chor der Antigone, welcher in feierlichen Festgesängen seine Freude über den Abzug der übermütigen Feinde kundgiebt.

Offen stehen die Thor'; aus fliegt man, das dorische Lager
Und die verlassenen Orte zu schau'n, und den einsamen Meerstrand.
Hier der Doloper Zelt', und hier des grausen Achilles;
Hier war die Flotte gereiht; hier kämpften sie oft in der Feldschlacht.

Vergil, An. II, 27—30.

Die nächsten Szenen mußten die Verhandlungen über das beunruhigende Geschenk, welches die Danaer zurückgelassen, enthalten.

Unstet schwanket die Meng' in widerstrebender Meinung.
Daselbst, 39.

b. Unwahrscheinlich bleibt es, daß Sophokles die Todesszene selbst auf die Bühne gebracht. In ihr liegt auch nur die Auflösung der Handlung und der dramatische Dichter pflegt sich weit ausführlicher mit der Verwickelung zu beschäftigen. Nicht die Schilderung des Ausgangs war die hauptsächlichste Aufgabe der Tragödie, sondern ihr Schwerpunkt lag in der Verletzung des Weihegeschenks, die das Drama, mit der Benutzung mancher retardierenden Momente, nach ihrer sittlich religiösen Seite zu entwickeln strebte.

c. Vielleicht, daß Laokoon nicht sogleich in leidenschaftlicher Hast die frevelnde Hand erhob, daß er selbst schwankte, ob ihm sein ahnungsvolles Verlangen, die Rettung der Vaterstadt durch eine gewaltsame Enthüllung des Betruges zu sichern, ein Recht gäbe, das Eigentum der Göttin zu entweihen. Vielleicht, daß Priamus oder wer sonst den Gegensatz vertrat, sich bemühete, ihn zu beschwichtigen, bis Sinon die Menge bethörte und der sinnlose Widerspruch der Verblendeten die leidenschaftliche That hervorrief.

d. Der Bildhauer erhält eine schöne Gruppe, wenn die Schlangen den Vater und die beiden Söhne zu gleicher Zeit und neben einander umstricken. Nach einigen Dichtern des Altertums, auch nach Vergil, wurden die Söhne zuerst von den Schlangen erfaßt und der Vater eilte ihnen zu Hülfe. Schiller sagt hierüber: „Schon dieser einzige Zug macht ihn unseres ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Momente auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Daß

es aber gerade in dem Momente geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmernis für seine Kinder vorgestellt wird — dies entflammt unsere Teilnahme aufs höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingiebt, und sein Tod wird eine Willenshandlung" (a. a. O. S. 283). Vermutlich hat Sophokles, für den nicht, wie für den Bildhauer und den Epiker, die plastische, sondern die ethische Seite des Gegenstandes von Gewicht war, es nicht versäumt, diesen rührenden Zug mit der Fabel zu verweben.

Schluß. Es leuchtet ein, daß der Gegenstand dem dramatischen Dichter einen großartigen und bildsamen Stoff gewährte, daß die Handlung auf tragische Weise sich um die unheilvolle Kollision der Vaterlandsliebe und der Frömmigkeit, des partikularen menschlichen Interesses und des ewigen Rechtes der Gottheit bewegt. Der Held erlag der Leidenschaft.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams' Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!

Schiller.

Doch die Tragödie soll nicht bloß unser Herz zerreißen, sie soll es auch heilen. Diesen Gesichtspunkt hielt schon der Bildhauer fest und er verlieh dadurch seinem Werke die höchste Schönheit. Winckelmann sagt: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Sein

Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können."*) Das Bild steht vor uns, wir lesen die erhabene Fassung in dem Gesichte des Helden. Wie aber in dem Drama? Wenn hier das hereinbrechende Unglück, der Tod der geliebten Kinder, das eigene Verderben auch mit Blitzesschnelle die Wolke der Leidenschaft zerteilen, so daß der Held sich augenblicklich seiner Unthat bewußt wird und sich in erhabener Resignation vor den furchtbaren Mächten beugt, wie soll die Tragödie diese Umwandlung seines Innern, die beinahe mit seinem Tode zusammenfällt, darstellen? Auch hierauf findet sich eine befriedigende Antwort. Nach anderen Erzählungen**) überlebte nämlich Laokoon seine Kinder; nur diese wurden von den Schlangen erwürgt. Ihn selbst sehen wir an ihren Leichen, bald von dem Sturme des Jammers umrauscht, bald unter den strafenden Mahnungen und den milden Trostworten der Chorlieder die Seele zu stiller Ergebung sammelnd.

Keine Thräne fließt jetzt mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Schiller.

*) Siehe Lessing, „Laokoon", Werke (1825) II, 127.
**) Siehe Lessing, „Laokoon", Werke (1825) II, 174.

49.

Wer gar nicht scherzen kann, der ist ein armer Mann,
Und nur noch ärmer ist, wer nichts als scherzen kann.
Rückert.

Einleitung. Es ist hier davon abzusehen, daß den einen schwere Unfälle ernst stimmen, der andere dagegen stets einen frohen Sinn zeigt, weil ihm alles nach Wunsch geht. Denn der Spruch bezieht sich nicht auf die Wirkung äußerer Umstände, sondern auf eigentümliche Richtungen der Gefühls- und Denkweise.

Thema. Der Trübsinn und die leichtfertige Fröhlichkeit.

A. Welchen Menschen ein trüber Ernst eigen sein wird.

1) Mancher stellt an sich zu hohe Forderungen. Seine Arbeiten genügen ihm nicht, weil er viel mehr zu leisten hoffte und von andern übertroffen wird. Auch schmerzt es ihn, daß er in sittlicher Hinsicht keinen vollkommenen Menschen aus sich machen kann. Gellert chikanierte sich, wenn er jemand ein Almosen gegeben, mit der peinlichsten Prüfung, ob er es aus reiner Menschenliebe und nicht aus Eitelkeit oder Lohnsucht gethan. Der Heautontimorumenos des Terenz.

2) Andere erfreuen sich nicht des Lebens, weil sie stets in die Tiefen desselben und nicht nach den Höhen blicken. Sie finden in der Welt überall nur Elend, Leichtsinn und Verdorbenheit. Der weinende Heraklit. Der Menschenhasser Timon. Aus neueren Zeiten die trübe Lebensansicht, welche sich in Werthers Leiden, in dem Faust von Klinger u. s. w. abspiegelt.

Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt,
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

3) Nicht wenige schweben auch aus Ängstlichkeit stets in Sorgen um die Zukunft. Eine schlechte Ernte, die Cholera, die Jesuiten und die Sozialdemokraten bedrohen sie Tag und Nacht mit Schreckbildern.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Goethe.

B. Welche Leute nichts als scherzen können.

1) Die Leichtsinnigen, die jeder ernsten Arbeit ausweichen und dem Hedonismus huldigen. Sie haben ihre Sache auf nichts gestellt. Ihr Leben knüpft sich an Wein und Witz, Gesang und Tanz.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt stets ein Knecht.

Goethe.

2) Selbst tief eingreifende Ereignisse, welche die Welt bewegen oder sogar ihre Freunde, ja ihr eigenes Lebensglück betreffen, schlagen sie sich aus dem Sinn, um nur nicht auf den heitern Genuß des Augenblicks zu verzichten.

Après nous de déluge! *Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί* (G. Büchmann, „Geflügelte Worte" [1867] (192).

Schluß. Die trübsinnigen Leute nennt der Dichter arm, weil sie ihres Lebens nicht froh werden, die andern sind in der That noch ärmer, weil sie, während jene würdige Männer sein können, höchstens ihrer Umgebung als Spaßmacher dienen.

50.

Dauer im Wechsel.

(Erklärung eines Gedichtes von Goethe.)

Einleitung. Wir denken uns den Dichter, wie ihn das Porträt von Schwerdgeburth zeigt, in einem anmutigen Garten mit freundlich ernstem Nachsinnen in die Ferne blickend. Er ist noch nicht der Greis, welchen das 1832 nach dem Leben gemalte Bild darstellt, aber da das Gedicht vermutlich im Jahre 1802 verfaßt ist, hat er doch bereits die Mitte seiner Laufbahn überschritten. Während sein volles, tiefes Auge sich in die Reize der Umgebung versenkt, wird zugleich die Gedankenwelt in seinem Innern lebendig. Stift und Tafel ruhen noch nachlässig in den Händen, indessen streben die Bewegungen seiner Seele bereits, in Wort und Form hervorzutreten. Der Gang des Gedichtes läßt uns deutlich wahrnehmen, wie eine Anschauung die andere hervorruft, ein Gedanke den andern erweckt, und der Anfangspunkt dieser Reihe liegt eben in einer solchen Situation, die wahrscheinlich nicht ein bloß erfundener Anhalt für die Phantasie ist, sondern, als wirklich vorhanden, der Dichtung den Ursprung gab.

Thema. Erklärung des Gedichtes.

A. Erläuternde Umschreibung des Inhalts.

1.

Hielte diesen frühen Segen
Ach! nur eine Stunde fest!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt,
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Ein zeitiger Frühling schmückt den Garten mit segenverheißenden Blüten, mit grünem, schattenreichem Laube. Dieses hervorquellende Leben in der Sinnenwelt, welches den Menschen in seinen Jugendjahren zu Freude und Hoffnung fortreißt, so daß er der Vergänglichkeit, die ihm selbst und allem, was ihn umgiebt, ein Ziel bestimmt hat, vergißt, kann den Ernst des reiferen Alters nicht gänzlich verscheuchen. Der frohe Genuß der Gegenwart weicht einer sanften elegischen Stimmung. Nicht die frische Pracht des neu entsproßten Naturlebens, sondern ihr baldiger Verfall ist es, worauf der Dichter achtet und es beunruhigt ihn, daß diese Fülle eine so kurze Dauer hat. Denn schon schüttelt der West die Blüten von den Bäumen und der Herbst wird ihr Laub entfärben und zerstreuen.

2.

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Teil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon.

Nach dem Zusammenhange erwartet man: andere verderben schon. Wie die Blütenpracht keinen Bestand hat, so laben uns auch manche Sträucher und Bäume nur eine kurze Zeit hindurch mit ihren Früchten. Denn ein Teil der

letzteren ist noch nicht reif, während andere bereits faulen und abfallen. Willst du also dein Leben genießen, so zaudere nicht. Doch dieser Genuß wird kaum einen Reiz für dich haben, wenn du, gleich dem Dichter, von ernsten Gedanken bewegt wirst und dich von Sinnbildern des Wechsels und der Vergänglichkeit umgeben fühlst.

Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Ändert ſich dein holdes Thal;
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweitenmal.

Die Blicke des Dichters ſchweifen von den Bäumen nach der Ferne hin und über den Garten hinaus. Dort liegt ſein holdes Thal mit dem Fluſſe. Auch ſie ſind ihm heute Symbole der Unbeſtändigkeit. Einige Regentage beſchleunigen die Entwickelung der Pflanzen und geben den Wieſen und Saatfeldern ein anderes Ausſehen. Die weichen Gräſer erheben ſich in einer derberen Geſtalt, das zarte Grün iſt einer dunkelen Färbung gewichen. Das fließende Waſſer gar, in welchem die Tropfen unaufhörlich wechſeln und niemals eine Welle zurückkehrt, iſt die Veränderlichkeit ſelbſt. Von dieſen Wahrnehmungen in der Sinnenwelt macht der Dichter eine ſtille Anwendung auf die Umgebung des Menſchen. Die Natur, die Orts- und Zeitverhältniſſe, die Geſchichte nehmen uns mit unſerer Exiſtenz in ſich auf, aber wir werden damit nur in das Reich der wandelbaren Dinge verſetzt und ſind in unſerem irdiſchen Daſein derſelben Macht des Wechſels und der Vergänglichkeit unterthan, die rings um uns her alles fortwährend umgeſtaltet und zerſtört.

3.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.

Auch ein gewöhnlicher Dichter würde, nachdem er die Erde als einen Schauplatz der Vergänglichkeit dargestellt, die Hinfälligkeit des Menschen selbst geschildert haben. Es wäre ihm jedoch vermutlich genug gewesen, darauf hinzuweisen, daß die Gestalt des Jünglinges verblühet, daß seine Haare bleichen, die Stirne sich faltet, der Nacken sich unter der Last der Jahre beugt. Goethe nimmt die Frage auf, ob diese Wandelung, welche unser Äußeres verändert, nicht bis in das innerste Selbst des Menschen, in seine Denkweise, seine Empfindungen und Interessen eindringt, und indem er auf eine ebenso einfache wie tiefsinnige Weise das Auge, die Lippe, den Fuß und die Hand zu Symbolen für unser Geistesleben macht, gewinnen die gewöhnlichsten Dinge eine erschütternde Bedeutung. — Ist nur dasjenige wandelbar, was dein Auge wahrnimmt? Ist dein Auge selbst, der geistige Blick, deine Auffassung und Schätzung der Dinge im Laufe der Zeit unverändert geblieben? Die Mauern, die Paläste, und was sonst die rüstige Vorwelt, wie man sagt, für die Ewigkeit gegründet, sie haben noch dieselbe Gestalt, in der du sie vor Jahren kennen gelernt; aber dein Urteil über sie ist ein anderes geworden. Ehemals lagen sie als erhabene Zeugnisse der Menschenkraft vor deinen staunenden Augen; jetzt erscheinen sie dir vielleicht als die Werke des gedankenlosen Zeitverderbes, einer tyrannischen Fronherrschaft, eines unmäßigen Luxus. Die Ideale deiner ersten Begeisterung sind nicht mehr deine Ideale. Die Weisen der Welt, deren tiefsinnige Lehren deinem Blicke einst als ewige Wahrheiten erschienen, mußt du später vielleicht zu den Thoren vor Gott zählen. Die glänzenden Heroen der Sage und der Geschichte haben sich deiner Einbildung unvergeßlich eingeprägt, aber dich erfaßt jetzt ein Grauen vor der Unsterblichkeit ihrer blutigen Thaten.

Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

Und wo ist der leichte Jugendmut hin, der dich ehemals bei einem Pfänderspiel alle Sorge und Mühe, die bittere Täuschung, die kränkende Unbill vergessen ließ, der jede Lebensrechnung, wenn du einmal das Soll und Haben überschlugst, mit einer frischen Hoffnung ins Gleiche brachte, der dir die grausigen Lieder, welche die Parzen singen, zu einem angenehm aufregenden Phantasiebilde machte, während es dir jetzt wie ein Traum ist, daß du einst aus voller Seele rufen konntest: Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' noch Lenz und Jugend blüh'n! Du bist nicht mehr der verwegene Göttersohn, der in dem Drange des Kraftgefühls die Felsspitzen erkletterte und hoch über dem geräuschvollen Tagewerk der Menschen, in die unermeßliche Ferne hinausblickend, eine schrankenlose Freiheit zu genießen glaubte, kein Ideal für unerreichbar hielt.

4.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Ja, der schönste Vorzug der Jugend ist dir entrissen: der Trieb, mit ganzem Herzen jedem, wer er sei, ein Gefährte, ein Freund, ein Helfer zu sein. Das Mißtrauen,

die kluge Vorsicht, die Berechnung des eigenen Bedürfnisses, die nähere Pflicht der Sorge für das eigene Haus: sie zwingen uns später, den edelsten und seligsten Zug des Herzens, die Nächstenliebe, mit Gesetzen einzuschränken. Der flehende Blick des Armen dringt dir in die Seele. Rasch ist das Almosen in deiner Hand, aber sie zuckt zurück. Sie giebt, doch sie thut es nicht mit Freudigkeit. Du mußt über die unedle Zögerung erröten, vor dem Armen, der dir eine rücksichtslose Güte zugetraut, vor deiner eigenen Natur, die sonst dem Geziemenden willig folgte. — So ist dein Auge trübe, deine Lippe welk geworden, dein Fuß, deine Hand bewegen sich mit Behutsamkeit, mit deinen Gliedern ist das Gebilde deines Innern, sind deine Gedanken und Triebe anders geworden: du heißest nur noch so wie der Mensch, der du einst gewesen. Was ist das Leben, was ist der Mensch, wenn er an sich und in sich nichts Bleibendes hat, wenn nur sein Name auf dem Grabsteine ebenso lautet wie in dem Taufregister! Du hast nicht einmal die Gewißheit, derselbe zu bleiben, der du jetzt geworden bist; deine Verwandelung endet erst mit deiner Auflösung, wenn dein Leib, an den dein persönliches, bestimmtes Dasein auf Erden gebunden war, in Staub zerfällt, wie sich die Flußwelle in den Gewässern des Meeres verliert.

5.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in eins zusammenziehen!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehen.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Doch getrost! Der Dichter läßt dich nicht in dieser zwar ebenso trüben wie wahren Anschauung der Unbeständigkeit untergehen. Mögen die Dinge so schnell wechseln und vergehen, daß Anfang und Ende beinahe zusammenfallen, magst du selbst in dem Strome der Zeitlichkeit dich noch schneller ändern, noch schneller vergehen als viele Gegenstände der Außenwelt: die Gunst der Musen, die Geistesbildung, ein den höheren Zwecken des Lebens geweihter Sinn versprechen dir unvergängliche Schätze und geben dem bessern Teile deines Wesens einen ewigen Bestand. Eine Veränderung der Ansichten, Neigungen und Interessen ist nämlich nur bei dem Thoren die Wirkung wandelbarer Zeitumstände, in einem kräftigen und gebildeten Geiste erfolgt sie aus seinem eigenen Triebe zur Wahrheit und Lauterkeit, aus seinem eigenen Bestreben, sich von den Irrtümern der unreifen Jahre zu befreien. Was daher an sich wahr und ächt ist und was als solches einmal von dir erkannt und empfunden wird, das geht in dein Bewußtsein, in deine Gesinnung über und verschmilzt mit deinem innersten Wesen. Jeder Gewinn an sittlicher Würde und Anmut, dieser Gehalt deines Busens, und die höhere Erkenntnis, welche in den Scheinbildern der Erfahrung die Ideen, die reinen Formen der Dinge, zu erfassen weiß, sie überdauern allen Wechsel.

Und dies Beständige der irdischen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Goethe.

B. Bemerkungen über die Darstellungsweise.

1) Goethe nannte seine Dichtungen Gelegenheitsgedichte, weil ihn gewöhnlich ein bestimmter äußerer Umstand zu der Abfassung derselben angeregt. Viele beginnen daher mit der Angabe der Situation, in welcher das bewegte Gemüt seinen Empfindungen Worte verlieh. Aber mit mächtigem

Aufschwunge erhebt der Dichter sich gleich von dem einzelnen und Besonderen zum Allgemeinen und Unendlichen. — Auch diese Dichtung ist ein solches Gelegenheitsgedicht. Vermutlich war wirklich, wie in der Einleitung angenommen, der bloße Anblick des Blütenregens, den der Wind von den Bäumen schüttelte, das erste Glied einer Gedankenkette, welche das Wesen und das Schicksal der Menschheit, ihr Verhältnis zur Außenwelt und zu dem Reiche des Unvergänglichen umspannt. Der Dichter versetzt uns in seine Situation. Wir sind zugegen und sehen, wie die Bilder und die Gedanken in seinem Geiste auftauchen, wie die Wahrnehmung eines geringfügigen Umstandes sein Nachdenken erweckt, das zu der Frage über Sein und Nichtsein emporsteigt.

2) Diese Gedanken stellen sich aber nicht als das Ergebnis der forschenden und kombinierenden Abstraktion dar; sie schließen sich stets an eine sinnliche Anschauung an. Der Dichter scheint nur die Gegenstände einzuführen und läßt sie dann selbst für sich reden. Goethe liebte diese konkrete Weise der Entwickelung, welcher man mit seiner Zustimmung den Namen des gegenständlichen Denkens gegeben hat.

3) Blüten und Blätter, wer hat sie nicht welken sehen; ein Thal, ein Fluß und gar die Glieder des Menschen, wem fällt es ein, daß sie uns etwas Neues und Bedeutendes sagen könnten. Aber auch dies ist eine Eigentümlichkeit der Goetheschen Lyrik, daß die Anschauungen, welche sich in Symbole für die gewichtigsten Ideen verwandeln, von den einfachsten und gewöhnlichsten Dingen ausgehen.

Schluß. 4) Der größte Vorzug des Gedichtes besteht jedoch darin, daß es nicht, wie so vieles in der romantischen und humoristischen Poesie, nur durch leidenschaftliche Klagen in unserem Innern einen Sturm erregt, uns bloß eine herbe Verzweiflung zu empfinden giebt, sondern daß es

auch das Wort des Friedens zu finden weiß und indem es das schlimme Los des Menschen nur deshalb mit solchem Nachdruck ausmalt, damit wir den Ersatz, der uns für dasselbe geboten wird, nach seinem vollen Werte schätzen lernen, mit einer schönen Beruhigung und mit der festen Zuversicht zu unserer Kraft und höheren Bestimmung abschließt.

Anmerkung. Mit ähnlichen Gedanken beginnt Walter Scott das erste Kapitel des „Abtes" und der Satz, daß der ganze Lebenslauf eines Menschen Verwandlung sei, findet sich bei Herder („Philos. u. Geschichte" V, 60) in großem Stile ausgeführt.

51.

Ut adolescentem, in quo senile aliquid, sic senem, in quo adolescentis est aliquid, laudamus.

Cicero.

Einleitung. Jedes Lebensalter hat eine ihm angemessene Grundbestimmung und es ist ebenso unnatürlich und widerlich, wenn sich ein Jüngling stets mit altklugem Ernste unter bejahrte Männer mischt, als wenn ein älterer Mann in modischer Kleidung den flinken Tänzer macht.

Thema. Was die Jugend von dem Alter, das Alter von der Jugend an sich haben soll.

A. Die Jugend.

1) Der leichte, frische Sinn darf nicht zum Leichtsinn werden. Erlebt nicht schon der Jüngling manchen Tag, der zu heilig ist, als daß er seinen Eindruck

wegscherzen dürfte? Geht es ihn noch nichts an, daß dieses Ereignis, jenes Unternehmen die ganze Gegenwart bewegt? Sollen die würdigen Gedanken und Bestrebungen edeler Männer, von denen seine Bücher handeln, höchstens sein Gedächtnis in Anspruch nehmen, nicht auch seinen Geist durchdringen und sein Herz berühren? Homo sum, humani nihil a me alienum puto (Terent.).

2) Jeden besseren Jüngling beschäftigen idealische Pläne und Hoffnungen; wohl ihm, wenn eine männliche Verständigkeit dieselben kontroliert, so daß er kein Phantast und Träumer wird.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben,
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Herder.

Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heiligen Kraft gedenken.

Uhland.

3) Bist du mit der Wahl deines Berufes in Ordnung oder erfaßt dich sonst ein Gedanke, der des Strebens wert ist, so bringe nicht die Zeit mit schwärmerischen Deklamationen über die Schönheit solcher Lebenszwecke hin, sondern greife sofort die Sache mit Mannesmut an und rüste dich mit allen Kenntnissen aus, welche eine glückliche Ausführung deines Vorhabens bedingen.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeist'rung ist keine Heringsware,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Goethe.

B. Das Alter.

1) Es soll sich ein frisches Interesse sowohl für die nähere Umgebung, wie für die Welt erhalten und nicht zu frühe Feierabend machen. Die Anstrengung verjüngt, die Ruhe löst auf und

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Goethe.

Vergleiche die Beispiele, welche Cicero (de senect.) von der Thätigkeit greiser Staatsmänner anführt. Non enim viribus aut velocitatibus aut celeritate corporum res magnae geruntur, sed consilio, auctoritate, sententia. Wie lange wirkten Goethe und A. von Humboldt mit jugendlicher Schöpferkraft.

2) Die Würde des Alters soll den Greis nicht ungesellig und mürrisch machen. Ihm geziemt eine gravitas comitate condita, wie sie Q. Fabius Maximus besaß, und Cicero hebt mit Recht hervor, daß das Bewußtsein eines wohlangewandten Lebens auch die Greise heiter stimmt. So sah man Klopstock häufig in der Gesellschaft jüngerer Freunde.

Schluß. Sei in der Jugend ein Mann und du wirst als Greis ein Jüngling sein.

52.

Daß die Opfer der homerischen Griechen eine Verkehrtheit waren, aber gleichwohl von einem frommen Sinne zeugten.

A.

1) Sollte man sich in diesem Zeitalter wirklich noch eingebildet haben, daß der Fettdampf, das rauchende Blut, die Weinspende den Göttern einen Genuß gewährten?

2) Man verehrte die Götter als Geber aller Güter und brachte ihnen also Gaben dar, die sie selbst dem Menschen verliehen hatten. Sind solche Gaben ein Geschenk?

B.

1) Die Opfer bekundeten aber auch den festen Glauben an das Walten der Götter, ohne deren Beistand man nichts vermöge. Nestor fordert seine Gäste auf, an seinem Opfer teilzunehmen, da die Sterblichen alle der Götter bedürfen (Odyssee III, 48). Hekuba und die ehrwürdigsten Frauen Trojas weihen der Athene ein Festgewand und geloben ihr zwölf Rinder, wenn sie sich der unglücklichen Stadt erbarme (Ilias VI, 297).

Man bereute es, wenn man die Gebote der Götter verletzt hatte, und suchte sie zu versöhnen.

Aber der Rat mißfiel Agamemnon ganz; denn er wünschte
Dort zu behalten das Volk, und Sühnhekatomben zu opfern,
Daß er den schrecklichen Zorn der Athenäa versöhnte:
Thörichter, nicht ja erkannt' er, wie all' sein Flehen umsonst war;
Denn nicht schnell ist gewendet der Sinn der ewigen Götter.
(Od. III, 143).

Apollo erhält eine Hekatombe, weil man seinen Priester Chryses beleidigt hatte (Ilias I, 447). Menelaus bringt Sühnopfer dar, damit ihm die Götter die Heimkehr verleihen (Od. IV, 475).

2) Man fühlte, daß man den Göttern Dank schuldig war. Nestor veranstaltet dem Poseidon ein Dankopfer für seine Heimkehr (Od. III, 5). Odysseus und Diomedes bezeigen der Athene ihre Dankbarkeit durch eine Weinspende (Ilias X, 578). Penelope soll den Göttern Dankhekatomben geloben, wenn sie einst an den Freiern gerächt wird (Odyssee XVII, 55).

Schluß. Glaube, Demut, Reue, Dankbarkeit sind Tugenden, die auch den Christen schmücken, wiewohl unser Gott kein anderes Opfer fordert, als ein frommes und treues Herz.

53.

Über den Wahlspruch Kaiser Heinrichs II.: „Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris."

Einleitung. Schon die Epikureer sahen in der Gemütsruhe (ἀταραξία) das höchste Gut und erhoben das Streben nach derselben zu ihrem obersten Grundsatze.

Thema. Prüfung dieser Lebensregel.

A. Wenn wir nichts mit Hingebung lieben, ersparen wir uns allerdings viel Kummer.

1) Je eifriger wir nach einem Zwecke streben, desto mehr betrübt uns das Mißlingen.

2) Ein Besitztum, an dem unser Herz hängt, kann uns entrissen werden. Dem Landmanne verdirbt eine Reihe edeler Obstbäume oder verunglückt ein Gespann schöner Pferde, die seine Freude und sein Stolz waren.

3) Freunde können uns durch Verleumder abwendig gemacht oder durch den Tod geraubt werden.*)

---

*) Herder (Litt. und Kunst, IX, 112) teilt ein Gedicht aus Saadis Rosenthal mit, worin der Dichter, welchem ein Freund gestorben, ebenfalls die Lehre ausspricht:

An nichts Geliebtes mußt du dein Gemüt
Also verpfänden, daß dich sein Verlust
Untröstbar machte.

B. Dennoch ist jeder zu beklagen, der den obigen Grundsatz befolgt.

1) Es ist ja nicht gewiß, daß uns alles fehlschlagen oder verloren gehen wird.

2) Wer von vorn herein auf ein Gut verzichtet, kann sich nicht einmal eine Zeitlang an demselben erfreuen.

3) Andere bedürfen unserer Thätigkeit und unserer Liebe; welche Engherzigkeit ist es, nur auf unsere Ruhe bedacht zu sein und uns ihnen zu entziehen.

Schluß. Diese Gemütskälte aus kluger Berechnung des eigenen Vorteils ist schon an einem Greise unerträglich, wie viel mehr wäre sie es an einem Jünglinge!

Das Herz gefällt mir nicht, das kalt und streng
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Schiller.

54.

Worin Gebirge und Meer einander gleichen.

1) Sie sind die großartigsten Schöpfungen der Natur und die erhabensten Offenbarungen der Macht Gottes.

2) Ihr Reichtum an Produkten.

3) Beide haben einen bedeutenden Einfluß auf Klima und Wetter. Ohne Flüsse und Regenwolken gäbe es keine Vegetationen.

4) Ihre Wichtigkeit als politische Grenzen.

5) Die Anwohner und Bewohner der Berge sowie Küstenvölker und Insulaner haben scharf ausgeprägte Eigentümlichkeiten und unterscheiden sich nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, nach Beschäftigung, Lebensweise, Sitten und Charakter sehr wesentlich von anderen Menschen.

„Auf der ganzen Erde hat die Natur durch nichts so dauernde Unterschiede gemacht, als durch die Gebirge. Hier sitzt sie auf ihrem ewigen Thron, sendet Ströme und Witterung aus, und verteilet so wie das Klima, so auch die Neigungen, oft auch das Schicksal der Nationen."

Herder, „Philos. u. Gesch." (1827) VII, 5.

„Was macht das kleine rote Meer für Unterscheidung! Die Abessinier sind ein arabischer Völkerstamm, die Ägyptier ein asiatisches Volk: und welch' eine andere Welt von Sitten und Lebensweise errichtete sich unter ihnen.*) An den untersten Ecken von Asien zeigt sich ein Gleiches. Der kleine persische Meerbusen, wie sehr trennt er Arabien und Persien! Der kleine malayische Sinus, wie sehr unterscheidet er die Malayen und Kambojer von einander!"

Herder, „Philos. u. Gesch." (1827) IV, 36.

55.

Der Graf Appiani in Lessings „Emilia Galotti".

Einleitung. Die Fabel des Dramas ist nach der Geschichte der Virginia angelegt, einige Charaktere haben jedoch eine ganz andere Gestalt erhalten und kaum können zwei Personen einander unähnlicher sein als Appiani und Icilius.

Thema. Wie Lessing den Grafen dargestellt hat und welche Gründe ihn dabei leiteten.

A. Charakteristik des Grafen.

1) Die moralische Seite seines Wesens.

a. Appiani ist ein durchaus rechtschaffener, ehrliebender Mann, dem auch der Prinz Gerechtigkeit widerfahren läßt.

*) Nämlich unter diesen beiden eine andere als unter ihren Stammgenossen, die jenseit des Meeres in Asien zurückblieben.

b. Die zarte Ehrfurcht, mit der er Emilia und ihre Eltern liebt, nehmen uns sehr für ihn ein.

2) Sein Naturell.

a. Die Neigung zur größten Einfachheit. Die ländliche Zurückgezogenheit geht ihm weit über das Hofleben. Er hat ein Mädchen ohne Rang und Vermögen erwählt. Seine Bemerkungen über Emilias Brautschmuck.

b. Auffallend ist seine träumerische Zerstreutheit und seine Schwermut, zumal an einem solchen Tage.

c. Die Heftigkeit gegen Marinelli, an der eine krankhafte Laune ebenso viel Anteil hat, wie die ihm zugefügte Beleidigung.

B. Weshalb Lessing den Charakter so angelegt hat.

1) Da das Drama nicht in eine politische Revolution ausläuft, bei welcher ein Icilius an seinem Platze gewesen wäre, sondern allein den strengen, ehrbaren Sinn des Vaters verherrlicht, konnte Appiani nur eine Nebenrolle erhalten, das republikanische Feuer nur als die Neigung zu einem unabhängigen ländlichen Stillleben erscheinen.

2) Die gewaltsamen Maßregeln Marinellis sollen sich daraus erklären, daß Appiani dem Prinzen noch an demselben Tage Emilia zu entführen gedenkt, und dies ist wieder durch seine Scheu vor der Hof- und Stadtluft motiviert.

3) Sei es, daß Marinelli den Grafen wirklich durch eine Herausforderung aufzuhalten beabsichtigte, sei es, daß er, um nicht ganz Unmensch zu sein, zugleich aus einem persönlichen Interesse handeln sollte: er mußte von Appiani beleidigt werden und dazu paßt es, daß die launenhafte Verstimmung den letzteren so reizbar macht.

4) Der Meuchelmord sollte kein Aufsehen erregen. Appiani mußte daher die Einfachheit in dem Grade lieben,

daß er ohne Hochzeitsgäste, ohne Freunde, nur mit einigen Dienern zur Trauung hinausfuhr.

5) Appiani tritt nur einmal auf; der Dichter sucht ihm daher durch etwas Seltsames eine bestimmte und anziehende Gestalt zu geben.

6) Er erwählt jene schwermütigen Todesahnungen, die einesteils durch die Hinweisung auf die dunkeln Geheimnisse unserer Natur und unseres Lebens auf jeden Eindruck machen, andrerseits unser Entsetzen über den frechen Mord durch ein sanftes Mitgefühl mildern, da der Graf nur das ihm bestimmte Verhängnis zu erfüllen scheint.

Schluß. Wie genau in diesem Drama Charaktere, Begebenheiten und Motive in einander greifen.

56.

Freude an der Natur ist das probatum est eines lauteren Herzens.

Hippel.

1) Nur der einfache und reine Mensch hat ein Verständnis für die Schönheit der Natur und erfreut sich an den Saatfeldern und jubelnden Lerchen, an dem grünen Walde ꝛc. Was ist das alles dem entarteten Weltmanne, den Habsucht, Ehrgeiz, rauschende Vergnügungen an den Schauplatz wilder Leidenschaften fesseln. Die vornehme Familie auf dem Landhause. Der Kommerzienrat wandelt an dem herrlichen Morgen tiefsinnig durch die Laubgänge und geht im Geiste seine Bücher durch. Inzwischen sitzen Mutter und Tochter in der Laube und lesen, jene einen französischen Roman, diese die Modenzeitung. Der junge Herr, noch im Bette, rechnet nach, ob ihm seine Spielschulden eine Aussicht lassen, das gestern gekaufte Reitpferd zu bezahlen.

2) Nur wer ein lauteres Herz besitzt, kann sich an der Natur als dem Werke des Herrn erfreuen. Nur ihm ist die Erde das glänzend geschmückte Gotteshaus, in dem tausend Stimmen zum Lobe ihres Schöpfers erschallen.

Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröte Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht;
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Mahlmann.

Dem verweltlichten Menschen ist nicht wohl bei diesem Hymnus der Natur, welcher ihn an seine Gottvergessenheit mahnt. Er möchte sich einreden, daß die Schöpfung das Werk eines bloßen Ungefährs sei, und gelingt es ihm, damit seine Unruhe zu beschwichtigen, so ergötzen sich doch nur seine Sinne an einem bunten Spiele von Formen und Farben.

3) Nur der gute Mensch genießt den Segen der Natur mit herzlicher Freude. Sie ist ihm eine Tafel, welche der gütige Vater für die Myriaden seiner Geschöpfe mit leiblicher und geistiger Speise besetzt hat, daß alles mit Dank und Freude genieße. Der entartete Sohn ist ein Fremdling in seinem Vaterhause. Er bricht wohl in die Vorratskammern ein und bereitet sich ein schwelgerisches, die Sinne betäubendes Mahl, aber sein Herz bleibt ohne Labung.

4) Für den Frommen hat die Natur keine Schrecken. Stürme und Gewitter, Hagelschauer und Wolkenbrüche predigen ihm nur die Allmacht des Herrn und stärken seine Zuversicht zu demselben, während ein böses Gewissen überall die Drohungen des Rächers vernimmt.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauft ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'.

Hölty.

57.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Goethe.

Einleitung. Der Charakter prägt sich in vielen Dingen aus, sogar in Kleidung und Handschrift; es werden daher mancherlei Kennzeichen angegeben.

Thema. Beweis des Satzes.

1) Der gut geartete Mensch lacht nur über Verkehrtheiten, die weder unsittlich noch jemand schädlich sind. Ein ungeschickter Sonntagsreiter ist auch für ihn ein belustigender Anblick, doch nur so lange derselbe nicht vom Pferde fällt und sich den Arm verstaucht.

2) Der Leichtfertige scherzt dagegen über Dinge, die sein Mitgefühl erregen sollten, über den altmodischen Anzug des armen Mannes, über körperliche Gebrechen, Taubheit, Stottern, Hinken oder über unverschuldete Mängel der geistigen Bildung.

3) Er scherzt sogar über sträfliche Dinge; er beschönigt sie mit einer witzigen Bemerkung. Im Spiel betrügen, nennt Riccaud in Lessings „Minna" nur sein Glück verbessern; die Trunkenbolde feiern nur einen blauen Montag; man erzählt mit Vergnügen, wie jemand seinen Nachbar oder die Zollbeamten gut angeführt habe. Einige Beispiele aus Hebels Rheinischem Hausfreund, der sehr bedenkliche Anekdoten der Art enthält, welche sogar in die Schullesebücher aufgenommen sind. Auch der Reineke Fuchs und Don Quichotte behandeln manches als einen lustigen Streich, worüber kein Mensch lachen sollte.

4) Ebenso schlimm ist es, wenn man lobenswerte Dinge lächerlich findet. Mancher lacht über einen fleißigen Mitschüler, über einen frommen Geistlichen, über die Ehrlichkeit eines Kaufmannes, die er Dummheit nennt.

Schluß. Der Thor findet beinahe alles lächerlich, weil er den Ernst der Dinge übersieht, der Weise beinahe nichts, weil ihm auch die Schwächen der Menschen bedauernswert erscheinen. Wir sollen nicht Heraklite, aber noch viel weniger Demokrite sein.

58.

ΙΧΘΥΣ.

Einleitung. Zur Zeit der Verfolgungen machten die Christen dies Wort zu ihrem geheimen Erkennungszeichen. Gewiß nicht bloß wegen des zufälligen Zusammentreffens der Buchstaben mit ihrem wichtigsten Bekenntnisse (*Ἰησοῦς Χριστός, θεοῦ υἱός, σωτήρ*), sondern weil die Stiftung ihrer Religion mit dem Fischergewerbe in manchen inneren Beziehungen stand, die ihnen unvergeßlich waren.

Thema. Welches sind dieselben?

1) Die ersten und unter ihnen die bedeutendsten Jünger Christi waren Fischer: Simon Petrus und sein Bruder Andreas; Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus. Petrus erhält das Amt der Schlüssel; auf diesen Fels baute der Herr seine Gemeinde. Johannes war der Jünger, den Christus am meisten lieb hatte.

2) Viele denkwürdige Begebenheiten und Wunder knüpften sich an den See Genezareth und an die Lebensweise der Fischer. Das Ungestüm auf dem Meere erschreckte die anderen; Christus aber schlief und

als man ihn weckte, erwies er sich als den Herrn, dem Wind und Meer gehorchten. — Der Gang über das Wasser. — Die Speisung der fünftausend am See Genezareth mit fünf Broden und zwei Fischen, und der viertausend mit sieben Broden und ein wenig Fischlein. — Der Fisch mit dem Zinsgroschen. — Der reiche Fischzug, als Petrus auf das Gebot des Auferstandenen noch einmal das Netz auswarf, wozu die Berufung: Weide meine Schafe.

3) Auch manche bedeutsame Gleichnisse erinnern an das Fischergewerbe, wiewohl die Mehrzahl dem Ackerbau entnommen ist. Jene Apostel sollten hinfort Menschenfischer sein. — Das Himmelreich gleicht einem Netze; die guten und die schlechten Fische werden gesondert. — Kein Vater giebt dem Sohne, der um einen Fisch bittet, eine Schlange. — Des Menschen Sohn ist drei Tage und drei Nächte in der Erde, wie Jonas drei Tage in dem Leibe des Walfisches war.

Schluß. Selbst die Taufe Christi im Jordan gehört einigermaßen hierher. Schönheit des Sees Genezareth, wo der Heiland oftmals von einem Schiffe aus predigte, wo er die Kranken heilte 2c.

„Während liebliche Kühle von dem nahen Hochlande und dem ewigen Schnee des Libanon herniederweht, strömen ungehindert heiße Südwinde den Jordan hinan; die Wärme des Thales steigt, da es mit dem See über 600 Fuß unter der Tiefe des Weltmeeres liegt, und die Sonnenstrahlen besonders im Süden von den 1000 Fuß sich erhebenden Bergen zurückgeworfen werden; daher hatten auch fast alle Bewohner von Tiberias Hütten von Laub oder Stroh auf ihren Häusern errichtet, in denen sie bei der Nacht ruheten. Entzückend leuchtet noch jetzt die Herrlichkeit des Sees hervor, wenn sie auch durch das Trauergewand des Fluches verhüllt wird."

Fr. Ad. Strauß, „Sinai u. Golgatha" (Prachtausg. o. J.) S. 382.

59.

Inwiefern gehört der Gartenbau zu den schönen Künsten?

1) Unterschied zwischen Handwerk, mechanischen und schönen Künsten (vergl. die Dispos. zu II, Nr. 27).

2) Dem Handwerk und Gewerbe entspricht der Nutzgarten. Mit seinem Obst und Gemüse sorgt er nur für das Bedürfnis.

3) Den mechanischen Künsten der Ziergarten mit Blumen, Büschen, Laubgängen, insofern er durch die Regelmäßigkeit der Formen, durch die Anmut und Mannigfaltigkeit der Gewächse einen angenehmen Eindruck auf die Sinne macht. Der geometrische Gartenstil der Franzosen und Holländer, welcher bis über die Mitte des vorigen Jahrhunders hinaus herrschend blieb.

4) Zu den schönen Künsten erhebt sich der Gartenbau erst durch den Park oder Landschaftsgarten, welcher nicht bloß sinnlich angenehme Reize darbieten, sondern dichterische Vorstellungen und Erfindungen erwecken will. Tempel und Grotten, künstliche Felsen und Ruinen, Statuen und Inschriften bestimmen und verstärken den Eindruck des Naturgemäldes. Eine Meierei am klaren See, ein Jagdpark mit Fasanerieen und zahmem Wilde wirken wie ein heiteres Idyll; oft giebt ein Tempel der Flora und Diana demselben eine klassische Farbe. Um die gotische Ritterburg entfaltet sich die epische Herrlichkeit unserer Vorzeit, um den Sonnentempel der festlich glänzende Hymnus der Naturreligion. Die labyrinthischen Irrgänge, welche die Verworrenheit des Lebens nachbilden, endigen zuletzt mit der sanften Elegie einer Einsiedelei oder eines Grabmales.

Anmerkung. Zur Instruktion für den Schüler Mitteilungen aus der Beschreibung der Wörlitzer oder ähnlicher Parkanlagen.

60.

Variationen.*)

Vorlage.

„Aber die geschlagenen Perser ließen mit ihrer Beute und Schande den Athenienſern einen Funken zurück, deſſen Flamme das ganze Gebäude der griechiſchen Staatseinrichtungen zerſtörte. Es war der Ruhm und Reichtum, die Pracht und Eiferſucht, kurz, der ganze Übermut, der auf dieſe Kriege folgte. Bald erſchien in Athen das Zeitalter des Perikles, das glänzendſte, in welchem je ein kleiner Staat geweſen, und es folgte darauf aus ebenſo natürlichen Urſachen der unglückliche peloponneſiſche, der doppelte ſpartaniſche Krieg,**) bis endlich durch eine einzige Schlacht Philippus aus Makedonien dem ganzen Griechenland das Netz übers Haupt warf. Sage doch niemand, daß ein ungünſtiger Gott das Schickſal der Menſchen lenke, und neidend es von ſeiner Höhe zu ſtürzen trachte; die Menſchen ſelbſt ſind einander ihre ungünſtigen Dämonen."

Herder, „Philoſ. u. Geſch." (1827) VI, 182.

Genus tenue.

Die Perſer büßten bei dieſen Niederlagen zwar ihre Schätze und ihre Ehre ein, aber dieſer Verluſt ſelbſt legte

---

*) Man läßt die Schüler eine längere Stelle aus einem Buche mehrmals mit verändertem Ausdrucke wiedergeben. Geübtere könnten dabei, wie oben verſucht iſt, mit dem genus dicendi wechſeln. Man ſcheint dieſe nützliche Übung jetzt gänzlich zu verabſäumen, weshalb ich hier wieder auf dieſelbe aufmerkſam mache. Es empfiehlt ſich, den Schülern ſelbſt eine Stelle auszuwählen, weil ſie ſonſt aus Unſchlüſſigkeit viel Zeit verderben.

**) Es iſt der böotiſch-korinthiſche Krieg und dann der Kampf mit Theben um die Hegemonie gemeint.

mittelbar den Grund zum Untergange der griechischen Staaten. Denn die Athener wurden infolge dieser Kriege ehrgeizig und reich, prachtliebend und eifersüchtig; sie verstanden in nichts mehr Maß zu halten. Durch Perikles kam Athen zu einem Glanze, wie ihn noch nie ein kleiner Staat erlangt hatte. Ebenso brachte es der Lauf der Dinge mit sich, daß der peloponnesische Krieg, der sehr viel Unheil anrichtete, und die zwei Kriege gegen Sparta ausbrachen, bis Philipp von Makedonien durch einen einzigen Sieg das gesamte Griechenland seiner Gewalt unterwarf. Behaupte doch niemand, daß eine feindselige, neidische Gottheit daran Gefallen findet, dem Menschen, wenn er hoch gestiegen ist, einen tiefen Fall zu bereiten; denn die Menschen selbst sind einander die schlimmsten Feinde.

Genus mediocre.

Die besiegten Perser trugen zwar keine Beute und keinen Ruhm davon, aber sie zündeten in Athen ein Feuer an, welches allmählich ganz Griechenland in Asche verkehrte. Denn dort herrschten seit diesen Kriegen die Ruhmliebe, der Überfluß, die Üppigkeit, die Eifersucht: kurz, der Übermut kannte keine Grenzen mehr. Niemals hat ein kleiner Staat solche glänzende Zeiten erlebt, wie Athen unter der Verwaltung des Perikles. Nicht minder naturgemäß war es aber auch, daß der unselige peloponnesische und die beiden spartanischen Kriege entbrannten; Philipp von Makedonien durfte endlich nur ein einziges Mal sein Kriegsglück versuchen und ganz Griechenland konnte sich nie mehr seinen Schlingen entwinden. Berechtigen uns aber solche Ereignisse, den Haß einer Schicksalsmacht anzuklagen, die mit neidischer Schadenfreude alles Erhabene in den Staub stürze? Uns zu verderben bedarf es keines anderen Schicksals, keines anderen Dämons, als derer, die in der eigenen Brust des Menschen hausen.

Der Beherrscher Asiens entfloh; seine Schätze, sein Ruhm waren ein Raub der Athener. Doch die Feuer, welche das Siegesfest verherrlichten, wurden zu einem Brande, der sich verheerend über alle Staaten Griechenlands wälzte. Die Begierde nach Ruhm und Gold, Üppigkeit und Herrschsucht, kurz, eine zügellose Hybris war der Geist, der sich seit diesen Siegen Athens bemächtigte. Durch Perikles wurde, wovon die Geschichte kein zweites Beispiel kennt, der winzige Staat zu einem leuchtenden Gestirne. Dasselbe Naturgesetz von Grund und Folge rief aber auch den peloponnesischen Krieg mit seinem unheilvollen Ausgange und den doppelten Krieg der Spartaner hervor, bis der Rächer aus Makedonien erschien und, wozu es nur eines einzigen Waffenganges bedurfte, ganz Griechenland in Fesseln schlug. Es ist nicht nötig, daß erst eine böse, mißgünstige Schicksalsmacht einschreitet, um den Hochmütigen zu vernichten; die Menschen selbst wüten gegen einander wie schadenfrohe Dämonen.

61.

Wie es kommt, daß Homer, der im strengsten Sinne des Wortes ein Nationaldichter war, dennoch zugleich für alle Zeiten und Völker gedichtet hat.

Einleitung. Wenn man im 18. Jahrhundert, namentlich in Frankreich, eine Zeitlang an Homer manches auszusetzen fand, so war dies nicht seine Schuld; man war nicht reif genug, ihn zu verstehen. Bei uns wurde er, seit Herder den Sinn für die Naturpoesie erweckte, mit besonderer Hingebung verehrt.

Thema. Nachweis, daß man ihm jene beiden Vorzüge beilegen kann, und Ausgleichung des Gegensatzes.

A. Homer als Nationaldichter.

1) Die Ereignisse, welche er erzählte, waren aus nationalen Sagen genommen.

2) Das Heldentum, in welchem Verständigkeit und eine edele Gesinnung mit der höchsten Tapferkeit verschmolzen, entsprach der den Griechen eigentümlichen Idealanschauung. Auch die Tragiker stellten die Könige und Königinnen ganz so dar wie Homer, und seine Auffassung blieb in Griechenland unverändert dieselbe.

3) Sitten und Religion sind in dem Grade national, daß man nicht entscheiden kann, ob griechisches Leben und Wesen von Homer nur mit Genauigkeit nachgebildet sind, oder ob sie selbst sich nach seinen Dichtungen gestaltet haben.

4) Sprache und Stil verraten nirgends einen fremden Einfluß. Verwandtschaft mit späteren Historikern, wie Herodot und Xenophon. Alle jüngeren Epiker erzählen in der Sprache Homers.

B. Homer als Dichter für die Welt.

1) Die Ereignisse gehören zwar der Nationalsage an, spiegeln aber zugleich das Menschenleben ab. Odysseus' Sehnsucht nach dem Vaterlande, Gattin und Sohn, Priamus' und der Seinigen Schicksal, der Untergang eines großen Reiches durch Leidenschaften und den Zorn der Götter: alles könnte sich dem Wesen nach noch heute so zutragen.

2) Die Helden selbst interessieren uns nach ihrer menschlichen Natur und das Ideal, welches Homer vorschwebte, ist wirklich ein hohes Musterbild sittlicher Vollkommenheit. Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope stehen uns nach ihrer schönen menschlichen Natur so nahe, daß wir ihre Nationalität und ihren Stand vergessen.

3) In Sitten und Religion liegt so viel Adel, daß sie mit den Begriffen der neueren Kultur in keinen zu grellen Widerspruch treten.

4) Sprache und Form sind in ihrer einfachen Schönheit überall verständlich und anziehend; sie wurden daher unter den neueren Kulturvölkern von vielen Dichtern, namentlich von den deutschen zum Muster genommen.

Schluß. Man kann sogar behaupten, daß Homer nicht nur für alle Völker, sondern auch für jedes Lebensalter gedichtet hat. War die damalige Welt so idealisch, daß Homer sie nur mit Treue zu schildern brauchte, oder hat er, wie es alle Dichter machen, die Wirklichkeit nach seinen idealen Anschauungen verklärt?

Alles wiederholt sich nur im Leben;
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Schiller.

62.

Weshalb sowohl die weltlichen als die geistlichen Orden im Mittelalter ihre Mitglieder das Gelübde der Armut ablegen ließen.

1) Sie sollten sittliche Vorbilder sein und nicht ihre Herzen an irdische Güter hängen. Auch Christus verschmähte die Herrlichkeit der Welt und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Der Reichtum verleitet zur Üppigkeit, zur Habsucht.

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,

In ihrem Staat erringt sich kein Besitz;
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Schiller.

2) Sie sollten sich wie Brüder lieben und mußten deshalb alle in derselben Armut leben. Der Besitz als Quelle des Neides, des Streites.

3) Kein persönliches Interesse sollte den Gemeinsinn und die Hingabe an die Zwecke des Ordens beeinträchtigen.

Schluß. Man wußte gleichwohl die Macht des Geldes zu schätzen. Zwar nicht die einzelnen Mitglieder, aber die Orden selbst waren meistens sehr reich. Auch Sparta und Rom hatten in ihrer besten Zeit arme Bürger, aber einen gefüllten Staatsschatz.

63.

Proprium humani ingenii est odisse, quem laeseris.

Tacitus.

Einleitung. Dies ist die Weise vieler, aber gewiß nicht aller Menschen.

A. Bestätigung des Satzes.

1) Der niedrig gesinnte Mensch haßt den, welchem er ein Unrecht zugefügt hat, weil er rachsüchtige Anfeindungen erwartet.

2) Es ärgert ihn, daß er demselben eine Abbitte schuldig ist, die er gleichwohl nicht leisten mag, weil er sich dadurch zu erniedrigen glaubt.

3) Schon der bloße Anblick des Beleidigten ist ihm zuwider; denn er fühlt sich an seine Übereilung und Schwäche gemahnt.

B. Widerlegung.

1) Ein würdiger Mann wird durch das Bewußtsein einer einmaligen Verirrung nicht in dem Grade gedemütigt, weil sich seine Selbstachtung auf mancherlei Vorzüge gründet.

2) Ein freies Bekenntnis der Schuld stellt seine Integrität her und schon sein Gerechtigkeitsgefühl treibt ihn, den Verletzten zu entschädigen und zu versöhnen.

Schluß. Was dünket euch, Burgund? ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.
Schiller.

64.

Der Farmer.

Einleitung. Kurze Geschichte der Reise. Ankauf einer abgelegenen, doch gut angebauten Farm, deren letzter Besitzer nach Deutschland zurückkehrt.

Thema. Das Leben des Farmers nach seinen Licht- und Schattenseiten.

A. Annehmlichkeiten.

1) Der leichte Unterhalt.

2) Genuß der Freiheit,

a. da man sowohl politischen und religiösen Konflikten wie der Belästigung durch polizeiliche Vorschriften,

b. und dem nicht minder beschwerlichen Zwange der gesellschaftlichen Gebräuche entronnen ist. (Vergl. die Dispos. zu II, Nr. 20.)

3) Das idyllische Natur- und Familienleben mit seinen lauteren Reizen und Sitten.

B. Mängel.

1) Entbehrung des geselligen Umganges. Sehnsucht nach Verwandten und Freunden in der Heimat. Welche Freude sogar ein schon älteres Zeitungsblatt aus dem Vaterlande erregt.

2) Die Kinder wachsen ohne Schulunterricht auf und lernen keine Kirche kennen. Noch klärt die Bildung der Eltern ihren Geist ein wenig auf; wie aber wird es um die dritte Generation bestellt sein?

3) Die treue Mutter verfällt in ein Zehrfieber und es ist kein Arzt zu haben.

4) Wilde Tiere; weiße und farbige Diebe und Räuber. Wie anders war es daheim?

Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Schiller.

Schluß. Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Zu welchen Zuständen führt jenes idyllische Naturleben? „Gesund kann der Leib dabei wohl sein, auch unverdorben der Geist. Aber sollen wir solche natürliche Starrheit, solch' tierisches Wohlsein, solche kindlich-kindische Dummheit hoch anschlagen?"

K. Rosenkranz.

65.

Der Reimkampf.

Einleitung. Ein Teil der Gesellschaft setzte sich bei der Tanzpause in einem Nebenzimmer zu einem Spiele in die Runde. Jemand schlug den Reimkampf vor.*) Man wirft einem Herrn einen Granatapfel zu und nennt ihm zwei Reime. Er hat nach ihnen einen Spruch zu bilden und den Sinn desselben mit einigen Worten zu erläutern. Dann reicht er, ein anderes Reimpaar aufstellend, das Zeichen einer Dame u. s. f.

Thema. Beschreibung des Spieles.

Die Hausfrau gab den Granatapfel einem geistlichen Herrn, der das Spiel mit den Reimen „Hand" und „Wand" eröffnen sollte. Nach einigem Besinnen sprach er:

Umsonst schreibt manchem Gottes Hand
Das Mene tekel an die Wand.

Zur Erläuterung setzte er hinzu: Ein altes Gedicht (Der Wartburgskrieg) erzählt von einem Kinde, das an dem Damme eines Sees eingeschlafen war. Es erhob sich ein Sturm und das Wasser schlug hohe Wellen. Der Vater

*) In der „Aramena" des Herzogs von Braunschweig vergnügt sich eine Gesellschaft an dem Spiele. Ich las meinen Schülern die Beschreibung vor, die man auch in meiner „Geschichte der deutschen Romane des 17. Jahrh." (B. G. Teubner, 1866) S. 217 abgedruckt findet, und sie versuchten sich mit Interesse an einer Nachbildung. Der Wert der Arbeit wird mit davon abhängen, daß die Sprüche nicht zu leer sind und die Erläuterungen kleine Dispositionen enthalten. Einen muntern Ton und die Einmischung scherzhafter Einfälle kann sich der Lehrer gefallen lassen.

warnte den jungen Thoren wiederholentlich auf die eindringlichste Weise, derselbe mochte sich aber nicht dem Schlafe entreißen:

Da brach der Damm und kam der See mit Schalle.

a) Viele Menschen halten sich trotz aller Mahnungen für sicher, und wenn sie 99 Beispiele von den bösen Folgen einer Verirrung vor Augen haben, rechnen sie im 100. Falle auf eine Ausnahme zu ihren Gunsten. b) Andere glauben, daß es mit der Besserung noch Zeit habe, und beruhigen sich mit solchen verführerischen Sprüchen, wie: Jugend muß austoben; Was sich soll klären, muß brav gären. Es heißt aber auch: Jung gewohnt, alt gethan, und Sprich nicht: Ich bin noch jung, ich kann noch lange leben.

Er reichte das Zeichen einer jungen Dame, welche die Reime „Blick" und „Zurück" in einen Spruch kleiden sollte. Sie rief:

Dein Herz sei freundlich, froh dein Blick,
Dann kehrt dir die goldene Zeit zurück.

Ich bleibe dabei, fuhr sie fort, daß heitere Menschen auch gute und glückliche Menschen sind. a) Der Mürrische findet nichts in der Welt, woran er sich erfreuen könnte; natürlich, weil er immer nur für Mängel ein Auge hat. b) Er klagt über seine Vereinsamung, doch hat er nicht selbst die Freunde, die ihm das Leben erheitern möchten, durch seine unerträglichen Launen verscheucht? und c) wenn es schon wahr ist, daß ihm keine Sache gelingt, woher kommt es, als weil er nichts mit hellem Auge auffaßt, und mit frischem Mute beginnt.

Das Zeichen flog einem jungen Kaufmanne zu, welcher die Reime „Fuß" und „Genuß" auf folgende Weise verband:

Hast du's nicht eilig, reise zu Fuß;
Die Schnellfahrt raubt uns manchen Genuß.

Meine Geschäftsreisen, fügte er hinzu, muß ich stets im Fluge abmachen. Wie sehr regt es meine Sehnsucht auf, wenn ich ein paar frische Studenten mit munteren Schritten das Land durchstreifen sehe. a) Nur wer zu Fuße reiset, lernt anmutige und erhabene Landschaften kennen, im Dampfwagen sieht man eigentlich nichts als die hölzernen Wände. b) Nur auf der Fußreise kommt man mit den Klassen des Volkes in Berührung, welche ihre besonderen Sitten haben; an dem Betragen der vornehmen Reisenden hat die Kultur alles gleich gemacht, wie die Mode an ihrer Kleidung. c) Die Bewegung erfrischt und kräftigt den Wanderer, während man in dem Wagen wie ein Ballen Ware weiter befördert wird. d) Nachtquartier und Verpflegung verursachen bei der Fußreise mancherlei kleine Sorgen und Entbehrungen, an die man sich später gerne erinnert; auf den Stationen der Bahn wird man oft besser als zu Hause bedient und man erlebt dabei nichts als die Bezahlung der Rechnungen, die allerdings bisweilen eine abenteuerliche Gestalt haben. e) Überdies locken uns die Bahnen in die Ferne und wir versäumen es, benachbarte Gegenden kennen zu lernen, was zu den Erbfehlern der Deutschen gehört. So führten uns schon die Schullesebücher stets nach Amerika und Australien und wir waren mit den Krähenindianern und den Schwarzfüßlern mehr bekannt, als mit unseren Stammgenossen; denn wer beschreibt noch eine Reise nach Sachsen oder nach Baden?

Ab und zu wurde einer jungen Dame, die mit ihrem Nachbar ins Plaudern geraten war, und ihren Witz nicht gleich bei der Hand hatte, ein Pfand abgenommen. Auch ein älterer Herr, der sonst gerne an den Scherzen der Jugend teilnahm, saß tiefsinnig da. Seine Nichte wollte ihm ein Pfand abgewinnen und rief ihm zu: „Aufgepaßt!" Der Granatapfel erschreckte ihn ein wenig und ohne das andere Reimwort abzuwarten, rief er:

Kamele tragen große Last,
Das Kränzlein ziert den Hochzeitsgast.

Man lachte über diesen Raub an der Fibel und forderte nun wenigstens eine Erklärung, worauf der freundliche Greis sich mit gesetzter Munterkeit also vernehmen ließ:

Das Alter gleicht dem dürren Ast,
Das Jugendschiff hat stolzen Mast.
Ihr muntres junges Volk verpraßt
Der Freuden volles Maß in Hast,
Wir Alten nippen nur mit Rast
Die Neigen, die ihr übrig laßt.
Und, was sich schlecht zur Freude paßt,
Oft kommt's, daß uns Erinn'rung faßt
An Freunde, die uns längst erblaßt,
An manchen auch, der uns gehaßt.
So tragen wir Kameles Last,
Drum gönnt den Alten ihre Rast,
Doch froh gelebt und nichts verpaßt,
Kränzt Jugend noch den Hochzeitsgast.

Schluß. In Scherz und Ernst ging das Spiel noch eine Weile fort. Dann wurden die Pfänder ausgelöst und ehe man damit fertig war, erscholl die Musik, die das junge Volk wieder in den Saal rief.

66.

Fluchwürd'ger Argwohn: Unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Schiller.

(Die Dispoſition als Kettenſchluß.)

Einleitung. Wie ſehr uns Max Piccolomini dadurch für ſich einnimmt, daß er den Glauben an Wallen-

stein nicht aufgeben will und sich endlich durch eine offene Erklärung von dem Unternehmen lossagt.

Thema. Daß der Argwöhnische sich selbst schadet und andere zu Schlechtigkeiten verführt.

A. Der Argwöhnische verwandelt Freunde und treue Diener in Feinde.

1) Ungerechtes Mißtrauen beleidigt.

2) Beleidigung entfremdet und reizt zur Wiedervergeltung.

3) Rachsucht führt zu Anfeindungen, wenigstens zur Schadenfreude.

B. Der Argwohn verleitet die Menschen zu den Fehlern, die man ihnen andichtete.

1) Wer Beschimpfungen hinnehmen muß, dem nützt seine Redlichkeit nichts und sein Ehrgefühl erlischt.

2) Ohne diesen Anhalt hütet er sich nicht mehr vor den Fehlern, für die er unschuldig büßen mußte.

„Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind."

Goethe (Werke, XX, 185).

C. Beispiele.

1) Aus dem gewöhnlichen Leben. Ein Lehrling wird ein Lügner, weil der Meister stets an seiner Wahrheitsliebe zweifelt. Ein mißtrauischer Geizhals macht seinen Diener zum Diebe.

2) Aus der Geschichte. Wie Wallenstein wurde schon Histiäus ein Verräter, weil man ihn als solchen behandelte. Der Kaiser Commodus traute keinem Menschen;

als er zuletzt seine treuesten Anhänger ermorden lassen wollte, kamen sie ihm zuvor und schafften ihn aus der Welt.

Schluß. Nur Menschen von sehr festem Charakter werden den schlimmen Einwirkungen des Argwohns widerstehen, weshalb der Mißtrauische eine schwere Schuld auf sich ladet.

Max Piccolomini zu seinem Vater:

O hättest du vom Menschen besser stets
Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.

Schiller.

Anmerkung. Man kann es den Schülern gestatten, die ganze Ausführung dieser Punkte in eine Erzählung mit psychologischen Motivierungen einzukleiden. Ich erhielt einige recht lesbare Arbeiten der Art, z. B. eine an W. Scotts „Quentin Durward" anknüpfende Geschichte eines schottischen Bogenschützen, den Ludwig XI. durch sein Mißtrauen zu den Burgundern trieb.

67.

Über die symbolische Bedeutung einiger Farben.

Einleitung. Sie gründet sich a) auf die Gleichartigkeit des Eindrucks, welchen die Farbe auf das Auge und der Gegenstand, den sie bezeichnet, auf das Herz macht. Außerdem kommt b) in betracht, daß wir gewisse Farben hauptsächlich an solchen Gegenständen wahrnehmen, die schon für sich selbst wegen anderer Eigenschaften etwas Verwandtes ausdrücken und sogar gebräuchliche Symbole sind. Das letztere gewährt für die Erklärung einen festeren Anhalt, da jene sinnliche Wirkung der Farben auf unser Auge zwar

vorhanden, aber als eine bloße Empfindung schwer zu beschreiben ist.

Thema. Was jede Farbe bedeutet und weshalb man ihr diese Bedeutung beigelegt hat.

1) Grün, das Sinnbild der Hoffnung. — a. Der sanfte, erfrischende, belebende Eindruck dieser Farbe, auf welcher das Auge mit heiterer Befriedigung ruht. — b. Der Frühling mit seinen Gärten, Wiesen, Saaten, Wäldern; der Zeitpunkt, in welchem alles Schöne in der Natur seine vielverheißende Entwickelung beginnt.

Grün ist die Hoffnung, drum umschlinge
Mich der Myrte frisches Grün.
Ein Smaragd soll in dem Ringe
Bei der Trauung Funken sprüh'n.

Fr. Kind.

2) Blau, das Symbol der Sehnsucht und Glaubenstreue. — a. Bald hell und freundlich, bald dunkeler und mit einem Anfluge von schwermütigem Ernste zieht diese Farbe, die einen fernen Hintergrund zu verschleiern scheint, die Blicke nach sich. — b. Das Vergißmeinnicht, das durchsichtige Blau des Wassers. Der Himmel. Der weite Horizont mit blauen Gebirgen.

Die blauen Gewänder auf kirchlichen Gemälden.

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Goethe.

3) Hellrot, das Zeichen der Freude. — a. Die Farbe erheitert das Auge mit ihrem festlich frohen Scheine, zu dem sich eine zarte Anmut gesellt. — b. Das Morgenrot. Die Pracht blühender Rosenbüsche. Die frischen Gesichter der Kinder.

Von hoher Glut seh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen und sein Auge blitzt.
Ich weiß nicht, was es ist; doch ist's die Farbe
Der Freude und mitfreuend teil' ich sie.

Schiller.

4) Scharlach, das Sinnbild der Majestät. — a. Die Türken haben für Trompete und Scharlach dasselbe Wort Nakara. Wie jene mächtig schmetternd das Ohr erschüttert, so blendet diese Farbe durch ihre stechende Glut das Auge. — b. Das gleißende Rot des Himmels beim Aufgange und Untergange der Sonne oder des Feuers, wenn es die Erze schmilzt.

Bekleidung der Altäre und Throne. Die Purpurmäntel der Fürsten. Schmuck an Uniformen. Don Manuel bestimmt für Beatrice die königlichen Gewänder:

Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur schimmernd.

Schiller.

5) Leuchtendes Hochgelb als Zeichen heiterer Pracht. — a. Die Farbe erfreut den Blick durch ihre Lichtfülle und edele Würde, während das matte, schmutzige Gelb, als Entstellung des Edeln, nichts Wohlthuendes hat und daher wohl auch zum Sinnbilde der Falschheit und des Neides gemacht wird. — b. Das reife Ährenfeld. Der Sonnenschein. Das Gold.

Und Heil dem vaterländ'schen Rhein!
Er giebt uns reichlich edlen Wein;
Gelb, wie der Morgensonne Strahl,
Glänzt er im schäumenden Pokal.

C. Müchler.

Scharlach und Gelb erhöhen gegenseitig ihre Wirkung.

Von Purpur sei, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Busen reizend knüpft.

Schiller.

6) Weiß, das Symbol der Unschuld. — a. Die Farbe imponiert dem Auge durch die vollkommenste Reinheit, durch das anspruchslose und doch beinahe blendende Licht. — b. Die Schneedecke weiter Gefilde. Das zarte Weiß der Lilien, der Baumblüten. Der milde Schein der Sterne.

Ein weißes Kleid schmückt das Taufkind, das junge Mädchen bei der Konfirmation, die Toten, welche zur Verklärung eingehen.

Wohl ihm, harret sein am Traualtare
Die Geliebte, wie der Friede mild,
In ein weißes Brautgewand gehüllt,
Einen Lilienkranz im blonden Haare,
Ihrer engelreinen Seele Bild!

C. Müchler.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Goethe („Mignon").

7) Schwarz, das Zeichen des Ernstes und der Trauer. — a. Mangel an Farbe und Licht ist dem Auge Mangel an Leben. — b. Die dunkele Nacht, die alle heiteren Farben verschlingt, das Grab.

Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Totensarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.

Schiller.

8) Grau, das Bild stiller Demut und Zurückgezogenheit. — a. Es ist für das Auge die unscheinbarste, gleichgültigste Farbe, noch weniger hervortretend als Weiß und Schwarz. — b. Die Dämmerung, der Nebel, der bewölkte Himmel.

Grau wählt man für den Regenmantel, den schlichten Hausrock.

„Wilhelm hatte seit dem Tode Mariannens alle munteren Farben abgelegt. Er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einigermaßen jene stille Kleidung." Goethe.

Schluß. Die dunkeln Farben gehören mehr dem Norden, dem Alter, den Männern an, die hellen dem Süden, der Jugend, den Frauen. Das weiße, mit rotem Bänderschmuck belebte Kleid der Kinder. Das rosenfarbene Ballkleid, wozu ein grüner oder silberner Kranz mit weißen Blüten. Schwarz und Weiß ist die Tracht des ernsten Anstandes, die jede Kundgebung eines Affektes ausschließt. Schwarz mit Weiß ist auch die Kleidung der Klosterfrau, die der Welt entsagt hat Schwarz und Grün, die Zeichen des Ernstes und der auf das Jenseits gerichteten Hoffnung, sind die Farben der Herrnhuter, Schwarz und Blau mit ähnlicher Bedeutung die Farben der Diakonissen. Die grauen Schwestern, katholische Krankenpflegerinnen in grauer Kleidung.

68.

Ohne Tapferkeit ist keine Tugend und der Beste wird vom rechten Wege abkommen, wenn ihn der Mut verläßt.

F. H. Jacobi.

1) Kampf mit den eigenen Gewohnheiten, Vorurteilen, Leidenschaften.

Es liegt um uns herum
So mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
Goethe.

2) Kampf mit den Verlockungen der Welt. Sie bietet Ehre, Freuden, Reichtum. Stets hält sie ihr Netz ausgespannt, um eine feige Seele zu fangen und mit ihr den Teufelspakt zu schließen. Das Schwert konnte die Römer nicht überwinden, wohl aber das Gold.

O urbem venalem et mature perituram, si emtorem invenerit.

Sallust.

3) Kampf mit dem Hasse der Welt. Sie bedroht den Guten mit ihrem Spotte, mit der Verfolgung Mächtiger. Fabricius fürchtete sich nicht vor dem Elefanten.

„Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten ꝛc." (Luther).

Schluß. Sapere aude.

69.

Warum Vergil dem Mezentius einen Sohn wie Lausus gab.

Einleitung. Will ein Dichter wahre Menschen schildern, so macht er auch seinen edelsten Helden nicht zum Ausbund aller Tugenden, sondern zeigt an ihm nur, wie der Adel unserer Natur im Kampfe mit der Leidenschaft den Sieg gewinnt. Andererseits läßt er selbst Bösewichter nicht ganz in der Roheit untergehen, damit wir nicht an dem höheren Ursprunge unseres Geschlechtes irre werden. (Vgl. die Dispos. zu I, Nr 6, Nr 88 und II, Nr 72.)

Thema. Mezentius als Tyrann, als Held und als Vater.

A. Das verwilderte Wesen des Mezentius.

1) Gleich den trotzigen Titanen der Vorwelt ist er ein Verächter der Götter (Aen. VII, 648; X, 880). Seine Faust ist sein Gott (X, 773). (Die einmalige Hinweisung auf den Vater der Götter und Menschen soll ironisch gemeint sein [X, 743 mit Heynes Anmerkung].)

2) Die Freveltaten in Agylla, welche seine Vertreibung herbeiführten (VIII, 482).

B. Wodurch der Dichter ihn zu erheben sucht.

1) Seine Tapferkeit. Die Vergleiche mit dem Felsen in den brandenden Wogen (X, 693), mit dem Eber (707), mit dem Löwen (723) und Orion (763).

2) Das schöne Verhältnis zu seinem Sohne Lausus, dem edlen Jünglinge, der für den Vater stirbt und auch von Äneas herzlich beklagt wird (X, 825).

a. Er beschenkt Lausus mit den Waffen besiegter Feinde (X, 700) und will für denselben auch die herrliche Rüstung des Äneas erbeuten (X, 774).

b. Seine Unruhe, als er ihn im Kampfe mit Äneas weiß (X, 837).

c. An der Leiche des Sohnes lernt der Verächter der Götter seine Hände zum Himmel erheben (X, 845).

d. Er jammert, daß er nicht durch den eigenen Tod seine Schuld gesühnt, nachdem er den Sohn schon um die Ehre eines unbefleckten Namens und das Reich gebracht (X, 847).

e. Obgleich schwer verwundet, kehrt er in die Schlacht zurück, um Lausus zu rächen (X, 856).

f. Als er fällt, wünscht er nur noch, mit dem geliebten Sohne in einem Grabe zu ruhen (X, 906).

Schluß. Wie viel Mezentius als Tyrann verbrochen, als Vater hat er schwer gebüßt und wir urteilen jetzt milder über seine grausamen Handlungen.

70.

Das Schweigen ist dem Glücke zum Hüter gesetzt.

Schiller.

Einleitung. Das Glück ist schwer zu binden und soll schon dadurch gefährdet werden, daß man von ihm spricht.

A. Der Volksglaube bestätigt diese Meinung.

1) Schon das bloße Sprechen ist gefährlich. Das Osterwasser muß man schweigend schöpfen und heimbringen. Der Schatz wird schweigend gehoben. Die Wasserfrau, die sich mit einem Ritter vermählt, verbietet ihm, nach ihrer Abkunft zu fragen. Goethes Gedicht von dem getreuen Eckart ꝛc.

2) Mehr noch schadet Prahlerei. Niobe. Die um das Gedeihen ihres Säuglings befragte Landfrau mäßigt das Lob, weil das Verreden dem Kinde nachteilig wäre. Der Landmann in Schillers „Lied von der Glocke" rühmt mit stolzem Munde die Pracht seines Hauses und es wird zu Asche.

B. Die Klugheit empfiehlt Verschwiegenheit.

1) Viele Menschen sind neidisch und habsüchtig. Sie suchen das, worauf wir hoffen, sich selbst zuzuwenden oder entreißen uns unser Glück. Der Reisende, welcher in

der Schenke von seinem gefüllten Geldbeutel spricht, bestellt sich selbst die Wegelagerer.

2) Manche verleiden uns den Genuß durch die Bemängelung unseres Glückes; es geschieht nicht immer aus böser Absicht, sondern sie teilen nur nicht unsere idealische Illusion. Vergl. die Erzählung von dem glücklichen Träumer in Bulwers „Pilgern des Rheins". Goethe schwieg von seinen Unternehmungen, bis er das Werk zu stande gebracht, um nicht von allen Seiten Rat zu hören.

3) Was wir anderen mitteilen, gehört nicht mehr uns allein an und unsere Freude verliert an Innigkeit. Wir haben das Gärtchen, wo wir uns in idyllischer Stille und Einsamkeit glücklich fühlten, dem Publikum geöffnet.

Schluß. Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut;
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut.
Goethe.

71.

Nehmet den heiligen Ernst mit in das Leben hinaus, denn der Ernst, der heilige, machet allein das Leben zur Ewigkeit.

Goethe.

Einleitung. Diese Worte werden bei der Bestattung Mignons gesprochen. Mahnungen an die Vergänglichkeit sollen uns nicht auf die Dauer wehmütig stimmen, sondern uns auch zur rechten Benutzung unseres Daseins anregen.

Thema. Die Bedeutung des obigen Ausspruches.

A. Fasse das Leben mit Ernst auf.

1) Lerne das Ewige und Würdige von dem Flüchtigen und Nichtigen unterscheiden. Tausende werden geboren und sterben, ohne die Bestimmung unseres Daseins erkannt zu haben. „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht" (Goethe).

2) Hast du dir die Aufgabe deines Lebens festgestellt, so strebe mit rastlosem und beharrlichem Eifer nach ihrer Lösung. Auch in das Herz des Leichtfertigen fällt mancher gute Samen, aber die Vögel des Himmels fressen ihn auf oder die Keime verdorren.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefer Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller.

B. Dieser Ernst wird dein Leben zur Ewigkeit machen.

1) Was der Mensch schafft, hat oft schon auf Erden eine lange Dauer.

a. Staatsmänner, Gelehrte, Künstler erhalten durch ihre Thaten und Werke ihr Andenken viele Jahrhunderte hindurch bei der Nachwelt.

b. Ist dein Lebenskreis auch unbedeutend, so hat doch alles Gute eine segensreiche Nachwirkung und pflanzt sich in seinen Folgen fort. Der brave Handwerker erzieht einen frommen Sohn, der einst das Haupt einer großen kirchlichen Gemeinde wird. Nicht bloß von bösen, sondern auch von allen guten Handlungen gilt das Wort:

Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen —

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

Schiller.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Goethe.

2) Ein Dasein, das nur ewigen und ernsten Dingen gewidmet war, hat die Verheißung der Wiedergeburt im Reiche des Lichtes.

Schluß. Laßt fahren hin das allzu Flüchtige;
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat!
In dem Vergang'nen lebt das Tüchtige
Verewigt sich in schöner That.*)

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Goethe.

*) Alles Tüchtige, auch wenn es jetzt der Vergangenheit angehört, lebt in seinen Wirkungen fort.

72.

Achills Benehmen bei den Leichenspielen, die er für Patroklus veranstaltete.

Einleitung. Der Schmerz um den Freund hatte ihn erweicht; seine Leidenschaften ruhen und es treten die zarten Regungen seiner edlen Natur hervor.

1) Die reichen Preise, die er aussetzt: Kessel, Dreifüße, Rosse, Maultiere, eine schöngegürtete Jungfrau, glänzendes Eisen. Er selbst enthält sich des Kampfes.

2) Damit jeder eine Freude hat, bestimmt er auch für die Überwundenen Geschenke. Eumelus, dem Athene den Wagen zerbrach, so daß er zuletzt ankam, wollte er für sein Unglück durch den zweiten Preis entschädigen. Als Antilochus heftig Einspruch that, gab er mit Lächeln über den Eifer des Jünglings nach und ließ für Eumelus ein anderes Geschenk bringen. Antilochus selbst erhielt später zu einem letzten Preise eine Zugabe.

3) Er überraschte Nestor, der seines Alters wegen den Kämpfen müßig zusehen mußte, mit einem Ehrenpreise, bat ihn, denselben zum Andenken an Patroklus anzunehmen, und hörte geduldig eine lange Erzählung des redseligen Greises an.

4) Der Telamonier Ajax und Odysseus ermüdeten sich durch einen leidenschaftlichen Ringkampf. Achill bat die wackeren Helden aufzuhören, sich beide als Sieger zu betrachten und den Preis zu teilen.

5) Als sich zuletzt auch Agamemnon unter die Kämpfer mischen wollte, ersparte er dem obersten Könige die Probe mit der artigen Bemerkung, daß seine Überlegenheit jedem bekannt sei, und schlug ihm deshalb sogar vor, den ersten Preis freiwillig dem Gegner abzutreten.

6) Erfreulich, wiewohl diesem allen gegenüber nicht so erheblich, ist es, wie er einem heftigen Streite zwischen Idomeneus und dem Sohne des Oileus mit freundlichen Worten Einhalt thut.

Schluß. Herzensgüte und der Sinn für das Schickliche sind die Quelle echter Höflichkeit.

73.

Turpis egestas.

Einleitung. Vergil (Aen. IV, 276) stellt die Armut den abschreckendsten Gestalten der Unterwelt gleich.

Thema. Ob Armut für den Menschen ein Schimpf ist.

A. So manches berechtigt zu der Annahme.

1) Ist der Mensch noch der Herr der Erde, wenn er sich von dem Abwurf ihrer Früchte ernährt, in einer feuchten Höhle wohnt und seine Kleidung auf dem Trödel kauft?

2) Der Arme gerät in eine schimpfliche Abhängigkeit von wohlhabenden Leuten, die ihm die niedrigsten Dienste aufbürden, ihn oftmals für ihr Geld mit Geringschätzung und Übermut behandeln.

Das Leben magst du wohl vergleichen einem Feste,
Doch nicht zur Freude sind geladen alle Gäste.
Gar manchen, scheint es, lud man nur, um die Beschwerde
Zu übertragen, daß die Lust den andern werde.

Rückert.

Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.

Goethe.

3) Der Mangel an Bildung schließt den Dürftigen von dem geistigen Leben aus. Die erhebenden Reize der Wissenschaften und Künste bleiben ihm fremd und er hat keinen Teil an dem, was den Menschen zum Menschen macht.

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
Res angusta domi. Juvenal.

4) Dazu noch die Gefahr der sittlichen Verwahrlosung.

Fliehe die Armut, stürz' dich lieber hinab in des Meeres
Schlund, o Kyrnos, hinab lieber vom ragenden Fels.*)
Theognis.

B. Einschränkung des Satzes.

1) Beklagenswert ist dieser Zustand immer, doch schimpflich ist er nur in dem Falle, wenn Trägheit und unordentliches Wesen seine Ursachen sind.

2) Die unverschuldete Armut regt zum Erwerbe sittlicher Güter an und der Arme ist oft ein würdigerer und auch ein glücklicherer Mensch als der Reiche.

Schluß. Setze dich durch Ausbildung deiner Anlagen in stand, einen auskömmlichen Unterhalt zu verdienen, und sei gegen die Armen gerecht und gütig.

„Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaus hebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens. Goethe, „Werke" (1828) XVIII, 247.

*) Verschiedene Aussprüche der Alten über die Armut findet man gesammelt in G. Sauppe, „Themen zu lateinischen Aufsätzen" (1858) S. 112.

74.

Fichtenbaum und Palme.

Einleitung. Sie sind in einem kleinen Gedichte*) von H. Heine als Symbole zusammengestellt, die der Erklärung einen weiten Spielraum lassen.

Thema. Versuch, das Bild zu deuten.

A. Südasien und Nordeuropa nach ihren allgemeinen Gegensätzen.

1) Das südliche Asien.

a. Die reiche, durch Sagen verherrlichte Natur des Morgenlandes.

b. Die Wiege der Menschheit. Entfaltung der ältesten Kultur, namentlich der Religion und Poesie.

2) Der Norden.

a. Die Erde bietet uns nichts freiwillig dar; der Mensch muß ihr ihre Schätze alle abringen.

b. Selbst unsere höhere geistige Kultur ist keine Gabe der Natur, sondern ein mühsames, künstliches Werk. (Vergl. Herder, „Phil. u. Gesch." VII, 45.)

B. Besondere Beziehungen.

1) So sehnen sich die in alle Welt und auch nach dem Norden versprengten Juden nach dem Lande ihrer Väter.

---

*) Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kalter Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

2) Die Christen nach denselben Gegenden, wo der Heiland gewandelt, gelehrt und gelitten; die Pilgerfahrten, die Kreuzzüge.

3) Die Romantiker nach der Heimat der indischen Weisheit und Poesie 2c.

Freilich ist es nicht das heutige, sondern das vormalige Asien mit den glücklichen Gegenden, wo unser Leben angefangen, nach dem so viele Bewohner des Nordens mit Sehnsucht blicken. Denn das Herrliche ist dort nur in der Erinnerung vorhanden. und die Palme steht jetzt trauernd und der Erlösung harrend auf brennender Felsenwand.

Schluß. Schönheit solcher Gedichte, die ein bedeutsames Leben in ein ahnungsvolles Symbol kleiden, den Geist und die Phantasie anregen, das Bild weiter auszuführen.

75.

Ein Säugling ist der Geist, Natur ist seine Amme,
Sie lehrt ihn, bis er fühlt, daß er von ihr nicht stamme.

Rückert.

A. Der Mensch als Zögling der Natur.

1) Sie regte ihn zu technischen Erfindungen an.
2) Sie erweckte in ihm das wissenschaftliche Interesse,
3) den religiösen Sinn,
4) den Formensinn und das Gefühl für das Schöne.

B. Der Mensch als Herr der Natur.

1) Der menschliche Geist geht weiter, als ihn die bloße Betrachtung der Außenwelt führt, und schöpft aus sich selbst.

Wer sich allein auf die gemeine Erfahrung stützt, der muß behaupten, daß sich die Sonne um die Erde bewegt, daß der Tod den Geist des Menschen vernichtet ꝛc.

2) Auf dieser höheren Stufe der Erkenntnis ist die Natur dem Menschen nur noch Stoff, Mittel, Gleichnis.

76.

Schillers Rätsel über den Pflug.

Einleitung. Gute Rätsel charakterisieren den Gegenstand auf eine anziehende Weise; man findet daher an ihnen Gefallen, auch wenn man ihre Auflösung kennt.

Thema. Das Lob des Pfluges.

1) Er hat den Erdkreis überwunden. Er verwandelt den wüsten Boden in einen fruchtbaren Garten. Wälder, Gestrüpp, Sümpfe werden beseitigt, mit ihnen die Raubtiere und das schädliche Gewürm.

2) Er macht das Leben sanft und gleich. Die Menschen legten ihre rohe Lebensweise ab; als Ackerbauer gewöhnten sie sich an Sanftmut, Friedfertigkeit, Fleiß ꝛc.

3) Er hat die größten Reiche gegründet. Der Ackerbauer mußte sich einen festen Wohnsitz erwählen. Heimat, Vaterland die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens und der staatlichen Ordnung.

4) Er hat die ältesten Städte gebaut. Der Ackerbau macht alle Handwerke notwendig und begründet den Handelsverkehr. Es bildet sich ein Bürgerstand, der sich in einer Stadt konzentriert, dieselbe mit Mauern befestigt ꝛc.

5) Niemals hat er Krieg entzündet, und Heil dem Volk, das ihm vertraut. Völker, die sich vorzugs-

weise dem Ackerbau widmen, streben nicht wie Handelsvölker oder kriegslustige Eroberer über ihre Grenzen hinaus, um in fremden Ländern Vorteile zu erjagen, ihre Reiche zu erweitern. Sie erfreuen sich an einem gesicherten Wohlstande, der zwar mäßig ist, aber auch nicht zur Üppigkeit und zu einem gefährlichen Wagespiele verleitet.

Schluß. Diesen vielfachen Segen des Ackerbaues anzuerkennen, feiern die Chinesen ein Jahresfest, bei welchem der Kaiser selbst mit dem Pfluge eine Furche zieht. In welchen anderen Gedichten spricht Schiller dieselben Gedanken aus?

77.

Was sich Goethe (XXV, 272) bei dem Satze gedacht haben mag, daß erst die Menschheit zusammen der wahre Mensch ist.

Einleitung. Der wahre Mensch ist der Mensch in der Idee, welcher unsere ganze Natur nach allen ihren geistigen und sittlichen Anlagen, nach der verschiedenartigen, tausendfältigen Entwickelung derselben darstellt.

Thema. Daß ein solcher Mensch in der Wirklichkeit nicht existiert.

1) Verschiedenheit der geistigen Anlagen und Interessen. Es giebt Dichter, Maler, Gelehrte, Techniker, Staatsmänner, aber niemand hat gelebt, der alles zugleich gewesen wäre. Ja der Lyriker ist nicht zugleich Epiker, der Theoretiker oft für die Praxis ein unbrauchbarer Mann.

„Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruch-

stück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." (Schiller XVIII, 24.)

2) Verschiedenheit des Temperamentes und Charakters. Der eine hat ein heiteres Naturell, der andere neigt zum Ernst und zur Schwermut hin. Dieser zeichnet sich durch kühne Thaten aus, jener durch die Kraft der Resignation. Den einen treibt eine unruhige Begeisterung von einem zum zweiten Unternehmen, der andere schafft in der Stille mit jahrelanger Ausdauer an demselben Werke.

3) Wie die einzelnen, so sind die Völker verschieden. Jedes hat seine besondere Nationalität, sein Gesamtleben konzentriert sich um besondere Interessen. Ägyptier und Griechen, Franzosen und Deutsche!

Schluß. In jeder dieser Besonderheiten liegt ein Zug der menschlichen Natur, aber alles einzelne macht erst in der Gesamtheit das Wesen derselben aus, wie Blumen, Getreide, Bäume zwar Pflanzen sind, aber keins von allen die Pflanze an sich ist. „Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. — Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus." (Goethe, „Werke" XX, 217.)

78.

Welche Vorteile gewährt uns der Umgang mit Leidenden?

1) Ihre Launen und Bedürfnisse üben uns in der Geduld, Sanftmut und Dienstfertigkeit.

2) Ihre Leiden geben uns zu beherzigen, daß das wahre und sichere Glück des Menschen in unvergänglichen Gütern besteht.

3) Wir erkennen in Demut, daß uns selbst weit mehr zu teil geworden ist, als wir verdienen.

4) Ihre Hinfälligkeit mahnt uns an eine eifrige Benutzung unserer Tage, denn ehe wir es ahnen, kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

79.

Das Wandern der Handwerksburschen.

Einleitung. Vor Zeiten war es allgemeiner Gebrauch, daß die jungen Handwerker einige Jahre in der Fremde zubrachten. Viele Volkslieder weisen auf die dichterische Seite dieses Reiselebens hin, doch hatte dasselbe auch seinen praktischen Wert.

Thema. Nutzen der Wanderschaft.

1) Fachbildung. Längerer Aufenthalt bei geschickten Meistern in größeren Städten. Man lernte bessere Materialien und ein zweckmäßigeres Handwerkszeug kennen. Geschmackvollere Formen, ein besseres Verfahren. Wie viel Neues für jemand, der in der kleinen Stadt oder auf einem

Dorfe ausgelernt, wo z. B. der Schuhmacher, mag der Fuß länger oder kürzer sein, alles über einen Leisten schlägt.

2) Geistesbildung. Die Natur mit ihrer landschaftlichen Schönheit und merkwürdigen Erzeugnissen. Sitten und Gewohnheiten in anderen Gegenden und Ländern. Große Städte mit ihren Fabriken, Gebäuden, Kunstwerken, historischen Denkmälern. Dies alles mußte den Gesichtskreis eines Jünglings, der meistens in den engsten Verhältnissen aufgewachsen war, außerordentlich erweitern.

3) Charakterbildung. In der Fremde ist man auf sich selbst angewiesen, entbehrt der Fürsorge und des Schutzes der Angehörigen. Daher:

a. Umsicht und Mut in Widerwärtigkeiten und Gefahren.

b. Bescheidenheit und Freundlichkeit, weil man schon wegen des knappen Reisegeldes die Gunst der Menschen braucht. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch's ganze Land.

c. Fleiß und Wirtlichkeit.

d. Ein frommes Gottvertrauen.

Schluß. Alle diese Vorteile gewinnt nur der, welcher sich in der Schule und bei seinem Meister mit ausreichenden Vorkenntnissen ausgerüstet hat, welcher geistige Regsamkeit, einen reinen festen Willen besitzt; im anderen Falle bildet er sich zu einem Umtreiber aus. Noch heute stehen Meister, die in der Fremde gewesen und in den großen Werkstätten der Hauptstädte gearbeitet, in Ansehen. Im ganzen sind die Reisenden mit Knotenstock, Ränzel, bezogenem Hute schon eine seltene Erscheinung. Nur die deutschen Schneider sollen noch sehr reiselustig sein und J. G. Kohl erzählt, daß er sie in Ländern angetroffen, wo man keine Kleider mehr trägt.

80.

Ein nied'rer Sinn ist stolz im Glück, im Leid bescheiden;
Bescheiden ist im Glück ein edler, stolz im Leiden.

Rückert.

A. Niedrig gesinnte und edele Menschen im Glücke.

1) Jene verleitet der Reichtum zu einem lächerlichen Stolze,

a. weil sie zu einfältig sind, um geistige und sittliche Vorzüge höher zu stellen als irdische Schätze. Sie blicken von ihrer Karosse mit Geringschätzung auf jeden Fußgänger herab; sie fragen nicht, ob unter dem schlichten Rocke ein wackeres Herz schlägt;

b. weil sie nicht zu berechnen vermögen, wie viel das Glück für sie gethan und wie wenig sie durch eigene Anstrengung erreicht hätten. Ja sie halten sich schon deshalb für höhere und bessere Menschen, weil sie so begünstigt wurden.

2) Der edele Mensch ist im Glücke bescheiden, ja demütig.

a. Denn er weiß, daß Gaben des Zufalls nicht unsern Wert erhöhen und überdies vergänglich sind.

b. Er weiß, wie sauer es ihm geworden ist, sich emporzuarbeiten, und wie manchem besseren Manne eben nur das Glück gefehlt hat, um es ihm zuvorzuthun.

c. Er erkennt, daß ihm schon die Dankbarkeit gegen die Vorsehung die Pflicht auferlegt, andere, denen nicht eine solche unverdiente Gunst zu teil wurde, durch Freundlichkeit und Dienstfertigkeit zu entschädigen

B. Ebenso verschieden ist ihr Benehmen im Unglück.

1) Der Unedle fühlt sich erniedrigt und wirft sich weg.

a. Mit den Glücksgütern ist alles hin, worauf er seine Würde gegründet glaubte.

b. Er kann sich nicht aufhelfen und kann auch nicht resignieren, weshalb er auf eine kriechende Weise um Wohlthaten bettelt. Manchem herabgekommenen Stutzer ist eine alte seidene Weste noch immer ein angenehmeres Geschenk als ein ganzes Hemde.

2) Der Edele behauptet sein Selbstgefühl.

a. Er hat von dem, was seinen Wert ausmacht, nichts eingebüßt. Friedrich Wilhelm III. beugte sich in seinem großen Unglück vor Gott, aber er brachte Napoleon zu Tilsit und sonst durch sein würdiges Betragen aus der Fassung.

b. Kenntnisse, Arbeitslust, Selbstvertrauen bieten ihm Mittel genug, seine Lage zu verbessern. Die Hilfe guter Menschen wird er mit freundlicher Dankbarkeit annehmen, aber nicht durch eine Erniedrigung erkaufen. — In dem ausgeplünderten Preußen wird 1810 die Universität zu Berlin gegründet und in den Jahren der größten Not die geistige Verjüngung des Staates durchgeführt.

81.

Meine Taschenuhr.

Einleitung. Der herrliche Sommerabend hatte meine Eltern und Geschwister ins Freie gelockt. Ich war wegen eines Augenübels zu Hause geblieben und saß allein in meinem verdunkelten Zimmer. Alles war still und ich vernahm nur das rastlose Picken meiner Taschenuhr.

Thema. Zu welchen Betrachtungen sie mir Anlaß gab.

A. Als Werk der Mechanik.

1) Auch sie berechtigt den Menschen zu einem stolzen Selbstgefühl.

a. Wie genau messen unsere Uhren den Gang der Zeit. Die Chronometer der Seefahrer nennt man schon fehlerhaft, wenn sie in der Woche um einige Sekunden abweichen. In welchem kleinen Gehäuse sind die Räder und Federn untergebracht. Man kann die wunderbare Maschine in der Westentasche tragen. Wie leicht ist es, sie in Gang zu setzen. Tag und Nacht haben auf sie keinen Einfluß, Hitze und Kälte werden kompensiert. Und nun gar noch Uhren, welche den Umlauf der Planeten ꝛc. nachbilden.

b. Es ist der Triumph der Industrie, rohe Produkte in wertvolle Gegenstände umzuschaffen, den Holzblock in einen kostbaren Schrank, sogar den Sand mittels einiger Zusätze in einen teuren Spiegel zu verwandeln. Wie viel kosten diese zwei Lot Messing und Eisen, aus denen das Werk einer feinen Damenuhr hergestellt wird. Für ein Pfund Stahl zahlt man $7\frac{1}{2}$ bis 10 Sgr., für ein Pfund Spiralfedern (83,000 Stück) 2770 Thaler: welche erstaunliche Verwertung des Eisens!*)

*) F. Mohr, „Die Menschheit und das Eisen" in Westermanns „Monatsheften" (1868) 442. Man hat sogar noch höhere Ergebnisse ausgerechnet. „Ein Stück gewöhnliches Eisen, welches einen Thaler kostet, giebt, zu Hufeisen verarbeitet, einen Ertrag von drei Thalern, zu gußeisernen Geräten und Zieraten 45 Thaler, zu Steck- und Nähnadeln 75 Thaler, zu Stahlschnallen und feinen Knöpfen 900 Thaler, zu Stahlschmucksachen 2000 Thlr., zu Hemdenknöpfen 6000 Thlr. und zu Uhrfedern 50,000 Thlr." (Königsberger Hartungsche Zeitung, 1874, Nr. 207).

2) Es muß uns aber auch beschämen, daß der Mensch viele wichtige Dinge erst so spät erfand (vergl. die Disposition zu II, Nr. 124). Das Altertum kam trotz seiner hohen Begabung nicht über die höchst unvollkommenen Sonnen-, Wasser- und Sanduhren hinaus.

B. In moralischen Beziehungen.

1) Dieser unaufhörliche, stets gleichmäßige Pendelschlag giebt dir die Lebensregel: Ohne Rast, doch ohne Hast. Gleich der Triebfeder, welche das Werk in Bewegung setzt, beseele dich der Eifer für alles Gute und Schöne, gleich der Spirale, welche die Bewegung regelt, gewöhne dich ein verständiger Sinn bei allem Streben an Klarheit, Maß und Ordnung.

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Schiller.

2) Jeder Pendelschlag bringt dich der Ewigkeit näher und von allem, was dir bevorsteht, ist nichts gewisser, als daß einst auch deine letzte Stunde kommt. Sorge dafür, daß du nicht zu frühe und nicht gänzlich ein Raub der Zeit wirst.

Unaufhaltsam enteilet die Zeit, sie sucht das Beständge,*)
Sei getreu und du legst ewige Fesseln ihr an.

Schiller.

Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung.

Goethe.

*) Nämlich die Ewigkeit, in der sie still steht, wie die Flüsse zum Meere hinstreben, um in demselben zu verschwinden.

Schluß. Die Zeit war mir über diesen Gedanken so schnell vergangen, daß mich die Heimkehr der Meinigen überraschte. Die Vorsätze, die ich inzwischen gefaßt, sollen mir jedoch niemals aus dem Herzen kommen.

82.

Das Beste ist der Feind des Guten.*)

1) Übertriebene Ansprüche an den Menschen und seine Werke machen uns ungerecht, berauben uns des Genusses, andere zu schätzen und mit ihnen zusammen zu wirken.

„Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schoß aufnimmt." Herder, „Philos. u. Gesch." (1827) IV, 4.

„Glaubt mir! menschliche Einrichtungen werden nie zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit kommen; man muß sich mit dem Beinahe genügen, und gegen unabänderliche Mißbräuche nicht gewaltsam deklamieren."

Friedrich d. Gr. bei Herder, daselbst XIII, 115.

2) Alle freundlichen Gaben des Schicksals mehren nur unsere Unzufriedenheit, wenn unsere Wünsche und Erwartungen stets auf das Höchste ausgehen.

---

*) Der Spruch wird Voltaire zugeschrieben; nach Büchmann, „Geflügelte Worte" (1867) 111 gehört er einem italienischen Autor.

So mancher schwimmt im Überfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruß
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

M. Miller.

3) Genügt es uns nicht, etwas Gutes zu schaffen, sondern streben wir stets nach einem Ziele, welches für uns unerreichbar ist, so werden wir unsere Kräfte ohne Nutzen aufreiben. Wer zu Beethoven und Chopin übergeht, ehe er Mozart versteht, wird stets ein stümperhafter Spieler bleiben.

Est quodam prodire tenus, si non datur ultra.

Horat.

Diejenigen, welche thun wollen, was besser als gut ist, bringen manchmal hervor, was schlimmer als schlimm ist!

Walter Scott („Die Verlobten").

83.

Aus welchen verschiedenen Ursachen Wallenstein von seinen Anhängern verlassen wird.

Nach Schiller.

Einleitung. Mehre derselben läßt das Drama im Hintergrunde und ihr Abfall ist nicht weiter motiviert. Die andern folgen alle bestimmten Antrieben und diese Mannigfaltigkeit erhöhet den Reichtum und die Schönheit der Dichtung.

Thema. Wie genau in dieser Hinsicht die Charaktere und die Motive einander entsprechen.

1) Octavio Piccolomini. Er ist ein schlauer Fuchs, ein falscher, schleichender Italiener. Er täuscht Wallenstein und entfremdet ihm hinter dem Rücken seine Freunde. Die sonderbare Entschuldigung, daß Wallenstein ihm sein Vertrauen aufgedrungen und daß er daher kein Unrecht thue, wenn er ihn hintergehe („Die Piccol." I, 3*). Seines Sohnes gerechter Unwille über diese Falschheit („Die Piccol." V, 1). Scheinbar handelt er nur aus Treue gegen den Kaiser, aber er verschmäht dabei nicht den eigenen Vorteil („Wallensteins Tod" II, 7). Die Erhebung in den Fürstenstand („W.s Tod" V, 12).

2) Isolani, der leichtfertige Kroat, der ein lustiges Leben liebt, der Spieler und Trinker, dem jedes tiefere Interesse fremd ist, steht zu Wallenstein, weil dieser seine Schulden bezahlt und ihm die Pharobank aufrichtet („Die Piccol." I, 1; II, 6). Er verläßt aber den Feldherrn, sobald ihm der Gehorsam gegen den Kaiser mehr Gewinn verspricht.

3) Buttler. Er hat sich vom gemeinen Dragoner emporgearbeitet und sein Selbstgefühl steigert sich bis zur Eitelkeit. Daher ist die Verwundung seines Ehrgefühles durch den Brief zur Ursache des Abfalls gemacht. Es ist ihm nicht genug, sich von Wallenstein zu trennen, er will seinen Tod („Die Piccol." IV, 4; „W.s Tod" II, 6).

4) Deveroux und Macdonald. Von Hause aus roh und noch durch den Krieg verwahrlost, lassen sie sich zum Meuchelmorde dingen. Die Habsucht erstickt ihre Dankbarkeit und ihr Gewissen, doch haben sie Scheu vor dem Soldateneide und vor der Unverletzlichkeit des Feld-

*) Die Schüler werden die Belegstellen, welche ich hier nur mit Zahlen angebe, in den Dramen aufsuchen und nach ihrem vollständigen Inhalte in die Ausführung aufnehmen.

herrn*). Erst die Rücksicht darauf, daß Wallenstein durch den Henker sterben müßte, läßt sie zum Entschlusse kommen („W.s Tod" V, 2).

5) Max Piccolomini ehrt den Fürsten wie ein Sohn. Er liebt es in seiner Redlichkeit, gerade Wege zu gehen, und sucht mit warmen Worten Wallenstein von seinem Vorhaben abzubringen. Als dies vergeblich ist, kündigt er ihm die Treue auf, mag aber den schmerzlichen Konflikt nicht überleben („Die Piccol." V, 3).

Schluß. Trotz der großen Macht, die Wallenstein über das von ihm geschaffene Heer hatte („Die Piccol." I, 2), war er mit einemmal fast gänzlich verlassen.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund;
Zu ihrem Rächer fühlt er sich geboren.
(„W.s Tod" I, 6.)

84.

Vor allem hüte dich vor strengen Folgerungen,
Denn folgerichtig ist oft Närrischstes entsprungen.
Rückert.

Einleitung. Von Kindheit an gewöhnt man uns an ein konsequentes Denken und Handeln; hier werden wir vor demselben gewarnt.

Thema. Weshalb der Spruch sehr beachtungswert ist.

*) Schiller hat hier so viel Sorgfalt auf die Motivierung verwendet, weil die Poesie verlangt, daß uns keine unnatürlichen Bösewichter geschildert werden und daß aus der Entartung, wie groß sie sein mag, immer noch ein Rest der edlen menschlichen Natur hervorleuchtet.

1) Wahrheiten und Lebensregeln sind oft einseitig und die Folgerung stützt sich dann auf keine sichere Grundlage. Wir stoßen nicht selten auf Sätze, die einander völlig widersprechen. Das Memento vivere stellt sich mit gleicher Berechtigung neben das Memento mori. Goethe behauptet im „Tasso", daß sich der Charakter im Geräusch der Welt ausbilde, und in „Hermann und Dorothea", daß sich die Stille des Hauses dazu besser eigne. Schiller fordert uns einmal auf, aus des Lebens Drang in des Herzens heilig stille Räume zu fliehen, und erklärt dann wieder: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben.

2) Sind die Grundsätze auch durchaus wahr, so hängt ihre Anwendbarkeit dennoch von Umständen ab. Bisweilen ist ein Glas Wasser Gift, bisweilen wirkliches Gift die heilsamste Arznei.

Das erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde.
Schiller.

Summum ius summa iniuria. Der Tod der Antigone. „Der Jude wird verbrannt", in Lessings „Nathan". Dagegen die Begnadigung des Q. Fabius und des Prinzen von Homburg (s. die Disposition zu I, Nr. 55). Weder Wohlthätigkeit noch Sparsamkeit, weder Strenge noch Nachsicht, noch vieles Beten sind unter allen Umständen eine Tugend. Pompejus benutzte den Sabbat, um Jerusalem zu erstürmen. Der Kurfürst Johann Friedrich ließ sich bei Mühlberg an einem Sonntag während des Gottesdienstes überfallen.

3) Die Folgerungen führen zum Absurden, wenn man Gebote auf ganz gleichgültige und Verbote auf unschädliche, ja auf heilsame Dinge ausdehnt. Ein Diogenes, der im Fasse wohnt, ist nicht mehr

ein weiser Mann. Rousseau bekämpfte die Kultur selbst, statt ihre Entartung zur Unnatur.

Ich seh' den Weisen nicht, wo mir der Mensch verschwindet.
Cronegk.

Die Konsequenz der französischen Demokraten, die zuletzt die höheren Stände ausrotten und Gott selbst abschaffen.

4) Eine vollständige Verkehrtheit kommt zum Vorschein, wenn sich zu der Konsequenz noch eine schiefe Auffassung der Prämissen gesellt. Die Stoiker stellten sich die Götter wie die Sterne als Kugeln vor, weil eine Kugel die vollkommenste Gestalt habe. Der Christ soll die Welt verleugnen und der Anachoret zieht in die Wüste. Christus verhieß den Kindern das Reich Gottes und man hieß die Kinder einen Kreuzzug unternehmen. Die Ordalien. Der Fatalismus der Muhamedaner.

Schluß. Die Alten erhoben mit Recht die Klugheit zu einer Kardinaltugend.

Von Wahrheit einen Kern schließt jeder Irrtum ein,
Und jede Wahrheit kann des Irrtums Same sein.
Rückert.

85.

Worauf sich unser Interesse an der Geschichte gründet und inwiefern Goethe mit Recht behaupten konnte, daß das Beste, was wir von ihr haben, der Enthusiasmus sei, den sie errege.

A.

1) Für jeden ist es anziehend, so viele Beweise von Tapferkeit, Weisheit und Edelmut, von Vaterlandsliebe und Nächstenliebe kennen zu lernen.

2) Die Unternehmungen und Schicksale einzelner hervorragender Männer und ganzer Völker zu beobachten.

3) Das Einschreiten des Weltgerichtes —

Böses muß mit Bösem enden!
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht
Wägend mit gerechten Händen.

Schiller.

4) und die ordnende Hand der Vorsehung wahrzunehmen, welche die Ereignisse in Wechselbeziehung setzt, das eine hindernd, das andere fördernd, alles mit Güte und Weisheit hinausführt, die Geschichte der einzelnen Völker und Zeitalter zu einer Geschichte des Menschengeschlechtes verknüpft.

B.

1) Die Begeisterung ist allerdings der höchste Gewinn, den wir von der Geschichte haben, weil die bloße Kenntnis des Rechten und Edlen nichts schafft; gehe hin und thue desgleichen.

Und wenn wir abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Goethe.

2) Die Begeisterung selbst wird aber erst erfolgreich sein, wenn ihr die Erfahrung der Jahrhunderte zu Gebote steht und die Erkenntnis ihre Bestrebungen leitet.

Schluß. Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert zu sprechen und zu dichten.

Goethe.

86.

Unter welchen Bedingungen uns der Luxus als eine löbliche und nützliche Sache erscheinen darf.

Einleitung. Im Hinblick auf das Elend, in welchem viele Menschen schmachten, möchte man schon jeden bessern Rock, jedes leckere Mahl für eine unverantwortliche Verschwendung erklären. Der fluchwürdige Satz, daß die Arbeit für den Armen ein Vergnügen, das Vergnügen für den Reichen eine Arbeit sei.

A. Rechtfertigung des Luxus.

1) Es ist an sich dem Menschen erlaubt, auch in betreff der Wohnung, Nahrung und Kleidung sich das Leben bequem und angenehm zu machen.

Gieb der Natur nicht mehr, als die Natur bedarf,
Was hat der Mensch dann vor dem Tier voraus?
Shakespeare.

Christus wollte nicht, daß das köstliche Nardenöl verkauft und der Erlös den Armen gegeben würde. Die Natur zeigt in allen ihren Reichen eine unendliche Verschwendung an prachtvollen Formen und Farben.

2) Tausende von Arbeitern würden ohne Beschäftigung bleiben, die Fabriken stille stehen, ja viele Gelehrte und Künstler würden des Unterhaltes und der Anregung entbehren, wenn nicht der Luxus immer neue Bedürfnisse hervorriefe.

B. Bedingungen.

1) Wer Luxus treibt, muß dazu ausreichende Mittel haben. Es ist unwürdig und thöricht, zugleich zu prunken und zu darben, in Samt und Seide zu gehen und dem Handwerker einen Groschen abzuzwacken.

2) Zwar darf es in Anschlag kommen, daß die Arbeiter, die für den Reichen beschäftigt sind, ebenfalls zu den Armen gehören, die beste Klasse derselben sind und, wenn er nichts Überflüssiges kaufte, in kurzem Bettler sein würden; aber auch die anderen Notleidenden haben ein Anrecht auf seinen Überfluß. Deine Wohlthätigkeit wird nicht nach der Summe gemessen werden, die du im Jahre austeilest, sondern nach der, die dir übrig bleibt.

Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit alten Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden, denn geben ist Sache des Reichen.

Goethe.

„Weshalb hungert der Arme, und muß bei stumpfen Sinnen in Mühe und Schweiß das elendeste Leben führen? Damit seine Großen und Reichen ohne Geschmack und vielleicht zu ewiger Nahrung ihrer Brutalität täglich auf feinere Art ihre Sinne stumpfen."

Herder, „Philos. u. Gesch." V, 3.

3) Der Reiche muß nicht vergessen, daß der Luxus immer nur ein Schmuck des Lebens sei, daß der Gehalt des letzteren in anderen Dingen liege, weder Besitz, noch Pracht und Verschwendung die Würde des Menschen ausmachen.

4) Alles Sinnliche wird nur durch Geist und Geschmack zu etwas Edelem. Man richtet einen Festschmaus aus, um in dem heiteren Verkehr mit Freunden eine belebte Unterhaltung zu genießen. Ohne diesen Zweck hat man nur eine Schar von Essern und Trinkern um sich. Kostbare Gewänder ohne Geschmack, Prunkgemächer ohne Kunstsinn sind nur eine eitele Schaustellung des Reichtums, ebenso unwürdig, wie eine tierische Völlerei.

Schluß. Arbeit ist die Bedingung aller Kultur und der Luxus ist für beide ein wirksamer Hebel, doch vor allem: Frange panem esurienti!

87.

Wenn ohne Neid und Haß die Menschen wären,
Nie uns und andere träf' ein Mißgeschick,
Wie manche Tugend möchten wir entbehren!

Nach **Molière.**

A. Die Feindschaft der Menschen.*)

1) Sie stellt unsern Mut, unsere Klugheit und Stärke auf die Probe.

Der Neider steht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Goethe.

2) Sie übt uns ein andermal in der Selbstbeherrschung, Sanftmut und Versöhnlichkeit.

Süß ist die Rache, süßer ist
Gehaltner Treue Lohn.

Pfeffel.

Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

Schiller.

B. Das Mißgeschick, welches uns selbst betrifft.

1) Es spannt unsere geistigen und physischen Kräfte an. Saevis tranquillus in undis, der Wahlspruch Wilhelms I. von Oranien.

---

*) „Der Gedanke hat mich am meisten erfrischt, daß es Tugenden gebe, die es nicht geben würde, wenn nicht böse Menschen in der Welt wären. Wahrlich, die größten Tugenden werden hierdurch ans Tageslicht gebracht."

Th. v. Hippel, „Lebensläufe" (1781) II, 277.

Wohl ist Arkadien entflohen;
Des Lebens bess're Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Notwendigkeit.

Hölderlin.

2) Wir läutern unsere Herzen, um ein glücklicheres Los zu verdienen.

Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein;
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

Overbeck.

3) Ergebung in das Unabänderliche, Demut vor dem Herrn, der erhöhet und erniedrigt, und Vertrauen zu dem Erlöser aus aller Not.

C. Das Mißgeschick, welches andere betrifft.

1) Es entreißt uns einer thörichten Sicherheit.

Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!

Schiller.

2) Es erweckt und nährt in uns die Nächstenliebe, die schönste Tugend des menschlichen Herzens.

Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehn, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Not nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott.

Goethe.

88.

Der Abzug der Wandervögel.

Einleitung. Die wehmütige und sehnsüchtige Stimmung, in die uns der Herbst versetzt.

Thema. Worauf sich unsere Gedanken und Wünsche richten.

A. Unser eigener Wandertrieb wird rege und wir sehnen uns nach der Ferne.

1) Wir möchten den Banden des Alltagslebens entfliehen, in unser Dasein Bewegung bringen und die Freiheit genießen.

2) Wir möchten die Fremde kennen lernen,

3) wenigstens für einige Zeit unseren Wohnort, den der Winter bedroht, mit jenen Gegenden vertauschen, die ein ewiger Sommer schmückt.

B. Tiefere Naturen gedenken der eigentlichen Heimat des Geistes.

1) Sie empfinden den Unbestand alles Irdischen.

2) Sie schauen nach dem Ziele ihrer Wallfahrt aus, nach den Landen voll unvergänglicher Herrlichkeit.

Schluß. Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Schiller.

89.

Der Mensch als Sohn und als Herr der Zeit.

A. Er ist ihr Sohn.

1) Nach seiner physischen Natur; er blühet eine Weile und welket wie jedes andere Geschöpf der Endlichkeit.

2) Seine Bildung entwickelt sich unter ganz bestimmten Einflüssen der Gegenwart und der Vergangenheit. Nationalität, Klima, Lebensverhältnisse, herrschende Richtung des Zeitgeistes.

3) Die Zeitumstände weisen ihm seinen Wirkungskreis an und bieten ihm für seine Thätigkeit die Objekte dar.

B. Er ist ihr Herr.

1) Sein Geist durchbricht die irdischen Schranken und fühlt sich schon auf Erden als den Erben der Ewigkeit.

2) Es ist ihm möglich, in seinem Wissen und Streben über die Gegenwart hinauszugehen: jeder Fortschritt der Wissenschaften und Künste zeugt von dieser Befähigung und Selbständigkeit.

3) Es ist seine freie Wahl, ob er sich dem Zeitgeiste anschließt oder ihm entgegen wirkt; ob er seine Aufgabe auf diesem oder auf jenem Gebiete zu lösen unternimmt.

Schluß. „Wie verwahrt sich aber der Künstler (oder der Mensch) vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis."

Schiller, „Werke" (1826) XVIII, 40.

90.

Das papierene Zeitalter.

Einleitung. Einteilung der Zeitalter nach den Metallen; die Gegenwart nennt man im Scherze das papierene Zeitalter.

Thema. Rechtfertigung dieser Benennung.

1) Steigerung des Briefverkehres im Familien- und Geschäftsleben. Allgemeine Bekanntschaft mit der Kunst zu lesen und zu schreiben. Das billige Porto. Tägliche Postverbindung zwischen Städten, die sich früher nur zweimal in der Woche einen Briefboten zusendeten.

2) Das Aktenwesen. In Handel und Wandel schriftliche Abmachungen, während sonst das bloße Manneswort bindend war. Schriftlicher Verkehr mit den Behörden, die für jede Behandlung eine aktenmäßige Grundlage lieben. Die Genauigkeit und Ausführlichkeit der gerichtlichen Protokolle.

3) Die Masse der neueren Litteratur. Die Wissenschaft hat bei ihrem raschen Fortschritte stets zu ergänzen, zu berichtigen und Neues mitzuteilen. Wie viele Bücher sind über Homer, über Goethes „Werther" und „Faust" geschrieben. Sie zieht das ganze Leben in ihren Bereich; jedes Handwerk hat seine Litteratur. In gleichem Maße wächst die Zahl der poetischen Werke und der Jugendschriften.

„Man zähle die Naturgeschichten und Geographieen für die Schuljugend, die deutschen Geschichten und vollends gar die Unterhaltungsbücher für Kinder, die durchgängig bloß Spekulation auf den Geldbeutel der Eltern sind. So haben wir denn eine Kinderlitteratur erhalten, die der Litteratur

für die Alten nicht viel nachgiebt. Mein Sohn könnte eine Bibliothek von 15,000 Werken haben, die für Leser von nicht 16 Jahren in Deutschland geschrieben und gedruckt worden sind. — Oder wenden wir uns zur Poesie. Seit 1814 sind nicht weniger als 5—6000 neue Romane fabriziert worden." W. Menzel, „Die deutsche Litteratur" (1836) I, 29.

4) Die Zeitschriften, politische, litterarische, religiöse, bis hinab zur Modezeitung. Das regere öffentliche Leben fordert einen schnellen Austausch der Ansichten und Erfahrungen. Einfluß der Zeitschriften auf die öffentliche Meinung und auf das Zusammenwirken aller Gleichgesinnten in den verschiedensten Gegenden und Ländern. Lesezirkel.

5) Das Papiergeld, welches Staaten, Gemeinden und Privatgesellschaften zu ihren Unternehmungen die Kapitalien liefert.

Schluß. An sich enthält jener Beiname weder ein Lob noch einen Tadel. Alle Schrift ist nur ein Mittel und es kommt auf die Beschaffenheit des Zeitgeistes an, der durch sie wirkt.

91.

Der Geiz sammelt sich arm.

Einleitung. Verschwendung, Trägheit versprechen wenigstens einen scheinbaren Nutzen; bei dem Geize läßt sich nicht einmal ein solcher als Beweggrund annehmen.

Thema. Die Armut des reichen Geizhalses.

1) Er versagt sich alle Annehmlichkeiten des Lebens, ja er darbt wie der ärmste Tagelöhner.

2) Die Eigensucht verödet sein Herz. Er netzt wohl der armen Waise noch die Lippen, aber nicht den Gaumen (Homer). Jedes öffentliche Interesse und gemeinnützige Bestreben bleibt ihm fremd; er kennt keine Nächstenliebe.

3) Er entbehrt die Achtung und Liebe der Menschen; selbst nähere Verwandte meiden seinen Umgang.

4) Ihm mangelt das Bewußtsein, Gott anzugehören, da er dessen wichtigsten Geboten widerstrebt.

Schluß. Das Geld ist ein guter Diener, aber ein böser Herr.

92.

Was die Stoiker berechtigte, ihre Weisen Könige zu nennen.

Einleitung. Lob der stoischen Philosophie, weil sie gleich dem Christentume den Menschen auf ein unvergängliches Gut hinwies.

Thema. Ausführung jenes Vergleiches.

1) Das Königtum beruht auf unbeschränkter Macht und Freiheit. Der Weise ist unabhängig, denn niemand hat über ihn Macht, und er genießt dieselbe Freiheit. Die Stoiker behaupten: *Ὅτι πάντες οἱ σοφοὶ ἐλεύθεροι, πάντες δὲ μῶροι δοῦλοι.* Quid est enim libertas? potestas vivendi, ut velis. Quis igitur vivit, ut vult, nisi qui recta sequitur, qui gaudet officio, cui vivendi via considerata atque provisa est, qui legibus non propter metum paret, sed eas sequitur atque colit, quia id salutare maxime esse iudicat, qui nihil dicit, nihil facit, nihil cogitat denique, nisi libenter ac libere, cuius omnia consilia resque omnes, quas

gerit, ab ipso proficiscuntur eodemque referuntur, nec est ulla res, quae plus apud eum polleat, quam ipsius voluntas atque iudicium. Cicero, Paradoxa.

2) Zum Königtum gehört ferner der Besitz großer Schätze. Wiederum lehren die Stoiker: Ὅτι μόνος ὁ σοφὸς πλούσιος. Nur der sei reich, welcher so viel besitzt, als er wünsche. Welcher König hätte jedoch keine unerfüllten Wünsche und strebte nicht nach der Vermehrung seiner Güter und der Erweiterung seiner Macht? War Pyrrhus reicher, der mit seinen Schätzen einen Fabricius nicht zu erkaufen vermochte, oder Fabricius, der dieselben verschmähte? War Diogenes reicher oder Alexander, der keine Kostbarkeit besaß, mit welcher er jenen hätte erfreuen können? Die Weisen allein sind reich.*) Soli enim possident res et fructuosas et sempiternas solique, quod est proprium divitiarum, contenti sunt rebus suis. Satis esse putant, quod est: nihil appetunt, nulla re egent, nihil sibi deesse sentiunt, nihil requirunt.
Daselbst.

3) Ja man könnte die Weisen noch über die Könige stellen, denn sie sind Herrscher höherer Art.

a. Sie gebieten im Reiche des Geistes. Haben sie im Staate kein hohes Amt, so lenken sie doch durch ihre Lehren die Geister und Herzen vielleicht noch nach Jahrhunderten.

b. Sie haben sich selbst in ihrer Gewalt und dies ist die würdigste Herrschaft. Mangelt dem Könige die Weisheit, so gehört er, obgleich ihm Millionen gehorchen, zu den Sklaven, denn er wird von Thorheiten und Leidenschaften,

---

*) — der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!
Lessing („Nathan").

den schlimmsten Tyrannen, zuletzt auch von niedrigen Kreaturen beherrscht.

4) Die Weisen sind glücklicher als die Könige, da ihnen die Widerwärtigkeiten des Lebens nichts anhaben. (Vergl. Cicero, Tuscul. Quaest. II, de tolerando dolore.)

Halte dich im stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Je mehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

Goethe.

Schluß. Gleichwohl blieb die Stoa hinter dem Christentum in wesentlichen Punkten weit zurück. Die Tugend ihrer Weisen war eine stolze Selbstgerechtigkeit, während das Christentum eine Religion der Demut ist. Dieses bildet die Neigungen und verleidet uns nicht die Anmut der Erde, während die stoische Weisheit die Tugend und das Glück nur durch die Ertötung der Gefühle und eine starre Mortifikation zu sichern wußte. Und wenn die menschliche Kraft den stolzen Grundsätzen nicht gewachsen war, was bot dann einen Ersatz für das Evangelium der Erlösung?

93.

Ob es unbedingt ein Lob ist, recht viele Freunde zu besitzen.

1) Der Allerweltsfreund hat gewöhnlich keine Selbständigkeit, keine entschiedenen Ansichten, Grundsätze, Neigungen, Interessen.

2) Er nimmt es ebenso wenig mit dem Charakter und den Handlungen anderer genau. Sein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen.

3) Er wird eine zerstreuende Geselligkeit lieben und keinen ernsten Lebenszweck verfolgen, wozu Stille, Sammlung und Fleiß gehören.

4) Seine Bildung ist nur auf die gesellige Unterhaltung berechnet. Selbst als Gelehrter ist er nur ein Näscher, der nichts ordentlich studiert und nur aus allen Zeitschriften Neuigkeiten sammelt.

Schluß. Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.
Schiller.

94.

Der Stab.

Einleitung. Das goldne Szepter der Könige, der Knotenstock, den sich der Wanderbursch am Wege schneidet, die mit Tuchlappen umwundene Krücke des Stelzfußes haben ein sehr verschiedenes Aussehen und doch gehören sie nebst vielem anderen zu derselben Familie.

Thema. Die verschiedenen Arten der Stäbe nach Form und Bestimmung.

A. Der Hirtenstab.

Er macht eine besondere Klasse aus und ist gleichsam der Urstab, weil er, während die anderen Stäbe, wenigstens vorzugsweise, nur Waffe oder nur Stütze sind, beide Zwecke in sich vereinigt. Mit ihm schützt der Hirt seine Herde vor einem Angriffe oder hält sie selbst in Ordnung und

sein stetes Umhergehen macht ihm eine Stütze zum Bedürfnis. Gebräuchliches Attribut der Hirten:

Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht.
Schiller.

Nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Derselbe.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.
Goethe.

Die Erzväter mit langen, oben gekrümmten Stäben auf Bildern zum alten Testament. Die Wichtigkeit des Stabes spiegelt sich in Vergleichen, wie: Dein Stecken und Stab tröstet mich (Ps. 23, 4).

Drum seid getrost, mit Vaterhänden
Wird er hinfort uns leiten bis ans Grab,
Uns vollbereiten und vollenden,
Im dunkeln Thal führt uns sein Hirtenstab.
Evang. Gesangbuch.

Sie (die Religion) schafft dem Geiste süßen Frieden
Verscheucht in mir den sorgenvollen Sinn,
Und reichet jedem Lebensmüden
Den sichern Stab der bessern Hoffnung hin,
Auf den er dann sich fest und sicher lehnt,
So oft er sich nach wahrer Ruhe sehnt.
Daselbst.

B. Der Stab als Zeichen der Herrschaft und Amtsgewalt.

1) Der Krummstab der Bischöfe und Äbte, dem vorigen am nächsten verwandt. Die gekrümmte Handhabe wie beim Hirtenstabe. Die Geistlichen sind Hirten ihrer Gemeinden. Wegen des Wohlstandes auf den geistlichen Gütern das Sprichwort: Unter dem Krummstab ist gut wohnen.

2) Das Szepter der weltlichen Fürsten. Nach der Gestalt nähert sich hier der Stab dem Schwerte. Homer nennt auch die Könige Hirten der Völker. Das Szepter ist ihr Attribut geworden, daher: die szepterhaltenden Könige. Übertragung der Macht des Landesherrn auf die oberste Gerichtsbehörde: das Stabgericht, welches Gewalt über Leben und Tod hat, und auf die Anführer des Heeres: der Kommandostab, der Marschallstab; Stabsoffiziere in ihrer Gesamtheit — der Stab. Weiterhin ist der Stab das Amtszeichen der Herolde, der Polizei- und Gerichtsdiener. In der homerischen Volksversammlung überreicht der Herold dem, der das Wort erhält, seinen Stab.

3) Der Zauberstab. Der Magier gebietet mit ihm den dienenden Geistern und der Natur. Aarons Stab fraß die Stäbe der Gaukler. Kirke verwandelte mit ihrem Stabe die Gefährten des Odysseus. Der Schlangenstab des Hermes ein Heroldszepter und zugleich wunderthätig, da er mit ihm die Augen der Menschen schließt und öffnet, wie er es will. Die goldsuchende Wünschelrute (virga Mercurialis). Der lituus der Augurn.

4) Der Stab als Zeichen männlicher Würde. Der Hausherr geht nicht aus ohne sein stattliches Bambusrohr mit goldenem Knopfe oder einem Griff von Elfenbein. In der Hand junger Doktoren, Referendarien, Kandidaten bedeutet der Stock, daß sie ihre Lehrjahre hinter sich haben und im Begriff sind, in Amt und Würden einzutreten.

C. Der Stab als Stütze.

1) Für ältere Leute. Das Rätsel der Sphinx. Attribut des Greises.

> Der Jüngling und der Greis am Stabe,
> Ein jeder ging beschenkt nach Haus.
>
> Schiller.

Dem Blinden dient der Stab als Stütze und Führer.

Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme,
Auf seinen Stab gelehnt ꝛc.

Uhland.

Dem Vater Melchthals hat der Landvogt alles geraubt,

Nichts hat er ihm gelassen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Schiller.

Der Lahme muß den Stab mit der Krücke vertauschen.

Gewiß, ich wurde rot wie Glut,
Als ich mit hellem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Overbeck.

2) Der Wanderstab. Der Handwerksbursch, auf den möglichen Fall der Verteidigung bedacht, gebraucht einen derben, knotigen Dornstock mit eiserner Spitze. Symbol des Reisens in den Phrasen: zum Wanderstabe greifen, seinen Stab weitersetzen. Besondere Arten sind der Pilgerstab, welcher an die Hirtenstäbe der Erzväter erinnert, die selbst ihr Leben eine Wallfahrt nannten,

Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

Matthisson.

All mein Erbteil, meine Habe,
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Schiller.

und der Bettelstab, welcher das Symbol eines heimatlosen, liederlichen Lebens geworden ist. Für Verarmen sprichwörtlich: an den Bettelstab kommen. Der halbtote

Iros soll sich mit seinem Stabe gegen Schweine und Hunde wehren.

3) Das Spazierstöckchen, mit dem die Stutzer tändeln. Sonst liebt es die Jugend, mehr kraftvoll als zierlich zu erscheinen, und der Student erwählt sich daher den schweren Ziegenhainer.

Schluß. Stöcke, die noch für einen besonderen Nebenzweck eingerichtet sind: der Waffenstock, der Pfeifenstock, der Angelstock und der Flötenstock.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Uhland.

95.

Nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Schiller.

Einleitung. Sobald man den Begriff des Nutzens ein wenig ausdehnt, scheint dieser Ausspruch allerdings, wenn nicht auf alle, so doch auf sehr viele Menschen zu passen.

1) Der grobe Egoismus beherrscht viele Tausende, obgleich er im offenbarsten Gegensatze zu der Nächstenliebe steht.

2) Der feinere Egoismus. Eltern und Erzieher, wenn sie die Jugend zu einem sittlichen Wandel und fleißigen Fortstreben anhalten, scheuen sich niemals, derselben die Achtung und Liebe der Nebenmenschen, die zeitliche Wohlfahrt und das ewige Heil in Aussicht zu stellen, und doch führen sie, genau genommen, damit die Tugend auf

ein eigensüchtiges Interesse zurück. Ein solcher Egoismus liegt demnach

a. im Ehrgeize, selbst wenn sein Objekt alles Lob verdient;

b. in dem Streben nach Gemütsruhe, wie schon den Epikureern mit Recht vorgehalten wird, daß sie die Tugend, welche zu derselben führe, zu einem Mittel erniedrigten;

c. in der Rücksicht auf Lohn und Strafe, sowohl hienieden wie in der Ewigkeit, welches Motiv selbst das alte Testament nicht verschmäht hat, in Anwendung zu bringen.

Um von der Tugend jede Beimischung der Eigensucht fernzuhalten, stellte daher eine strenge Moralphilosophie den kategorischen Imperativ auf, nach welchem der Mensch das Gute ohne alle Nebenrücksicht und allein deshalb üben soll, weil er dazu verbunden ist.

Schluß. Stets wird man sich berechtigt halten, bei denen, welche noch nicht auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit stehen, jene Motive des feineren Egoismus zur Geltung zu bringen, wenn es sich nur sonst um eine würdige Sache handelt. Sagt doch auch der Apostel (1 Kor. 3, 2): Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht. Dem reiferen Menschen ist allerdings der Gewinn zeitlicher und ewiger Güter nicht ein Motiv zum Guten, sondern nur eine Folge desselben, nicht eine Belohnung, sondern eine gnadenreiche Verheißung. „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." (Matth. 6, 33.)

Anmerkung. Man vergleiche noch folgende beistimmende Urteile:

„Wer sich selbst nicht liebt, liebt auch andere nicht. In der Schule der Nächstenliebe wird mit der Selbstliebe der Anfang gemacht."

Th. v. Hippel, „Lebensläufe" (1781) III, 363.

„Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Mann zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei."

Lessing („Die Erziehung des Menschengeschlechts").

96.

Der Gang der Handlung in Lessings „Minna von Barnhelm".

Einleitung. Die hohen Vorzüge dieses Dramas. Einige Charaktere zeichnen sich durch Seelenadel, andere durch eine anziehende Besonderheit aus. Die historische Grundlage. Die Lebhaftigkeit und Naturwahrheit der Darstellung. Alle Einzelheiten werden durch die Haupthandlung zusammengehalten und auf diese hat man daher vornehmlich zu achten.

Thema. Auf welche Weise das Drama den Knoten schürzt und auflöst.

1) Aus welchen Gründen Tellheim seiner Verlobten entsagen will.

Er ist a. entehrt, b. ein Krüppel, c. verarmt.

Anmerkung. Der Schüler hat hier und in der Folge alle Punkte nach dem Drama auseinanderzusetzen.

2) Wodurch Minna ihn zu widerlegen und seinen Entschluß zu ändern sucht.

a. Sie giebt vor, selbst enterbt und beschimpft zu sein.

b. Sie weiß, daß Tellheim ihr jetzt seine Hand bieten wird, und hofft, ihm dadurch zu beweisen, daß er die ihrige mit Unrecht ausschlage.

3) Was Tellheim mit Recht dagegen geltend macht.

Die Frau dürfe ihr Glück dem Manne verdanken; dies thue ihrer Würde keinen Abbruch, aber nicht umgekehrt.

4) Wie das Drama die Verwickelung auflöst.

a. Bekannte Minna, daß sie ihre schlimme Lage nur erdichtet habe, so müßte Tellheim ihr wieder entsagen und die Sache stünde gerade so wie am Anfange.

b. Das Drama hilft sich daher mit einem äußern Motiv, indem es die Umstände ändert. Tellheim erhält seine Ehre und sein Vermögen zurück.

Schluß. Diese Auflösung hat einige Ähnlichkeit mit dem Einschreiten eines Deus ex machina. Indessen sollte das Drama vornehmlich ein Charaktergemälde sein und die Genugthuung, welche Tellheim im rechten Augenblicke zu teil wird, war ja auch nichts Zufälliges, sondern eine natürliche Folge seiner Rechtschaffenheit.

97.

Willst du die Menschen kennen lernen, so siehe, zu wem sie in der Not ihre Zuflucht nehmen.

1) Leichtfertige eilen zu gleichgesinnten Kameraden, um ihre Sorgen in munterer Gesellschaft wegzuscherzen.

2) Unredliche suchen bei Schwindlern und Betrügern Hilfe.

3) Brave Menschen wenden sich an verständige, rechtschaffene Männer und

4) an den, der für und für unsere Zuflucht ist und unsere Stärke.

98.

Der Genesende.

Einleitung. Eine schwere Krankheit hatte meinen Freund dem Tode nahegebracht und er mußte viele Monate lang das Bett hüten.

Thema. Seine Gedanken und Empfindungen, als er genas.

1) Die erste Spazierfahrt in Feld und Wald, die eben der Frühling mit heiterer Anmut schmückte.

2) Das Wiedersehen lieber Verwandten und Freunde.

3) Die Rückkehr zu dem lange unterbrochenen Tagewerke.

4) Neue Aussicht, dereinst in einem beglückenden Berufe wirken zu können.

Schluß. Wie freundlich ist unser Leben und wer wollte nicht alles meiden, was dasselbe verkürzt.

99.

Was in Herders Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben!“ als die Bestimmung des Menschen bezeichnet ist.

1) Licht. Das Streben nach der Aufklärung des Geistes: Bildung der Urteilskraft; Kenntnis der Erde, des Lebens, der Geschichte, Einsicht in den Endzweck, welchen die Menschheit, das gegenwärtige Zeitalter und der einzelne Mensch, je nach seiner Begabung und Stellung, unter der Führung des Höchsten zu verfolgen hat.

2) Liebe. Die Heiligung des Herzens zu der Ehrfurcht

vor Gott, aus welcher die Nächstenliebe und alle Tugenden fließen.

3) Leben. Der Mensch ist zur Teilnahme, zur Thätigkeit geboren. Er soll im Vereine mit den Brüdern rastlos an dem Reiche Gottes bauen,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Goethe.

Dieser Bestimmung kann er aber nur genügen, wenn das Licht seine Gedanken aufklärt und die Liebe sein Herz beseelt.

100.

Eine Gartenanlage, welche die vier Lebensalter darstellt.

Einleitung. Ein alter Schiffskapitän setzt sich zur Ruhe. Sein Landsitz bei einer Hafenstadt. Von jeher ein Sonderling, schafft er den Garten in ein Bild seines Lebens um.

Thema. Beschreibung des Gartens.

1) Die erste Abteilung stellt die harmlose, fröhliche Unschuld seiner Kinderjahre dar. Große Rasenplätze, Beete in den verschiedensten Formen und mit den lieblichsten Blumen besetzt. Springbrunnen und Bassin mit munteren Fischen. In der Mitte ein Mastbaum mit buntem Wimpel, ringsum auf hohen Stangen Kähne mit Schiffern, Fahnen. — Der Spielplatz seiner Enkel, die ihn oft aus der nahen Stadt besuchen und ebenfalls nichts anderes als Seefahrer werden wollen.

2) Die Abteilung des Gartens, welche den Frohsinn, das leibliche und geistige Wachstum und die ideale Stimmung der Jugend andeutet. Zahlreiche Büsche mit Blüten und Vogelgesang. Die Baumschule, das Gewächshaus. Spaliere, an denen zwischen dunkelm Laube glühende Südfrüchte oder, wie der Greis sagt, die goldenen Träume seiner Jugend hangen.

3) Die dritte Abteilung, welche die Strebsamkeit und den rastlosen Fleiß des Mannesalters veranschaulicht. Kräftige Obstbäume, Weinstöcke, Bienenhäuser.

4) Die vierte, dem Greisenalter gewidmete Abteilung, das sich gerne der Vergangenheit erinnert und mit dem Abschied von der Erde befreundet. Ein düsterer Park mit Trauerbäumen. Pavillon mit Aussicht auf das Meer. An der Decke des Saales hängt ein kleines Schiff, an den Wänden Seegemälde. Sammlungen von Muscheln, fremden Pflanzen und Tieren, Geräten und Waffen der Wilden. — Draußen unter den Linden, zum Andenken an seine früh verstorbene Frau, ein mit dem Anker des Glaubens geschmücktes Grabmal. Der Bach, ein Abfluß jenes Bassins aus der ersten Abteilung, stürzt durch eine Schlucht hinab und ergießt sich ins Meer. Unten auf dem Strande ein zerfallender Kahn.

Schluß. Wenn sich die Kinder in den ersten Abteilungen vergnügt, führen sie den Greis gewöhnlich in jene Einsiedelei und lauschen seinen Erzählungen.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

101.

Weshalb die ältere Naturwissenschaft das Feuer zu den Elementen gezählt haben mag.

Einleitung. Die griechischen Philosophen betrachteten das Feuer allein (Demokrit) oder neben der Erde (Parmenides) oder neben Erde, Luft und Wasser (Epimenides, Plato, die Stoiker) als einen Urstoff, aus dem die Welt hervorging und der ein wesentlicher Bestandteil aller Dinge sei.

Thema. Auf welche Wahrnehmungen sich diese Ansicht gestützt haben mag.

1) Als unvermischtes Element erschien ihnen das Feuer in dem Lichtmeere des Äthers, wo es sich zu Sonne, Mond und Sternen verdichtete, die Gewölke mit elektrischer Glut anfüllte.

Haec super imposuit liquidum et gravitate carentem
Aethera, nec quidquam terrenae faecis habentem.
Ovid., Met. I, 67.

2) Ein mächtiges Urfeuer wogt auch in den Klüften der Erde. Die Vulkane, die heißen Quellen, die Erwärmung des Erdbodens.

3) Feuer ist im Holze, in den Mineralien, in allen toten Gegenständen der Natur vorhanden, da sie bei starker Reibung oder chemischen Verbindungen ihre verborgene Wärme offenbaren, zum Teil sich entzünden.

4) Alles Lebendige empfing sein Leben durch das Himmelsfeuer und unterhält es durch dasselbe.

Ex quo concluditur, quum omnes mundi partes sustineantur calore, mundum etiam ipsum simili parique natura in tanta diuturnitate servari, eoque magis,

quod intelligi debet, calidum illud atque igneum ita in omni fusum esse natura, ut in eo insit procreandi vis et causa gignendi, a quo et animantia omnia et ea, quorum stirpes terra continentur, et nasci sit necesse et augescere. Cicero, De nat. Deor. II.

a. Wärme und Licht sind das Leben der Pflanze, Kälte und Finsternis ihr Tod.

b. Wärme und Licht bedingen auch das Leben der Tiere. Die warmblütigen erkalten, wenn sie sterben, und alle erstarren in der Kälte.

c. Selbst unsere Seele ist nur ein Funke des himmlischen Lichtes. Die ignea vis convexi coeli verleiht dem Menschen Odem und Vernunft.

Sive recens tellus seductaque nuper ab alto
Aethere cognati retinebat semina coeli,
Quam satus Japeto mistam fluvialibus undis
Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum.
Ovid., Met. I, 80.

5) Alles entstand und besteht durch das Feuer, denn dieses vermag alles wieder in Asche aufzulösen. Der Schwärmer verbrennt sich selbst, um dem Feuer zurückzugeben, was vom Feuer genommen ist (Kalanus, Peregrinus Proteus). Empedokles stürzte sich in den Ätna. Ein Weltbrand macht einst allem Leben ein Ende.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sibylla.*)

Schluß. Die neuere Naturwissenschaft nennt diejenigen Stoffe Elemente, welche nicht mehr teilbar sind: das Feuer läßt sich jedoch auch nur in Licht und Wärme

*) Wie biblische und heidnische Propheten bezeugen.

zerlegen. Soll es nicht für den Urstoff der Dinge gelten, so ist es doch unter den gestaltenden und belebenden Kräften der Schöpfung unzweifelhaft die mächtigste.

102.

Was thu' ich Schlimmeres,
Als jener Cäsar that, des Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet?
Schiller „Wallensteins Tod" II, 2.

Einleitung. Beide waren große Feldherren, kluge und energische Männer, außerdem von Ehrgeiz erfüllt und zum Herrschen geboren.

Thema. Inwiefern sich Wallenstein in seiner damaligen Lage mit Cäsar vergleichen konnte.

1) Beide verfolgten ähnliche Zwecke. Wallenstein wollte sich, da ihm ein kaiserliches Erbland versprochen war, durch den Bund mit den Schweden die böhmische Krone sichern. Cäsar suchte sich durch den Kampf gegen die Senatspartei den Weg zur Alleinherrschaft zu bahnen.

2) Sie waren zu ihrem Vorhaben gewissermaßen berechtigt.

a. Wallenstein hatte den Undank des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg erfahren; er wußte, daß derselbe ihm jetzt, da die höchste Gefahr vorüber war, nicht freiwillig ein Erbland abtreten, sondern ihn vielmehr beseitigen würde.

b. Cäsar hatte Gallien erobert und romanisiert, die Helvetier, die Deutschen zurückgeschlagen. Dadurch war Roms Macht und Ansehen außerordentlich vermehrt worden.

Solchen Thaten gegenüber konnte die Senatspartei, da auch des Pompejus Siege seit zehn Jahren in Vergessenheit sanken, keine Verdienste geltend machten und dennoch suchte sie ihn zu stürzen.

3) Beide glaubten keinen Verrat am Vaterlande zu üben.

a. Wallenstein sträubte sich dagegen, daß die Schweden ein deutsches Land in Besitz nähmen. Außerdem erwartete er, der Kaiser würde sich durch den Abfall des Heeres bewegen lassen, endlich dem schrecklichen Kriege ein Ende zu machen und Frieden zu schließen.

b. Cäsar stritt nicht gegen Rom, sondern gegen eine Partei, die unfähig war, das Reich zu regieren, und selbst, um sich zu behaupten, rücksichtslos die Gesetze verletzte. Strebte Cäsar nach der Alleinherrschaft, so bedurfte auch Rom der Monarchie. Sein Interesse war zugleich der Vorteil des Staates.

4) Man bedrohete sie selbst mit dem Untergange, indem man ihnen ihre Heere abforderte.

a. Wallensteins Truppen waren nur dem Scheine nach ein kaiserliches Heer. Sein Name hatte die Scharen um die Fahnen versammelt. Seine Siege, die strenge Disziplin, die freigebigste Fürsorge hielt sie zusammen. Weder ein religiöses noch ein vaterländisches Interesse, sondern die Anhänglichkeit an den Feldherrn war die Seele der Armee.

b. Ebenso hatte Cäsar in Gallien seine Legionen in ein Heer verwandelt, das nicht dem Staate, sondern ihm selbst angehörte. Außerdem bestand ein Teil desselben aus Galliern.

c. Ohne Gewaltthaten war aus dieser Verwickelung nicht herauszukommen. Die Feindseligkeiten beginnend, forderten der Kaiser von Wallenstein, der Senat von Cäsar, daß sie das Kommando niederlegten, denn an der Spitze ihrer

Heere behielten sie die Macht, ihre Pläne auszuführen. Beide Feldherren wollten sich aber nicht entreißen lassen, was ihr Eigentum war. Ohne ihre Armeen sanken sie nicht nur in das Privatleben zurück, sondern sie waren auch der Rache ihrer Feinde bloßgestellt.

Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.

Schluß. Keine Dekrete, sondern nur Krieg oder Meuchelmord konnte solche Konflikte lösen. Wallenstein hatte nicht Cäsars Glück, aber diesen selbst traf endlich dasselbe unglückliche Schicksal, welches Wallenstein ereilte. So sehr die Verhältnisse sie entschuldigen mögen, haftet an den Bestrebungen beider ein böser Flecken, der die Nemesis herausforderte.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

103.

In welchen Beziehungen man unser Jahrhundert das eiserne Zeitalter nennen könnte.

Einleitung. Während die drei ersten Zeitalter nach der Schilderung der Dichter einander in kurzen Zwischenräumen folgten, umfaßt das vierte, das eiserne, schon ein paar Jahrtausende; doch für keinen Zeitabschnitt innerhalb derselben scheint der Name so geeignet, wie für die Gegenwart.

Thema. Die Rechtfertigung jener Benennung.

1) Eine Menge von Gegenständen, die man sonst aus anderem Material verfertigte, wird jetzt aus Eisen hergestellt. Der Haushalt weist eiserne Öfen, Herdplatten, Pfannen und Töpfe auf. Die Fabriken gießen und schmieden eiserne Grabmonumente, Brücken, Gitterzäune, Treppen, Balken, ganze Häuser und Schiffe. Selbst unsere Schreibfedern sind von Eisen.

2) Die immer mehr zunehmende Anwendung von Maschinen. Sie verdrängen beinahe das Pferd und den Arbeiter vom Ackerfelde, den Handwerker aus den Werkstätten. Sogar die Frauen nähen und stricken mittels Maschinen.

3) Das ungeheure Netz der Eisenbahnen nebst den Telegraphen. Die Dampfschiffe mit den eisernen Maschinen.

4) Waffen hat das Eisen auch früher geliefert, aber nie in so erschrecklicher Menge. Die großen Heere, die stete Kriegsbereitschaft aller Staaten, die immer rege Erfindung neuer Gewehre und Geschütze.

Schluß. Das Eisen ist nur noch zum Teil das Sinnbild eines gewaltthätigen Zeitalters, doch müssen wir uns eingestehen, daß unser Jahrhundert sich vor andern unter dem Zeichen des Mars gestaltet. Drei Viertel desselben hat Europa, bis auf kurze Pausen, mit Kriegen ausgefüllt, was haben wir für den Rest zu erwarten?

104.

Wie wichtig es für die Kultur der Griechen war, daß sie nicht mit dem Monotheismus der Hebräer bekannt wurden.

Einleitung. Die Abgeschlossenheit Palästinas. — Den Hebräern wurde die Wahrheit offenbar und sie sollten ihr Leben nach derselben einrichten; die Griechen sollten sie ergründen. Was sie ersannen, war nicht das Bessere, aber durch die freie Forschung wurde ihr Geist nach allen Seiten hin entwickelt.

Thema. Gegensätze zwischen der griechischen Kultur und dem geoffenbarten Monotheismus der Hebräer.

1) Die phantasievolle Personifikation der Natur und sittlicher Ideen. Vergl. Schillers „Götter Griechenlands".

2) Die glänzende Heldendichtung, deren Bedeutsamkeit durch die Einflechtung der Göttersagen erhöhet wird. Die Hebräer bilden eigentlich nur die religiöse Lyrik aus. Ihre einfache Sage und Heldengeschichte. Sie haben weder Epos noch Drama, da ihnen ohnehin, wie vielen Orientalen, der Sinn für die plastische Gestaltung fehlte.

3) Die versinnlichende Idealanschauung der Griechen brachte die Werke der Skulptur zur Vollendung. Dagegen das Gebot: Non facies tibi sculptile neque omnem similitudinem, quae est in caelo desuper etc.

4) Wetteifernd baute man in Griechenland die herrlichsten Tempel. Jerusalem erhielt nur einen Tempel und dieser war von fremden Baumeistern errichtet.

5) Die griechischen Philosophen forschten

a. nach der Entstehung der Welt und ihren Urstoffen, während die mosaische Schöpfungsgeschichte der Spekulation keinen Raum ließ;

b. nach dem Wesen der Götter, wobei Pythagoreer, Eleaten, Plato das Göttliche auf die Einheit zurückzuführen strebten;

c. nach dem obersten Beweggrund zur Pflichterfüllung, während in der mosaischen Religion ein solches Moralprinzip (nämlich Lohn und Strafe) den Geboten beigefügt war.

6) Der starren Theokratie der Hebräer gegenüber in Griechenland die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, die politische Redekunst, die pragmatische Geschichtschreibung.

Schluß. Die Griechen waren auf das Christentum besser vorbereitet als die Juden. Der Monotheismus der Hebräer hätte die Kultur der Griechen erstickt, das Christentum nahm dieselbe in sich auf. Spricht man von der Nacht des Hellenentums, so war dieselbe wenigstens eine sternhelle Nacht!

105.

Über den Zweck und die verschiedene Bauart und Verzierung der Kirchtürme.

Einleitung. Dörfer und Städte in Europa grüßen den Wanderer schon von ferne durch ihre Kirchtürme als trauliche Wohnstätten frommer Menschen, in Nordamerika zeigen sie ihm durch die Schornsteine der Fabriken mit ihren Dampfwolken nur den Sammelpunkt eines rastlosen Gewerbfleißes an.

Thema. Der Zweck der Kirchtürme, ihre mannigfache Gestalt und Verzierung.

A. Wozu hat man sie erbaut.

1) Sie steigen gen Himmel auf und verstärke erhebenden Eindruck des Gotteshauses.

2) Sie bieten den Glocken, den Stimmen des Schicksals, einen angemessenen Platz dar. Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

3) Ebenso der Gemeindeuhr und der Windfahne, die in kleinen Städten und auf dem Lande den Leuten noch jetzt wichtige Dienste leisten.

B. Die verschiedene Bauart.

1) Einfache und doppelte Türme an der Westseite der Kirche.

2) Das Dach (Giebeldach, vierseitige Pyramide, Kegel, Kuppel, Laterne nebst Galerie).

C. Die Verzierung.

1) Die Fensterrose über dem Portale.

2) Schmuck der vorderen Wand; Fenster und Nischen in symmetrischer Ordnung, Skulpturen.

3) Glockenspiele und kunstvolle Uhrwerke.

4) Knopf und Fahne; statt der letzteren ein Wetterhahn oder religiöse Symbole (Kreuz, Lamm, der Engel mit der Posaune).

Schluß. Die Baukunst ändert ihre Aufgaben mit den Zeitinteressen. Gegenwärtig verwendet man die größten Summen auf Festungen, Industriebauten, allerdings auch auf Gebäude, die der Kunst und Wissenschaft dienen. Im Mittelalter wurden unzählige prachtvolle Dome errichtet und kaum gelingt es der Gegenwart, einzelnes an ihnen, womit man damals im Rückstande blieb, zu vollenden.

106.

Wie sich das Gesetz und die Moral von einander unterscheiden.

Einleitung. Beide fließen schon aus verschiedenen Rechtsquellen. Das Gesetz gründet sich auf das bürgerliche Staatswesen, die Moral auf die Religion.

Thema. Ihr Unterschied.

1) Das Gesetz verbietet nur Handlungen, welche die Rechte anderer verletzen; die Religion und die Moral gebieten uns die Pflichten der Nächstenliebe. Das Gesetz verbietet z. B., andere zu verleumden, es kann aber nicht gebieten, sie zu entschuldigen und alles zum Besten zu kehren. Jenes verbietet rachsüchtige Handlungen, die Moral fordert Vergeben und Vergessen. „Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen."

Schiller.

2) Das Gesetz urteilt nur über Handlungen, die Moral zieht auch die Gesinnung zur Rechenschaft. Hochmut, Neid, Hartherzigkeit sind vor der Moral schon als bloße Eigenschaften des Gemütes arge Fehler, das Gesetz würde erst von ihnen Kenntnis nehmen, wenn sie zu einer Rechtsverletzung führten, wenn z. B. der Hochmütige jemandes Ehre kränkte, der Neidische andere in ihrem Erwerbe störte, der Hartherzige einem Armen, den die Winternacht unzweifelhaft mit dem Tode bedroht, ein Obdach versagte. „Die Moral setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle."

Schiller.

3) Gesetze sind der Auslegung unterworfen und können umgangen werden, die Moral duldet keine Hinterthür. So

mag eine listige Klausel im Kontrakte den Habsüchtigen vor dem Gesetze rechtfertigen, vor der Moral ist er ein Betrüger.

4) Das Gesetz verlangt nur eine äußerliche Genugthuung durch Verbüßung einer Strafe, die Moral beansprucht die Entsündigung des Herzens. Sie verfügt nicht Geldstrafen und Gefängnis, sondern wird nur durch Reue und Besserung versöhnt.

Schluß. Der moderne Staat sucht, so weit es angeht, Liebespflichten in das Gesetz aufzunehmen, doch hat er auch dabei noch immer keine Gewalt über die Herzen. Er kann eine Steuer für die Ortsarmen ausschreiben und eintreiben, daß aber jedermann seinen Beitrag aus Menschenliebe zahle, kann er nicht befehlen und es kümmert ihn auch nicht.

107.

Was das Geld und die Sprache als die bedeutendsten Verkehrsmittel Gemeinsames haben.

Einleitung. So abenteuerlich diese Zusammenstellung beim ersten Anblicke scheinen mag, stehen doch beide Gegenstände als Verkehrsmittel im näheren Zusammenhange und es ist eine natürliche Folge hiervon, daß sich zwischen ihnen manche Ähnlichkeit findet.

Thema. In welchen Beziehungen man sie mit einander vergleichen könnte.

1) Münzen aus Gold, Silber und Kupfer oder Nickel. Die Sprache der Dichter, die schriftmäßige Prosa, die gewöhnliche Umgangssprache.

2) Heimisches und fremdes Geld. Die Muttersprache und fremde Sprachen.

a. Bisweilen nimmt man fremde Münzen und Fremdwörter auf, die dann wohl auch zu dauerndem Gebrauche nationalisiert werden. Den Vermittler machen gewöhnlich der Handel und Kriege. Dukaten und Gulden waren ursprünglich italienische Münzen. Wer auch nur in K. Schwencks (etymologischem) Wörterbuche blättert, wird mit Erstaunen wahrnehmen, wie viele deutsche Wörter in die französische, wie viele französische in unsere Sprache übergegangen sind.

b. Den Austausch der heimischen und fremden Münzen bewirken die Geldwechsler, den Austausch der Sprachen die Dolmetscher und die Übersetzer.

3) Das Konventionsgeld und die Weltsprache. Ein Goldstück oder eine Silbermünze, die bei allen kultivierten Völkern zu demselben Werte ausgeprägt würden, giebt es noch nicht. Für engere Gebiete führte man das Zweithalerstück des preußischen Zollvereins und die Goldkrone des Deutschen Reiches nebst ihren Teilungswerten als Konventionsgeld ein. Inzwischen behilft man sich mit den Feststellungen des Münzfußes in den verschiedenen Ländern, so daß eine gegenseitige Abrechnung möglich ist. Konventionssprachen haben sich mit größerer Bestimmtheit ausgebildet. Viele Jahrhunderte hindurch war das Latein die Sprache der Politik, der Kirche und der Gelehrten. Seit Ludwig XIV. wurde das Französische bei allen politischen Verhandlungen üblich und es ist außerdem die Sprache, in welcher Angehörige der verschiedensten Nationen sich mit einander verständigen. Das Latein haben nur der Papst und die Philologen beibehalten.

4) Alte Münzen, höchst schätzbare Denkmäler der Vergangenheit, welche der Kenner sammelt und studiert; andererseits veraltete Ausdrücke oder gänzlich ausgestorbene Sprachen, das Steckenpferd der Philologen.

5) Richtiges und falsches Geld. Die überzeugungs-

treue, lautere Wahrheit und die heuchlerische Lüge, vorab die Verleumdung, welche ihren Verdächtigungen das Gepräge der Wahrheit giebt.

6) Einige Ähnlichkeit haben auch das Papiergeld und die Schrift, da diese nicht nur die Sprache vertritt, sondern ihr eine unermeßliche Wirkung verleiht, so wie nicht bloß das gewöhnliche Papiergeld als Wertzeichen für das Metallgeld gute Dienste leistet, sondern Hypotheken und Aktien den Handelsverkehr mit ungeheueren Kapitalien in Schwung bringen.

Schluß. Das Geld und die Sprache sind zwei gewaltige Kulturmächte, die ebenso segensreich wie verderblich wirken können.

108.

Warum die griechischen Dichter und Künstler den Tod und den Schlaf als Brüder dargestellt haben.

Einleitung. Beide sind geflügelte Genien, in nachdenklicher Stellung, mit übereinandergeschlagenen Füßen und umgestürzten Fackeln. Vergl. Lessing: „Wie die Alten den Tod gebildet" (Werke [1825] III, 91, 98).

Thema. Worin sie einander gleichen.

1) Beide führen einen ähnlichen physischen Zustand herbei. Auch des Schlafenden Glieder sind aufgelöst, sein Auge geschlossen, sein Ohr vernimmt nichts. Wie er ohne Bewegung und bewußtlos daliegt, scheint seine Lebensflamme erloschen zu sein.

2) Beide lassen den Thätigen seine Arbeit einstellen und von den Mühen ausruhen.

3) Beide setzen dem Genuß des Lebens ein Ziel, befreien dagegen auch das Herz von Sorge und Kummer.

4) Auf beide folgt ein Erwachen, ein frohes oder ein schmerzliches, je nachdem sich jedermann seine Zukunft bereitet hat.

Schluß. Wie die Alten nicht immer milde, sondern auch herbe Vorstellungen von dem Tode hatten (Lessing, a. a. O. 146, Herder, „Litt. u. Kunst" XIX, 209 u. f.), verstand die christliche Religion es andererseits sehr wohl, dem Tode seine Schrecken zu nehmen (vergl. die Dispos. zu I, 17 u. 118). „Der Stifter derselben machte es zu einem Hauptzwecke seiner Sendung, den Tod in einen Schlaf zu verwandeln" (Herder a. a. O. 247).

109.

Daß uns die Dichtung nicht in demselben Maße mit dem Tode der Emilia Galotti aussöhnt, wie die Geschichte mit dem Tode der Virginia.

Einleitung. Lessing verlegte die Begebenheit in die neuere Zeit und achtete nicht darauf, daß Ereignisse, die man aus ihrem Zusammenhange mit den Umständen herausnimmt, oft einen ganz anderen Eindruck machen.

Thema. Vergleich der Geschichte mit der Dichtung.

1) Ob Emilia und Virginia in derselben Lage waren.

a. Virginia war nicht zu retten. Auf Grund falscher Zeugnisse war sie in den Sklavenstand verstoßen und das Eigentum des Appius Claudius geworden. Der feige Senat und die Patrizier wagten es nicht, dem Dezemvir entgegenzutreten.

b. Emilias Lage wird erst dadurch bedenklich, daß sie sich eine Charakterschwäche beilegt, die kein Leser einem so frommen und zwar sanften, aber auch entschlossenen Mädchen zutraut. Obgleich sie den Anteil des Prinzen an dem Tode ihres Verlobten kennt, fürchtet sie, von ihm bethört zu werden und zwar an demselben Tage, als der Mord geschah, als ihre Seele gegen den Prinzen nichts als Abscheu und Verachtung fühlen konnte.

2) Der verschiedene Eindruck, welchen die That der beiden Väter auf unser Rechtsgefühl macht.

a. Der römische Vater hatte Gewalt über das Leben seines Kindes. Weder göttliche noch menschliche Gesetze verwehrten es ihm, die Tochter zu töten, und wenn er sie durch den Tod der unabwendbaren Schande entriß, ihre Unschuld und Freiheit durch den blutigen Stahl rettete, so wurde die Erhabenheit seiner Gesinnung nicht durch den leisesten Schatten getrübt.

b. In der neuen Zeit muß die Ermordung des eigenen Kindes, unter welchen Umständen sie geschehe, jedem als eine sehr bedenkliche That erscheinen. Überdies gehört Odoardo zu jenen Fanatikern, die, obgleich sie sich zur Kälte zwingen, doch leicht dem Affekte anheimfallen und kopflos handeln. Macht er nur den geringsten Versuch, das Selbstvertrauen seiner Tochter zu stärken? Hätte man seine Forderung, Emilia in ein ehrbares Haus zu bringen, ohne weiteres abweisen können? Er giebt gleich alles verloren, sieht sich nach keiner Hilfe um und greift nur rasch zu dem Dolche des Virginius.

3) Ob uns der Opfertod in beiden Fällen wenigstens durch heilbringende Folgen aussöhnt.

a. Die Menschheit ist verbunden, eine segensreiche Wendung des Schicksals mit einem Opfer zu erkaufen, und wir versöhnen uns mit dem schmerzlichen Lose redlicher Personen,

wenn ihr Untergang einer größeren Gesamtheit aufhilft. An den Tod der Virginia knüpft sich der Sturz der Dezemvirn, die Herstellung der römischen Freiheit.

b. Emilias Tod bringt niemandem einen Gewinn. Es ist sogar zweifelhaft, ob derselbe einmal die Besserung des Prinzen bewirkt, da dieser sogar neben der frischen Leiche nicht seine Schlechtigkeit anerkennt, sie eine menschliche Schwäche nennt und die Schuld Marinelli zuschiebt.

Schluß. Die Ausführung des Dramas hat unübertreffliche Schönheiten und dasselbe ist in jeder Hinsicht ein Meisterwerk, wenn man die Voraussetzung zugiebt, daß Emilias Flucht aus dem Leben nicht einer Schwäche, sondern einer heroischen Denkweise entspringt. Offenbar hat aber die Handlung jetzt an Bedeutung und Klarheit dadurch sehr viel eingebüßt, daß sie von den Zeitumständen, mit denen sie innig verwachsen war, abgelöst wurde. Die Tragödie wirkt daher nicht recht erhebend, sondern sie versetzt uns mehr in ein dumpfes Staunen darüber, daß ein braves Mädchen von dem eigenen Vater getötet wird, weil die Aufregung beide der Besinnung beraubt hatte.

110.

Weshalb Anchises (Aen. III, 539) in dem Pferde ein vorbedeutendes Symbol des Krieges und des Friedens erblickt.

Einleitung. Als die auswandernde Kolonie des Äneas zum erstenmal die Küste Italiens in Sicht bekam, weideten daselbst einige Pferde. Anchises sah in ihnen ein Omen und deutete es dahin, daß Italien die Trojaner mit Krieg bedrohe, aber doch auch einen friedlichen Wohnplatz verspreche.

Thema. Das Pferd im Kriege und im Frieden.

A. Die Reiterei in den verschiedenen Zeiträumen.

1) Das Altertum. Die Achäer vor Troja verstanden es noch nicht, von dem Pferde den richtigen Gebrauch zu machen. In dem eigentlichen Griechenlande war die Reiterei überhaupt stets unbedeutend, vermutlich weil die Pferde so teuer waren. Die römische Legion bestand in den ersten Jahrhunderten meistens aus 3000 Mann Fußvolk, auf welche nur 300 Reiter kamen. Unter den barbarischen Nationen gab es eigentliche Reitervölker. Welche waren es? Wann spielte jedes in der Geschichte eine Rolle?

2) Das Mittelalter. Ohne das Pferd hätte es nie ein Rittertum gegeben. Die Schnelligkeit des Marsches. Die Überlegenheit des Reiters über den Fußsoldaten beim Kampfe. Die Normannen bei Hastings u. s. w. Der Reiter kämpft nicht bloß vom Pferde herab, sondern mit dem Pferde im Bunde, welches mit kräftigem Eindringen den Angriff unterstützt und mit raschen Wendungen ausweicht.

3) Die neuere Zeit.

a. Das verbesserte Feuergewehr machte das Fußvolk zum Kern des Heeres. Seydlitz und Ziethen bildeten die Kavallerie aus und gewannen mit ihren Kürassieren und Husaren in den schlesischen Kriegen viele Schlachten. Auch nachdem Napoleon I. den Hauptteil des Gefechtes der Artillerie zugewiesen hatte, verlor die Reiterei nicht ihre Bedeutung. Man verdeckt die Bewegungen des Heeres mit einer Wolke von Reitern, erforscht die Stellungen des Feindes durch weit vorausgehende Patrouillen, beunruhigt ihn auf dem Marsche, sucht Munitions- und Proviantwagen von ihren Kolonnen abzuschneiden. Während des Kampfes hindert die Kavallerie, wo in der Aufstellung eine Lücke entstand, durch ihr Eindringen die Wiedervereinigung der Heerhaufen

oder bringt eine wankende Schar durch ihre heranstürmenden Massen vollends zum Weichen. Flieht der Feind, so übernimmt sie die Verfolgung. Der Ulan war im letzten Kriege für die Franzosen ein Wort des Schreckens.

b. Außerdem ist das Pferd zur Fortschaffung der Kanonen, der Munition und anderer Kriegsbedürfnisse unentbehrlich.

B. Das Pferd als der Gehilfe des Menschen im Frieden.

1) Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit in ihrem Vereine stellen das Pferd über jedes andere Zugtier; das Rind und der Esel bieten nur einen unvollkommenen Ersatz für dasselbe. Sowohl das ländliche als auch das städtische Gewerbe gerieten ohne seine Hilfe völlig ins Stocken.

2) Als Reit- und als Wagenpferd leistet es dem Reisenden die wichtigsten Dienste. Durch die Eisenbahn wird man rascher befördert, aber wie nach einer allgemeinen Annahme das Poetische mehr und mehr aus der Welt verschwindet, so war es für unser natürliches Gefühl weit ansprechender, mit so herrlich gestalteten und lebensvollen Geschöpfen, die sich als willige und treue Gefährten an den Menschen anschließen, eine Reise zu machen, als mittels der toten Maschine von Ort zu Ort geschafft zu werden. Selbst das Schiff macht den Reisenden nicht zu einem so unselbständigen Frachtgut, wie die Eisenbahn. — Ein Gespann von schönen Wagenpferden (Isabellen, Apfelschimmel, Mohrenköpfe) war im vorigen Jahrhunderte der Stolz jedes wohlhabenden Mannes. Auch die Posthalter, meistens alte Militärs, gaben viel auf schöne Gespanne, woher der Name Postzug. Bei Schiller erhält Max Piccolomini von Wallenstein einen Jagdzug zum Geschenke.

Schluß. Weder Eisenbahnen noch Maschinen werden das Pferd überflüssig machen. Namentlich bedarf eine Armee einer ungeheuren Anzahl von Pferden, bei einer Mobilmachung muß jedes Volk im Auslande bedeutende Ankäufe machen. Außerdem gehört die Pferdezucht zu den angelegentlichsten Aufgaben jeder Regierung.

111.

Charakteristik der politischen Parteien nach den verschiedenen Temperamenten.

Einleitung. Das Temperament offenbart sich vornehmlich in der ernsten oder heitern Gefühlsweise des Menschen, in dem Grade seiner geistigen Regsamkeit und in der Richtung seiner Neigungen. Es ist keinem unmöglich, sein Temperament zu beherrschen, aber viele lassen sich ohne Widerstand von demselben leiten und wie sich daher auf anderen Gebieten so oft eine Übereinstimmung zwischen den Temperamenten der Individuen und ihren Ansichten, Neigungen und Bestrebungen herausstellt, ist dies auch in der Politik der Fall

Thema. Die Ausführung des Vergleiches.

1) Der Sanguiniker. Er ist stets ein Mann des Fortschrittes und Optimist. Alles, was er für ersprießlich und zweckmäßig hält, scheint ihm auch erreichbar. Mag er schon nicht viel nachdenken, so mag er sich noch weniger anstrengen. Er ist der Mann, welcher in den Versammlungen begeisterte, hoffnungsreiche und schwungvolle Reden hält, welcher bei Zweckessen und demonstrativen Festlichkeiten mit voller Hingabe seine Schuldigkeit thut, aber die Arbeit überläßt er anderen.

Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.
So eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit und nur der Starke siegt.

Schiller.

2) Der Choleriker. Auch er ist ein Mann des Fortschrittes. Sein feuriger Sinn begnügt sich jedoch nicht mit bloßen Wünschen und Hoffnungen. Er widmet der Durchführung seiner Ideen alle seine Zeit und Kraft, er setzt für sie sein Leben ein. Freilich erschrickt er auch nicht vor gewaltsamen Maßregeln, seine letzte Zuflucht ist das Aufgebot der Massen. Bis auf einzelne Ausschreitungen, welche das Jahr 1848 brachte, hat die deutsche Nation daran festgehalten, daß nicht die Revolution, sondern die Reform der Weg ist, auf welchem wir den Fortschritt zu suchen haben.

Der Weg der Ordnung ist kein Umweg, ging' er
Auch durch Krümmen.

Schiller.

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Goethe.

3) Der Melancholiker. Er ist der konservative Politiker. Mit treuer Anhänglichkeit an das Alte versenkt er sich in die Vergangenheit. Er verkennt nicht die Mängel mancher staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, aber er hält daran fest, daß die Voreltern trotzdem in der Geschichte eine würdige Rolle gespielt, daß es nicht an den Einrichtungen, sondern an den Personen liege, wenn die hergebrachten Zustände verderblich werden. Namentlich betrübt es ihn, daß zwischen Oberen und Untergebenen fortan gesetzliche Abmachungen und Kontrakte über Recht und Billigkeit ent-

scheiden sollen, während bis dahin der patriarchalische Sinn, mochte es sich um den Landesherrn und die Unterthanen, um den Gutsbesitzer und seine Bauern, um den Lehrmeister und die Burschen handeln, die Seele alles Regimentes war, worin allein sich das Reich Gottes in seiner Gliederung entfalte.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß und bloß verneinen,
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.
Geibel.

4) Der Phlegmatiker. Bei seiner geringen Empfänglichkeit für die Außenwelt ist ihm auch der Streit um die Staatsinteressen eine fremde Sache. Vielleicht findet er sich ab und zu einmal bei den Wahlen ein, aber er thut es nicht, weil es sich um wichtige Gesetze handelt, sondern weil ihn ein freundlicher Nachbar oder ein guter Kunde dazu beredet hat. Wenn der König das Land so lange regiert hat, wird er auch künftig für alles sorgen. Seine Steuern muß man einmal zahlen und man sollte Ruhe halten, da es heißt, daß die Freiheit sehr teuer sei.

Schluß. Solon gab das Gesetz, daß jeder Bürger im Staate sich an eine Partei anschließen müsse. Dies war ein sehr weises Gesetz, denn die, welche jetzt den Dingen mit Gleichgültigkeit zusehen, würden, gleich viel, welcher Partei sie sich zuwendeten, die Ausschreitungen derselben durch ihre Mäßigung hindern und eine Ausgleichung schroffer Gegensätze herbeiführen.

112.

Erklärung einer Strophe aus Schillers Lied an die Freude.

Einleitung. Sinnige Gedanken, eine pathetische, mit schwungvollen Bildern geschmückte Sprache und vor allem ein frisches, kraftvolles Lebensgefühl verleihen diesem Gedichte eine hinreißende Wirkung. Schiller achtete jedoch zur Zeit seiner Abfassung (1785) noch nicht auf eine plastische Bestimmtheit und Klarheit, sondern sah das Wesen des Lyrischen hauptsächlich in einem stürmischen Erguss der Empfindung. Die Stimmung des Dichters teilt sich daher dem Leser, wie bei dem Anhören einer Musik, leicht mit, doch gerät man in Verlegenheit, wenn man sich die Gedanken in bestimmte Begriffe und die Bilder in bestimmte Anschauungen umwandeln will.

Thema. Erklärung der fünften Strophe des Gedichtes.

1) Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.

Die Freude an der Erkenntnis, wenn dem Forscher endlich die volle Wahrheit entgegenleuchtet, nach deren Ergründung er mühsam gerungen. Der Brennspiegel sammelt alle zerstreuten Strahlen des Lichtes in einen Punkt; ein unabläßiges Forschen und Lernen befruchtet unsern Geist mit Ansichten und Kenntnissen, welche sich endlich zu bedeutungsvollen Lebenswahrheiten vereinigen.

2) Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.

Warum thront die Tugend auf einem steilen Hügel, warum ist der, welcher sich ihr widmet, ein Dulder genannt?

Weil Kämpfe mit den eigenen Leidenschaften, mit den Verlockungen und dem Hasse der Welt den Lebensweg guter Menschen oft zu einem dornenvollen und steilen Pfade machen. Die Freude, welche diese Dulder belohnt, beruht auf dem herrlichen Bewußtsein der erprobten Rechtschaffenheit.

3) Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahne wehn.

Was ist ein Sonnenberg? was der Sonnenberg des Glaubens? Hier giebt es für die Erklärung keinen anderen Anhalt, als daß der Glaube doch das Übersinnliche, das Göttliche zu seinem Gegenstande hat. Demnach sollen wir uns wohl vorstellen, daß die Gottheit ihre Burg auf einem von der Sonne beleuchteten Berge hat, oder daß sie selbst, als die Fülle des Lichtes, von da gleich einer Sonne herniederstrahlt. Eine wehende Fahne verkündet den Sieg über Welt und Zeit. In hoc signo vinces. Sie ladet den Wanderer ein, sich aus den Regionen irdischer Wünsche und Sorgen zu erheben, sich zur leuchtenden Höhe des Gottbewußtseins aufzuschwingen, sich mit gläubigem Vertrauen unter den Schutz und Schirm der ewigen Weisheit und Vaterliebe zu stellen; hier findet er die Freude, die höher und seliger ist, als die Freude, welche die Welt giebt.

4) Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Ein wunderliches Bild. Wie kann man wohl durch den Spalt eines geborstenen Sarges in den Himmel sehn! Vermutlich ist gemeint, daß der Tote selbst, wenn er am jüngsten Tage erwacht und sein Sarg zerbricht, durch einen Riß in demselben in das sich ihm aufthuende Jenseits hinaufblickt. Dies wäre wohl die einzig mögliche Deutung der Worte, aber man kann nicht sagen, daß das Bild durch sie

viel natürlicher und ansprechender würde. Am besten ist es wieder, nicht scharf auf das hinzusehen, was der Dichter gesagt hat, sondern, die Worte als bloße Anklänge betrachtend, sich zu fragen, was er hat sagen wollen. Der Sinn der Verse wäre demnach: Auch das, was aller Lebensfreude ein Ende zu machen scheint, nämlich der Tod selbst, raubt uns noch nicht den Glauben, daß Freude die Bestimmung und die Seele der Welt sei, denn das Grab ist nur die Pforte zu einem seligeren Aufenthalte. Erschallt die Posaune des jüngsten Tages, so bersten die Särge und thun sich die Gräber auf. Wir finden uns dann droben wieder und der Chor der Engel feiert in Psalmen das frohe Wiedersehen, auf welches keine Trennung folgt.

Schluß. 5) Duldet mutig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

So viel Mühen, Kämpfe und Leiden das Leben unzähligen Menschen darbietet, wer mutig ausharret, erkennt stets, daß jedes irdische Übel sich im Reiche des Geistes zur Freude verklärt und daß unser himmlischer Vater, der alles zur Seligkeit berufen hat, jeden Dulder für seine Entbehrungen reichlich entschädigt.